Hausbüchlein

für das Volk und seine Freunde.

I.

Hausbüchlein

für

das Volk und seine Freunde.

Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen

und

Schilderungen aus dem Leben des Volks.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

Mit einer Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland.

Erster Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.

1852.

Sächsische
Landesbibliothek
- 1. NOV. 1969
Dresden

Inhalt des ersten Bandes.

(In Parenthesen ist bei den einzelnen Stücken das Werk angeführt, aus dem dieselben entnommen sind. In der Regel sind nur diejenigen Stücke als Bruchstücke dort bezeichnet, welche bei den Anderen, denen sie entnommen sind, nicht mindestens ein eigenes Capitel bilden, und denen meist in dieser Sammlung erst die Ueberschriften gegeben wurden.)

Vorwort ..... Seite XI

Die volksthümliche Literatur in Deutschland. Von H. Pröhle. XV

Möser (Justus), geb. 1720, gest. 1794.

1. Die Spinnstube. Eine osnabrückische Geschichte. (Patriotische Phantasien.) 1
2. Das abgeschaffte Herkommen. Eine lehrreiche Geschichte. (Ebend.) 11
3. Schreiben eines angehenden Hagestolzen. (Ebend.) 15
4. Sie tanzte gut und kochte schlecht. (Ebend.) 19
5. Der Galgen ist für uns und für unsere Kinder. (Ebend.) 22
6. Johann, sei doch so gut! (Ebend.) 24
7. Vortheilhafte Bauart der Bauernhäuser im Osnabrückischen. (Ebend.) 27
8. Vom Hüten der Schweine. (Ebend.) 29
9. Der Wirth muß vorauf. (Ebend.) 32
10. Ueber die Feierstunde der Handwerker. (Ebend.) 33

Seite

11. Vom Kerbſtocke. (Ebend.) 34
12. Von dem Naturgange der Gänſe. (Ebend.) 35
13. Eine Bauernmutter. (Ebend.) 36

Claudius (Mathias), geb. 1740, geſt. 1815.

14. Von meinem akademiſchen Leben und Wandel. (Wandsbecker Bote.) 37
15. Brief an Andres, die Illumination betreffend. (Ebend.) 39
16. Ein ſonderlicher Caſus von harten Thalern und Waldhorn. (Ebend.) 40
17. Am Neujahrstage. (Ebend.) 41
18. Hörgel's Brief an ſeinen Herrn. (Ebend.) 42

Jung-Stilling (Friedrich), geb. 1740, geſt. 1817.

19. Vater Stilling's Tod. (Bruchſtück aus „Stilling's Jugend".) 43
20. Frau Schmoll und ihre Töchter. (Bruchſtück, ebendaher.) 51
21. Lieschen's Geſicht. (Bruchſtück, ebendaher.) 53

Bürger (Gottfried Auguſt), geb. 1747, geſt. 1794.

22. Der Freiherr von Münchhauſen reiſet nach Rußland, verrichtet ein Liebeswerk, erhält eine kräftige Verſicherung vom Himmel, bindet ſein Pferd aus Irrthum an eine Kirchthurmſpitze, zerſchießt den Halfter und bekommt es wieder. (Münchhauſen's wunderbare Reiſen und Abenteuer zu Waſſer und zu Lande.) 56
23. Der Freiherr von Münchhauſen ſchießt zwei wilde Schweine auseinander, fängt einen Keiler und führt ihn nach Hauſe, ſtellt Betrachtungen über St.-Hubertus' Kreuzhirſch an und ſchießt einen Hirſch mit Kirſchkernen auf den Kopf, wovon ein Baum entſpringt. (Ebend.) 57
24. Ein achtbeiniger Haſe. Münchhauſen's Windſpiel läuft ſich die Beine ab, ſein Hund wirft Junge, während er einen Haſen jagt, und der Haſe ſetzt Junge, während ihn der Hund verfolgt. (Ebend.) 60
25. Münchhauſen reißt ſich nebſt ſeinem Pferde ſelbſt an ſeinem Haarzopfe aus einem Moraſte, geräth in türkiſche Sklaverei; der Baron ſteigt ſeiner Axt, die er zwei Bären, welche eine Biene anfielen, nachgeworfen hatte, bis in den Mond nach und kommt zurück, fällt zwei Meilen hoch aus den Wolken und gräbt ſich mit ſei-

Seite

nen Rägeln aus einem neun Klafter tiefen Loche empor. (Ebend.) 61

26. Münchhausen hilft sich mit seinem Wagen in einem engen Passe vor einem andern auf eine nicht leicht begreifliche Weise vorbei. Närrische Streiche eines Posthorns. (Ebend.) 63

29.*) Der Baron geht als Gesandter nach Groß-Cairo, nimmt verschiedene tüchtige Subjecte in Dienst, nämlich einen Läufer, Horcher, Schützen, Starken, Windmacher, und kehrt nach ausgerichteter Sache von Groß-Cairo auf dem Nil zurück. (Ebend.) 65

30. Der Baron trinkt mit dem Großsultan bei verschlossenen Thüren eine Flasche Tokaier, worob derselbe großes Wesen macht. Disput mit dem Großsultan über die Güte des Weins, nebst einer Wette. Billet des Barons an die Kaiserin Maria Theresia. Stückchen des Läufers, des Horchers, des Schützen. Der Großsultan läßt die Wette auszahlen. (Ebend.) 67

31. Der Baron reist nach dem Aetna, springt in den Krater hinein und macht angenehme Entdeckungen. Eine unangenehme Katastrophe. Der Baron rettet sich durch Schwimmen und kommt an Bord eines holländischen Schiffes. (Ebend.) 70

Pestalozzi (Heinrich), geb. 1746, gest. 1827.

32. Eine Großmutter stirbt. (Lienhard und Gertrud.) 73

33. Gertrud. (Bruchstück, ebendaher.) 81

34. Ein reines, fröhliches und dankbares Herz. (Bruchstück, ebendaher.) 84

35. Hoffart ist leicht zu erlernen, aber schwer zu unterhalten. (Lienhard und Gertrud.) 85

36. Der Vogt und sein Hund. (Bruchstück, ebendaher.) 86

Hardenberg (Friedrich von [Novalis]), geb. 1772, gest. 1801.

37. Der Bergmann. (Bruchstück aus „Heinrich von Ofterdingen".) 89

Seume (Johann Gottfried), geb. 1763, gest. 1810.

38. Bemerkungen von einer Reise nach Syrakus. (Bruchstücke aus dem „Spaziergang nach Syrakus".) 91

*) Durch ein Versehen sind die laufenden Nrn. 27 und 28 übersprungen.

Seite

Grübel (Johann Konrad), geb. 1736, geſt. 1809.

39. Peter auf dem Vogelmarkt. (Grotesken, Satyren und Naivetäten für 1808.) 112
40. Peter in der Kinderlehre. (Ebend.) 113

Hebel (Johann Peter), geb. 1760, geſt. 1826.

41. Einträglicher Räthſelhandel. (Schatzkäſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes.) 113
42. Der Staar von Segringen. (Ebend.) 116
43. Das ſeltſame Recept. (Ebend.) 118
44. Der ſchlaue Mann. (Ebend.) 119

Kleiſt (Heinrich von), geb. 1776, geſt. 1811.

45. Das Bettelweib von Locarno. (Geſammelte Schriften.) .. 119

Jahn (Friedrich Ludwig), geb. 1778.

46. Deutſch. (Bruchſtück aus „Deutſches Volksthum".) 122

Arndt (Ernſt Moritz), geb. 1769.

47. Königsberg im Januar und Februar 1813. (Bruchſtück aus „Erinnerungen aus dem äußern Leben".) 123

Kohlrauſch (Friedrich), geb. 1780.

48. Die Völkerſchlacht bei Leipzig. Den 18. und 19. October 1813. (Deutſche Geſchichte.) 126

Aus dem „Lebensfrühling". (Erſchien 1824.)

49. Der Knabe im Feldlager 135

Kerner (Andreas Juſtinus), geb. 1786.

50. Die Reiſe nach Orsburg. (Bruchſtück aus den „Dichtungen".) 137
51. Der junge Geſelle und die Waldfrau. (Bruchſtück, ebendaher.) 145
52. Das Horn von Olbenburg. (Bruchſtück, ebendaher.) ... 146

Grimm (Jakob und Wilhelm). Jakob geb. 1785, Wilhelm geb. 1786.

53. Tiſchchen deck dich, Goldeſel und Knüppel aus dem Sack. (Kinder und Hausmärchen.) 147

Seit.
54. Märchen von Einem, der ausging, das Fürchten zu lernen. (Ebend.) 157
55. Märchen vom Daumesdick. (Ebend.) 165
56. Märchen von den Bremer Stadtmuſikanten. (Ebend.) .. 171
57. Märchen vom Rothkäppchen. (Ebend.) 174
58. Märchen vom Doctor Allwiſſend. (Ebend.) 176
59. Das Bergmännlein beim Tanz. (Deutſche Sagen) 178
60. Zeitelmoos. (Ebend.) 179
61. Die Magd bei dem Nix. (Ebend.) 179
62. Stiefel. (Ebend.) 180
63. Die Roggenmuhme. (Ebend.) 180
64. Die zwei unterirdiſchen Weiber. (Ebend.) 181
65. Blümelis-Alp. (Ebend.) 181
66. Das Hemdabwerfen. (Ebend.) 182
67. Die weiße Frau. (Ebend.) 183
68. Rieſen aus dem Unterberge. (Ebend.) 183
69. Verkündigung des Verderbens. (Ebend.) 184
70. Die Zwerge bei Dardesheim. (Ebend.) 184
71. Schmied Riechert. (Ebend.) 185
72. Der Tannenhäuſer. (Ebend.) 186
73. Die verfluchte Jungfer. (Ebend.) 187
74. Wetter- und Hagelmachen. (Ebend.) 187
75. Die verwünſchten Landmeſſer. (Ebend.) 188
76. Der ewige Jäger. (Ebend.) 188
77. Die drei Alten. (Ebend.) 189

Fouqué (Friedrich Baron de la Motte), geb. 1777, geſt. 1843.

78. Wie der Ritter zu dem Fiſcher kam. (Bruchſtück aus „Undine".) 190
79. Wie ſie Undinen wiederfanden. (Bruchſtück, ebendaher.) 195
80. Wie der Ritter auf der Seeſpitze lebte. (Bruchſtück, ebendaher.) 198
81. Wie der Ritter Undinen mit ſich führte. (Bruchſtück, ebendaher.) 202

Brentano (Clemens), geb. 1777, geſt. 1842.

82. Die alte Bäuerin. (Bruchſtück aus „Geſchichte vom braven Kaſperl und der ſchönen Annerl".) 206

Seite

Falk (Johann Daniel), geb. 1770, geſt. 1826.

83. Der Kribbelkopf oder die Krabbe. (Volksſpiegel zur Lehr und Beſſerung.) 211
84. Die Höflinge von Ludwig XV. und der Schuhmacherburſche im Luthergäßchen. (Ebend.) 214
85. Das Gimpelchen. (Ebend.) 215
86. Der Krakeler. (Ebend.) 216
87. Der kleine Poppendorfer oder Recept wider den geiſtlichen Hochmuth. (Ebend.) 230

Vorwort.

Ein kurzer Bericht, zunächst über das Entstehen dieses Buches, wird, wie der Herausgeber hofft, kein unpassendes Vorwort für dasselbe sein.

Die Thätigkeit für die sittliche und intellectuelle Bildung des Volkes durch Lecture ist dem Herausgeber, namentlich auf dem Lande, vielfach nahegerückt. In den zwanziger Jahren versammelten sich die Bauern nur während der Sommerzeit in dem Baumgarten seines Vaters, um wöchentlich einmal die Zeitung vorlesen zu hören. Als dann nach einer längern Pause diese Lesestunden in den vierziger Jahren wieder aufgenommen wurden, war der Bildungstrieb bereits so groß geworden, daß die Zeitung allein beiweitem nicht mehr ausreichte und Bücher herbeigeschafft werden mußten. Die Auswahl war anfangs leicht, wurde aber immer schwieriger, je näher das Jahr 1848 herankam. Als es sich endlich wegen mancher hinzutretender fremder Elemente nicht mehr ausführen ließ, daß die bisherigen Volkslesestunden so gleichsam im Hause und in der Familie gehalten wurden und die Ordner ihnen bereitwillig ins Wirthshaus folgten, galt es, sich ernstlich umzusehen nach einer zu gleicher Zeit interessanten und lehrreichen Lecture, wenn man nicht alsbald Zschokke'sche Novellen, Held'sche „Locomotiven" und dergleichen die Ueberhand gewinnen sehen wollte. Die schlimmste Erfahrung, die man nun dabei machen mußte, war die, daß selbst viele sogenannte Volksschriften nur wenig Anklang fanden. Die Gespräche aber, welche sich an

dieſe Vorleſungen knüpften, waren meiſtens ſehr intereſſant und ſogar ſehr lehrreich, da namentlich der Schulze ein kluger und über die ländlichen Verhältniſſe ſehr unterrichteter Kopf war. So entſtand der doppelte Plan, einmal aus jenen Unterhaltungen eine neue Volksſchrift zu machen, und zweitens die beſten Stellen aus Dem, was ſich bei jenen Vorleſungen als wirkſam bewährt hatte, in einer Anthologie zu vereinigen. Der erſte Plan möchte kaum noch zur Ausführung kommen, aus dem zweiten aber iſt im Weſentlichen dieſes Werk hervorgegangen, und der Herausgeber hofft, daß die damals geſammelten Erfahrungen dieſem Buche zugute gekommen ſind, wenngleich daſſelbe allmälig ein anderes geworden iſt als das damals projectirte, das nur auf die augenblicklichen Bedürfniſſe der damals in der Provinz Sachſen ſehr zahlreichen Leſevereine, bei denen noch dazu mancherlei provinzielle Intereſſen vorherrſchten, berechnet war. Namentlich glaubte der Herausgeber ſich gegenwärtig auch nicht mehr an die an und für ſich vollkommen richtige Scheidung von Schriften „aus dem Volke" und „für das Volk" halten zu müſſen, ſondern legte bei der Aufnahme in dieſe Sammlung keinen andern Maßſtab an als den der Volksthümlichkeit, die faſt ſtets auch den beſten Schriften „aus dem Volke" (im Unterſchied von den Schriften „für das Volk") eigenthümlich war. Freilich mußte bei der Auswahl aus den Schriften „aus dem Volke" mit doppelter Vorſicht verfahren werden, und z. B. die Auswahl des aus Auerbach's „Dorfgeſchichten" Aufzunehmenden würde allerdings in einer Anthologie, welche lediglich literariſche Zwecke verfolgte und nicht eine Schrift für das Volk ſein möchte, eine etwas andere geweſen ſein. Doch waren die hierdurch aufgelegten Rückſichten keineswegs ſo groß, daß der Herausgeber nicht hoffen dürfte, die Schrift werde auch ſo noch an und für ſich ſchon ein literariſches und, wenn man will, ein literarhiſtoriſches Intereſſe zu erregen im Stande

sein, wenigstens bei Dem, der bei den einzelnen Autoren nicht allein die betreffenden Büchertitel, welche man, um den gemeinen Mann nicht durch Citate irre zu machen, in das Inhaltsverzeichniß verwies, sondern auch die Einleitung nachlesen will. Was den Aufsatz betrifft, welcher diese bildet, so ist er, seit er zuerst in der bei den Verlegern dieses Buches erscheinenden „Germania" (2. Bd. S. 89—125) veröffentlicht wurde, umgearbeitet worden, indem bei diesem Wiederabdruck so Vieles weggelassen und so Vieles hinzugefügt ist, daß er fast als eine neue Arbeit gelten kann. Seit er zuerst geschrieben wurde, hatte ein viermonatlicher Aufenthalt auf dem Lande die vom Verfasser ausgesprochenen Ansichten theilweise ergänzt und modificirt; einige ältere hierher gehörige Schriften, und gerade solche, die im Volke am meisten gelesen und in der Literatur am wenigsten beachtet werden, waren ihm noch zu Gesicht gekommen, manches Neue war noch erschienen, und an die Verlagshandlung dieses Buches waren in Folge jenes Aufsatzes durch die Freundlichkeit mancher Verleger zahlreiche Schriften für den Herausgeber eingesendet. Alles dies ist zugleich dieser Auswahl selbst zugute gekommen, in Betreff deren man noch folgende kurze Bemerkungen gestatten möge.

Da der Herausgeber die Absicht verfolgte, überhaupt ein brauchbares Material für Volkslesevereine u. s. w. herbeizuschaffen, so hat er ausnahmsweise auch aus solchen Schriften Bruchstücke entlehnt, welche weder zu den Schriften „aus dem Volk", noch zu denen „für das Volk" gehören. Wenn daher Jemand dieser Anthologie die Ehre erweisen wollte, bei der Anschaffung von Volksschriften sie zu Rathe zu ziehen, so bittet er schon aus diesem Grunde, stets die Einleitung zu vergleichen, worin neben den mannichfachen dort zusammengestellten literarischen Notizen auch eine Würdigung der einzelnen Volksschriften versucht wurde, diejenigen Bücher aber, in denen sich nur Einzelnes für unsern Zweck Geeig-

netes vorfand, ohne daß sie überhaupt volksthümlich wären, ganz unerwähnt blieben, wie trefflich sie auch zum Theil an und für sich sein mögen.

Zu den Rücksichten, welche dem Herausgeber durch das Streben auferlegt wurden, diese Anthologie zu einem für das Volk brauchbaren Buche zu machen, gehört auch noch, daß der Raum, der namentlich für ältere Schriftsteller bestimmt wurde, nicht immer ausschließlich nach ihrer literarischen Bedeutung abgemessen ward, sondern daß bei der Auswahl aus solchen Büchern, die wenig beachtet oder jetzt bereits verschollen sind, wie z. B. die von Falk, verhältnißmäßig am wenigsten mit dem Raume gespart ist.

Die Reihenfolge der Autoren ist im Allgemeinen die chronologische, wenngleich Manches nach dem innern Zusammenhange nebeneinander gestellt ist, wie z. B. gegen den Schluß des Buches die Auswahl aus der spätern Märchen- und Sagenliteratur.

Noch bleibt dem Herausgeber übrig, die Aufnahme einiger Bruchstücke aus seinen eigenen literarischen Versuchen zu entschuldigen.

Leipzig, am 6. April 1852.

H. Pröhle.

Einleitung.

Die volksthümliche Literatur in Deutschland.

Das alte Volksbuch und die neuere Volksschrift: die Volksschriftenvereine.

Ein Zweig der Literatur, welcher der neuern Zeit in Deutschland eigenthümlich genannt werden muß, ist das Volksschriftenwesen. Wiewol das Volk in unserer Zeit noch fortwährend, wie die fortwährende Umbildung der Sagen- und Märchenstoffe beweist, dichterisch thätig ist, so entstehen doch eigentliche Volksbücher heutzutage nicht mehr.

Hat nun im Allgemeinen die deutsche Literatur eine dem Volke entfremdete vornehme Richtung eingeschlagen, so lag zugleich in der damit zusammenhängenden einseitigen Ausbildung des abstracten Literatenthums der Grund, daß man vom Standpunkte der gewöhnlichsten Buchmacherei aus daran ging, auch das Bedürfniß zu befriedigen, das sich in Folge dieser Einseitigkeit auf Seiten des Volks zeigte oder doch bei demselben vorausgesetzt wurde. Wenn neuerdings sogar der Criminalist Demme sein vierbändiges „Buch der Verbrechen" ein Volksbuch genannt hat, so beweist dies, daß es abstracte Literaten und gewöhnliche Buchmacher in allen gelehrten Ständen gibt. Mit diesen vereinigte sich natürlich die buchhändlerische Speculation zur Ausbeutung dieses neuen Zweigs der Literatur. Im Ganzen konnte jedoch letztere bei der nothwendigen großen Wohlfeilheit der Volksschriften und den dadurch bedingten überaus starken Auflagen, welche sich mit der Unsicherheit des Absatzes auf dem gewöhnlichen Buchhändlerwege nicht vertragen, in dieser Beziehung noch weniger nachtheilig wirken, wohingegen für die Vereine, welche sich des Volksschriftenwesens annahmen, die Gefahr groß war, eine Unmasse schlechter Schriften hervorzurufen, welche sie auf eigene Kosten drucken ließen

und denen sie eine Verbreitung gaben, die zu ihrem Werthe nicht im entferntesten Verhältnisse stand.

Wir geben hier zunächst ein Verzeichniß dieser Vereine. Der „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" in Zwickau verbreitete Schriften von folgenden Autoren: E. Duller, J. G. Günnel, Jeremias Gotthelf, J. Beyer, J. Kell, Nikodemus, J. Körner, K. L. G. Schmidt, Heßler, C. Kirsch, H. Müller, G. Nieritz, K. Panse, Reichert, C. L. Schwabe, J. F. Th. Wohlfahrt und A. G. Zenne. Der „Allgemeine deutsche Volksschriftenverein in Berlin" vertheilte Bücher von J. H. L. Fischer, H. v. Gerdauen, Jeremias Gotthelf, G. Nieritz, F. Schmidt, H. Smidt, L. P. Schwalbe und K. F. W. Wander. Der „Verein zur Hebung und Förderung der norddeutschen Volksliteratur" in Berlin brachte Schriften von O. Ruppius, C. Mücke, R. Schneider und A. Fränkel. Dem „Badischen Volksschriftenvereine" gehören an G. Bossert, J. G. Günnel, E. Dieterich, J. Metzger und J. A. Pitschaft: dem „Württembergischen Volksschriftenverein" A. Buttersack, E. Dieterich, E. Lappe, O. Glaubrecht, Immermann, R. Gerber und E. Süskind. Außerdem existiren an religiösen protestantischen Volksschriftenvereinen: der Hauptverein für christliche Erbauung in den preußischen Staaten, die Tractatgesellschaft in Barmen und die Missionsgesellschaft in Basel. Größere Expeditionen für den Verlag von Volksschriften und Erbauungsbüchern sind ferner in Halle, Eisleben und im Rauhen Hause zu Hamburg, welches letztere mehr und mehr auf das Volksleben Einfluß gewinnt. Der bedeutendste unter den obengenannten Vereinen ist der Volksschriftenverein zu Zwickau, der im Jahre 1840 gegründet wurde.

Lediglich die Verbreitung schon vorhandener Bücher, die er zum Theil vom Zwickauer Vereine übernimmt, hat sich der seit 1843 bestehende magdeburger „Zschokke-Verein" zur Aufgabe gestellt. Im Allgemeinen muß man, wie schon angedeutet wurde, nach den jetzigen Erfahrungen sagen, daß der gewöhnliche Gang des Buchhandels den Vorzug vor den Machinationen des Vereinswesens verdient, wenn es gilt, dem Volke seine geistige Nahrung zuzuführen. Hat jener

zwar wol manches Tüchtige verloren geben lassen, so hat dieses verhältnißmäßig weit mehr Mittelmäßiges und Schlechtes gefördert. In sehr vielen Fällen sind von den Buchhändlern gerade die Volksschriftenvereine benutzt worden, um ihre Ladenhüter abzusetzen. Die Neigung des Buchhandels, das Bedürfniß des Volks nach Lecture einseitig in seinem Interesse auszubeuten, würde ohne die Hülfsleistung solcher Vereine viel weniger erhebliche Folgen haben. Professor J. Gersdorf zu Altenburg, in seinem tüchtigen Streben nach echter Volksthümlichkeit, wollte (1843) die Jahrmärkte, wo man noch jetzt die alten deutschen Volksbücher verkaufen sieht, auch zum Markt für das neuere Volksschriftenwesen machen. „Unsere Buchhandlungen", sagt er, „passen nicht für Landleute; das Neueste gilt dem Buchhändler oft für das Beste, und muß das gewünschte Buch erst verschrieben und dann eingebunden werden, so wird dem Bauer oft die Lust zum Kauf vergehen, oder er fürchtet, übertheuert worden zu sein, weil er nichts abhandeln kann." Er wollte deshalb einen Verein begründen, welcher sich mit passenden Handelsleuten in Verbindung setzen und durch diese den Verkauf guter und volksthümlicher Bücher auf Jahrmärkten leiten sollte. Das hieß freilich etwas sehr Einfaches mit zu künstlichen Mitteln ins Leben rufen wollen, was natürlich nicht möglich war. Das „Organ für das gesammte deutsche Volksschriftenwesen", das er 1846 mit Ruppius herausgab, konnte keinen Einfluß gewinnen. — Außer Gersdorf (und Ruppius) haben hauptsächlich über die deutschen Volksschriften geschrieben: R. Prutz in einem Aufsatze über „die deutsche Unterhaltungsliteratur" im „Literarhistorischen Taschenbuche" (auch abgedruckt in Prutz' „Kleinen Schriften", 1847); B. Auerbach in „Schrift und Volk" (1847), auch in der Dorfgeschichte „Der Lauterbacher"; Ludwig im „Wegweiser im Gebiete der Volksliteratur" (1847); A. Merget im „Brandenburgischen Schulblatt" von 1847, 6. und 7. Heft; E. Otto im „Aufruf zur Gründung von Dorflesevereinen und Dorfbibliotheken nebst einem Verzeichniß guter Volksschriften" (1847). Ein Sendschreiben von K. B. König an Gersdorf theilte von diesem abweichende, doch minder gute Ansichten über Volksschriftenwesen mit. Unter der Presse befindet sich: „Wegweiser durch die deutsche Volksschriftenliteratur.

Unter Mitwirkung von Mehreren herausgegeben von Karl Bernhardi".

Charakteristik der bedeutendsten neuern Volksschriftsteller Deutschlands.

Wir gehen jetzt an eine Musterung der Autoren, welche als deutsche Volksschriftsteller betrachtet werden dürfen. Auf der Grenze der neuen und der alten Zeit steht, noch halb dem mittelalterlichen Feudalstaate angehörend, der Mann, mit dem wir hier beginnen müssen:

Justus Möser.

Die literarische Thätigkeit Justus Möser's ist kaum zu verstehen ohne Kenntniß der Stellung, die er im praktischen Leben einnahm. Er gehörte einer aus der Kurmark stammenden Familie an und wurde 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war. Aus seiner Kindheit hat er selbst uns einen Zug aufbewahrt, der beweist, wie wenig Neigung im Ganzen Möser hatte, sich einfach von den Gesetzen der Moral leiten zu lassen, wie er denn auch in seinen Schriften fortwährend nur auf den Nutzen und die Vortheile der meist vortrefflichen Handlungen, die er empfahl, zurückging. Funfzehn Jahre alt, entwandte er aus dem Geldschranke seines Vaters eine kleine Summe Geldes; als sein Hauslehrer dies entdeckte, ergriff er die Flucht und kam „in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen", nach Münster. Hier vagabondirte er ohne Geld einen ganzen Tag lang auf den Gassen umher, bettelte und wurde endlich von einem Domherrn ermahnt, nach Hause zurückzukehren. — 1740 und 1741 studirte er in Jena, 1742 in Göttingen. 1746 verheirathete er sich und wurde 1747 Advocatus patriae in Osnabrück.

Aus den eigenthümlichen Verhältnissen des kleinen Staatswesens, dem er ausschließlich seine Thätigkeit widmete, kann allein auch sein schriftstellerischer Charakter erklärt werden. In seiner Lage gewöhnte sich Möser's tüchtige Natur immer mehr daran, bald diese, bald jene Sache zu führen und seinem Vaterländchen dadurch zu nützen, daß er diplomatisch verfuhr, selbst auf Gebieten, auf welche wir heutzutage der

Diplomatie keinen Einfluß mehr gestatten mögen. Vertheidigte er doch selbst für das gewöhnliche bürgerliche Leben menschliche Schwächen, wenn er glaubte, sie für das Wohl des Familienlebens u. s. w. benutzen zu können, wie er denn z. B. den Müttern rieth, ihre Töchter allein durch den Spruch „was werden doch die Leute dazu sagen"? an ein sittsames Leben zu gewöhnen. Möser schrieb seine „Patriotischen Phantasien" durchaus als Jurist und Advocat, er nahm für diese oder jene Seite Partei, verfocht sie in irgend einer gutgewählten Maske, z. B. als Kornhändler, alter Edelmann, durchreisender Franzose, Hagestolz u. s. w.; in jeder dieser Masken erschöpfte er einseitig die Gründe, welche für eine Sache vorzubringen waren, und es fiel ihm so wenig ein, auch die Gegengründe zu erwähnen und so die in der Mitte liegende Wahrheit zu suchen, als es dem Rechtsanwalt einfällt, der für Jemand einen Proceß gewinnen will. Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht, daß Möser auch als Beamter sich sträubte, seine Stellung als Advocatus patriae zu verlassen und Richter zu werden, weil sein Wesen sich gegen das richterliche Entscheiden sträubte. „Er lernte früh", sagt sein Biograph Fr. Nicolai, „sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von den entgegengesetztesten Interessen, schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung, alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt; durch welche Neigung bei ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freilich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxien und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theil auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteien, die er zu schonen hatte, hervorgebracht, allemal aber sowol durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Charakters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward." Dabei war er als Beamter freimüthig und rücksichtslos, wo er es für nöthig hielt, auch da, wo Niemand außer ihm es zu sein wagte. 1761 wurde Möser nach London beschieden, wo er acht Monate lang verweilte. 1765 schrieb er an Nicolai, daß er „dem kleinen

Biſchofe (von Osnabrück) zugeordnet und ſchlechterdings inſtruirt ſei, in allen Dingen vorher ſein Gutachten abzugeben". Erſt 1766 begannen die „Osnabrück'ſchen Intelligenzblätter" unter Möſer's Aufſicht und blieben unter derſelben bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in dieſen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Geſetzen und der Verfaſſung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus ſeinem eigenen Geſchäftskreiſe nahm; aber eine andere Abſicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: „nützliche Wahrheiten, die ihm von ſeiner Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen", menſchlichere Geſinnungen zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, für feinere Empfindungen und beſſern Geſchmack mehr Raum zu ſchaffen, dadurch die Einwohner, worunter manche, ſelbſt vornehmen Standes, noch ziemlich roh waren, einer beſſern Cultur näher zu bringen und eine gewiſſe Vereinigung der cultivirten Menſchen unter ſich zu bewirken. „Hierzu", ſagt Nicolai, „wendete er ſeinen Geſchäftskreis, ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Witz, ſeine Welterfahrung und ſeine ernſthafte und Erholungslecture an. Er war gleich einer arbeitſamen Biene, welche, ihrem kleinen, wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebaut hat und ſodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beſchienene Gefilde, Honig aus den ſchönen Blüten zu ſaugen, aber mit dem Honig Stoff zu neuen Zellen einbringt und alſo durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert." So entſtanden die „Patriotiſchen Phantaſien", welche in der 1843 durch B. R. Abeken neu geordneten und vermehrten Ausgabe von Juſtus Möſer's ſämmtlichen Werken mit den „kleinern, den Patriotiſchen Phantaſien verwandten Stücken" den erſten bis fünften Theil bilden. Was in Möſer's Volksſchriften auch jetzt noch keineswegs veraltet iſt, das iſt ſeine geſunde Anſchauung des Lebens, ſein praktiſcher Sinn und jene „nützlichen Wahrheiten", die er zu ſagen ſich vorgenommen hatte und die von Niemand nach ihm ſo friſchen Muths und ſo wirkſam geſagt worden ſind. Auch läßt ſich, mag man über Das, was Möſer in politiſchen Dingen vertheidigte, denken wie man will, nicht leugnen, daß nach ihm in Deutſchland Niemand aufgetreten iſt, der die öffentlichen An-

gelegenheiten so treffend in populärer Weise zu behandeln verstanden hätte.

Von Möser's übrigen Schriften ist die später geschriebene „Osnabrückische Geschichte" die wichtigste; auch in dieser knüpft er an die Entwickelung der localen Verhältnisse sehr bedeutende Winke und Untersuchungen von allgemeinerm Interesse an. Möser starb im Jahre 1794. Ueber ihn hauptsächlich Gervinus in seiner „Nationalliteratur"; W. Friedensburg in den frühern „Grenzboten".

Claudius, Stilling, Bürger.

Justus Möser ist der Vorläufer unserer neuen volksthümlichen Literatur, welche sich bald nach seinem Auftreten als eine besondere Richtung während der classischen Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts entwickelte. Ihre Eigenthümlichkeit lag zunächst in der Form, wie das sogleich bei Claudius deutlich wird, der oft Recensionen von dem Volke sehr fernliegenden Büchern in seinem „Wandsbecker Boten" veröffentlichte, während man später vor allem nach volksthümlichem Inhalte strebte und noch strebt. Mathias Claudius, geboren am 15. August 1740, (wie Karl Gödeke festgestellt in seinem Buche: „Deutsche Dichtung", I, S. 728) zu Rheinfeld im Zweibrückischen, studirte zu Jena, privatisirte dann in Wandsbeck, wo er von 1770 an seinen „Wandsbecker Boten" herausgab, wurde 1776 als Oberlandcommissar nach Darmstadt berufen, fühlte sich dort aber nicht heimisch und kehrte schon 1777 nach Wandsbeck zurück, wurde 1778 erster Revisor der holsteinischen Bank in Altona, wohnte fortwährend in Altona und starb am 21. Januar 1815. Sein „Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" erschien zuerst von 1775—1812, dann 1819, 1829, 1838 und 1844.

Der „Wandsbecker Bote" handhabt die auf seiner Derbheit beruhende Popularität eigentlich nur als eine Maske, hinter der sich die Opposition gegen die Aufklärung seiner Zeit versteckt. Er ist daher noch heute der Poet der politisch-religiösen Reaction, und sein Lied:

Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht schier wie Karfunkelstein!

ist neuerdings in Preußen in jedem Treubund gesungen worden.

Zuweilen wurde der treffliche Mann bei aller Popularität durch Einmischung seines Klopstock'schen Bardenthums und seiner Göttinger Dichterbundsschwärmerei recht unerquicklich.

An Mathias Claudius reiht sich Johann Heinrich Jung (Stilling). Dieser wurde geboren 1740 als Kind armer Aeltern, verlebte eine vielfach interessante Jugend, studirte zu Straßburg, nachdem er vorher Schneider und Schullehrer gewesen war, wurde Arzt in Elberfeld, 1778 Lehrer an der Kameralschule zu Lautern, lebte dann zu Marburg und Heidelberg, wo er am 2. April 1817 als badischer Geheimrath starb. Er beschrieb sein Leben unter dem Titel: „Heinrich Stilling's Jugend", „Heinrich Stilling's Jünglingsjahre", „Heinrich Stilling's Wanderjahre" in 3 Bänden. Hiervon ist „Heinrich Stilling's Jugend" am meisten volksthümlich; der alte Stilling, Wilhelm und Dortchen, d. h. der Großvater, der Vater und die Mutter des Erzählers, verwandeln sich bei Stilling in Typen, nicht unähnlich dem Vetter Andres mit seiner Braut in der Claudius'schen Zeitschrift. Störend wirkt dabei die Einmischung und Begünstigung des pietistischen Sectenwesens des vorigen Jahrhunderts und die Eitelkeit des Wunderkindes, als welches Jung-Stilling sich darstellt, sodaß man glauben möchte, die neuern dänischen Dichter, namentlich Andersen, hätten von ihm gelernt, wenn sie den Glanz schildern, den ihr funkelndes Genie in ihrer Jugend durch arme Bauernhütten verbreitete.

Von der gesunden volksthümlichen Kraft, welche sich seit Luther noch immer von Zeit zu Zeit bei deutschen Gelehrten gezeigt hat, findet sich eine der kräftigsten Spuren in „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbaren Reisen und Abenteuern zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte", einem Buche, das sich, wenn auch nicht der Zeit, doch dem Inhalte nach in der That unmittelbar an die alten Volksbücher anreiht. Der Verfasser dieses Buches hat sich nie genannt, aber die Literaturgeschichte bezeichnet als solchen Gottfried August Bürger, und ein Nachdruck von Bürger's Werken hat ohne Weiteres Münchhausen's Reisen als einen besondern Band aufgenommen. Aus der Vorrede zur Ausgabe der Münchhausen'schen Lügen von 1840 erfahren wir, daß Bürger zwar einen bedeutenden, ja wol den größten Antheil an diesem

Werke gehabt und als Herausgeber desselben angesehen werden müsse, jedoch schwerlich alleiniger Urheber desselben gewesen sei, denn es erscheine als nicht minder gewiß, daß auch seine berühmten Zeitgenossen an der göttinger Hochschule, Kästner und Lichtenberg, an demselben mitgearbeitet. Wahrscheinlich sei das Werk aus heitern Tischgesprächen dieser genialen Männer entstanden, indem sie sich gegenseitig an Uebertreibungen zu überbieten suchten und einer von ihnen, nämlich Bürger, sie in diejenige Form goß, in welcher das Werk im Jahre 1788, angeblich aus dem Englischen übersetzt, zum erstenmal und zwar mit der Angabe London als Verlagsort, jedoch in Wahrheit im Verlage der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen, gedruckt wurde. Der Gedanke, es als die deutsche Uebersetzung eines englischen Originals, wie bis 1840 alle rechtmäßigen Ausgaben bezeichnet waren, erscheinen zu lassen, lag sehr nahe, da nur diese Mystification manchen Anstoß beseitigen konnte, den sonst die satirische Laune der drei göttinger Professoren ohne Zweifel erregt haben würde. Liest man diese Lügenabenteuer mit einiger Aufmerksamkeit, so staunt man über die mannichfachen Beziehungen zu dem wissenschaftlichen Leben jener Zeit, welche darein verwebt sind, ohne dem volksthümlichen Charakter des Ganzen Abbruch zu thun. Nur in jenem Zeitalter, wo die Naturwissenschaften anfingen ihr Licht über die Wunder der Natur zu verbreiten und wo man außerdem noch einen frischern Eindruck von den großen Weltentdeckungsreisen hatte, als wir, konnte diese derbe Satire geschrieben werden. Daß übrigens eine oder die andere englische Quelle für das Werk benutzt ist, scheint uns unzweifelhaft und geht auch schon aus der Analogie mit dem Entstehen der meisten Bürger'schen Balladen hervor.

Wenn Bürger in diesem anonymen Werke ganz seine volksthümliche Natur walten ließ, so stellte er dagegen als Volksdichter für seine Balladen u. s. w. selbst bestimmte Principien auf, in denen er keineswegs mit Bewußtsein die Idee der Volksthümlichkeit in unserm Sinne geltend machte. Die „Popularität", welche er als das Siegel der Vollendung an einem übrigens schon vortrefflichen Gedichte betrachtet, ist von der spätern Volksthümlichkeit eines Jeremias Gotthelf himmelweit verschieden. Sie ist eine abstracte Deutlichkeit.

Charakteristisch ist dabei, daß er, fast allein von allen Volksdichtern, nie versucht hat, im Dialekt zu dichten. Bürger wollte, wie gesagt, allgemein verständlich sein, aber er hat niemals gleichsam aus Sinn und Geist seines Volks heraus dichten wollen. Jene Deutlichkeit machte ihn zum Lieblinge des halbgebildeten deutschen Bürgerstandes, etwa wie später Zschokke. Seine „Lenore", die künstliche Ueberarbeitung eines alten Balladenstoffes, ist keineswegs zum Volksliede geworden, wie dies vielen Dichtern neuerer Zeit mit ihren Liedern begegnet. Seine erzählenden Dichtungen in Versen scheinen für seine Zeit Das gewesen zu sein, was für das neuere Publicum die Novelle geworden ist: Stoff zur Unterhaltung. Nur in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", wie in einigen andern Balladen, ist die Form volksthümlich, unter welcher der Dichter die zarteste und sinnigste Naturbetrachtung von wesentlich elegischer Grundstimmung ins Volk einschmuggelt. Auch unter seinen eigentlichen Liedern sind viele wahrhaft volksthümlich.

Bürger war geboren am 31. December 1747 (nicht am 1. Januar 1748) in der Sylvesternacht, zu Molmerswende (nicht Wolmerswende, wie fast überall zu lesen ist) in der jetzigen Grafschaft Falkenstein im Halberstädtischen. Dort war sein Vater, geboren in Pansfelde (nicht Pomsfelde), Prediger. Er soll nach seinen Biographen 1760 auf die Stadtschule zu Aschersleben, 1762 auf das Pädagogium nach Halle gekommen sein, ist jedoch nach hallischen Schulacten schon am 8. Sept. 1760 in Halle recipirt. 1764 soll er nach zweifelhaften Nachrichten die Universität Halle bezogen haben. Seit 1768 studirte er in Göttingen, wo er mit dem Dichterbunde in Verbindung trat. 1772 wurde er Justizamtmann im Gerichtssprengel Altengleichen bei Göttingen, verheirathete sich 1774 mit der ältern Tochter des Beamten Leonhardt, knüpfte aber bald mit der jüngern Schwester, die er als Molly feierte, das bekannte Verhältniß an. Nach dem Tode der ältern Schwester wurde er 1785 mit der jüngern getraut und ging als Docent nach Göttingen. Nach Molly's 1786 erfolgtem Tode schloß er 1790 eine dritte Ehe mit dem bekannten „Schwabenmädchen", welche 1791 gerichtlich getrennt werden mußte. Bürger starb am 8. Juni 1794 in großem Elend*).

*) Näheres über ihn in meinen Aufsätzen „G. A. Bürger" im

Von Pestalozzi bis zu Zschokke.

Ehe noch Bürger's „Münchhausen" erschienen war, hatte schon Heinrich Pestalozzi den Anfang seines Volksbuches „Lienhard und Gertrud" (das Ende erschien später) herausgegeben und so der neuern pädagogischen Schriftstellerei fürs Volk die Wege gebahnt. Pestalozzi war am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, studirte anfangs Theologie und dann Jurisprudenz, wurde aber, durch Rousseau's „Emile" mit Abneigung gegen den gelehrten Stand erfüllt, Oekonom. Er lernte auf seinem kleinen Gute bei Lenzburg seit 1768 die Verwahrlosung der niedern Volksclassen kennen und begann 1773 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus. Er galt anfangs als Sonderling und mußte mancherlei Anfechtungen erdulden. Durch seinen Mangel an Menschenkenntniß und Geschäftskunde gerieth er in Verlegenheiten und mußte ein Unternehmen nach dem andern aufgeben. 1804 zog er nach Münchenbuchsee und später nach Yverdun. Er starb 1827. Seine Volksschrift „Lienhard und Gertrud" erschien zuerst in Basel 1781—89 in 4 Bänden. Ein anderes Volksbuch von ihm ist „Christoph und Else" (Zürich 1782). Seine eigentlich pädagogischen Schriften, z. B.: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Zürich 1801), das „Buch der Mütter" (Leipzig 1803), sowie seine Selbstbiographie (Leipzig 1826), gehören nur insofern hierher, als sich darin die ganze Innigkeit und Hingebung dieses reichen Gemüths für die Sache des Volks abspiegelt.

Wie Pestalozzi seine Thätigkeit als Volksschriftsteller auffaßte, zeigt sich am deutlichsten darin, daß er seinem Volksbuche „Lienhard und Gertrud" ein Göthe'sches Lied in Noten gesetzt beifügte, was einerseits zu sehr an Schulen, andererseits aber an die neuesten Versuche zur Besserung von Sträflingen erinnert, während sonst zwar von jeher der Holzschnitt, niemals aber die Musik und künstlicher Gesang mit der Volksschrift verbunden war. Uebrigens war „Lienhard und Gertrud" bis zum Erscheinen von Gotthelf's „Uli der Knecht" das beste größere Volksbuch, wenngleich Pestalozzi schon in

„Morgenblatt" für 1819, Nr. 276—287, und im „Deutschen Museum" von 1851, S. 607—612.

der zweiten Auflage, wie er bei allen seinen schönen Sachen that, es verballhornte. Mit Recht wurden daher später die beiden ersten Theile (in Einem Bande, Zürich 1844) nach der ursprünglichen Ausgabe wieder abgedruckt. Indessen macht die veraltete Gesprächsform, welche in den meisten Capiteln vorherrscht, das Buch gegenwärtig fast unlesbar. Die schönsten Stellen, namentlich der Tod der Großmutter, welche von ihrem Sterbebette hinweg ihren kleinen Enkel zu Gertrud schickt, der er aus Hunger einige Kartoffeln gestohlen hat, sind ohnehin so elfenhaft zart, daß sie mehr für Kinder als fürs Volk geschrieben scheinen. Gertrud ist überhaupt mehr eine Fee als eine Bauernfrau und ebenso ist der Gutsherr ein überirdisches Wesen. Durch Beide wird mit Hülfe des Pfarrers der Vogt, der mit mehrern andern Bauern geradezu ein Teufel ist, gebessert. Am meisten Lebenswahrheit findet sich am Schlusse in der tiefergreifenden „Lebensbeschreibung des Vogts Hummel". Dieser Abschnitt ist im bezeichneten Abdrucke der ursprünglichen Ausgabe der Pestalozzi'schen Ueberarbeitung in dessen sämmtlichen Schriften entnommen. Ursprünglich hatte Pestalozzi — was sehr charakteristisch ist — die Lebensgeschichte des Vogts in Form einer Predigt angehängt, welche der Pfarrer über den armen Sünder hielt, während der Verurtheilte unter der Kanzel allem Volk zur Schau dargestellt wurde. Allerdings hat der Geist der Zeit seitdem eine merkwürdige Umwandlung erfahren in Rücksicht auf öffentliche Strafen, indem man allgemein einsieht, daß öffentliche Ausstäupungen, Pranger und Stuhlpredigten weder dem Unglücklichen selbst noch dem Volke frommen. Allein das Befremdende, das „Lienhard und Gertrud" jetzt für uns hat, liegt keineswegs nur in diesen einzelnen altväterischen, für die Culturgeschichte merkwürdigen Stellen, welche jetzt Niemand mehr in der Form schreiben könnte, wie sie Pestalozzi ursprünglich geschrieben hat. Wenn wir den Wunsch aussprechen, daß man sich bei einem spätern Abdrucke von „Lienhard und Gertrud" ganz an die ursprüngliche Ausgabe halten möge, so geschieht dies keineswegs im rein literarhistorischen Interesse, sondern weil zu dem haarsträubenden Inhalte des Lebenslaufs (welcher übrigens mit der neuerdings gewonnenen größern sittlichen und intellectuellen Aufklärung des Volks ebenso gut als die Form

selbst veraltet ist) diese furchtbar erschütternde Form in ganz richtigem Verhältniß steht, sodaß schon von selbst ein Mißverständniß nicht aufkommen kann.

Etwas später durchzog ein guter Gesell und gerader ehrlicher Charakter, Johann Gottfried Seume (geboren 1763 zu Poserna bei Weißenfels), nach mannichfaltigen Schicksalen, die für die damaligen Zustände, besonders Hessens, ein sehr bedenkliches Zeugniß ablegen, das deutsche Vaterland und wanderte zu Fuß durch Oestreich und Italien bis nach Syrakus. Später kehrte er nach Leipzig und Grimma zurück, wo er in der bescheidenen Stellung eines Correctors lebte. Er starb 1810 zu Teplitz. Ueber seine Reise veröffentlichte er 1803 als Reisebericht den „Spaziergang nach Syrakus", der nicht allein in einer an Reisewerken noch armen Zeit eine Bedeutung erlangte, sondern wegen seiner frischen, schlichten und originellen Darstellungsweise und seiner zu gleicher Zeit freimüthigen und edeln Sprache noch jetzt als ein gutes, allgemein ansprechendes Volksbuch betrachtet werden kann.

Sowie Schiller und Goethe, der Eine in seiner rein idealen, der Andere in seiner wenigstens dem Leben der Nation entfremdeten Stellung nur sehr wenig hervorbrachten, was in unserm Sinne volksthümlich genannt werden kann, wenngleich wir ihnen eine Volksthümlichkeit in anderm Sinne nicht absprechen können, so haben auch die Romantiker verhältnißmäßig wenig geschrieben, was sich zur Lectüre für das Volk eignet. Zwei vorzügliche Dichtungen indeß haben wir namentlich von ihnen anzuführen, in denen das Streben nach Volksthümlichkeit klar zu Tage liegt: die „Undine" von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, zuerst 1813 erschienen, und die „Geschicht vom schönen Annerl und braven Kasperl" (zuerst 1817) von Clemens Brentano. Allein die erstere Geschichte, so reizend sie vorgetragen ist, leidet an der Widersinnigkeit der Vermählung des Menschen mit jenen Elementargeistern, denen Undine entstammt, und der scharf auf die Spitze getriebene Begriff von Ehre, an dem der Unteroffizier Kasperl und sogar die schöne Annerl, eine Magd, zu Grunde gehen, ist doch am Ende nur aus den ritterlichen Kreisen der Romantik auf das Volksleben übertragen, wenn auch in einer durchaus sachgemäßen, natürlichen und edeln Weise. Ebenso hat die Volksthümlich

keit Ludwig Jahn's (sein „Deutsches Volksthum" erschien 1810) mit derjenigen Volksthümlichkeit, von der wir hier reden, nur wenig gemein. Wer das Volksthum seiner Nation künstlich reproduciren will und zu diesem Zwecke selbst neue Wörter bildet oder ganz veraltete wieder aufnimmt, kann weder so schlicht noch so einfach und verständlich schreiben, wie wir es vom Volksschriftsteller verlangen. Dagegen hat der durch das Turnen mit Jahn verwandte Schriftsteller GutsMuths*) in seinem Buch: „Deutsches Land" (welches jedoch der Jahreszahl nach, die es trägt, 1821—31, strenggenommen einer spätern Epoche angehört), ein Werk geliefert, das, allerdings jetzt vielfach veraltet, nach seinem Inhalte als ein vortreffliches Volksbuch betrachtet werden darf. Ebenso hat sich der Pädagog Ch. G. Salzmann und, um auch dies sogleich zu erwähnen, später sein Enkel H. O. Lenz um die Volksschrift verdient gemacht, Letzterer (1835) als naturwissenschaftlicher Schriftsteller.

In der edelsten Weise waren auch bereits um die Zeit jener Jahn'schen Wirksamkeit die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm für deutsches Volksthum thätig, indem sie diesem durch die Darbietung der deutschen Sagen und Märchen einen passenden und wirklich volksthümlichen Inhalt zu geben suchten. Indem die „Kinder- und Hausmärchen" (1812—16) und die „Deutschen Sagen" (1816) auf der einen Seite für die Wissenschaft ein außerordentlicher Gewinn waren und die eigentliche Grundlage der deutschen Mythologie wurden, wirkten sie zugleich befruchtend auf das Volk zurück und belebten aufs neue die schon ersterbende Sage im Volksmunde. Bekanntlich verhält es sich ähnlich mit der unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" durch Achim von Arnim und Clemens Brentano herausgegebenen Sammlung von Volksliedern. Die Grimm'schen Sammlungen sind die einzigen noch jetzt gelesenen Volksbücher, welche wir der damaligen Richtung auf die Wiedererweckung der deutschen Nationalität verdanken.

---

*) J. Chr. Fr. GutsMuths, geboren 1759 in Quedlinburg, ist der eigentliche Vater der gymnastischen Uebungen in Deutschland, wurde 1784 Lehrer in Schnepfenthal, lebte dann in Ibenhain bei Gotha und starb 1839 in Schnepfenthal.

Um hier die Märchenliteratur kurz zusammenzufassen, gedenken wir auch des „Märchenbuches" von Ludwig Bechstein, welches großentheils seine Stoffe aus mittelhochdeutschen Dichtungen schöpfte und seit 1845 in 63,000 Exemplaren verbreitet ist, sowie der 1851 erschienenen „Deutschen Hausmärchen" von J. W. Wolf. An trefflicher Behandlung kann sich jedoch keine der spätern Märchensammlungen, über welche man Näheres findet in Wilhelm Grimm's Vorrede zur 6. Aufl. der „Kinder- und Hausmärchen", und in Bechstein's Aufsatz: „Das Märchen und seine Behandlung in Deutschland" („Germania", 2. Bd. S. 516—528) mit den Grimm'schen Märchen messen.

Zu denjenigen Autoren, welche ihre Bücher selbst hin und wieder als Volksschriften bezeichneten, gehört Johann Daniel Falk (geboren 1770 zu Danzig als Sohn eines Perückenmachers, gestorben 1826 zu Weimar als Legationsrath: er gründete an letzterm Orte eine Anstalt für verwahrloste Kinder, der spätern des Rauhen Hauses in Hamburg ähnlich; sein „Volksspiegel" erschien 1826). Sein Leben in dem rein literarischen Weimar ließ ihn, wie es scheint, zu keiner rechten Klarheit über seine Aufgabe kommen, und seine Volksschriftstellerei drang nicht bis zu jener schlichten Einfachheit durch, welche für den guten Volksschriftsteller unerläßlich ist. Gute Beobachtungsgabe und Talent für Sittenschilderungen ist bei ihm nicht zu verkennen; doch ließ er sich meist von Nebenzwecken leiten, welche der guten Volksschrift fremd sein müssen, und machte unter Anderm mit Rabener'scher Absichtlichkeit ein Geschäft aus der Satire.

Als die eigentlichen Väter unserer Volksschriftstellerei, wie sie in der Gegenwart ist, müssen, außer Pestalozzi, Johann Peter Hebel und Heinrich Zschokke betrachtet werden. Von Hebel hätte längst die Rede sein sollen, wenn nicht sein Name später, da wo insbesondere von der Volkszeitschrift und da wo von der Dichtung in Dialekten zu sprechen sein wird, mit Auszeichnung genannt werden müßte. Von Heinrich Zschokke (geboren zu Magdeburg am 22. März 1771, gestorben 1849) erschien „Das Goldmacherdorf" (zuerst etwa 1826), „Meister Jordan" und „Die Branntweinpest", welche mit „Des Schweizer Boten Spruch und Schwank" auch als „Gesammelte Volksschriften" herausgegeben wurden. „Das

Goldmacherdorf" reiht sich unmittelbar an Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" an. Wie jenes Pestalozzi'sche Buch, ist es wesentlich pädagogisch gehalten und in seiner Art unübertrefflich, obgleich es von der Zartheit, der seltenen Innigkeit und dem ganzen eigenthümlichen Reiz von „Lienhard und Gertrud" nichts aufzuweisen hat.

Jeremias Gotthelf.

Jeremias Gotthelf bildet zu Pestalozzi einen charakteristischen Contrast durch die Art und Weise, wie der Eine und der Andere zur Volksschriftstellerei kam. Wenn Pestalozzi vom Ueberdruß an der abstracten Theorie darauf geführt wurde, Landmann zu werden, um sodann Lehrer des Volks zu sein, als Landwirth aber zu Grunde ging, so war Jeremias Gotthelf zuvor Landwirth, ehe er daran dachte, als Schriftsteller und Lehrer des Volks aufzutreten. In seinem 39. Lebensjahre erschien sein erstes Buch: „Der Bauernspiegel", und langsam und schwer fügte sich seine, an das Leben in Feld und Wiesen gewöhnte Natur der Einhegung in die Studirstube.

Albert Bitzius (denn das ist der eigentliche Name des Pseudonymen Jeremias Gotthelf) wurde am 4. October 1797 im Städtchen Murten geboren, wo sein Vater, Bürger von Bern, Pfarrer war. Mit diesem kam er nach Utzenstorf und wurde dort bis zum 16. Jahre unterrichtet. Mit der Pfarre war eine bedeutende Oekonomie verbunden, und hier legte er, ohne es zu wissen, den Grund zu seinen Volksstudien. Darauf kam er nach Bern, ward 1820 Candidat der Theologie und kehrte zu seinem Vater als Vicar zurück. Hierauf ging er noch ein Jahr nach Göttingen und reiste im Frühling 1822 über Leipzig und durch Böhmen heim. Bis zum Frühling 1832 war er hier und da Vicar, zuletzt in Lützelflüh, wo er endlich die Pfarre erhielt. Nun verheirathete er sich im Jahre 1833 und begann 1835 zu schreiben. „Vorstudien" — so schreibt er mit seiner kräftigen Ausdrucksweise in einem Briefe — „hatte ich keine gemacht, ich plumste ins Ding hinein, ungsinnet, wie wir hier sagen." Die Wirkung seiner schriftstellerischen Thätigkeit war, obgleich er auch für den Zwickauer Verein arbeitete, haupt-

sächlich auf die Schweiz beschränkt, da er im Dialekt schrieb. Im Jahre 1846 erschienen in Berlin die ersten Uebertragungen seiner Schriften ins Hochdeutsche, von ihm selbst besorgt.

Die Dichtung aus dem Volke war seit dem Auftreten Josef Rank's und A. Weill's in einer Richtung cultivirt, welche man im Vergleich zu Jeremias Gotthelf's christlich-germanischer Richtung die jungdeutsche nennen könnte, ohne deshalb im Entferntesten die Autoren derselben dem ehemaligen Jungen Deutschland beizählen zu wollen. Ihre Darstellung des Volkslebens verhält sich zu der von Jeremias Gotthelf wie die künstlerische Beobachtung zum Leben selbst.

In seiner ersten Schrift, dem „Bauernspiegel", verräth Jeremias Gotthelf noch den Einfluß Pestalozzi's und des Zschokke'schen „Goldmacherdorfes", wenngleich seine Schilderungsweise ihn bereits vor allen seinen Vorgängern auszeichnet. In allen spätern Büchern aber steht er vollkommen selbständig und mit seinem Humor einzig da. Für Leser aus den gebildeten Ständen, welche Jeremias Gotthelf kennen lernen wollen, sind besonders zu empfehlen außer dem „Bauernspiegel" (3. Aufl., 1851), „Uli der Knecht" (2. Aufl. 1850), „Die Käserei in der Vehfreude" (1850), auch „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (4 Theile 1848) und „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" (2 Theile. 1850). Seine übrigen Volksschriften sind: „Die Armennoth" (2. Aufl., 1851), „Dursli, der Branntweinsäufer" (3. Aufl., 1851), „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen" (2. Aufl., 1851), „Die Wassernoth im Emmenthal am 18. August 1837" (1838), „Bilder und Sagen aus der Schweiz" (6 Bändchen, 1842—46), „Der Geldstag" (1846), „Jacob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" (1846, Verein zur Verbreitung von Volksschriften), „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit den Doctoren geht" (2 Theile, 1843—44), „Der Knabe des Tell" (1848), „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein" (1844), „Uli der Pächter" (2. Aufl., 1850), „Hans Jöggeli der Erbvetter, und Harzer Hans, auch ein Erbvetter" (1845), „Käthi die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth" (2 Theile, 1847), „Doctor Dorbach der Wühler und die

Bürgerlenherren in der heiligen Weihnachtsnacht anno 1847“*) (1849), „Zeitgeist und Bernergeist“ (1851).

Karl Immermann.

Kurz nach Jeremias Gotthelf's „Bauernspiegel“, der indessen damals auf die Entwickelung der volksthümlichen Literatur keinen merklichen Einfluß hatte, weil er erst nach den Auerbach'schen Schriften in Deutschland bekannt wurde, erschien: „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken“, von Karl Immermann (1838–39). Hier war die Gesundheit des westfälischen Volkslebens als Gegensatz aufgestellt zu dem Verfalle und der Verkommenheit des Junkerthums auf der einen und der Blasirtheit der modernen Literaturzustände auf der andern Seite. Diese letztern namentlich wurden so lebhaft und natürlich geschildert, daß man sah, wie das Wesen des begabten Dichters selbst zum großen Theil von ihnen umstrickt war und sich zu seiner eigenen Erquickung in das Idyll einer westfälischen Bauernwirthschaft gerettet hatte. Gerade so hatte schon viel früher der schwäbische Dichter Justinus Kerner (geboren 1786 zu Ludwigsburg, seit 1818 Oberamtsarzt in Weinsberg) in seinen bunten „Reiseschatten des Schattenspieler Lux“ (zuerst erschienen in Heidelberg 1811) sich in den Urwald volksthümlichen Lebens zu retten gesucht, ohne indessen die kleinen literarischen Plänkeleien vergessen zu können. Während jene satirischen Partien des „Münchhausen“ jetzt ihr Interesse verloren haben, zeugen die auf dem Oberhofe spielenden Partien noch immer von dem tiefsten Verständniß des Volkslebens bei einem Manne, der zwar nicht eigentlich unter dem Volke lebte, aber als preußischer Gerichtsbeamter Gelegenheit genug hatte, dasselbe in denjenigen Momenten zu beobachten, wo die Eigenthümlichkeiten seines Charakters am meisten hervortreten. So stellt er das Volk im Kampfe mit der modernen Cultur, die bäurischen Schöppenstühle der Westfalen im Streit mit der Bureaukratie dar. Zu bedauern ist, daß in dieser Schilderung des Bauernlebens, an und für sich betrachtet, gar keine Entwickelung stattfindet, sondern nur Bild

*) Ueber ihn am ausführlichsten: Taillandier in der «Revue des deux mondes». 1851. 1. Août. p. 466—497.

sich an Bild reiht, während die eigentliche Fabel des Stückes sich an die Liebschaft zweier junger Leute aus den höhern Ständen anreiht, von denen mindestens Oswald, eine der Romantik angehörende Figur, wenig wirkliches Interesse zu erregen im Stande ist. Trotz dieser Dürftigkeit seiner Bauernidylle bleibt dem preußischen Dichter der Ruhm, das Volksleben in Dem, was er davon gibt, tiefer als irgend ein Anderer, mit wahrhaft großartigem historischen Sinne und recht eigentlich von der Höhe seiner Zeit aus im Kern seines jetzigen Wesens erfaßt zu haben.

Karl Immermann war geboren am 24. April 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrath war. Von einem der Gymnasien zu Magdeburg aus bezog er 1813 die Universität Halle und machte als hallischer Student unter den Freiwilligen namentlich den Feldzug von 1815 mit. Auf die Universität zurückgekehrt, wurde er das Haupt der sogenannten Sulphuristen, welche den Teutonen, der ersten hallischen Burschenschaft, opponirten. Er verklagte die Teutonen sogar bei Friedrich Wilhelm III. und schickte die Darstellung eines bestimmten, allerdings empörenden Excesses, welchen sich die Teutonia gegen einen ihrer Commilitonen zu schulden kommen ließ, an verschiedene hervorragende Persönlichkeiten seiner Zeit, die ihr Urtheil über das Geschehene abgeben sollten, was indessen zu seiner großen Verstimmung nicht von allen geschah. Noch in seinen „Epigonen" spiegelten sich seine hallischen Studentenerlebnisse wieder. 1823 wurde er Divisionsauditeur in Münster, 1827 Oberlandesgerichtsrath in Düsseldorf. Seine dortigen Bestrebungen für das deutsche Theater sind bekannt. Nicht lange nach seiner Verheirathung starb er am 25. August 1840 zu Düsseldorf.

A. Weill und Josef Rank.

Der Zeitfolge nach reihen sich zunächst an Immermann's „Münchhausen" 1843 die „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" von A. Weill (einem geborenen Elsasser, der in Paris als Journalist lebt) — ein frivoles Buch, an dem nur die Schilderungen einzelner ländlicher Festlichkeiten einen gewissen Werth haben, ohne daß das Ganze deshalb irgendwie als Volksbuch gelten kann. Weit edler gehalten waren die, ebenfalls 1843 erschienenen Schilderungen „Aus dem

Böhmerwalde" von Josef Rank (geboren in Deutschböhmen, 1848 eine kurze Zeit Mitglied des Deutschen Parlaments, noch in Frankfurt). Doch gehört diese Schrift wesentlich derselben Richtung an; zwar unterscheidet sich Rank von Weill vortheilhaft dadurch, daß er wirkliches Verständniß für das Volk besitzt, allein in seiner Darstellung verräth er zu viel Absichtlichkeit. Seine gesammelten Schriften erschienen, ebenfalls unter dem Titel: „Aus dem Böhmerwalde", 1851.

Berthold Auerbach.

Wir haben bereits mehrfach auf die von Auerbach in „Schrift und Volk" aufgestellte Scheidung der Schriftstellerei aus dem Volk und für das Volk hingedeutet, ein Gegensatz, der in der That als überwunden betrachtet werden muß, seit die Wirkung Jeremias Gotthelf's auf die deutsche Literatur begonnen hat. Zu dem volksthümlichen Inhalt wird sich in den meisten Fällen auch die volksthümliche Form finden lassen, und wenngleich das Volk keineswegs ausschließlich Schriften über sich selbst lesen soll, so wird man ihm doch Das, was seine eigenen Zustände von richtigen und gesunden Gesichtspunkten aus darstellt, stets als eine höchst passende Lecture in die Hand geben können. Keinem Andern als Berthold Auerbach selbst war es vorbehalten, für die Schilderung des Volkslebens sowie für die Schilderung des wahrhaft gesunden Lebens überhaupt wieder so freie Bahn zu brechen. Als Schriftsteller für das Volk ist Auerbach mit großem Erfolg aufgetreten in seinem „Gevattersmann", aus dessen Jahrgängen er hoffentlich bald ein Schatzkästlein, dem Hebel'schen ähnlich, zusammenstellen wird. Wie bei Hebel, so sehen wir auch bei Auerbach die Aufklärung in Verbindung mit einer wirklichen gesunden Anschauung des Volkslebens das Beste leisten. Zu der Schalkhaftigkeit, die wir an Hebel kennen, gesellt sich bei dem „Gevattersmann" noch die tüchtigste deutsche Gesinnung, welche allein schon im Stande ist, seiner, leider nur zu wenig umfangreichen Volksschriftstellerei großen Werth zu verleihen. Auerbach's Schreibart charakterisirt, nicht allein im „Gevattersmann", sondern gewissermaßen auch in den „Dorfgeschichten", die entschieden eine neue Bahn in der deutschen Literatur gebrochen haben, eine fast epigrammatische

Kürze, die den geradesten Gegensatz bilden zu Gotthelf's wahrhaft homerischer Breite.

Berthold Auerbach, gleich Weill und Rank von jüdischer Herkunft, wurde geboren am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im württembergischen Schwarzwald, wo seine Mutter noch jetzt in hohem Alter lebt. Er ist das drittjüngste Kind unter sechs Schwestern und fünf Brüdern, wurde zum Studium der jüdischen Theologie bestimmt und erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er zugleich das Gymnasium theilweise besuchen konnte. In Stuttgart vollendete er den Gymnasialcursus und studirte dann von 1832—35 in Tübingen, München und Heidelberg. Bald ging er von der jüdischen Theologie zur Philosophie und Geschichte über. Auch gehörte er der Burschenschaft an, und die gegen dieselbe geführten Untersuchungen brachten ihn 1835 einige Monate lang auf die Festung Hohenasperg. Von jetzt an widmete sich Auerbach der schriftstellerischen Thätigkeit und war namentlich auch journalistisch bei der Redaction von Lewald's „Europa" beschäftigt. Die erste Volksschrift mit seinem Namen erschien 1842 unter dem Titel: „Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand", welche er gegenwärtig in zweiter Auflage erweitert und erneuert herauszugeben gedenkt. Schon früher oder gleichzeitig soll er anonym eine größere auf das Volk berechnete Schrift über Friedrich den Großen in Lieferungen herausgegeben haben. 1843 erschienen zuerst, nachdem schon früher einzelne davon gedruckt waren, die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in zwei Bänden, an welche sich 1849 eine „Neue Folge" anschloß. Sie wurden ins Englische, Holländische und Schwedische übersetzt. Auerbach's Kalender „Der Gevattersmann" erschien für die Jahre 1845—48. Alle diese, zunächst im süddeutschen Leben wurzelnden Schriften entstanden meist in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegend. Im Winter 1844 lebte Auerbach in Karlsruhe, mitten im badischen Landtagsleben, im lebhaften Verkehr mit den Abgeordneten der liberalen Partei, die damals noch eine einige war und Hecker und Mathy als treue Genossen in sich schloß. Andeutungen von seiner damaligen Stellung finden sich in der Vorrede zu „Schrift und Volk", sowie seines Lebens am Rhein im Vorwort zur ersten Aus-

lage der „Deutschen Abende" gedacht ist. Den Sommer 1844, von dem er unter dem Titel „Der letzte Sommer Lenau's", seine Erinnerungen veröffentlicht hat, verlebte er mit dem genannten unglücklichen Dichter hauptsächlich in Baden-Baden. Zu Anfang des Jahres 1845 ging Auerbach nach Norddeutschland, wobei er auch in Weimar längere Zeit verweilte. In Halle wurde der süddeutsche Poet von einer Anzahl Studirender festlich begrüßt; in Berlin, wo er sich mit Diesterweg befreundete, nahm er an dem damaligen Handwerkerverein lebhaftes Interesse, bei welcher Gelegenheit sich jedoch der Contrast seiner gemüthlichen schwäbischen Natur mit dem Berlinerthum lebhaft herausstellte. Von Berlin ging er zu längerm Aufenthalte zuerst nach Leipzig, dann nach Breslau. Nachdem er sich an letzterm Orte verheirathet hatte, zog er nach Heidelberg, wo damals durch Gervinus und die „Deutsche Zeitung" ein reges politisch-literarisches Leben aufgegangen war. 1848 trat er in seinem heimischen Wahlkreise als Candidat für das deutsche Parlament auf, wurde indessen seiner Religion wegen nicht gewählt. Nach dem Tode seiner Gattin zog er zwischen Ostern und Pfingsten 1848 über Köln und Berlin wieder nach Breslau, ging von da im Herbst nach Oestreich und kam nach einer Alpenreise am 6. October, dem Tage der Ermordung Latour's, zu einem längern Aufenthalte in Wien an. Er erlebte hier die Octoberrevolution, was auf seine schriftstellerische Thätigkeit nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im November kehrte er nach Breslau zurück, wo er sich an den Bewegungen des Jahres 1848 als Mitvorsteher eines der dortigen Vereine in gemäßigt demokratischem Sinne betheiligte und von wo aus ihn unter Anderm die Frankfurter Kaiserwahl im Jahre 1849 voll freudiger Begeisterung nach Berlin rief. Gegenwärtig lebt er, zum zweiten Male verheirathet, in Dresden. Ueber die von Auerbach hervorgerufene Literatur der sogenannten Dorfgeschichten ist, selbst mit Rücksicht auf Taschenbücher und Zeitschriften, am ausführlichsten Professor Hillebrandt in seiner „Literaturgeschichte", vergißt jedoch den Verfasser der „Norddeutschen Bauerngeschichten", den Pseudonymen Ernst.

Geistliche Volksschriftsteller.

Wie wir, um Misverständnissen vorzubeugen, bereits mehrfach erwähnen mußten, hat Jeremias Gotthelf, so früh er auch als der Erste unter den neuen Volksschriftstellern sich ans Werk machte, dennoch wegen seines spätern Bekanntwerdens in Deutschland bisher nur wenig Einfluß auf die volksthümliche Literatur geübt. Nur unter den neuerdings bekannt gewordenen Volksschriftstellern befinden sich einige, welche ihm verwandt sind, nicht sowol weil sie in Bezug auf die Darstellung von ihm gelernt haben, als weil sie sich mehr oder weniger seiner politisch religiösen Richtung anschließen. Dahin gehört Friedrich Ahlfeld (geboren 1810 als Sohn armer Bauersleute zu Mehringen in Anhalt-Dessau, nach Bekleidung verschiedener Stellen als Lehrer und Prediger, namentlich in Halle, 1851 an die Nikolaikirche zu Leipzig berufen). Bei gleicher religiöser Grundstimmung und gleichen moralischen Absichten bildet er in anderer Beziehung dennoch zu Jeremias Gotthelf den directen Gegensatz. Die Erzählungen Ahlfeld's (etwa 1845 erschienen) spielen in den fruchtbaren Saalgegenden von Anhalt und Preußisch-Sachsen und haben ihre Leser in den Kreisen der innern Mission, welcher der Verfasser angehört, gefunden. Ahlfeld ist allerdings einer der Wenigen, welche das Volk kennen, aber er hat keine eigentliche Freude am Volksthümlichen. Es ist ein merkwürdiger Misgriff, daß bei ihm nicht allein die Religion, sondern auch die Moral als feindliches und auflösendes Element dem Volksleben gegenübergestellt sind. Einem Müller, dessen Leben und Untergang durch liederliche Wirthschaft er übrigens gut erzählt, legt er als jungem, unverdorbenem Burschen auf seiner Wanderung ein schönes Volkslied in den Mund und sagt, es würde später besser mit ihm gestanden haben, wenn er damals geistliche Lieder gesungen hätte. Während bei Jeremias Gotthelf Christenthum und Religiosität überall im Volke Voraussetzung sind und sich mit noch ganz andern Dingen als dem Gesange eines Volksliedes sehr wohl vertragen, werden uns hier gerade die bestgezeichneten und volksthümlichsten Gestalten als irreligiös vorgeführt, was doch nicht einmal im Interesse der Religion selbst liegen kann. Jene Schweizerbauern sind sämmtlich gute Christen, diese

sächsischen, sofern der Verfasser sie begünstigt, Pietisten. Man freut sich über das Stück Heidenthum, das Ahlfeld in seinen Erzählungen blind nebenherlaufen läßt, und tröstet sich z. B. in „Des Spielers Gang und Ende" über den Untergang dieser ehrlichen Burschen, die es repräsentiren, einigermaßen mit der Betrachtung, daß es wenigstens nicht, wie der Verfasser andeuten will, ihr so vortrefflich geschildertes kerniges und gesundes Wesen war, was ihnen den Untergang bereitete; ja, man wird versucht anzunehmen, daß die unvolksthümliche Frömmelei, welche die Lieblingsgestalten des Verfassers verunziert, wenn sie überhaupt im Volke möglich wäre, eine gute und ansehnliche Wirthschaft ebenso gut als das Kartenspiel zu Grunde richten könnte. — In seiner ersten Erzählung: „Der Verwalter und sein Kind", in der er als warmer Anwalt des Volks auftritt, hat Ahlfeld die Entsittlichung desselben auf großen Gütern geschildert in einer mehr für die Oekonomen, denen er diese Entsittlichung schuldgibt, als für das Volk beherzigenswerthen Begebenheit. Er hat also den Kreis, auf den er in moralischer Hinsicht als Volksschriftsteller wirken will, sich nicht so streng abgegrenzt als der durchaus praktische Jeremias Gotthelf, den Alles, was extra Iliacos muros von Käshändlern und andern Leuten gesündigt wird, nicht kümmert. — In der Erzählung: „Der Ausziehvater" (welche von den andern sich dadurch unterscheidet, daß in derselben nicht die religiösen Gegensätze in den Hauptpersonen vertreten sind) nähert sich Ahlfeld mehr als sonst dem Inhalte nach Jeremias Gotthelf, der Form nach Auerbach, dessen Schüler er überhaupt in Betreff der Darstellung ist. Außer diesen bereits genannten erschienen von Ahlfeld noch folgende Erzählungen für das Volk: „Das Knecht-Jubiläum", „Berend Stein, der Knechte Pastor" und „Das verachtete Kind".

Auch der schon früher aufgetretene Volksschriftsteller W. O. von Horn (Superintendent Oertel zu Sobernheim bei Kreuznach) wird hier am passendsten seinen Platz finden. Er ist der Herausgeber der „Spinnstube" (1846—51) und veröffentlichte außerdem: „Friedel, eine Geschichte aus dem Volksleben" (1848), „Auch ein Menschenleben" (1851), „Gesammelte Erzählungen" (2 Bände 1850—51), und „Franz Kerndörfer" (1851). Es waltet darin ein leichter, etwas

an Zschokke's Novellen erinnernder Erzählungston vor. Von dem sächsischen Pfarrer A. Wildenhahn erschienen die Schriften: „Sächsische Wanderlust" und „Erzgebirgische Dorfgeschichten" (letztere 1848—50).

O. Glaubrecht (Pfarrer Oeser zu Lindheim) erhebt sich nur sehr selten in einzelnen Episoden zur wirklichen poetischen Schilderung des Volkslebens und bewegt sich in der Regel auf dem Gebiete einer ziemlich prosaischen Beschreibung desselben. Seine Schriften, deren zahlreiche Auflagen ihm an dieser Stelle allerdings seinen Platz sichern, sind: „Anna die Blutigelhändlerin" (zuerst 1841, 4. Auflage 1851), „Die Schreckensjahre von Lindheim" (zuerst 1842, 3. Aufl. 1850), „Der Kalendermann von Veitsberg" (zuerst 1845, 2. Aufl. 1847), „Der Zigeuner" (1850), „Leiningen in Dorfbildern" (1848), „Die Heimkehr" (4. Aufl. 1851), „Die Goldmühle" (1852). — Von dem Buche „Deutscher Volksspiegel. Neuaufpolirt und eingerahmt von Ez. Th. Luchs, Inspector" (Pfarrer Schulze in Altenweddingen bei Magdeburg) liegt das 1851 erschienene erste Bändchen vor. Der Verfasser knüpft an die deutschen Sprüchwörter an, und hat — doch wie es scheint nur aus Büchern — sehr schätzbares Material und volksthümliche Stoffe von allerlei Art zusammengetragen. Aber seine Sprache ist nicht volksthümlich und die Anlage des Volksspiegels ist verwickelt und confus. Treffend ist die Aufdeckung des Entstehens eines ländlichen Proletariats zunächst in der Magdeburger Börde; es wird aber nicht gezeigt, wie das Volk sich selbst gegen das hereinbrechende Uebel helfen könnte. — Ueber einige in diesem Abschnitte besprochene Volksschriftsteller und einige verwandte am ausführlichsten: Karl Barthel in seiner „Nationalliteratur."

Die Dialektdichtung.

Die Anregung zur neuern Dichtung im Dialekt scheint Johann Heinrich Voß gegeben zu haben durch seine niedersächsischen Gedichte. Durch ihn wurde Hebel zu seinen „Alemannischen Liedern" angeregt. Hebel, geboren am 11. Mai 1760 zu Hausen bei Schopfheim im Badischen, studirte in Erlangen, wurde 1808 Director des Lyceums zu Karlsruhe, 1819 Prälat und starb am 22. September 1826

als Consistorialrath zu Schwetzingen. Außer dem „Rheinischen Hausfreund" und den „Allemannischen Gedichten" gab er auch „Biblische Geschichten" heraus. Nächstdem wurden am meisten bekannt die altmärkischen plattdeutschen Gedichte von Bornemann (welcher unlängst in Berlin als Justizminister außer Dienst verstarb) und Holtei's schlesische Gedichte. Auch erschienen neuerdings Gedichte in elsässer Mundart vom Drechslermeister Hirz, „Harzgedichte" (in oberharzischer Mundart), gesammelt von Schulze (2. Aufl., Klausthal 1851); ferner Gedichte in mansfelder Mundart von Gibelhausen unter dem Titel: „Mansfelder Sagen" (2 Bändchen), endlich Gedichte im nordhäusischen und braunschweigischen Dialekt, letztere von Schmelzkopf. Ausgezeichnet zu werden verdient die Dichtung: „Littge Hoop, dat Nestkieken" (von einem Anonymus, Namens Müller, Beamten der Seehandlung in Berlin), im oschersleben'schen Dialekt geschrieben, weil sie zugleich eine Dichtung (und zwar eine der besten und volksthümlichsten) für das Volk ist, was bei jeder Dialektdichtung der Fall sein sollte. In Oestreich hat sich ein Baron A. von Klesheim am meisten als Dialektdichter bekannt gemacht. Er reiste sogar neuerdings, um seine Gedichte vorzutragen.

Die belehrende Volksschrift.

Eine der verbreitetsten und ältesten belehrenden Volksschriften ist das „Noth- und Hülfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichten der Einwohner zu Mildheim", wovon uns eine „neue verbesserte Auflage" vom Jahre 1798 vorlag. Das Buch gehört ganz der Zeit an, wo die Weisheit des Jahrhunderts selbst „in Kinderfreuden kleingemacht" werden mußte. Es kämpft mit dem Aberglauben des Bauernthums und gibt gewiß in wirthschaftlichen Sachen und in Angelegenheiten des gemeinen Lebens manchen trefflichen Rath, wenngleich der Bauer offenbar in den meisten derartigen Dingen besser wußte, was ihm gerade an diesem oder jenem Orte frommte. Das Buch wollte den Bauern mechanisch beglücken, wie es denn ganz im Geiste der despotischen Aufklärung geschrieben ist, und enthält sogar das Formular einer in sehr rührenden Worten abgefaßten und an den Fürsten N. N. gerichteten Beschwerde über Wildschaden auf den Fel-

dern, worin der Fürst aufgefordert wird, die Sache durch eine Commission, der aber kein Jagdliebhaber angehören solle, untersuchen zu lassen. Dabei befördert es aber eine wahrhaft knechtische Ehrfurcht vor dem Adel und der Geistlichkeit, oder spiegelt wenigstens diese knechtische Ehrerbietung jener Zeit mit großer Naivetät wider. Auch ein Auszug aus der Lebensbeschreibung Wilhelm Denker's, eines Musterbauern, findet sich in dem „Noth- und Hülfsbüchlein", welches einen großen Theil seiner Popularität jedenfalls den kleinen Holzschnitten und Reimen über den Capiteln dankt.

Unter den historischen Volksschriftstellern der neuern Zeit verdient Christian Niemeyer, Pfarrer zu Dedeleben bei Oschersleben, genannt zu werden, der seinen Stoff aus den Befreiungskriegen schöpfte. Niemeyer ist der Volksschriftsteller der Heiligen Allianz. In ganzen Frachtladungen sollen seine Schriften nach Oestreich versandt worden sein und ihm Wohlstand und Reichthum erworben haben. Napoleon ist ihm ein Ungeheuer, seine Soldaten Bösewichter und die Befreier Deutschlands nicht nur Helden, sondern auch Vorbilder aller Vortrefflichkeiten. Im „Buch der Tugenden" führt er die einzelnen Tugenden auf und erläutert sie durch Beispiele edler Handlungsweise, die er meist aus der Geschichte und aus dem Leben der Prinzen und Prinzessinnen nimmt, auch da wo es sich um bloße Privattugenden handelt.

Eine historische Volksschrift voll edler Einfachheit besitzen wir über Gustav Adolf von K. B. König. (Vergl. über König den Aufsatz: „Die neuesten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus" im I. Bande der „Germania", S. 277—281.) Auch die preußischen historischen Volksschriften von W. Hahn sind lobenswerth wegen ihrer einfachen und edeln Sprache, wenngleich ihr Verfasser seine Stoffe etwas zu manierlich und epigrammatisch zustutzt. Mit Recht gilt auch als treffliche historische Volksschrift: „Johann Rettelbeck's Leben, von ihm selbst aufgezeichnet" (Leipzig, 2. Aufl. 1845). Unter den allgemeinen Werken über deutsche und europäische Geschichte, welche sich, wie die von Duller, Held und Flathe, als Volksbücher geben, ist uns keins bekannt, das diesen Namen verdiente, da in denselben überall zu sehr die Phrase vorherrscht.

Auf dem Gebiete der Geographie und Reisebeschreibung,

jedoch nur hier, wird sich manche der bekannten Schriften für die Jugend zugleich als Volksschrift benutzen lassen. So die Reisebeschreibungen von Campe, auch von Wilhelm Harnisch. Als eine treffliche populäre Schrift führen wir hier an: „Der deutsche Reisende der neuern Zeit", von R. Andree (Karlsruhe, 1843).

Von sehr weit verbreitetem, fast durchweg aber schädlichem Einflusse auf die ungebildeten und halbgebildeten Schichten des Volks ist die zu einer ganzen Flut von Werken angewachsene populäre wissenschaftliche Literatur, welche sich bemüht, die Resultate der Wissenschaft praktisch für Haus und Hof auszubeuten, dabei nicht selten Wohlfahrt und Leben ihrer Schüler gefährdet, hin und wieder auch, namentlich in medicinischen Dingen, mit denen sie sich vorzugsweise gern beschäftigt, dem Gebrauch von allerlei Hausmitteln eine gewisse wissenschaftliche Weihe zu ertheilen sucht, welche den gemeinen Mann die einfachsten Dinge von der Welt, wie Kirschen und saure Milch, als Universalmittel gegen alle Uebel betrachten lehrt. Diese ganze Literatur, welche noch fortwährend ihre schädlichen Wirkungen ausübt, beruht auf dem doppelten Betruge, daß die Verfasser derartiger Schriften weder die wissenschaftliche Tüchtigkeit besitzen, welche das Volk bei ihnen voraussetzt, noch auch die praktische Erfahrung, die sie ihm ausdrücklich vorschwindeln. Einer der fruchtbarsten und somit auch gefährlichsten unter den Schriftstellern dieser Gattung ist der, 1845 und 1846 von Karl Schneitler, damals Buchhändler zu Stolberg am Harz, und dem dortigen praktischen Arzt Dr. Kröning entlarvte Doctor der Philosophie Karl Schöpfer. Schon 1840 hatte er 170 Werke geschrieben. 62 falsche Namen, deren er sich bediente, sind ihm von Schneitler nachgewiesen worden. Da alle die hierher gehörigen Schriften niemals zur literarischen Besprechung gelangen, so wäre es auch ferner die Aufgabe ehrenwerther Buchhändler, diesem Unwesen zu steuern. Ihnen dabei sich anzuschließen, liegt namentlich im Interesse der Aerzte.

Bessere medicinische Schriften für Nichtärzte werden es in der Regel nur mit der Diätetik, nicht mit der Behandlung und Vertreibung der Krankheiten zu thun haben. In diesem Sinne schrieb Chr. W. Hufeland seine „Makrobiotik" oder die „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern"

und vom gleichen Standpunkte sind in neuerer Zeit mehrere nützliche Schriften erschienen. Auch die Geistlichen Klaus Harms, Röverß und der Kanzler Niemeyer gaben nützliche diätetische Schriften vom pastoralen Gesichtspunkte heraus.

„Galanthomme" ist der Titel einer in unserer Zeit unter Bürgern und Bauern vielverbreiteten Belehrungsschrift, von der 1850 die 6. Auflage erschien. Dieses „vollständige Unterhaltungs- und Bildungsbuch für junge Herren jedes Standes", ein modernes, von Luxus und Raffinement erzeugtes Noth- und Hülfsbüchlein, beginnt mit Vorschriften für Blick und Mienen, lehrt „das Geheimniß seine Schöne zu fesseln", mit Hülfe der Schädellehre die Stärke des Geschlechtstriebes bei ihr zu untersuchen, was bei Gesellschaftsspielen geschehen soll, ohne daß die Gesellschaft die Absicht merkt; bestehende Liebesverhältnisse wieder aufzuheben, u. s. w.; Formulare zu Liebesbriefen, Liebeslieder, Sylbenräthsel und Anekdoten, die in Damengesellschaft erzählt werden sollen, aber viele Gemeinheiten enthalten, und dergleichen macht den Beschluß. Das Buch ist durch und durch verwerflich, wie kaum ein zweites: während die so gefährliche populär-medicinische Literatur nicht an und für sich verwerflich ist, gibt es nur Mittel für den Bauern und den niedern Bürger an, sich über seinen Stand zu erheben, wozu es gar kein zu billigendes Mittel gibt, als das Erlangen wirklicher Bildung.

Die periodische Volksschrift.

Wir gehen jetzt zu einer Musterung der Volkszeitschriften über, wobei wir jedoch auf Das verweisen, was bereits oben über Justus Möser, Claudius und einige Andere gesagt wurde. Auch auf diesem Gebiete des Volksschriftenwesens sind in neuerer Zeit die Schriftsteller der Schweiz am glücklichsten gewesen. Als die Regierung der helvetischen Republik noch ihren Hauptsitz in Luzern hatte, gab Heinrich Pestalozzi mit Heinrich Geßner, dem Sohne des Idyllendichters, ein „Helvetisches Volksblatt" heraus, das die Menge über öffentliche Angelegenheiten belehren sollte, aber wenig Anklang fand, theils weil seine Verbreitung durch eine Regierung, welche nicht des allgemeinen Vertrauens genoß, befördert wurde, theils weil die Sprache des Blattes weit über die Fassungs-

kraft des Volks hinausging. Gewissermaßen eine Fortsetzung des „Helvetischen Volksblattes" war Heinrich Zschokke's „Schweizerbote". Die, zuerst zu Anfang des Jahres 1798 erschienenen Stücke desselben erregten sogleich ein allgemeines Aufsehen. Wegen amtlicher Geschäfte des Herausgebers wurde die Wochenschrift jedoch bald aufgegeben und erst 1804 wieder begonnen, um dem Volke „die edlern Früchte der Revolution" zu retten. Der „Schweizerbote" wollte außerdem das Geheimniß lehren, „lustig zu leben und selig zu sterben" und Gold zu machen, das man in der Schweiz zwar nicht in Töpfen koche, aber mit dem Pfluge aus der Erde ziehe, vom Acker schneide, aus dem Viehstall hole oder aus dem Walde, wo es am Baume wachse. Nur hin und wieder wurden manche Eigenthümlichkeiten schweizerischer Sprechart in diesem neuen Blatte eingemischt, von dem noch beinahe nach einem halben Jahrhundert 2—3000 Exemplare in der Schweiz verbreitet waren.

Wenn Auerbach verlangt, ein Grundton, eine Melodie gleichsam solle sich durch jede Volksschrift hinziehen, auf die Alles zurückweise, so gilt das selbst für periodische Unternehmungen. Das bunte Durcheinander einer Zeitschrift hat für das Volk nur dann einen Reiz, wenn bei allem Wechsel doch etwas Festes und Bleibendes sich vorfindet. Daher die stehenden Figuren in fast allen wirklichen Volkszeitschriften und Kalendern. Die Gestalt eines Boten ist da am beliebtesten und populärsten, sodaß selbst Zeitungen und Blätter, welche nicht auf das Volk berechnet sind, durch ihren Titel daran erinnern und der Journalist überhaupt als ein Bote dasteht. Claudius schuf den „Vetter Andres" und außerdem den „Görgel" als Mitarbeiter, welcher Letztere in Wien als „Hans-Görgel" wieder auferstand und sogar während der Revolution als Reactionär eine Bedeutung erlangte. Hebel trat als „Hausfreund" auf, Auerbach als „Gevattersmann". Noch in unsern Tagen unterhält sich der General mit dem „Dorfbarbier" und der „Schulze Gottlieb" schreibt in dem „Hallischen Volksblatte" seine Briefe an den „Ackermann Hoffegut". Auch sonst aber ergeben sich allerlei harmlose Späße aus dem Verkehr mit der Menge bei der Leitung einer solchen Zeitschrift, welche Niemand ohne wahrhaft kindlichen Sinn und volksthümliches Gemüth übernehmen sollte.

Sogar Berlin hat, nachdem die Gesellschaft der „Ewigen Lampe" aufgelöst und der „Krakeeler" verschwunden ist, außer dem veralteten „Beobachter an der Spree" noch seine „Pieske und Puske", seine „Müller und Schulze", seinen „Buddelmeyer" und seine „Gelehrten des Kladderadatsch". Es braucht aber kaum bemerkt zu werden, daß hier ein raffinirter Witz sich nur des Contrastes wegen der volksthümlichen Formen bedient. Aehnlich, jedoch nicht ganz auf gleiche Weise, verhielt es sich mit den Zeitschriften von Held. Sie waren die Frucht einer überreizten politischen Stimmung und verschafften sich durch ihre phrasenhafte Halbbildung vielfach bei Bürgern und Bauern Einlaß. Die Popularität der „Dorfzeitung" beruht, ohne weitere volksthümliche Elemente, im Gegensatz zu den Held'schen Blättern auf anspruchsloser Bescheidenheit, edler Einfachheit und sinniger Freimüthigkeit.

Als einen der tüchtigsten unter den neuen politischen Volksschriftstellern und populären Journalisten müssen wir Friedrich Harkort bezeichnen, der, halb und halb ein Landsmann Möser's, schon während der Märztage des Jahres 1848 bis zum Ende der preußischen Revolution dem Volke die allergesundesten Grundsätze predigte in einer klaren und wahrhaft überzeugenden Sprache. Manchem Leser dürfte es nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit einige Nachrichten über das Leben dieses Mannes zu erhalten, dessen Thätigkeit als Volksschriftsteller mit seiner Stellung als einer der Führer der constitutionellen Partei in Preußen Hand in Hand geht. Friedrich Harkort wurde 1793 geboren. Sein Vater war Kaufmann und Gutsbesitzer, ein patriotischer Mann von classischer Bildung. Der Sohn genoß den Unterricht auf der Handelsschule zu Hagen in Westfalen und trat, sechzehn Jahre alt, als Lehrling in eine Handlung. 1813—15 nahm er Theil an den Befreiungskriegen, wurde zweimal blessirt bei Ligny und erhielt das Eiserne Kreuz. Bis 1835 diente er noch als Hauptmann in der Landwehr. 1819 errichtete er in Wetter eine Maschinenbauanstalt und war von da an thätig für die gewerblichen Fortschritte des Vaterlands. Er hat manche Bahn gebrochen und, wie er sagt, das Lehrgeld gezahlt für sich selbst wie für Andere. Der Kreis Hagen wählte ihn zuerst zum Mitgliede des westfälischen Provinziallandtags, dann 1848 zum Abgeordneten

in die preußische Nationalversammlung; nach deren Auflösung trat er auch in die II. Kammer der nächsten Volksvertretung ein, worin er noch jetzt seinen Sitz hat. Das Parlament in Erfurt besuchte er ebenfalls als Mitglied des Volkshauses. Sein politisches Glaubensbekenntniß ist das constitionell-monarchische. Förderung der Volksbildung und der materiellen Interessen war und ist sein Bestreben. An kleinen Schriften verfaßte er: „Die Geschichte des ersten Westfälischen Landwehrregiments", „Bemerkungen über die preußischen Volksschulen", „Ueber die Hindernisse der Emancipation und Civilisation der untern Classen", „Ueber die Grundsteuer", „Ueber die Eisenbahnen", „Ueber Volksbanken", „Ueber den westfälischen Flachsbau", „Flachsmartha", „Gärtner Heinrich" und manche fliegende Blätter fürs Volk. Auch ist und war er Mitarbeiter der constitutionellen Journale und redigirte die preußische lithographirte Parlamentscorrespondenz. Auf die praktischste Weise suchte er sich Menschenkenntniß zu erwerben, indem er die meisten Länder Europas durchreiste. Vor kurzem ward er wegen seines ersten „Bürger- und Bauernbriefs", worin er das gegenwärtige preußische System in populärer Form, namentlich auf dem materiellen Gebiete, angriff, in Anklagestand versetzt, jedoch freigesprochen.

Eine falsche Popularität herrscht vor bei dem „Sonntagsblattschreiber" der „Neuen Preußischen Zeitung", der sich bisher wöchentlich einmal zum Volke herabließ, um vor seinen Augen eine wilde Meute von Flüchen auf das edle Wild der deutschen Freiheitsbestrebungen loszulassen. Es ist eine verwilderte Popularität, die hier ihr Wesen treibt, das Junkerthum, das sich mit dem Bauernstand „gemein macht". Georg Hesekiel, der Schreiber des Sonntagsblatts, dem vor kurzem eine selbständige Erzählung für das Volk: „Das liebe Dorel", nicht übel gerieth, sollte billigerweise selbst fühlen, daß der Ton, in dem er zu seinen „lieben Landsleuten" redet, unschicklich, weil nur auf das dumme Volk berechnet ist.

Wir halten es für überflüssig, hier die Titel der Blätter aufzuführen, die sich selbst neuerdings Volksblätter nennen oder nannten und von denen viele an den neuerdings von den Regierungen verlangten Cautionen zu Grunde gegangen sind. Als ein wahrhaft volksthümliches Blatt heben wir die seit

1844 erscheinenden münchener „Fliegenden Blätter" hervor. Von den Volkskalendern verdienen empfohlen zu werden: der August'sche (seit 1851), welcher sich unter Anderm mit den Naturwissenschaften beschäftigt, der Gubitz'sche (seit 1835) wegen seiner vielen und guten Holzschnitte, und der Wigand'sche (seit 1843) wegen der Betheiligung einzelner sehr tüchtiger Mitarbeiter, wenngleich die literarische Wirksamkeit seines Herausgebers Nieritz auf dem Gebiete der Volks- und Kinderschriften für dessen taktvolle Leitung keine Bürgschaft gewährt. Zu den schönsten Hoffnungen berechtigt der „Illustrirte Volkskalender in Monatsheften", von welchem der vielgelesene Volksschriftsteller Franz Hoffmann*) bereits den ersten Jahrgang herausgab.

Schriftsteller aus dem Volke.

Noch können hier die Männer nicht ganz unbeachtet bleiben, welche, nach Herkunft und Bildung dem Volke selbst angehörend, das Bedürfniß geistigen Schaffens empfanden.

---

*) Franz Hoffmann, geboren am 22. Februar 1814 zu Bernburg, besuchte bis zu seinem 16. Jahre das dortige Gymnasium, und zeigte schon dort eine vorherrschende Neigung zu schriftlichen Arbeiten. Er widmete sich dann dem Buchhandel, von dessen Betriebe er sich aber später zurückzog, um sich ganz dem Studium, namentlich der Geschichte und den Naturwissenschaften, und einer schriftstellerischen Laufbahn zuzuwenden, die seinem Geschmacke mehr zusagten. Abwechselnd seinen Wohnsitz in Ballenstedt, Stuttgart, Halle und zuletzt in Dessau wählend, gab er seit 1840 eine Reihe von Jugend- und Volksschriften heraus, welche rasch die weiteste Verbreitung fanden und zum großen Theile in das Schwedische, Holländische, Englische und Französische übersetzt wurden. Von seinen Volksschriften erwähnen wir die Erzählungen: „Der Spieler" (1845); „Der Mann, der Alles anfängt" (1848); „Der Fabrikherr" (1849); „Der Versicherte" 1848); „Ich kann nicht auskommen"; „Aufopferung"; „Handwerk hat goldenen Boden" (1849); „Unrecht Gut"; „Der Bildner"; „Ein treues Weib" (1850); „Vorher und nachher" (1850); „Ein armes Mädchen"; „Voran muß der Mann"; „Der Schein trügt" (1851); und andere mehr, welche gesammelt unter dem Titel: Kalendergeschichten, Anfang 1852 in Breslau erschienen sind. Außerdem gab er heraus den „Volksfreund", einen Kalender für 1845; „Politisches Hausbüchlein", 1848.

Schon der Umstand, daß diese Schriftsteller fast stets sich der gebundenen Rede bedienen, läßt uns von vornherein wenig für unsere Zwecke von ihnen erwarten. Dazu kommt, daß wenigstens die sogenannten Naturdichter in der Regel über ihre ganze Lebenssphäre hinausstreben und sich auf Grund einer oft höchst unerquicklichen Lectüre in den Phrasen einer sentimentalen Halbbildung ergehen. Seichte Aufklärung, gemischt mit einer gewissen schwärmerischen Religiosität, sind diesen Männern meist eigenthümlich — Beides keine empfehlenden Eigenschaften für die Volksschrift.

Im vorigen Jahrhundert wurde in Halberstadt der Schäfer David Klaus von Gleim und seinen Freunden bewundert; aus seinen Manuscripten, die jedoch meist nur die Excerpte des außerordentlich belesenen frommen Mannes enthielten, erschien eine Auswahl im Druck.

Als einen Nachfolger des ersten deutschen Naturdichters, Hans Sachs, kündigte sich noch im vorigen Jahrhundert dessen Landsmann an, „der Meistersänger Johann Konrad Grübel zu Nürnberg am Graben". Er wurde 1736 zu Nürnberg geboren und war der Sohn eines Flaschners, trieb zuerst dessen Profession, verfertigte nebenher mechanische Arbeiten und starb 1809. Er schrieb „Gedichte in nürnberger Mundart" (Nürnberg 1802, 3 Bändchen, 4. Aufl. ebend. 1823—25, 4 Bändchen), „Correspondenzen und Briefe in nürnberger Mundart" (ebend. 1808). Seine sämmtlichen Werke erschienen 1835 zu Nürnberg in 3 Bänden.

Weit weniger bedeutend war der Naturdichter Hiller. Welches Aufsehen er gleichwol im vorigen Jahrhundert erregte, kann man am besten aus der Goethe'schen Recension entnehmen. Auch die Karschin wurde zu den Naturdichtern gerechnet, und in Oestreich tauchte eine Naturdichterin Namens Kemeter auf, welche ein Gedicht an Kaiser Joseph II. richtete, worauf dieser ihr erwiderte: „Meine liebe Kemeter, mach' Sie lieber Hemeter!" (Hemden). Einer der bekanntesten lebenden Naturdichter, der schon genannte Drechslermeister Hirz, wohnt zu Straßburg und dichtet im elsässer Dialekt; ein anderer, der Gastwirth Beyer auf der Rothenburg unweit des Kyffhäusers, ist bekannt in der dortigen Gegend unter dem Namen des „Rothenburger Einsiedlers". In zweiter vermehrter Auflage erschien 1852

„Naturklänge. Gedichte von Gottfried Worch*), Schneidermeister in Berlin." — Im Februar 1852 las nach der berliner „National-Zeitung" vom 9. desselben Monats der Dachdeckergeselle G. Behrens aus Braunschweig in Berlin öffentlich eine dramatische Posse: „Die Rechts-Candidaten", vor, wozu er durch Straßenanschlag eingeladen hatte. Der Inhalt des Drama war eine Darstellung der Zustände des Jahres 1848 vom reactionären Standpunkte. Inhalt und Form der Posse fanden jedoch gleich wenig Beifall und der Berichterstatter, der zuletzt der einzige Zuhörer gewesen sein will, räth dem Dichter, wieder auf seine Dächer zu steigen. Außer den Genannten sind mir noch aus neuerer Zeit folgende Naturdichter bekannt, von deren keinem jedoch eine Gedichtsammlung im Druck erschienen ist: der Bote Hagedorn aus Nordhausen, der verstorbene Schuhmacher Wohlthat zu Halberstadt und mehrere Bauern.

Als prosaischer Schriftsteller hat sich der Buchbindermeister, Stadtälteste und Landtagsabgeordnete Adam Henß in Weimar bekannt gemacht durch seine 1845 herausgegebenen „Wanderungen und Lebensansichten", in denen er seine frühere Lebensgeschichte und seine nach Handwerksbrauch durch verschiedene Länder gemachten Wanderungen sammt den dabei gemachten Beobachtungen und Betrachtungen mittheilt.

Vorschläge und Winke.

Wir haben im Obigen die Anforderungen, welche wir an jede gute Volksschrift stellen, so bestimmt als Maßstab an die bereits erschienenen angelegt, daß wir im Folgenden nur noch wenige allgemeine Bemerkungen nachzutragen haben.

Nach Auerbach's Aufstellungen, auf die wir schon öfter hindeuteten, soll die deutsche Volksschrift im Allgemeinen dichterisch sein, und die volksthümliche Dichtung soll einen solchen Kern und Mittelpunkt haben, „der, von der Instrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrschen". Wir dürfen dies wol als das Grundgesetz der unterhaltenden Volksschrift, sofern sie auf künstlerische

*) Geboren 1810 in Battenberg bei Mansfeld.

Abrundung Anspruch macht, betrachten. Also keinen Luxus an Empfindungen, wie ein moderner Roman, verlangt die gute Volksschrift, sondern nur überhaupt eine gleichmäßig über sie ausgebreitete Stimmung, eine Oekonomie, welche unsere Autoren am besten den alten Volksliedern ablernen können.

Es macht sich nun auch die Frage nach dem Inhalt der guten Volksschrift geltend. Der Wunsch, daß die Schriftstellerei aus dem Volke mehr und mehr zugleich (nicht ausschließlich) eine Schriftstellerei *für* das Volk werde, ist keineswegs auch umgekehrt so zu verstehen, daß die Schriftstellerei *für* das Volk auch immer oder nur in der Regel *aus* dem Volke ihre Stoffe wählen solle. Daß in neuerer Zeit die Unterhaltungsschriften für das Volk auch meistens in den Kreisen des Volkslebens spielen, ist in dieser Ausdehnung offenbar ein schreiender Misbrauch. Allerdings mag die Detailschilderung, zu der diese besondern Anlaß bieten, für das Volk vorzugsweise geeignet sein. Wie gern aber der Volksgeist die höhern Regionen des menschlichen Lebens aufsucht, beweist die Sage und das Märchen, das sich so viel mit Königen und Kaisern beschäftigt und dabei in den großartigsten und kühnsten Umrissen zu zeichnen gewohnt ist. In dieser Beziehung also läßt sich für den Inhalt der unterhaltenden Volksschrift keine Vorschrift geben. Kann man aber für Form und Behandlung in der Volksschrift überhaupt eine ganz specielle Aufstellung machen, welche in der That die volle künstlerische Entfaltung in Form und Darstellungsweise beschränkt, so muß man, wie wir glauben, auch für den Inhalt der Volksschrift überhaupt etwas Gemeinsames aufstellen können — jedoch nur auf so lange, als eben unser Volksschriftenwesen und die Kluft zwischen ihm und der übrigen Literatur besteht. Das Volk kennt keinen rein poetischen Genuß, wenigstens läßt sich derselbe nicht vom Gebiete des Volksliedes auf die Prosa ausdehnen. Die eigentliche Volksschrift muß daher vorläufig einen bestimmten Inhalt, einen *Zweck* haben. Dies gilt auch für die bloße Unterhaltungsschrift. Das sentimentale Publicum, welches an einer Erzählung blos deshalb ein Interesse nimmt, weil die darin auftretenden Liebenden sich „kriegen", also das Publicum der Zschokke und Clauren, gehört den eigentlichen Volkskreisen schon nicht mehr

an, und Derer, die an einer größern künstlerischen Composition ein rein poetisches Wohlgefallen finden, sind weniger als man gewöhnlich glaubt. Deshalb muß eben die Unterhaltungsschrift fürs Volk auch einen bestimmten Inhalt haben, sie muß **moralisch** sein, muß eine moralische Tendenz haben. Die Volksschrift braucht darum nicht prüde zu sein, im Gegentheil es verträgt sich alle mögliche Ausgelassenheit damit, daß aus Allem ein Nutzen gezogen wird.

An guten belehrenden Volksschriften fehlt es fast noch mehr als an unterhaltenden. Unter ihnen verdienen diejenigen, welche einen bestimmten, faßlichen Inhalt, namentlich aus dem Gebiete der realen Wissenschaften, haben, vor denen, die das Volk im Allgemeinen aufklären wollen, den Vorzug. Diejenige Belehrung und Aufklärung, welche den Wohlstand hebt, das Gedeihen und die Blüte eines Bauergutes zu fördern vermag, wird auch in das sittliche und Geistesleben seiner Bewohner am wenigsten verwirrend, vielmehr wesentlich fördernd eingreifen. Die Chemie z. B. ist eine sehr gesunde geistige Nahrung für den Landmann, die durchaus nichts verderben kann, und die Kalender, welche sich mit Naturwissenschaften in populärer Weise beschäftigen, sollten auch in Deutschland allgemeiner werden, wie sie es in England schon geworden sind. Gute Anfänge auf diesem Gebiete sind bei uns die „Chemischen Feldpredigten" **Stöckhardt's**, die ganz neuerlich auch gedruckt ins landwirthschaftliche Publicum gekommen sind. (Vergl. „Die Fortschritte der Chemie in Deutschland, besonders in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft", von J. A. **Stöckhardt**, im 1. Bande der „**Germania**", S. 489.)

Auf dem Felde der Geschichte werden die Befreiungskriege noch lange einen ebenso großen als dem Volke nahe liegenden Stoff für die Volksschrift darbieten. Die Form von Biographien wird hier immer die angemessenste sein, um den Stoff, den die allgemeinere Geschichte liefert, für die Menge mundrecht zu machen. Ueberhaupt ist die Biographie, mag sie nun mit wirklichen historischen oder mit erdichteten Personen sich beschäftigen, für die Volksschrift in hohem Grade zu empfehlen, was auch in Bezug auf die Unterhaltungsschrift gilt. Namentlich interessirt nichts so sehr den gemeinen Mann als die Geschichten von Leuten, welche durch Ver-

ſtand und Glück aus geringem Stande zu großen Reichthümern oder auch zu großem Einfluß und zu großen Ehren gelangt ſind. Daher ſeine bedenkliche Vorliebe für Napoleon. Wenn Jemand ein Buch ſchreiben wollte, das in unſerer Zeit auf dem Gebiete der Volksſchriften Daſſelbe würde, was der „Robinſon" auf dem Gebiete der Kinderſchriften iſt, ſo müßte er unbedingt das Leben eines Mannes wie Nathuſius oder dergleichen zum Stoffe wählen.

Das größte Intereſſe wird übrigens immer noch die Specialgeſchichte haben, da das Volk ſich nur mühſam von der Scholle losreißt und vom Beſondern zum Allgemeinen erhebt. Dies ſollten unſere Geſchichtsforſcher, auch wenn ſie nicht zunächſt Volksſchriftſteller ſind, beachten, da nur dieſe eigenthümliche Neigung des gemeinen Mannes ihnen Gelegenheit gibt, ganz ſpecielle Forſchungen ſelbſt über hiſtoriſch minder bedeutende Gegenden, Städte und Dörfer zu veröffentlichen und ſo ſelbſt kleinere Gebiete der Geſchichtsforſchung anzubauen, die der Geſammtforſchung zu Gute kommen und da, wo ſie ein locales Intereſſe haben, noch von Kind und Kindeskind geleſen werden.

Unter den Volkszeitſchriften ſind die einzigen, zu deren Hebung es ſich lohnt, beſtimmte Vorſchläge zu machen, die Localblätter, wir meinen die ſogenannten Kreis- und Wochenblätter. Die übrigen populären Zeitſchriften unſerer Tage ſind unverbeſſerlich, weil ſie ihre Exiſtenz nur dadurch friſten, daß ſie extremen Richtungen dienen. Wenn aber die Männer, welche danach ſtreben, dem Bürger- und Bauernſtande eine für ihn geeignete Lectüre zu verſchaffen, hier und da die Leitung der Kreis- und Wochenblätter übernähmen, ſo würde ihnen dies ohne Zweifel zur Realiſirung ihrer Ideen die beſte Gelegenheit bieten, und es iſt keine Frage, daß ſich durch die an den einzelnen Orten aufgeſtellten Preſſen dem gemeinen Manne leichter eine geſunde geiſtige Nahrung bieten ließe, als durch den nach Gersdorf's Vorſchlage mühſam zu organiſirenden Bücherhandel auf Jahrmärkten.

Noch eine Frage bleibt uns zu beantworten, und nicht die unwichtigſte. Es iſt die: wer ſoll eigentlich für das Volk ſchreiben und bei wem iſt — abgeſehen vom Talent, um das es ſich offenbar hierbei nicht allein handelt — im Allgemeinen der meiſte Beruf zum Volksſchriftſteller voraus zu-

setzen? Daß es ein großes Unglück ist, wenn die Schriftstellerei fürs Volk den gewöhnlichen Buchmachern vom Handwerk überlassen bleibt, ist schon oben ausgesprochen. Aber selbst vor den begabtern und höherstehenden Schriftstellern, sofern sie eben nur Schriftsteller sind, werden in dieser Beziehung diejenigen Autoren im Allgemeinen den Vorzug verdienen, die im Leben eine bestimmte praktische Stellung, besonders auf dem Lande, einnehmen. Es gibt ganze Stände, unter deren Mitgliedern zahlreiche Schriftsteller sich befinden, die nach Ton und Haltung ihrer literarischen Erzeugnisse niemals über den Standpunkt der Volksschriftstellerei hinauskommen, weil sie trotz ihrer Bildung doch ganz innerhalb des Gedankenkreises des Volks leben und weben. Dies gilt z. B. von den Landpredigern. Für diejenigen Schriftsteller, welche wir hier vor Augen haben, bedürfte es oft nur einer mehr planmäßigen literarischen Thätigkeit, um aus unbekannten Schriftstellern, welche nirgends einen eigentlichen Leserkreis haben, in weiser Beschränkung höchst tüchtige und nützliche Autoren fürs Volk zu werden.

Auch bei den Naturdichtern wäre statt einer zwecklosen literarischen Thätigkeit, welche kein höheres Ziel kennt, als sich durch das Mitleid der Gebildeten auf Subscription gedruckt zu sehen, nur etwas mehr Plan von Nöthen, um durch diese eigenthümliche Gattung von Schriftstellern gute und nützliche Volksbücher zu Tage gefördert zu sehen. Es würde sich höchst wahrscheinlich vollkommen der Mühe verlohnen, wenn Vereine, die Volksschriften anfertigen lassen, mitunter solche Männer zu ihren Zwecken heranzuziehen und innerhalb der diesen Männern von ihrer Bildung angewiesenen beschränkten Sphäre sie zu einer ersprießlichen geistigen Thätigkeit anzuleiten suchten.

Daß die ganze Kluft, auf der die Nothwendigkeit der Schriftstellerei fürs Volk beruht, sich allmälig füllen und daß somit das gesammte Volksschriftenwesen zuletzt verschwinden müsse, ist schon oben angedeutet worden. Dies wird durch das Allgemeinwerden der politischen Bildung in Deutschland sicherlich geschehen. Alle Versuche, dasselbe auf anderm Wege zu erreichen, können nur schädlich wirken. Wenn aber erst bei der fernern Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland der gewöhnliche Bürgersmann täglich seine gute

politiſche Zeitung zur Hand nimmt, ſo werden alle weitern Verhandlungen über die Lecture des Volks überflüſſig ſein, denn das öffentliche Leben, welches ſich dann überall Bahn brechen muß, wird auch der Unterhaltungsſchrift einen volksthümlichen Geiſt einhauchen, bei dem es ſich nicht mehr um dieſen oder jenen Stand oder Bildungsgrad, für den ſie insbeſondere abgefaßt wäre, handelt. Dann wird zwar auch unſer oben für die Bedürfniſſe des jetzigen Volksſchriftenweſens aufgeſtellter Satz: ſelbſt die unterhaltende Volksſchrift müſſe einen moraliſchen Zweck haben, von ſelbſt überflüſſig werden, aber freilich wird dann ein größerer ſittlicher Ernſt anſtatt der jetzigen, noch immer vielfach vorherrſchenden Frivolität die Geſammtliteratur durchdringen.

H. Pröhle.

Justus Möser.

1. Die Spinnstube.

Eine osnabrückische Geschichte.

Selinde — wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud — war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand ebenso. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungeflickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehen glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man konnte denselben

um so viel mehr gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, da Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden, und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andere Erbschaftsstücke verwahrt waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und im Felde stände, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte auch wol eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von

einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände, und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Aeltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federbute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet, und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn Andere in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Ein

druck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigene Stube; die Mägde haben die ihrige besonders: die Kammerjungfer sitzt allein: die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könne.

Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr misfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Heloen in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrot essen sehen! wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen! wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden! und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wol dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigener Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd: und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben

sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht danach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden; sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andere sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicherweise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten als Andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen Tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem Jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen, und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man es in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich; allein unsere Umstände wollen doch einigen Unterschied haben, und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen.

Und vielleicht beweise ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursachet, sich oft in einem Bauernhause gelabet und ihren getreuesten Unterthanen unerkannterweise zugetrunken haben.

Und Sie wollten dieses verwerfen? versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stanze unerschrocken in die Höhe hält! Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er Alles in einem prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt! Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen, und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: Ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in

England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa, und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affecte daherschwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte, sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß es zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte, in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und gutes

Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch eben so wenig verstehen als Dasjenige, was man in der Limburger Chronik*) von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten Kleidern, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Disselsett lieset.

---

*) Die Worte davon lauten also: „Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alte Leute mit Namen trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Knauff, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren bescheidentlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust eben gemützert und geflützert und waren vornen aufgeschlützt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden und gemützert und gefalten mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vier und zwanzig oder dreißig Geren und lange Hoicken, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen stumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herren, Ritter und Knechte, wann sie hoffahrten, so hatten sie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden gefüdert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört, und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen giengen gekleidet zu Hof und Danzen mit paar Kleidern und den Unterreck mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Sorkett, und war bei den Seiten neben unten aufgeschlissen, und gefüdert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch trugen die Frauen der Burgersen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Follen, und war das kleine Gesprense von Disselsett, krauß und eng beisammen gefalten mit einem Same beinahe einer Spannen breit, deren kostet einer neun oder zehn Gülden." Die Kugeln hingen vermuthlich auch an den Kappen; und rührt daher das heutige Sprüchwort: Kappen und Kugeln verspielen.

Selinde, die Alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf und schlief wieder bis acht; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmälig an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmälig mit einem Blicke zu fragen, wiewol mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Selinden kommen lassen, und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen, als zu trenseln *). Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht

*) Das Trenseln, welches vor vielen Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldene und silberne Borten, auch seidene Zeuche in ihre Fäden auflöſete. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen.

das charmante Mädchen mit einer unendlichen Menge Verloquen wäre gezieret gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Ariſt aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Ariſt selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längſt hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Luſtbarkeiten verschwunden. Jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernſthafter Sittenlehrer einſtellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wol schiene, daß sie Recht behalten würde. . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, iſt zu rührend, um sie zu beschreiben. Es iſt genug zu wiſſen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnſtube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Ariſt nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und Jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürſtin ihnen die Ehre erwieſen, sie in der Spinnſtube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derſelben eine dergleichen auf dem Schloſſe zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnſtube genannt wird.

---

2. Das abgeschaffte Herkommen.

Eine lehrreiche Geschichte.

Nicht weit von der Burg zu Holte wohnten vor lieben langen Jahren ein Paar fromme Hausleute, welche den edlen

Herrn daselbst für ihren gnädigen Gutsherrn erkannten, und ihm, so wie es das Herkommen mit sich brachte, getreu und redlich dienten. Ihre einzige Tochter, ein frisches schlankes Mädchen, hatte ihres Gleichen unter allen zu dieser Burg gehörigen Leuten nicht; und wenn sie jährlich auf der Hofsprache *), welche die Herrschaft damals noch mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegte, tanzte, so hätte man schwören sollen, es sei niemals ein Holzschuh an ihre Füße gekommen. Ihre Stimme war so rein klingend, daß man es allemal auf der Burg hören konnte, wenn sie unten in Sundern **) mit den Nachtigallen wetteiferte; und die Hausarbeit ging ihr so leicht von der Hand, daß der guten Mutter das Herz lachte, wenn sie ihr liebes Kind die Drösche wenden sah.

Lange hatte der Sohn des alten Burgherrn, ein junger Herr, der jetzt die Jahre der Knappschaft angetreten hatte, und mit Vergnügen der Zeit entgegensah, da er auf Abenteuer reisen sollte, die schöne Sylika, so war der Name der Dirne, insgeheim bewundert, und manchen Abend das Fenster in dem dicken Thurm auf der Burg geöffnet, um sich an ihrer Stimme bei der stillen Abendzeit zu ergötzen. Oft hatte er schon seiner gnädigen Frau Mutter angelegen, sie zu sich auf die Burg zu nehmen und im Perlensticken und Haarflechten unterweisen zu lassen, und dermaleinst ein geschicktes Hofmädchen, denn der Titel Kammerjungfer war zu der Zeit noch nicht üblich, daraus zu erziehen. Allein da die Eltern ihr einziges Kind nicht gern missen, und noch weniger die Anerbin ihres Hofes zu falschen Hoffnungen und gewissen Thorheiten verwöhnt haben wollten, so hatte der alte Burgherr, ein Mann, der zwar manchen Biedermann ritterlich erschlagen und manchen Bürger gebrandschatzt, doch niemals einem frommen Ackersmann das mindeste Leid zugefügt hatte, sich allezeit dagegengesetzt, so oft sein Sohn den Beifall der gnädigen Frau Mutter erschmeichelt hatte. Denn damals richtete sich der Haushalt nach den Befehlen des Herrn.

---

*) So wird der Versammlungstag der hofhörigen Leute im Stifte Osnabrück genannt.

**) Sundern ist ein beträchtliches Gehölz, was in Absicht der Viehweide offen oder gemein, aber was das Holz betrifft, davon gesondert, oder einem Herrn zuständig ist.

Endlich aber wagte er es doch, den Gegenstand seiner jugendlichen Wünsche, da er sie auf grüner Haide allein fand, um einen Kuß anzusprechen; und vielleicht hätte sie ihm solchen in aller Unschuld nicht verwehrt; wenigstens hat man nicht gehört, daß sie ein saures Gesicht dazu gemacht, wenn nicht die Mutter, welche hinter der Hecke stand, aufs eifrigste ihrer Tochter zugerufen hätte: Kind! thue es nicht, es möchte eine Pflicht daraus werden.

Mutter und Tochter wußten damals noch nicht, was wir jetzt wissen, daß ein Kuß, aus Pflicht gegeben, niemals so streng als ein anderer Hofdienst gefordert werde. Ihr Wahn war also leicht, und um so vielmehr zu entschuldigen, da sie von Jugend auf in dem Glauben erzogen waren, daß Derjenige, der seinen Hof mit einer neuen Pflicht belüde, ewig auf demselben spucken gehen müßte; ein Glaube, der ihnen jederzeit mehrere Dienste als alle Gründe, womit die geringen Leute selten recht umzugehen wissen, geleistet hatte.

Der junge Herr erbot sich indessen gegen die Mutter, bei ritterlichen Ehren, ihrer Tochter den Kuß so insgeheim zu geben, daß niemals ein Zeuge darüber geführt werden könnte. Er versprach in allem Ernst, weder seinem Herrn Vater noch seiner Frau Mutter das Mindeste davon zu sagen, und versicherte, daß der Kuß solchergestalt niemals ins Lagerbuch geschrieben werden sollte. Allein die Mutter beharrte auf ihrem Sinn, und meinte endlich, sie müßte wenigstens ihren Mann vorher zu Rathe ziehen. Das Mädchen allein sagte nichts; und man weiß bis auf diese Stunde nicht, ob sie nicht gern gewünscht hätte, ihren Hof mit dieser Pflicht zu beladen.

Wie sie des Abends zu Hause kamen und einmüthig beim Herde saßen, erzählte die Mutter der Sylika ihrem Mann den ganzen Vorfall. Sie ließen Beide ihre Gedanken lange darüber gehen; endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: die Sache betrifft nicht blos mich, sondern alle zur Burg gehörigen Leute. Wenn der Gutsherr einmal das Recht hat, einen Kuß von unserm Mädchen zu fordern, so wird er es mit der Zeit von allen begehren. Es ist also am besten, ich trage es dem ganzen Hofe vor, und was dieser beschließt, das soll geschehen.

Früh, wie die Sonne aufging, eilte der Alte zum Meier-

hofe, und erhielt sogleich von dem Redemeier, daß eine Hofsprache angesagt wurde. Ihr Männer vom Hofe, fing hierauf der beredete Redemeier seine Rede gegen die versammelten Hofesgenossen an, ihr wißt, wie oft ich das Unglück beklagt habe, daß alle unsere Pflichten jetzt nach dem Herkommen beurtheilt werden. In den ältesten Zeiten, wie ich von meinem Vorfahren gehört habe, war es nicht also; sondern die Genossen eines Hofes hatten Alle nach ihren unterschiedenen Verhältnissen einerlei Pflichten, welche auf einer Tafel*), so hinter dem Altar hing, beschrieben waren. Man wußte von keinem Lagerbuche und von keinem Besitze, sondern richtete sich lediglich nach dieser öffentlichen und geheiligten Urkunde; und man sagt, daß im Anfange mit Fleiß die Pflichten in jedem Hofe gleichförmig gemacht worden, um den geringen Mann gegen alle einzelnen Aufbürdungen zu versichern. Zu dieser Zeit machte man sich kein Bedenken daraus, der gnädigen Herrschaft ein Fuder Wein aus dem Rheingau zu holen, oder ihr den Heerwagen bis auf die roncalischen Gefilde zu fahren. Denn wir waren durch jene öffentliche Urkunde sicher, daß alles Dasjenige, was Einer über die durchgängig gleiche Pflicht leistete, in Ewigkeit eine Gefälligkeit bleiben würde. Und wer von uns wollte sich auch noch weigern, einem so braven Herrn, als unser alter Gutsherr ist, nicht Alles aufzuopfern, was in seinem Vermögen wäre, wenn es ohne Folge geschehen könnte? Allein seitdem man angefangen hat, lediglich darauf zu sehen, was der Gutsherr bei Jedem hergebracht hat: seitdem unsere Pflichten nicht mehr hinterm Altar in unserer Bauerkirche, sondern in Büchern beschrieben stehen, welche vor hundert Jahren Niemand gekannt hat, seit dieser Zeit, sage ich euch, hat sich das Unglück über uns arme hofhörige Leute wie eine Flut ausgebreitet. Wir dürfen unserm Gutsherrn, so gern wir auch wollten, nichts zu Gefallen thun; wir können seine Gnade durch unsern besten Willen nicht verdienen; wir haben dagegen von ihm auch keine zu hoffen; und so wird die natür-

*) Die Tafeln in den Kirchen, worauf die Pflichten der Gerichtsunterthanen beschrieben waren, waren ehedem häufig, und man muß die alten Deutschen bewundern, welche die Erfahrung zu dieser Vorsicht geleitet hat.

liche Bewegung der Erkenntlichkeit in uns erstickt: wir müssen alle Augenblicke grobe Tölpel heißen und sind es vielleicht auch aus Nothwendigkeit, weil wir kein Ei bringen können, das nicht gleich angeschrieben wird. Es ist also auch nicht rathsam, daß Eure Tochter dem jungen Herrn einen Kuß verstatte. Denn wenn derselbe auch nicht angeschrieben und in Gegenwart einiger Zeugen gegeben wird, so haben die verwünschten Rechtsgelehrten einen Eid erfunden, womit sie uns armen Leuten gleich auf den Leib fallen. Das Mädchen kann den empfangenen Kuß nicht abschwören, und dann heißt es, der Gutsherr ist im Besitz; und Besitz entscheidet jetzt Alles; da ehedem weder der Besitz noch der Eid gegen die öffentlich bekannten Hofesrechte zugelassen wurde. Ein Anderes wäre, wenn unsere gnädige Herrschaft die Pflichten, welche aus jedem Hofe gehen, von neuem öffentlich beschreiben und auf steinernen Tafeln in der Kirche wieder aufhängen lassen wollte. Alsdann könnte sie so viel Küsse, so viel Hühner und Eier verlangen als sie nur wollte. Mit Freuden sollten unsere Töchter sie hinbringen: wir wollten ihnen dienen, so oft sie nöthig hätten; und sie würden sich auch ihrerseits gegen uns mitleidig beweisen, wenn wir einmal nicht im Stande wären, unsere Pflicht zu leisten.

Kaum hatte die versammelte Menge dem Redemeier ihren Beifall gegeben, so ging der Vater der Sylika nach Hause, um seiner Frau die Meinung des Hofes bekannt zu machen, und diese brachte es durch ihre schöne Tochter dahin, daß das Herkommen ganz abgeschafft und die Tafel in der Kirche wieder aufgehängt wurde.

Seitdem hat man zwar in dieser Gegend oft im Finstern einen Kuß gehört, aber niemals geglaubt, daß es eine Spuckerei der Sylika sei; und ihre Nachkommen wissen es ihr noch jetzt Dank, daß keine Mutter über die Hecke rufen könne: Thue es nicht, es wird eine Pflicht daraus.

---

3. Schreiben eines angehenden Hagestolzen.

Weg mit dem Einfalle, liebster Freund! das Heirathen ist keine Sache mehr für mich. Was mein Vater und Groß

vater gethan, geht mich nichts an. Zu ihrer Zeit war eine Frau noch der beste Segen eines Mannes; sie kam in der Haushaltung zu statten, erleichterte ihm seine Sorgen und brachte noch etwas mit, um die Ehestandslasten, wie es in den alten Ehepacten heißt, zu tragen. Aber jetzt — ist es Raserei, eine Frau zu nehmen. Man schelte mich immerhin einen Hagestolzen und setze auch diesen Namen auf mein einsames Grab. Es ist besser, daß gar keine Thräne, als die Thräne eines betrogenen Gläubigers darauf falle. Setzt dann nun ein treuer Freund hinzu, daß ich der größte, der zärtlichste Verehrer der weiblichen Tugend gewesen, so forscht noch vielleicht ein vorübergehendes Mädchen der Ursache nach, warum ich meine Tage einsam beschlossen, geht in sich und mindert den Staat, welcher jetzt einen ehrlichen Kerl abhält, sich durch das heilige Band der Ehe an den Bankerottirvranger schließen zu lassen.

Denken Sie nicht, daß ich zu sehr ins Traurige oder ins Ernsthafte verfalle. Es ist dies sonst, wie Sie wissen, mein Fehler nicht. Allein nachdem die Letzte, worauf ich ein Auge geworfen hatte, unter einer Menge von andern Geschenken, außer den Uhren zum Negligé noch drei Staatsuhren von mir erwartete, wovon eine jede mit Diamanten nach der Farbe ihrer Kleider besetzt sein sollte, so müßte ich wol der unempfindlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich nicht entweder im Lustigen oder im Traurigen ausschweifen sollte. Mein künftiger Eheherr, sagte sie, ohne zu wissen, daß ich, in der Hoffnung, es einmal zu werden, ihr meine Aufwartung machte, wird an mir einen kostbaren Schatz finden, und hoffentlich zufrieden sein, wenn ich ihm für seine Gefälligkeit alle Tage einmal ein freundliches Gesicht mache. Wie glücklich bist du, sagte ich zu mir selbst, daß du auf dieses freundliche Gesicht noch nichts geborgt hast, und wie sehr bedaure ich den Mann, der einmal deinen schön frisirten Kopf zu behandeln haben wird! ... Was meinen Sie aber, liebster Freund! wie hoch sich der Brautschatz belief, wofür diese Ehestandslast getragen werden sollte? Auf 10,000, schreibe zehntausend Thaler. Damit hätte ich vielleicht nicht einmal die Uhren mit dem zu jeder gehörigen Hals-, Kopf- und Ohrenschmuck bezahlen können, und was wäre mir dann fürs Flicken geblieben?

Eine Andere, die ich mir vorher angesehen hatte, war zwar in Ansehung des Schmucks etwas billiger, und hätte sich vielleicht mit einem mittelmäßigen von Brillanten befriedigt. Allein ihre Schwester, die eben heirathete, nahm der entbehrlichen Kostbarkeiten so viel, und ihre Eltern sahen mit einem so gefälligen Lächeln auf Dasjenige herab, was der künftige Schwiegersohn mit seinem halben Ruin angeschafft hatte, daß ich mir nicht getraute, ihm in dieser Bahn nachzurennen. Ihm kosteten seine Geschenke gewiß dreitausend Thaler! und die Eltern hatten ohne Zweifel noch mehr angewandt, um die Braut mit einer neumodischen Garderobe zu versehen. Die guten Leute, dachte ich, werden Bankerott machen, ehe sie ihre Handlung anfangen. Denn ihr beiderseitiges Vermögen, womit sie als Kaufleute handeln wollten, lief nicht höher wie der Brautschatz meiner Prinzessin mit den drei Uhren.

Meiner ersten Braut, da sie nachher so unglücklich geworden, will ich in allen Ehren gedenken. Sie hatte ein hübsches Gesicht, ein unschuldiges Herz und eine feine Erziehung. Was konnte sie dafür, daß ihre thörichten Eltern sie gleich einer Person von dem vornehmsten Stande und dem größten Vermögen erziehen ließen, da sie ihr doch keinen Thaler mitgeben konnten? Gern hätte ich sie genommen, wenn sie nichts als ihr gutes Herz und dabei eine häusliche Erziehung gehabt hätte. Allein wenn ich an die grausame Nothwendigkeit gedachte, ihr, als einer vornehmen Dame, alles Dasjenige geben zu müssen, was ihre Erziehung und die jetzige Mode zu unentbehrlichen Bedürfnissen gemacht hat, so getraute ich mir doch nicht, die ganze Ehestandslast allein zu übernehmen. Bei der ersten Unterredung traf ich sie in einer Gesellschaft von ihres Gleichen an. Sie sprachen von nichts als neuen Moden und Geschmack. Gerechter Himmel, dachte ich, und ein solches Mädchen sollst du zur Frau nehmen? — Doch die arme Hexe hat jetzt einen hübschen feinen und frisirten Mann; aber leider! ihr Staatskleid versetzt, um die Wehmutter und den Pfarrer zu bezahlen ...

Solche traurige Erfahrungen sind es, worauf sich meine Abneigung gegen das Heirathen gründet. Ich habe einen guten Dienst und, wie mein Vater rechnete, ein ziemliches

Vermögen. Eine fromme und kluge Wirthin könnte ich davon mit aller Bequemlichkeit unterhalten; aber keine Prinzessin, deren Apanage nicht hinreicht, das Nadelgeld, was sie gebraucht, zu bezahlen. Sie sehen mich vielleicht für einen Liebhaber an, der ein bischen nach Geld freit, und, weil er dessen nicht genug bekommen kann, dem Heirathen entsagt hat. Kann man aber bei diesen verderbenen Zeiten anders handeln? Und ist die Forderung überhaupt so unbillig, daß eine Frau so viel mitbringen soll, als sie zum Unterhalt ihres Putzes gebraucht? Handelt das Frauenzimmer nicht noch schlimmer? Und ist unter Tausenden auch nur eine einzige, die nicht mehr nach Equipagen, nach Rang und Titel oder nach den Mitteln, woraus sie ihren Staat führen kann, als nach einen ehrlichen Kerl freit? Nennen Sie mir diese einzige, und vielleicht bedenke ich mich noch.

Woher rührt aber dieses Verderben unserer Zeiten, dieser Fluch, der so manchen redlichen Mann und so manches gute zärtliche Mädchen zum ledigen Stande verdammt? Gewiß von nichts Anderm als der Thorheit der Eltern. Die Mutter, die nur ein seidenes Band bezahlen kann, schmückt gleich ihr kleines Ebenbild damit aus; es muß von unten bis oben gemützert und geflützert sein, und mit den Jahren ist das Mädchen mit den Moden dermaßen bekannt und so daran gewöhnt, daß sie nach dem ordentlichen Laufe der menschlichen Handlungen gar nicht davon zurückkommen kann. Und was wird zuletzt daraus? ... Sie mögen es rathen. Unter den vielen unglücklichen Personen in den Hauptstädten sind nur wenig ihrer Neigung, die mehrsten aber der Eitelkeit zum Opfer geworden, die ihnen eine thörichte Mutter auf das sorgfältigste eingeprägt hatte. Anstatt ihre Kinder herunter zu halten, sie bei Andern in Dienst zu geben, oder sie zu häuslicher Arbeit zu gewöhnen, müssen sie immer in dem Strudel der Moden schwimmen, und zuletzt auch darin versinken.

Haben die Eltern vollends ein paar tausend Thaler mitzugeben, so wird das Köpfchen der künftigen Marquisin so hoch frisirt, und das Näschen so zugespitzt, daß es Keiner als ein ebenso albernes Närrchen wagt, ihr Herz durch seinen Kreth zu rühren, und mit ihr ein prächtiges Elend zu bauen; oder sie wird grau in schmeichelnden Erwartungen, und bietet sich zuletzt so wohlfeil aus, daß sie Niemand verlangt.

Doch Sie verlangen und brauchen nichts weiter zu wiſſen, um meinen Entſchluß vollkommen zu billigen. Hätten Sie eine Tochter, und Sie wollten mich durch ihre Hand glücklich machen, ſo würden Sie ſehen, daß ich aller Empfindung fähig und blos ein Hageſtolz aus Verzweiflung bin. Beklagen können Sie mich, und ich glaube es zu verdienen: aber verdanken müſſen Sie mich nicht.

4. Sie tanzte gut, und kochte ſchlecht.

Wie das Mädchen tanzt! wie ihr die Schultern ſtehen! und der Nacken! Von dem Uebrigen will ich nichts ſagen! Aber iſt es nicht eine Schande, ein junges Mädchen ſo erziehen zu laſſen! Wenn es meine Tochter wäre, ſie ſollte mir anders tanzen lernen oder ſogleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weiß nicht, wie gewiſſe Eltern ſo blind ſein können, daß ſie nicht ſehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen bei Zeiten die Knochen ein wenig zurechte biegen. — Die Frau Oberamtmännin würde in ihrem wohlgemeinten Eifer noch weiter fortgefahren ſein, wenn nicht der Herr Rittmeiſter, der eben zu ihr trat, ſie plötzlich unterbrochen hätte. Was für eine Grazie, rief er aus, indem er auf ihre eigene Tochter wies: ich glaube, ihr ganzer Körper iſt nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Nie habe ich ein feineres Contour geſehen, ſie ſcheint nicht zu gehen, ſondern zu ſchweben: ſie muß alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geiſtes haben, ſonſt wäre es nicht möglich, ſo viele Entzückung zu verbreiten. Mich däucht, ich ſehe ihre Mutter, wie ſie als Braut den Ball eröffnete, und mit einem triumphirenden Schritte die bezauberten Zuſchauer zu ihren Füßen riß. — Stille! Stille! verſetzte die Frau Oberamtmännin, dieſe Zeiten ſind vorbei, und wenn mein Mädchen gut tanzt, ſo hat ſie mir vielleicht etwas zu danken; aber doch bin ich mit ihr noch nicht recht zufrieden; ihr Auge iſt noch etwas zu ſtarr, und überhaupt zeigt ihre unſchuldige Miene, daß der Körper mehr als die Seele tanze — Die Unterredungen auf den Bällen ſind kurz, der Rittmeiſter ward zum Tanz gefordert, und während der Zeit die tan-

zende Gesellschaft das Auge durch ihre gleichförmigen Schweifungen ergötzte, wollte die Frau Oberamtmännin, durch das Urtheil des Herrn Rittmeisters bestärkt, ihre vorhin abgebrochene Rede gegen ihre Nachbarin, die eine wohlhabende Pächterin war, fortsetzen. Allein diese, welche sich inmittelst etwas gefaßt hatte, ließ ihr nicht die Zeit dazu. Hören Sie, meine liebe Frau Oberamtmännin, war ihre Rede, diese Person, deren Stellung Ihnen so sehr misfällt, tanzt freilich nicht zum besten, ob es mir gleich gut genug vorkommt. Allein ich muß Ihnen sagen, sie führt jetzt den ganzen Haushalt meines Oheims, der, nachdem er seine Frau früh verloren und seine Kinder verheirathet hat, mit ihrer Hülfe seine ganze weitläufige Pachtung glücklich behauptet. Ehe sie zu ihm kam, mußte er alle Jahre für hundert Thaler holsteinische Butter zukaufen: und es mochte so viel eingeschlachtet werden, als nur immer konnte, so waren, ehe ein halbes Jahr zu Ende ging, alle Vorrathskammern leer. Der Flachs, der des Jahres gemacht war, schien zu verschwinden, so wenig kam davon zugute, und das Linnengeräthe war dermaßen in der Haushaltung aufgegangen, daß mein Oheim, wie er seine Töchter aussteuerte, fast Alles, was sie nöthig hatten, kaufen mußte. Nachdem die letzte Cousine verheirathet war, erhielt er noch eine Rechnung für Berliner Schuhe, die sich auf 80 Thaler belief, und die sie in den beiden letzten Jahren verbraucht hatte. So lange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermuthete Gäste kamen, an einem Stück Fleisch: und ich erinnere mich, an einem Mittage bei meinem Oheim eine Taubensuppe, eine Taubenpastete und gebratene Tauben gegessen zu haben. Dagegen hätten Sie den Vorrath von gangbarem und verdorbenem Putzwerke sehen sollen. Kaum war aber diese Person, wovon wir erst redeten, ein Jahr bei ihm gewesen, so lieferte sie ihm aus dem Molkenwerke von einem Jahre 180 Thaler, und die Haushaltung war dabei ohne fremde Butter geführt worden. Sie hatte ein Drittel weniger, als in vorigen Jahren geschehen, einschlachten lassen, und hatte noch einen hübschen Vorrath vom alten, wie es wieder zum Einschlachten ging. Es waren 270 Himten Brotkorn weniger verfressen oder verschleppt: und aus dem Flachse, da

ſie ſolchen in ihrem Haushalt nicht mit Vortheil hatte verſpinnen laſſen können, nun das Geld zu einigen Stücken Drell gewonnen. Mein Oheim hatte dabei keine Rechnungen bei dem Weißbäcker und Schlächter in der Stadt, ſondern erſterer war mit Korn und letzterer mit Schlachtvieh aus der eigenen Zucht bezahlt. Anfänglich ſahen die verheiratheten Kinder dieſe Perſon, die gleichwol eine nahe Verwandtin von ihnen iſt, mit böſen Augen an, und wünſchten ſie über alle Berge. Allein es waren nicht zwei Jahre verfloſſen, ſo verehrten ſie dieſelbe als ihre Mutter. Die jüngſte Tochter verlor ihren Mann und blieb mit zwei Kindern in der größten Dürftigkeit ſitzen, weil der Verſtorbene eine weitläufige und glänzende Pachtung, aber auch heimliche Schulden gehabt hatte. Sie nahm daher wieder zum elterlichen Hauſe ihre Zuflucht; und ſollten Sie es wol glauben? eben dieſe Perſon hat aus der jungen Witwe eine aufmerkſame Wirthin gemacht. Keine Hochachtung kann größer ſein als die, ſo ſie der ungelenken Tänzerin bezeugt, der freilich nicht die Schulterknochen ſo abgerundet ſind als Andern, da ſie einen Keſſel von zwei Eimern raſch aufs Feuer bringt, und Alles mit angreift, was in der Haushaltung vorkommt, die aber doch durch ihr gutes und gefälliges Weſen einen Jeden einzunehmen weiß. Wenn eine ſolche Perſon mit eben der Feinheit tanzen ſollte, womit Ihre Mademoiſelle Tochter tanzt, ſo würde dieſes in Wahrheit zu viel gefordert ſein. Für ſie iſt es ein Ruhm, ſchlecht zu tanzen und gut hauszuhalten; für Andere aber, die es nicht nöthig haben, ſich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, iſt es umgekehrt. Sie hat jetzt viele Prätendenten, und unter dieſen iſt der Herr Oberamtmann zu . . .

Was, rief die Frau Oberamtmännin, dieſer ſollte ein Auge auf ſie haben? das kann ich unmöglich glauben. Er hat bisher meiner Tochter die Aufwartung gemacht, und ich will doch nimmer hoffen, daß er ſie nur zum Beſten habe. — In dem Augenblicke hatte der Herr Rittmeiſter ſeinen Tanz geendigt und unterbrach die Unterredung von neuem. Ich kann alſo auch weiter nichts davon erzählen. Doch habe ich nachher gehört, daß die Heirath mit der ungeſchickten Tänzerin glücklich zu Stande gekommen, und ihr Mann, der

Herr Oberamtmann, mehrmals gesagt habe, ihm wäre mehr mit einer guten Wirthin als mit einer kostbaren Zierpuppe gedient. Die Witwe ist jetzt die glückliche Haushälterin ihres Vaters, und hat das Herz, in schwarzen Schuhen zu tanzen.

---

5. Der Galgen ist für uns und für unsere Kinder.

Man erzählt es sich im Scherze, daß eine gewisse Stadt über ihren Galgen oder über ihren Pranger, ich weiß es nicht genau, welcher von beiden es war, die Worte gesetzt hätte: Dieser ist für uns und für unsere Kinder. Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernstliche Anwendung davon gemacht worden. Aus einer gewissen Stadt schickte man vor einigen Jahren die Missethäter auf ein nahe gelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu lassen. Anfangs achteten dessen Eingesessene darauf nicht. Wie sie aber gar zu oft aufgeboten wurden, einen armen Sünder zur Gerichtstatt zu begleiten, denselben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten und andere damit verknüpfte Beschwerden zu übernehmen, so fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen; und dieser wußte die Sache nicht besser zu entscheiden, als daß er ihnen sagte: der Galgen ist blos für euch und für eure Kinder. Der Amtmann, wie er dies hörte, stimmte mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht schuldig wäre, jeden schlechten Kerl, der dahin geschickt wurde, zum Galgen vorzubereiten, und der Pfarrer weigerte sich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechselbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird, fügte er wohlbedächtlich hinzu, bin ich diesen letzten Dienst schuldig, so wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchspiel stirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dies ist ein Nothrecht, und den es trifft, den trifft es; aber mir solche nach Belieben zuschicken zu lassen, sie drei Tage und drei Nächte zum Tode zu bereiten und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten, das ist in

der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorſtellung gegründet und verordnete, daß die Vollſtreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herumgehen und ſolchergeſtalt die Gleichheit wieder hergeſtellt werden ſollte.

Es währte nicht lange, ſo ſollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freien Hofe, deſſen Beſitzer nicht mit zur Gerichtsfolge gehörte, ergriffen war. Deſſen Beſitzer und ſeinem Geſinde, ſagten die Amtsunterthanen, ſind wir den letzten Liebesdienſt ſchuldig, denn er hat ehedem ſeine Vorrechte um uns verdient. Aber wenn er andere Leute aufnimmt und hegt, ſo mag er auch ſehen, wie und wo er ſie hängt, unſer Galgen iſt für uns und unſere Kinder, und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen, ſo ſind wir auch nicht ſchuldig, ihn zu begleiten. Er kann ſo wenig unſere Folge als eine Galgenſtätte auf unſerer Gemeinheit von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir ſind nicht ſchuldig, ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen und den Scharfrichter für ihn zu holen. Wer den Vortheil davon hat, kann auch des Schadens ſich erwehren ... Der Proceß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Beſitzer des freien Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten ſollte, daß ſeine Hinterſaſſen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer ſollten, ſo oft ſich der Fall zutrüge, beſonders dafür erkannt werden, wenn ſie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieſes als ein Geſchichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernſtlich auf. Nein, ſagte er, dieſes ſoll nicht geſchehen: der Galgen iſt für meine getreuen Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, und mich durch Steuern, Schoß und Brächten in den Stand ſetzen, die peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicherheit auszuüben. Iſt alſo Jemand in meinem Lande, der Leute in ſeinem Bezirke hat, die nicht zur gemeinen Folge kommen, der mag auch für Wachen, Gefängniß, Scharfrichter und Galgen ſorgen.

Auf dieſe Weiſe, warf die Fürſtin ein, würde auch mein Spinnhäuschen, das mit lauter fremden Landſtreichern beſetzt iſt, nur für Ihre getreuen Unterthanen ſein müſſen?

Allerdings, antwortete der Fürst, ich habe es lange sagen wollen, daß Eure Liebden hierin zu weit gingen. Das Spinnhäuschen hat über zwanzigtausend Thaler zu bauen gekostet, und erfordert jährlich noch an die tausend Thaler, wenn wir Alles rechnen. Warum sollen meine getreuen Unterthanen, welche doch am Ende Alles bezahlen müssen, mit einer solchen Schatzung einigen fremden Landstreichern zum Besten belastet werden? Die Fremden sind Feinde, wir sind ihnen kein Recht schuldig und wir werden sie, wenn sie es verdienen, als Sklaven auf die Galeeren verkaufen, oder, wenn sie nicht so viel verbrochen haben, an ein benachbartes Verbrecherhaus mit der Bedingung abliefern lassen, daß es dieselben in guter Zucht und auf hundert Meilen von unsern Grenzen halten solle. Kommen sie dann wieder, so sollen sie ohne Proceß und ohne Begleitung an dem ersten Baume hängen. Das Spinnhäuschen ist dann allein für unsere getreuen Unterthanen, die, wenn sie daraus laufen, das Land von selbst räumen, oder, wo sie wiederkommen, als Fremde, die ihr Bürgerrecht verlaufen haben, hängen sollen.

Aber . . . sagte die Fürstin, jedoch nur um das letzte Wort zu behalten.

---

6. Johann, sei doch so gut!

Johann! Nun, wo bleibt der Kerl? Sofort lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in zwei Stunden ins Haus lieferte, so sollte er funfzig Stockprügel haben, und du eben so viel, wenn du nicht läufst, was du kannst.

Ja, Herr Hauptmann, sagte Johann, und ging, ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich anzustrengen. Allein indem er noch so ging, rief der Hauptmann: Johann! bringt mir doch etwas Tabak mit. Recht gern, versetzte dieser, und ging etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach und sagte mit einem sehr freundlichen Tone: Johann, Ihr könntet mir wol einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahegelegenen Landgute)

hinaus liefet und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde, Ihr müßt aber, wie Ihr wißt, in der Stunde wiederum hier sein.

Wer lief freudiger als Johann? in weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag, und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurückkommen, ihn seinen Bericht mit Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wiederum hinaustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben; anstatt daß er sonst gerade nur Dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: Johann, thue das, sagte.

Der Herr Oberst, welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht, einen solchen Kerl zu haben; alles Gesinde, was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten Alles, was sie thun sollten, ins Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte ...

Von Herzen gern, sagte der Hauptmann, allein der Herr Oberst müssen mir einen von den Ihrigen wieder überlassen, weil ich sogleich keinen andern habe ...

Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam zu dem Herrn Oberst und Peter, ein steckischer Maulaffe, zu dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die Uebrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohete, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen, sagte der Oberst zu ihm, daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen, ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben

mehr Freiheit und weniger Arbeit als bei Ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch ...

O, erwiderte der Hauptmann, darin liegt es Alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unserer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann Einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in Andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage: schaffe mir eine Pastete, so schafft er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahre eine mit allen Ungewittern in die Küche schicke. Sage ich aber: Mein guter Koch, macht mir doch einmal eine Pastete, so wie die Frau Oberstin gern ißt, und so, daß wir Beide Ehre davon haben, so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen ebenso. Ist die Hexe übler Laune, so sitzt meiner Frau das Zeug ordentlich steif, aber nicht ein bischen gefällig: sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumt es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen und ihr Alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein, dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn Jedes die gehörige Empfindung erregen soll ...

Ei, zum Henker, versetzte der Oberst, wer kann mit den Menschen solche Complimente machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut, was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen, was sich gebührt, auch noch wol zu Zeiten ein Mehreres, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andere Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und ...

Aber, Herr Oberst, wie macht es unser König? Dem Einen schreibt er: Mein Herr General, dem Andern: Mein

lieber Herr General, dem Dritten: Mein lieber Freund: dem Einen versichert er beim Schlusse seine Gnade, den Andern umarmt er, den Dritten umarmt er von ganzem Herzen: bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eifer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig, ihm zu dienen, Jeder hat seinen Sold richtig, auch wol eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf: und so will die Welt, so mein Koch regiert sein . . .

Der Oberst schüttelte den Kopf: Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen und that, was er immer konnte. Dabei aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebst gekleidet.

---

7. Vortheilhafte Bauart der Bauernhäuser im Osnabrückischen.

Die Frage, ob die hiesigen Hausleute ihre Wohnungen nicht bequemer einrichten könnten, ist oft aufgeworfen worden. Diejenigen, welche zu entscheiden haben, mögen nachfolgende Vortheile der hiesigen Bauart nicht aus der Acht lassen.

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt Denen, die herein kommen, heißt Solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus der

selben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der Uebrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Drösche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen, und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren; und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt sogleich die Schweinekober, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannet wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.

Bei der Frage, ob es nicht gut sei, dem Landmanne zu rathen, sparsamer mit dem Bauholze umzugehen? kommen folgende Gründe in Betracht:

Erstlich hat jeder Mensch seinen Ehrgeiz, welchen er auf eine oder die andere Art befriedigen will, und es ist überaus bedenklich, ihn von einiger Verschwendung in einheimi-

schen Producten auf auswärtige zu führen. Die ganze Kunst des Gesetzgebers besteht darin, den Ehrgeiz des Menschen wohl zu lenken.

Zweitens ist es besser, daß das Bauholz theurer als wohlfeil ist. Das Geld dafür geht nicht aus dem Lande. Ein theurer Holzpreis muntert die Leute auf, fleißig zu pflanzen; und diejenigen Gegenden sind nicht glücklicher, wo man das Holz gar nicht verkaufen kann, sondern zu Potasche und Glashütten verschwenden muß.

Drittens ist es besser, daß die Leute zu viel als zu wenig Holz nehmen, weil sie keine Baumeister bei sich haben, und durch die Stärke des Holzes ihre Fehler im Bauen ersetzen müssen.

Viertens ist in den Häusern die allergrößte Sparsamkeit bereits darin beobachtet, daß die Balken nicht durchlaufen, sondern nur den sogenannten Stuhl bedecken. Dadurch sind bei jedem großen Hause nach dem jetzigen Holzpreise 200 Thaler erspart. Die Verschwendung geschieht also nur in Ständer- und Riegelholz, welches noch genug vorhanden ist, da es nur an Balken fehlt.

Fünftens findet man keine Verschwendung in den Gegenden, wo das Holz rar ist.

8. Vom Hüten der Schweine.

Es kommen jährlich viele Klagen darüber ein, daß die Schweine auf dem Lande hier und da ohne Hirten herumlaufen, und besonders den Gärten sehr viel Schaden zufügen. So oft man aber diesem Unwesen von Polizeiamts wegen begegnen wollen, hat man gefunden, daß sich solches am wenigsten durch allgemeine Verordnungen zwingen lassen wolle. Vielleicht ist die Aufklärung der solcherhalb vorhandenen Gesetze und Gewohnheiten ebenso nützlich als irgend eine andere philosophische Betrachtung. Andere mögen von Liebe und Wein singen; ich will einmal den Schweinen folgen, und die Fälle, wo solche nach der Beschaffenheit des hiesigen Landes gehütet werden müssen oder nicht, zu bestimmen suchen.

Darin, daß die Schweine von Maitag bis Bartholomäus

gehütet und in Acht genommen werden müssen, ist man fast durchgehends einverstanden. Der größere Vortheil, nämlich die Erhaltung der Kornfrüchte, wird hier mit Recht auf Kosten des mindern gesucht; und man nennt jene Zeit die beschlossene Zeit. Meiner Meinung nach redet hier auch der Tag und der Kalender von selbst und es bedarf solcherhalb jährlich keines besondern neuen Gebots. Wo aber die gute Witterung im Frühjahr eine frühere Schonung der Felder, oder die sich verspätende Ernte eine spätere Eröffnung derselben erfordert, da ist ein besonderes Gebot nöthig; und dieses Gebot muß öffentlich verkündigt werden, wenn Diejenigen, so vor Maitag oder nach Bartholomäi ihre Schweine ungehütet laufen lassen, bestraft werden sollen. Ein solches Gebot kann aber wegen Verschiedenheit des Bodens nicht allgemein sein, weil man auf dem warmen Sande und in der Ebene früher erntet, wie auf kaltern Gründen oder in den Bergen. Am besten würde ein solches Gebot nach eigener Willkür der Feld- und Weidegenossen jedes Orts von den Beamten gegeben, und man kennt dabei die Regel des Sachsenspiegels:

Was der Landmeister um des Ortes Frommen willen mit Verwilligung der Menge setzt, das mag der mindere Theil nicht widersprechen, gelten lassen; ohne sich jedoch noch dabei eben durch den Vortheil eines Einzelnen, der seine Früchte zu spät im Felde läßt, aufhalten zu lassen; indem der Sachsenspiegel ganz vernünftig sagt:

Läßet ein Mann sein Korn länger draußen, als andere Leute ihr Korn haben eingeführt, wird es ihm abgefressen oder abgetreten; man vergilt es ihm nicht.

Wiewol hier im Lande, wo der Heuermann keine Pferde hat und selten seine Früchte ehender aus dem Felde haben kann, als bis der Bauer die seinigen zu Hause hat, die spätern Schnitter mehrere Achtung verdienen.

Sonst ist die Stoppelweide eine so große und wichtige Sache, der Anger ist nach der Ernte insgemein so abgenagt, das Vieh hat sich an der magern Weide so müde gefressen, und Alles hungert so sehr nach den Stoppeln und dem darunter befindlichen oder jetzt nach entblößtem Boden aus der Ruhe frisch hervorschießenden würzhaften Kräutern, daß der Schaden eines einzelnen Mannes, der seine Früchte so

spät im Felde läßt, gegen jenes allgemeine Bedürfniß nicht in Betrachtung kommt. So viel von dem Hüten zur beschlossenen Zeit.

Mehrere Schwierigkeiten setzt es wegen des Hütens zur unbeschlossenen Zeit, indem Einige ihrer Gartenfrüchte halber verlangen, daß man das Vieh, und besonders die Schweine, das ganze Jahr durch hüten oder verwahren lassen solle, Andere aber die Schweinezucht, und was solche erleichtern kann, für so wichtig halten, daß sie solche mit dem kostbaren Unterhalt eines Hirten zur unbeschlossenen Zeit hier im Lande nicht erschwert haben wollen.

Hier ist meiner Meinung nach ein Unterschied unter beschlossenen und unbeschlossenen Oertern zu machen. Ein offenes Gehölze, worin das Jahr Mast ist, gehört unter die beschlossenen Oerter, und vor demselben muß gehütet oder das Vieh, was darin läuft, kann gepfändet werden. Nur muß man nicht jeden Busch, worin sich einige Eichbäume befinden, für einen beschlossenen Ort halten. Das Gehölz muß groß und die Mast erkannt sein, wenn eine ganze Gemeine ihre Schweine davor hüten lassen soll, und ich sollte glauben, daß nur diejenigen Masthölzer für beschlossen geachtet werden könnten, wo es sich der Mühe verlohnt, und Recht oder Gewohnheit es mit sich bringen, die Schweine ordentlich zur Mast zu malen oder einzubrennen: doch hat auch hierbei der Besitz sein eigenes Recht. Sonst ist es in verschiedenen Marken keinem Genossen erlaubt, auf der offenen Mark, neben seinen Gründen oder unter sein Dustholz Eichentelgen zu pflanzen, damit die Genossen nicht mit der Dienstbarkeit des Abhütens zu leichtfertig beschwert, oder die Schweine von den Eignern der Bäume, welche solche doch, wenn Mast darauf ist, heimlich oder öffentlich schützen wollen, zurück geschlagen werden mögen.

Einen angelegten Eichelkamp kann man nicht für beschlossen halten, sondern er muß sich selbst schützen, weil der Eigner desselben solchen leichter bewahren, als eine ganze Gemeinheit ihre Schweine davor hüten lassen kann. Das Größere überwiegt hier das Kleinere.

Eine Stadt und ein Marktflecken aber kann sich durch eigene Willkür zu einem beschlossenen Ort machen, und wenn er dieses auf Gutbefinden seiner Obrigkeit und mit Bewilli

gung der Menge thut, so dürfen an einem solchen Orte die Schweine auch zur unbeschlossenen Zeit die Gassen nicht belaufen. In einem Städtchen oder Flecken hat die bürgerliche Nahrung den ersten Rang, und man kann dieser die Schweinezucht daselbst um so viel eher aufopfern, weil der Bürger sein Schwein insgemein erst auf Maitag kauft, selbst keine anzieht, und der Brauer oder Branntweinbrenner, der eine Menge hält, solche selten herumlaufen läßt.

9. Der Wirth muß vorauf.

Sie wundern sich, daß meine Leute noch keinen Kaffee trinken und überhaupt so ordentlich sind? O, mein liebes Kind! ich kann, was ich will, und der Henker sollte mir den Dienstboten holen, der mir ein einziges Mal über die Schnur hiebe. Ordnung im Haushalt ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Kaffee abzuhalten, daß ich Alles in der Welt darauf wetten will, sie trinken ihn nicht. Das Schnackigste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, wie ich meinen Mann geheirathet hatte, und wir unsere Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen, und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: Wy us moet de Werth vorup. Dies schallte mir durch die Ohren und, auf einmal erleuchtet, fühlte ich die ganze Wahrheit, daß Alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müsse, und daß es eine Thorheit sei, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Kaffee wecken zu lassen, und von dem Gesinde zu fordern, daß es um drei Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verstohlene Freude machen sollte. Wie es den andern Morgen drei schlug, sagte ich daher zu meinem Manne: „Der Wirth muß vorauf;" und so wie er dies einige Mal gethan hatte, war alles Gesinde so geschwind bei der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nöthig gehabt habe, ein einziges Mal mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schmälen. Anfangs fiel es uns etwas hart, so früh die warmen Federn zu verlassen. Wie wir es aber erst eine Zeitlang gethan

hatten, war es uns nicht möglich, lange über die gewohnte Zeit darin zu verweilen; und wenn ein Feiertag uns eine Stunde später aufforderte, so waren wir doch zu rechter Zeit munter, und feierten ihn nicht in süßen Umarmungen. Jeder Feiertag war uns dann doppelt willkommen, und wir freuten uns oft seines Anbruchs.

Nun, mein Schatz, weißt du mein ganzes Geheimniß; und wenn du dasselbe wohl anwendest, so wirst du nicht nöthig haben, dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß vorausgehen, wenn man gefolgt sein will, auf die Bresche wie auf die Dresche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaume befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinaufzuklettern. So handeln aber unsere mehrsten Haushalter; sie selbst wollen schlafen, Kaffee trinken, und hinterm Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht, und wird in Ewigkeit nicht gehen; der Wirth muß voraus. Nächstens ein Mehreres, und damit Gott befohlen.

10. Ueber die Feierstunde der Handwerker.

Ich habe noch kein Jahr erlebt, worin alle Menschen so fleißig gewesen sind, wie in dem vorigen. Meine Umstände erforderten es, daß ich ein neues Haus bauen mußte; und ob ich gleich ebenso sehr eilig nicht war, so beeiferte sich doch ein Jeder, mir auch in den Feierstunden seine Kräfte zu schenken. Maurer, Zimmerleute, Tischler und sogar die Tagelöhner opferten mir die Stunden, welche sonst zu ihrer Ruhe gewidmet waren, auf, und erwarteten, wie billig, meinen Beifall durch eine verhältnißmäßige Vergütung.

Anfänglich glaubte ich viel dabei zu gewinnen, aber am Ende merkte ich doch, daß es auf eine Geldschneiderei hinauslief, und daß ein Jeder, der rechtschaffen arbeitete, auch seine Erholungsstunden nöthig hätte. Was sollte ich indessen thun? Mich mit den Arbeitsleuten und besonders mit den Gesellen zu überwerfen, das war nicht rathsam, sie konnten mir auf

andere Art schaden. Ich ließ mich also geruhig betrügen, um nicht noch ärger betrogen zu werden. In der That aber sollte die Obrigkeit hier ein Einsehen haben und überhaupt das Arbeiten der Gesellen in den Feierstunden verbieten, weil es sowol ein Betrug für den Meister als den Bauherrn ist. Vor wenigen Jahren wußte man noch nichts von dieser Mode des Betrugs, aber seitdem ist sie täglich allgemeiner geworden.

II. Vom Kerbstocke.

Daß unsere Vorfahren kluge Köpfe gewesen, beweiset allein der Kerbstock. Keine Erfindung simpler und größer wie diese. Die Italiener mögen sich mit ihrer Kunst Buch zu halten noch so groß dünken, so geht sie doch immer dahin, daß Einer den Andern zum Schuldner schreiben kann, daß der Mann, der borgt, von seines Gläubigers Redlichkeit oder Willkür abhängt, anstatt daß beim Kerbstock Schuldner und Gläubiger gleiche Versicherung haben, sich beständig controliren und einander nicht betrügen können.

Was wird häufiger geschworen als Eide über Handlungsbücher, besonders nachdem auch sogar Handwerker zugelassen wurden, Buch zu halten und ihre Rechnungen zu beschwören? Wie mancher Kaufmann hat nicht oft das Seinige verloren, oder dem andern aus Irrthum oder Vorsatz zu viel gethan, nachdem er sich ein oder kein Gewissen daraus gemacht, alles Dasjenige zu beschwören, was seine Ladendiener oder Jungen, oder wol gar eine Frau oder Magd zu Buche gebracht haben! Wie mancher kostbare Proceß ist nicht darüber geführt, ob und wann der Bestärkungseid in solchen Fällen zuzulassen! Alles dieses hatten unsere Vorfahren beim Kerbstocke nicht zu fürchten.

Insgemein glaubt man jetzt, der Kerbstock habe nur gedient, um Rechnung über Milch, Bier, Brot und andere Sachen, welche ein gewisses feststehendes Maß haben, zu führen. Allein dieses ist irrig. Der Kerbstock war das älteste Dienst- und Pachtregister, und nichts ist leichter als solchen auch bei andern Waaren, welche für Geld verkauft werden, einzuführen. Wenn die Kerbe auf einer Seite einen

Thaler, auf der andern einen Schilling, und auf der dritten einen Pfennig bedeutet, so kann der Landmann Dasjenige, was er täglich und zur Nothdurft gebraucht, völlig darauf bewähren.

Wie wäre es also, wenn wir das Recht einführten, daß fürohin alle Krämer und Handwerker, welche außerhalb geschlossener Orte wohnen, und folglich nur mit Sachen von der höchsten Nothdurft handeln, niemals zur eidlichen Bestärkung einer Rechnung zugelassen werden sollten? wenn sie angewiesen würden, mit den Landleuten, welchen sie borgen, nicht anders als auf einem Kerbstock zu handeln? Sollte dieses nicht besser sein als der eingeschlichene Gerichtsgebrauch, nach welchem jeder Mann, der mit Schwefelhölzern handelt, ja sogar jeder Wagenmacher, Schmied oder andere Handwerker sich einen andern zum Schuldner schwören kann?

---

12. Von dem Naturgange der Gänse.

Die Gänse haben Fittige und scheinen zum Fliegen von Natur berechtigt zu sein; dennoch haben sie keinen Naturflug, sondern wo sie über die Hecke kommen, da straft man sie, weil ihnen das Fliegen gehemmt werden kann.

Dagegen haben sie, so schlecht sie auch zu Fuße sind, einen freien Naturgang: und wenn sie da, wo sie zu gehen berechtigt sind, auf ein Stück Buchweizen im Moor kommen, so muß der Eigenthümer des Buchweizens sie satt fressen lassen oder sein Feld verzäunen.

Unlängst war ein Streit zwischen zwei benachbarten Bauerschaften, wovon die eine an diesem und die andere an jenem Ende einer Gemeinheit lag, darüber, ob die Gänse der einen Bauerschaft zu der andern kommen dürften? Die eine, welche das Wasser und Gras vor der Thür hatte, beschwerte sich darüber, daß die Gänse der andern immer zu ihr kämen, wogegen die ihrigen nie wiederum zu der andern, welche auf ihrer Seite baare Heide hätte, gingen; dieses sei unbillig, weil der Naturgang eine wechselseitige Nutzung zum Grunde hätte, die hier ganz wegfiele. Allein der Richter bemerkte, daß die Bienen der Bauerschaft, welche am Wasser lag, fleißig auf die Heide flögen, und befahl beiden,

die verschiedenen Vortheile der Natur mit Dank zu erkennen, und, da man so wenig die Bienen als die Gänse an der Schnur halten könnte, sich einander das Leben nicht sauer zu machen. Der Advocat des einen Theils war hiermit nicht zufrieden und führte die Unbilligkeit des Spruchs in einer standhaften Behauptung u. s. w. nach allen Künsten aus. Aber der Richter ließ gleich ein Bauerrecht von sechs benachbarten Männern halten, und wie diese mit ihm einstimmten, verstattete er keinen Proceß; und der Oberrichter, wohin sich der vermeintlich beschwerte Theil wandte, bestätigte sein Verfahren.

13. Eine Bauernmutter.

Ich kam neulich in die Kinderstube eines Landmannes, und sah, daß viele kleine Kinder darin mit einander spielten, ohne daß Jemand Acht auf sie hatte. Dürft Ihr, sagte ich zu der Mutter, die ich draußen fand, Eure Kinder so allein lassen? und müßt Ihr nicht besorgen, daß sie unter sich ein Unglück anrichten? O! war ihre Antwort, das hat so leicht Nichts zu sagen: ich habe Alles auf die Seite gelegt, womit sie sich Schaden thun könnten; und wie Einem zu nahe geschehen sollte, so wird es schon schreien, daß ich es höre. Ich mache es, wie der liebe Gott mit den Menschenkindern. Der hat ihnen den Bretkorb zu hoch gehängt, daß sie ihn nicht herunterreißen können; und um die Brocken mögen sie sich seinethalben so viel schlagen, als sie Lust haben. Wenn sie es zu arg machen, so weiß er wol, was er zu thun hat.

So meint Ihr, liebe Frau, Gott sehe nicht in die Stube, sondern lasse die Kinder kramen, und beruhige sich damit, daß sie ihm Nichts verderben können? — Ja! das meine ich, erwiderte sie schnell; und ich sehe nicht, warum er es anders halten sollte. Könnten wir ihm wol Etwas von seinem großen Werke verderben? Und kann er uns nicht nach unserm Willen laufen lassen, bis wir zu ihm schreien? oder bis er es der Mühe werth achtet, holla zu rufen?

Mathias Claudius.

14. Von meinem akademiſchen Leben und Wandel.

Bin auch auf Unverſtädten geweſen, und hab' auch ſtudirt. Ne, ſtudirt hab' ich nicht, aber auf Unverſtädten bin ich geweſen, und weiß von Allem Beſcheid. Ich ward von ungefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverſtädt gewieſen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Collegium. Da ſitzen die Herren Studenten alle neben einander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenſter ſteht eine Hittſche, darauf ſitzt 'n Profeſſor oder ſo etwas und führt über dies und das allerlei Reden, und das heißen ſie denn docîren. Das auf der Hittſchen ſaß, als ich d'rin war, das war 'n Magiſter, und hatt' eine große krauſe Parüque auf'm Kopf, und die Studenten ſagten, daß ſeine Gelehrſamkeit noch viel größer und krauſer, und er unter der Hand ein ſo capitaler Freigeiſt ſei, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran ſein, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn's aus'm Moſtſchlauch gekommen wär'; und demonſtriren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, ſo fing er nur ſo eben 'n bißgen an, und, eh man ſich umſah, da war's demonſtrirt. So demonſtrirt' er z. B., daß 'n Student 'n Student und kein Rinoceros ſei. Denn, ſagte er, 'n Student iſt entweder 'n Student oder 'n Rinoceros: nun iſt aber 'n Student kein Rinoceros, denn ſonſt müßt 'n Rinoceros auch 'n Student ſein: 'n Rinoceros iſt aber kein Student, alſo iſt 'n Student 'n Student. Man ſollte denken, das verſtünd' ſich von ſelbſt, aber unſer eins weiß das nicht beſſer. Er ſagte, das Ding, daß 'n Student kein Rinoceros ſondern 'n Student wäre, ſei eine Hauptſtütze der ganzen Philoſophie, und die Magiſters könnten den Rücken nicht feſt genug gegenſtemmen, daß ſie nicht umkippen.

Weil man auf einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sei für Jedermann: zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sei nur für ihn und seine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für Jedermann und Jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sei sein bescheiden Theil, nämlich des andern Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müss' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Arioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt Alles in der Welt, sagt' er, und, wenn Einer 's umstößt, so geht Alles über und drunter.

Denn kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelahrten zu sprechen, und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurtheile von Alp, Leichdörnern, Religion u. s. w. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, Schnaps schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen todt. Ob, und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wol aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wol wachsen mache, und denn ahnet mich so von ferne und leise Etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Isop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß — säh ich nur 'nmal einen, ich wollt'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein u. s. w.

Breit muß ſich ein ſolcher nicht machen können, am allerwenigſten Andre verachten und ſegen. O! Eigendünkel und Stolz ſi eine feindſelige Leidenſchaft; Gras und Blumen können i der Nachbarſchaft nicht gedeihen.

15. Brief an Andres, die Illumination betreffend.

Wir haben hier heint Nacht Illumination gehabt, mein lieber Andrei. Sieht Er, da hangen denn Lampen in allen Hecken un Bäumen, und ſind ſolche Bogen und Säulen mit Lampen und ſo 'n S. Michel, der nach dem Lindwurm ſtößt, un die Gartenhäuſer ſind voll Lampen über und über, und dcht am Waſſer ſind Lampen, daß man die Fiſche kann ſpielen ſehen, und gehn ſo viel Leut' aus Hamburg im Garten hn und her, ſieht Er, und das heißt denn Illumination und ſi recht curiös zu ſehen, und koſtet viel Oel. Ja, Andres, wir Beide hätten unſer Lebelang daran zu brennen gehabt, aber damit wär' keine Illumination geworden, Andres, und wer'n Oel denn ſo hat, ſieht Er, der läßt'n denn ſo brennen.

Dergleichen Illuminations nun ſind nur für große Herren und Potentaten, dch kann unſer einer 's auch ſehen, und Er hätt's auch ſehn können, wenn Er nicht immer am unrechten Ort wär. Ich hätt' 's Ihm wohl vorher melden können, aber ich dachte 's wäre auch noch Zeit, wenn Er's nur nachher erführe. 's iſt hier ein Prinz geweſen und eine Prinzeſſin, ſieht Er, nd darum hat's der gnädige Herr auch ſo ſchön gemacht, un die Kanonen auch löſen laſſen. Wollte doch, daß ich's Ihm vorher geſchrieben hätte, ſo hätt' Er die Kanonen auch hören können. Doch, wenn Er leben ſoll, hat Er ja wol noch Gelegenheit, Kanonen zu hören. Ich will's Ihm ſonſt auch ſchreiben, wenn wieder Illumination iſt.

Sapperment, Andres, da waren 'nmal viele Lampen! auch ſtand der Mond am Himmel und ſchien — für den Prinzen und für uns alle. Leb Er wohl.

16. Ein sonderlicher Casus von harten Thalern und Waldhorn.

Musik! O ja, Musik ist eine herrliche Sach; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören, und hat wirklich Gewalt aufs Herz. Ich habe wol hundertmal wieder d'ran gedacht, wie sie mich 'nmal erweicht hat, als Paul mir meine harten Thaler gestohlen hatte. Der Paul, Dieb der! hatt' ihm so oft aus der Noth geholfen, und stahl mir doch meine harten Thaler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Thaler haben, und meine hatte von je her viel von mir gehalten: ich hab' ihr auch mein Lage nichts in 'n Weg gelegt, und, als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich ans Bett und gab mir neun Stück harte Thaler, zwei Tage ehe sie starb, nun Gott habe sie selig, sie war eine gute Frau — aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich 'nmal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Thaler und über den untreuen, undankbaren Kerl. Wo ist Paul? „In den Wald gegangen"; ich nach, blickte wild durch Busch und Baum, und wollt' ihn schlagen, wo ich 'n träfe, und das Blut kochte mir in den Adern — da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hatt's mir niemals noch gebaucht; ich hörte, stand still, und sah um mich. Ich war grad' an dem Schmerlenbach und Pferd' und Küh' und Schafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen — ‚Harte Thaler hin, harte Thaler her! will Paul nicht schlagen", und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlnbach, wo ich stand, und ging wieder zu Hause. Wenn aber das nicht von ohngefähr so gekommen wär', und die Musik 's wirklich gethan hätte, da wäre sie ja Gottesgab', un' man sollte sie zu so was brauchen. Aus dem ewigen Quinkeliren wird so nicht viel.

17. Am Neujahrstage.

'N fröhliches Neujahr, 'n fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhlichs Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lässet! und für die armen Morenſclaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müſſen! 's iſt ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! ich kann 's ſonſt wol leiden, daß einer 'n bischen patriotiſch iſt, und andere Nationen nicht hofirt. Wös muß man freilich von keiner Nation ſprechen; die Klugen halten ſich allenthalben ſtille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk läſtern? wie geſagt, ich kann's ſonſt wol leiden, daß Einer ſo 'n bischen patriotiſch iſt, aber Neujahrstag iſt mein Patriotismus mauſetodt, und 's iſt mir an dem Tage, als wenn wir Alle Brüder wären und Einer unſer Vater, der im Himmel iſt, als wären alle Güter der Welt Waſſer, das Gott für Alle geſchaffen hat, wie ich mal habe ſagen hören u. ſ. w.

Ich pflege mich denn wol alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Weg' hinzuſetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu ſcharren und an dies und jen's zu denken. Nicht an meine Leſer; ſie ſind mir aller Ehren werth, aber Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk' ich nicht an ſie, ſondern ich ſitze da und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne ſo oft habe aufgehn ſehen, und den Mond, daß ich ſo viele Blumen und Regenbogen geſehen, und ſo oft aus der Luft geſchöpft und aus dem Bach getrunken habe; und denn mag ich nicht aufſtehn, und nehm' mit beiden Händen meine Mütz' ab, und kuck h'nein.

So denk' ich auch an meine Bekannte, die in dem Jahr ſtarben, und daß ſie nun mit Sokrates, Numa und andern Männern ſprechen können, von denen ich ſo viel Gutes gehört habe, und mit Johann Huß; und denn iſt's als wenn ſich rund um mich Gräber aufthun, und Schatten mit kahlen Glatzen und langen grauen Bärten herausſteigen, und 'n Staub aus 'm Bart ſchütteln. Das muß nun wol der ewige Jäger thun, der übern Zwölften ſein Thun ſo

hat. Die alten frommen Langbärte wollen wol schlafen, aber Eurem Andenken und der Asch' in Euren Gräbern ein fröhlichs fröhlichs Neujahr!

18. Görgel's Brief an seinen Herrn.

Es schneit noch immer, mein lieber Herr, als ob es gar nicht wieder aufhören wolle.

Was doch für eine Menge Schnee in der Welt ist! hier so viel Schnee! und in der Pfalz so viel! und in Amerika! und in der Tanne! — ich pflege denn so meinen Gang nach der Tanne zu haben, weiß Er wol. Der große Wald ist von Natur mein Lustrevier, und die Tanne liegt mir so bequem, grade am Thor, und führt eine schöne lange Lindenallee dahin; denn sind auch immer so viele arme Leute darin, alt und jung, die Holz sammeln und auf dem Kopf zu Hause tragen; und das sehe ich so mit an und gehe meinen Gang hin. Seit der viele Schnee gefallen ist, fehlt mir aber meine Gesellschaft; die armen Leute können nicht zu, und ich kann denken, daß sie sowol hier, als überall, wo so viel Schnee liegt, bei der Kälte übel daran sind. Mein Herr hat gottlob einen warmen Rock und eine warme Stube, da merkt er's nicht so, aber wenn man nichts in und um den Leib hat und denn kein Holz im Ofen ist, da friert's Einem gewaltig.

Am Nordpol, hinter Frankfurt, soll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, sagen die Gelehrten, und in den Hundstagen treiben da Eisschollen in der See, die so groß sind als die ganze Herrschaft Epstein, und thauen ewig nicht auf! und doch hat der liebe Gott allerlei Thiere da, und weiße Bären, die auf den Eisschollen herumgehen und guter Dinge sind, und große Walfische spielen in dem kalten Wasser und sind fröhlich. Ja, und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man sich die Fußsohlen am Boden sengt. Und hier bei uns ist's bald Sommer und bald Winter. Nicht wahr, mein lieber Herr, das ist doch recht wunderbar! und der Mensch muß es sich heiß oder kalt um die Ohren wehen

laſſen, und kann nichts davon und dazu thun, er ſei Fürſt oder Knecht, Bauer oder Edelmann. Wenn ich das ſo bedenke, ſo fällt's mir immer ein, daß wir Menſchen doch eigentlich nicht viel können, und daß wir nicht ſtolz und ſtörriſch, ſondern lieber hübſch beſcheiden und demüthig ſein ſollten. Sieht auch beſſer aus, und man kommt weiter damit.

Jung-Stilling.

19. Vater Stilling's Tod.

— — — Indem ſie ſo ſaßen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er; er ſah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte; lächelte wol zuweilen, ſtand, ſchüttelte den Kopf, ſah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich ſahen ihn mit Verwunderung an; doch durften ſie ihn nicht fragen; denn er thät's wol oft ſo, daß er vor ſich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er ſetzte ſich zu ihnen nieder und erzählte, wie er anfing, ſo ſtunden ihm die Augen voll Waſſer. Mariechen und Heinrich ſahen es, und ſchon liefen ihnen auch die Augen über.

Wie ich von euch in Wald hineinging, ſah ich weit von mir ein Licht, ebenſo als wenn Morgens die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich ſehr. Ei! dacht' ich, dort ſteht ja die Sonne am Himmel; iſt das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches ſein, das muß ich ſehen. Ich ging drauf an; wie ich vorn hin kam, ſiehe, da war vor mir eine Ebne, die ich mit meinen Augen nicht überſehen konnte. Ich hab' mein Lebtag ſo herrliches nicht geſehen, ſo ein ſchöner Geruch, ſo eine kühle Luft kam darüber her, ich kann's euch nicht ſagen. Es war ſo weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne iſt Nacht dagegen. Da ſtanden viel tauſend prächtige Schlöſſer, eines nah beim andern. Schlöſſer! — ich kann's euch nicht beſchreiben! als

wenn ſie von lauter Silber wären. Da waren Gärten, Büſche, Bäche. O Gott, wie ſchön! Nicht weit von mir ſtand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thür dieſes Schloſſes kam Jemand heraus, auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie ſie nah bei mir war, ach Gott! da war es unſer ſeliges Dortchen! (Nun ſchluchzten ſie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: O meine Mutter! meine liebe Mutter!) — Sie ſagte gegen mich ſo freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals ſo oft das Herz ſtahl: Vater, dort iſt unſere ewige Wohnung, ihr kommt bald zu uns. — Ich ſah, und ſiehe, alles war Wald vor mir; das herrliche Geſicht war weg. Kinder, ich ſterbe bald; wie freu' ich mich darauf! Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie ſeine Mutter ausgeſehen, was ſie angehabt, und ſo weiter. Alle Drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und ſprachen beſtändig von dieſer Geſchichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie Einer, der in der Fremde und nicht zu Hauſe iſt.

Ein altes Herkommen, deſſen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre ſelbſt ein Stück ſeines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun ſchon achtundvierzig Jahr gethan, und dieſen Sommer ſollt es wieder geſchehen. Er richtete es ſo ein, daß er alle Jahre ſo viel davon neu deckte, ſo weit das Roggenſtroh reichte, das er für das Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, ſo daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu beſtimmt, ihm zur Hand zu langen, und alſo wurde die lateiniſche Schule auf acht Tage ausgeſetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemſten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beſchloſſen endlich Beide, ihm ernſtliche Vorſtellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; ſie hatten die Zeit während dem Mittageſſen dazu beſtimmt.

Margrethe brachte alſo eine Schüſſel Mus, und auf derſelben vier Stücke Fleiſches, die ſo gelegt waren, daß ein jedes juſt vor Dem zu ſtehen kam, für den es beſtimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide ſetzten ihre Schüſſeln auf den Tiſch, an welchem Vater Stilling und Heinrich ſchon an ihrem Ort ſaßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen geſagt, wie ſehr auch Heinrich auf Studiren, Wiſſenſchaften und Bücher erpicht ſein mochte, ſo war's ihm doch eine weit größere Freude, in Geſellſchaft ſeines Großvaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern, denn dieſes war nun ſchon das dritte Jahr, daß er ſeinem Großvater als Diakonus bei dieſer jährlichen Solennität beigeſtanden. Es iſt alſo leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrüßlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Abſichten zu begreifen anfing.

Ich weiß nicht, Ebert, ſagte Margrethe, indem ſie ihre linke Hand auf ſeine Schulter legte, du fängſt mir ſo an zu verfallen. Spürſt du nichts in deiner Natur?

„Man wird als alle Tage älter, Margrethe!"

O Herr ja! Ja freilich alt und ſteif.

Ja wol, verſetzte Mariechen und ſeufzte.

Mein Großvater iſt noch recht ſtark für ſein Alter, ſagte Heinrich.

„Ja wol, Junge", antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl um die Wette mit dir die Leiter nauf laufen."

Heinrich lachte hart. Margrethe ſah wol, daß ſie auf dieſer Seite die Feſtung nicht überrumpeln würde; daher ſuchte ſie einen andern Weg.

Ach ja, ſagte ſie, es iſt eine beſondere Gnade, ſo geſund in ſeinem Alter zu ſein; du biſt, glaub' ich, nie in deinem Leben krank geweſen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit iſt, denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

Ich glaub' doch, Vater! verſetzte Mariechen, Ihr ſeid wol verſchiedene Male vom Fallen krank geweſen; denn Ihr habt uns wol erzählt, daß Ihr oft gefährlich gefallen ſeid.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

Und das vierte Mal, fuhr Margrethe fort, wirst du dich todt fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen, und eine Nachbarin hat mich täglich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen, denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kuh gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu' mir den Gefallen und laß Jemand anders das Haus decken, du hast's ja nicht nöthig.

„Margrethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße ein Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschicht gehört haben; ist dieses gewiß? wird dann Derjenige Dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Beruf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wol vermeiden können? Gesetzt, ich blieb vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße meinen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margrethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das Andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinn schlugen.

Des andern Morgens standen sie früh auf und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wol noch acht Tage vorüber, ehe es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard un-

gewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? Nichts, sagte er. Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab' ich keine Ruhe, ich kann nirgends still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Nasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, Jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her. Ein Lächeln, das so manchen Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hätte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stilling's auf diese, gewiß treugemeinten Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wollte auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wol in zehn Jahren auf keinem Baume gewesen. Nun denn, sagte Margrethe, du mußt nun vor der Zeit in die Höh, es mag kosten was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und in die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, fing an, aß Kirschen und warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen hinab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb' mich ein wenig, Marie-

chen, daß ich nur die unterſten Aeſte faſſen kann, ich muß da probiren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, ſie kam hinauf. Stilling ſah herab und lachte herzlich und ſagte, das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da ſaßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aeſten des Kirſchbaumes, und genoſſen noch einmal zuſammen die ſüßen Früchte ihrer Jugend; beſonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe ſtieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach ſtieg auch Eberhard herab, ging und holte einen Haken, um Raſen damit abzuſchälen. Er ging oben aus Ende des Hofes an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hauſe über unter dem Kirſchbaum ſitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Raſen um den Kopf hängen, bückte ſich zu Heinrichen, ſah ganz ernſthaft aus und ſagte: Sieh', welche eine Schlafkappe! — Heinrich fuhr ineinander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wol geſtanden, daß dieſes einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeſſen ſtieg Vater Stilling mit dem Raſen das Dach hinauf. Heinrich ſchnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf ſah, hörte er ein Gepolter; er ſah hin, vor ſeinen Augen war's ſchwarz, wie die Nacht. — Lang hingeſtreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Laſt von Leitern, ſeine Hände vor der Bruſt gefalten; die Augen ſtarrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Menſch im ſtarken Froſt. Heinrich warf eiligſt die Leitern von ihm, ſtreckte die Arme aus, und lief wie ein Raſender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die klagende Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe ſtrebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgeſtreckt, die Augen ſtarrten umher; dann und wann machte ein heiſerer Schrei der beklemmten Bruſt ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerſt bei dem lieben Mann. Er lag da, lang ausgeſtreckt, die Augen und der Mund waren geſchloſſen, die Hände noch vor der Bruſt gefalten, und ſein Odem ging langſam und ſtark, wie bei einem geſunden Menſchen, der

ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgends, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach, mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzu gekommen; vergessen Alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergeschnürt. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen drei Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stilling's Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden; sie setzten sich Alle rings ums Bette, waren still, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulich, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele; Alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch still. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still

stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, ergriff seines Grosvaters beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie Einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint, sobald sie aber Katharinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Doem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken im Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Mann seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte; Leb' wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel bald sehen wir uns wieder. So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie, alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel

waren unter beständigem Weinen seine Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! und der Text zur Leichenrede war: Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen; gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stilling's Moder hervorgrünen.

---

20. Frau Schmoll und ihre Töchter.

Stilling hatte noch an keine Frauenliebe gedacht: diese Leidenschaft und das Heirathen war in seinen Augen eins, und jedes ohne das andere ein Gräuel. Da er nun gewiß wußte, daß er keine von den Jungfern Schmoll heirathen konnte, indem keine weder einen Schneider noch einen Schulmeister nehmen durfte, so unterdrückte er jeden Keim der Liebe, der so oft, besonders zu Maria, in seinem Herzen aufblühen wollte. Doch, was sage ich von Unterdrücken! wer vermag das aus eigener Kraft? — Stilling's Engel, der ihn leitete, kehrte die Pfeile von ihm ab, die auf ihn geschossen wurden. Die beiden Schwestern dachten indessen ganz anders; der Schulmeister gefiel ihnen im Herzen, er war in seiner ersten Blüte, voller Feuer und Empfindung: denn ob er gleich ernst und still war, so gab es doch Augenblicke, wo sein Licht aus allen Winkeln des Herzens hervorglänzte; dann breitete sich sein Geist aus, er floß über von mittheilender heiterer Freude, und dann war's gut sein in seiner Gegenwart. Aber es gibt der Geister wenig, die da mit empfinden können: es ist so etwas Geistiges und Erhabenes, von roher lärmender Freude so Entferntes, daß die Wenigsten begreifen werden, was ich hier sagen will. Frau Schmoll und ihre Töchter indessen fühlten's und

empfanden's in aller seiner Kraft. Andere Leute, von gemeinem Schlage, saßen dann oft und horchten; der eine rief: Paule, du rasest! der andere saß und staunte, und der dritte glaubte: er sei nicht recht gescheit. Die beiden Mädchen ruhten dann dort in einem dunkeln Winkel, um ihn ungestört beobachten zu können; sie schwiegen und hefteten ihre Augen auf ihn. Stilling merkte das mit tiefem Mitleiden; allein er war fest entschlossen, keinen Anlaß zu mehrerm Ausbruch der Liebe zu geben. Sie waren Beide sittsam und blöde, und deswegen weit davon entfernt, sich ihm zu entdecken. Frau Schmoll saß dann, spielte mit ihrer schwarzen papierenen Schnupftabaksdose auf dem Schooß, und dachte nach, unter welche Sorte Menschen der Schulmeister wol eigentlich gehören möchte: fromm und brav war er in ihren Augen, und recht gottesfürchtig dazu; allein da er von Allem redete, nur nicht von Sachen, womit Brot zu verdienen war, so sagte sie oft, wenn er zur Thür hinausging: der arme Schelm, was will noch aus ihm werden! Das kann man nicht wissen, versetzte dann wol Marie zuweilen: ich glaube, er wird noch ein vornehmer Mann in der Welt. Die Mutter lachte und erwiderte oft: Gott lasse es ihm wohl gehen! er ist ein recht lieber Bursche; auf einmal wurden ihre Töchter lebendig.

Ich darf behaupten, daß Stilling die Preisinger Schule nach Pflicht und Ordnung bediente; er suchte nun bei reifern Jahren und Einsichten seinen Ruhm in Unterweisung der Jugend zu befestigen. Allein es war Schade, daß es nicht aus natürlicher Neigung herfloß. Wenn er ebensowol nur acht Stunden des Tages zum Schneiderhandwerk als zum Schulamt hätte verwenden dürfen, so wäre er gewiß noch lieber am Handwerk geblieben: denn das war für ihn ruhiger und nicht so vieler Verantwortung unterworfen. Um sich nun die Schule angenehmer zu machen, erdachte er allerhand Mittel, wie er mit leichterer Mühe die Schüler zum Lernen aufmuntern möchte. Er führte eine Rangordnung ein, die sich auf die größere Geschicklichkeit bezog; er erfand allerhand Wettspiele im Schreiben, Lesen und Buchstabiren, und da er ein großer Liebhaber vom Singen und der Musik war, so suchte er schöne geistliche Lieder zusammen, lernte selber die Musiknoten mit leichter Mühe, und führte das

vierstimmige Singen ein. Dadurch wurde nun ganz Preisingen voller Leben und Gesang. Des Abends vor dem Essen hielt er eine Rechenstunde, und nach demselben eine Singstunde. Wenn dann der Mond so still und feierlich durch die Bäume schimmerte und die Sterne vom blauen Himmel herunter äugelten, so ging er mit seinen Sängern heraus an den Preisinger Hügel; da setzten sie sich ins Dunkel und sangen, daß es durch Berg und Thal erscholl; dann gingen Mann, Weib und Kinder im Dorf vor die Thüre und horchten; sie segneten ihren Schulmeister, gingen dann hinein, gaben sich die Hand und legten sich schlafen. Oft kam er mit seinem Gefolge hinter Schmoll's Haus in den Bauerhof, und dann sangen sie sanft und still: entweder O du süße Luft! oder Jesus ist mein Freudenlicht! oder Die Nacht ist vor der Thür! und was dergleichen schöne Lieder mehr waren: dann gingen die Mädchen ohne Licht oben auf ihre Kammer, setzten sich hin und versanken in Empfindung. Oft fand er sie noch sitzen, wenn er nach Hause kam und schlafen gehen wollte; denn alle Kammern im Hause waren gemeinschaftlich, der Schulmeister hatte überall freien Zutritt. Niemand war weniger sorgfältig für ihre Töchter als Frau Schmoll; und sie war glückselig, daß sie es auch nicht nöthig hatte. Wenn er dann Maria und Anna so in einem finstern Winkel mit geschlossenen Augen fand, so ging's ihm durchs Herz, er faßte sie an der Hand und sagte: Wie ist's dir, Maria? Sie seufzte dann tief, drückte ihm die Hand und sagte: Mir ist's wohl von Euerm Singen! Dann erwiderte er oft: Laßt uns fromm sein, liebe Mädchen! im Himmel wollen wir erst recht singen; und dann ging er flüchtig fort und legte sich schlafen. Er fühlte wol oft das Herz pochen, aber er hatte nicht Acht darauf. Ob die Mädchen mit dem Trost auf jene Welt so völlig zufrieden gewesen, das läßt sich wol nicht ausmachen, weil sie sich nie darüber erklärt haben.

21. Lieschen's Gesicht.

An einem Sonntag Abend saß Stilling mit Lieschen am Tisch und sangen zusammen. Ob nun das Lied

einigen Eindruck auf sie machte oder ob ihr sonst etwas Trauriges einfiel, weiß ich nicht: sie fing herzlich an zu weinen. Stilling fragte sie, was ihr fehlte? Sie sagte aber nichts, sondern stand auf und ging fort, kam auch diesen Abend nicht wieder. Sie blieb von der Zeit an melancholisch, ohne daß Stilling damals gewahr wurde, warum. Diese Veränderung machte ihm Unruhe, und zu einer andern Zeit, da sie Beide wiederum allein waren, setzte er so hart an sie, daß sie endlich folgendergestalt anfing:

„Heinrich, ich kann und darf dir nicht sagen, was mir fehlt, ich will dir aber etwas erzählen: Es war einmal ein Mädchen, das war gut und fromm, und hatte keine Lust zu unzüchtigem Leben; aber sie hatte ein zärtliches Herz: auch war sie schön und tugendsam. Diese ging an einem Abend auf ihrer Schlafkammer ans Fenster; der Vollmond schien so schön in den Hof; es war Sommer, und Alles draußen so still. Sie bekam Lust, noch ein wenig herauszugehen. Sie ging still zur Hinterthür hinaus in den Hof, und aus dem Hofe in die Wiese, die daran stieß. Hier setzte sie sich unter eine Hecke in den Schatten und sang mit leiser Stimme: Weicht, quälende Gedanken! (Dieses war eben das Lied, welches Lieschen den Sonntag Abend mit Stilling sang, als sie so außerordentlich traurig wurde.) Nachdem sie ein paar Verse gesungen hatte, kam ein wohlbekannter Jüngling zu ihr, der grüßte sie und fragte: Ob sie wol ein klein wenig mit ihm die Wiesen herunterspazieren wollte? Sie that's nicht gern, doch als er sie sehr nöthigte, so ging sie mit. Als sie nun eine Strecke zusammen gewandelt hatten, so wurde dem Mädchen auf einmal Alles fremd. Sie befand sich in einer ganz unbekannten Gegend, der Jüngling aber stand weiß und lang neben ihr, wie ein Todter, der auf der Bahre liegt, und sah sie erschrecklich an. Dem Mädchen wurde todtbange, und sie betete recht herzlich, daß ihr doch der liebe Gott gnädig sein möchte. Nun drehete sich der Jüngling auf einmal mit dem Arm herum, und sprach mit hohler Stimme: Da sieh, wie es dir ergehen wird. Sie sah vor sich hin eine Weibsperson stehen, welche ihr selbst sehr ähnlich oder wol gar gleich war; sie hatte alte Lumpen anstatt der Kleider um sich hängen, und ein kleines Kind, welches ebenso ärmlich aussah. Sieh, sagte

der Geist ferner, das ist schon das dritte uneheliche Kind, das du haben wirst. Das Mädchen erschrak und sank in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selbst kam, da lag sie in ihrem Bett und schwitzte vor Angst, sie glaubte aber, sie hätte geträumt. Siehe, Heinrich, das liegt mir immer so im Sinne, und deswegen bin ich traurig."

Stilling setzte hart an sie mit Fragen, ob ihr das nicht selbst passirt wäre? Allein sie leugnete es beständig und bezeugte, daß es eine Geschichte wäre, die sie hätte erzählen hören.

Die traurige Lebensgeschichte dieser bedauernswürdigen Person hat es endlich ausgewiesen, daß sie diese schreckliche Ahnung selbst muß gehabt haben: und nun läßt es sich leicht begreifen, warum sie damals so melancholisch geworden. Ich übergehe ihre Historie aus wichtigen Gründen, und sage nur so viel: Sie beging ein Jahr hernach eine kleine ganz wol zu entschuldigende Thorheit: diese war der erste Schritt zu ihrem Falle, und dieser die Ursache ihrer folgenden schweren und betrübten Schicksale. Sie war eine edle Seele, begabt mit vortrefflichen Leibes- und Geistesgaben; nur ein Hang zur Zärtlichkeit, mit etwas Leichtsinn verbunden, war die entfernte Ursache ihres Unglücks. Aber ich glaube, ihr Schmelzer wird sitzen, und sie wie Gold im Feuer läutern, und wer weiß, ob sie nicht dermaleinst heller glänzen wird als ihre Richter, die ihr das Heirathen verboten, und wann sie dann ein Kind von ihrem verlobten Bräutigam zur Welt brachte, so mußte sie mit dem Merkzeichen einer Erzhure am Pranger stehen. Wehe den Gesetzgebern, welche! — doch ich muß einhalten, ich werde nichts bessern, wol aber die Sache verschlimmern. Noch ein Weh mit einem Fluch. Weh den Jünglingen, welche ein armes Mädchen blos als ein Werkzeug der Wollust ansehen, und verflucht sei Der vor Gott und Menschen, der ein frommes Kind zu Fall bringt und sie hernach im Elend verderben läßt!

Gottfried August Bürger.

22. Der Freiherr von Münchhausen reiset nach Rußland, verrichtet ein Liebeswerk, erhält eine kräftige Versicherung vom Himmel, bindet sein Pferd aus Irrthum an eine Kirchthurmspitze, zerschießt den Halfter und bekommt es wieder.

Ich trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Liefland, welche, nach der Beschreibung aller Reisenden, fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher wohlfürsorgender Landesregierungen, ausbessern müßte. Ich reisete zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist. Denn man riskirt alsdann weder mit irgend einem höflichen Postmeister eine Ehrensache zu bekommen, noch von seinem durstigen Postillon vor jede Schenke geschleppt zu werden. Ich war nur leicht bekleidet, welches ich ziemlich übel empfand, je weiter ich gegen Nordost hinkam. Nun kann man sich einbilden, wie bei so strengem Wetter, unter dem rauhesten Himmelsstriche, einem alten armen Manne zu Muthe sein mußte, der in Polen auf einem öden Anger, über den der Nordost hinschnitt, hülflos und schauernd da lag und kaum hatte, womit er seine Schamblöße bedecken konnte.

Der arme Teufel dauerte mich von ganzer Seele. Ob mir gleich selbst das Herz im Leibe fror, so warf ich dennoch meinen Reisemantel über ihn her. Plötzlich erscholl eine Stimme vom Himmel, die dieses Liebeswerk ganz ausnehmend herausstrich und mir zurief:

Hol mich der Teufel, mein Sohn, das soll dir nicht unvergolten bleiben!

Ich ließ das gut sein und ritt weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee; und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab, und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder, und that ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen: doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchthurms gebunden war, und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen: das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt: ich war im Schlaf nach und nach, sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stummel eines Bäumchens, der über den Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchthums gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

---

23. Der Freiherr von Münchhausen schießt zwei wilde Schweine auseinander, fängt einen Keiler und führt ihn nach Hause, stellt Betrachtungen über St.-Hubertus Kreuzhirsch an und schießt einen Hirsch mit Kirschkernen auf den Kopf, wovon ein Baum entspringt.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich ein Beispiel, als ich mitten im

tiefſten Walde einen wilden Friſchling und eine Bache dicht hintereinander hertraben ſah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwol lief der Friſchling vorn ganz allein weg und die Bache blieb ſtehen, ohne Bewegung, als ob ſie an den Boden feſtgenagelt geweſen wäre. Wie ich das Ding näher unterſuchte, ſo fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Friſchlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwiſchen beiden hindurchgefahren war, ſo hatte ſie dieſen Leitzaum zerriſſen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter ſie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, ſo war ſie ſtehen geblieben. Ich ergriff daher das übriggebliebene Endchen von des Friſchlings Schwanze, und leitete daran das alte hülfloſe Thier ganz ohne Mühe und Widerſtand nach Hauſe.

So fürchterlich dieſe wilden Bachen oft ſind, ſo ſind die Keiler doch weit grauſamer und gefährlicher. Ich traf einſt einen im Walde an, als ich unglücklicherweiſe weder auf Angriff noch Vertheidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum ſchlüpfen, als die wüthende Beſtie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber auch ſeine Hauer dergeſtalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, ſie ſogleich wieder heraus zu ziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — Ha ha! dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen! — Flugs nahm ich einen Stein, hammerte noch vollends damit darauf los und nietete ſeine Hauer noch dergeſtalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er ſich denn nun gedulden, bis ich vom nächſten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hauſe zu ſchaffen, welches auch ganz vortrefflich von Statten ging.

Sie haben unſtreitig, meine Herren, von dem Heiligen und Schutzpatron der Waidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem ſtattlichen Hirſche gehört, der ihm einſt im Walde aufſtieß, und welcher das heilige Kreuz zwiſchen ſeinem Geweihe trug. Dieſem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Geſellſchaft dargebracht, und den Hirſch wol tauſendmal ſowol in Kirchen abgemalt, als auch in die Sterne ſeiner Ritter geſtickt geſehen,

ſo daß ich auf Ehre und Gewiſſen eines braven Waidmanns kaum zu ſagen weiß, ob es entweder nicht vor Zeiten ſolche Kreuzhirſche gegeben habe, oder wol gar noch heutiges Tages gebe. Doch laſſen Sie ſich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen ſah: Einſt, als ich all mein Blei verſchoſſen hatte, ſtieß mir, ganz wider mein Vermuthen, der ſtattlichſte Hirſch von der Welt auf. Er blickte mir ſo mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indeſſen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirſchſteine, wovon ich, ſo hurtig ſich das thun ließ, das Fleiſch abgegeſſen hatte. Und ſo gab ich ihm die volle Ladung mitten auf ſeine Stirn zwiſchen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte — machte ſich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in ebendemſelben Walde auf der Jagd, und ſiehe, zum Vorſchein kam ein ſtattlicher Hirſch mit einem voll ausgewachſenen Kirſchbaume, mehr denn zehn Fuß hoch, zwiſchen ſeinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirſch als mein wohlerworbenes Eigenthum, und legte ihn mit einem Schuſſe zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirſchtunke zugleich gerieth; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben ſo delicat nicht gegeſſen hatte. Wer kann nun wol ſagen, ob nicht irgend ein paſſionirter heiliger Waidmann, ein jagdluſtiger Abt oder Biſchof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Hubertus Hirſch zwiſchen das Gehörne gepflanzt habe? Denn dieſe Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und Hörnerpflanzens berühmt, und ſind es zum Theil noch bis auf den heutigen Tag. Im Falle der Noth, und wenn es Aut oder Naut gilt, welches einem braven Waidmann nicht ſelten begegnet, greift er lieber wer weiß wozu, und verſucht eher Alles, als daß er ſich die günſtige Gelegenheit entwiſchen läßt.

24. Ein achtbeiniger Hase. Münchhausen's Windspiel läuft sich die Beine ab, sein Hund wirft Junge, während er einen Hasen jagt, und der Hase setzt Junge, während ihn der Hund verfolgt.

Ich jagte zwei ganzer Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber doch der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe, und vier auf dem Rücken. Waren die untern Paare müde, so warf er sich, wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dies Thierchen war minder wegen seiner Gestalt als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte, und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief, und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsfucher gebrauchen konnte, in welcher Qualität es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Weiland noch als Windspiel — beiläufig zu melden, es war eine Hündin — setzte sie einst hinter einem Hasen her, der mir ganz ungewöhnlich dick vorkam. Es that mir leid um meine arme Hündin, denn sie war mit Jungen trächtig, und wollte doch noch ebenso schnell laufen als sonst. Nur

in sehr weiter Entfernung konnte ich zu Pferde nachfolgen. Auf einmal hörte ich ein Geklaffe, wie von einer ganzen Koppel Hunde, allein so schwach und zart, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Als ich näher kam, sah ich mein himmelblaues Wunder.

Die Häsin hatte im Laufen gesetzt, und meine Hündin geworfen, und zwar jener gerade ebenso viel junge Hasen, als diese junge Hunde. Instinctmäßig hatten jene die Flucht genommen, diese aber nicht nur gejagt, sondern auch gefangen. Dadurch gelangte ich am Ende der Jagd auf einmal zu sechs Hasen und Hunden, da ich doch nur mit einem einzigen angefangen hatte.

25. Münchhausen reißt sich nebst seinem Pferde selbst an seinem Haarzopfe aus einem Moraste, geräth in türkische Sklaverei; der Baron steigt seiner Art, die er zwei Bären, welche eine Biene anfielen, nachgeworfen hatte, bis in den Mond nach und kommt zurück, fällt zwei Meilen hoch aus den Wolken und gräbt sich mit seinen Nägeln aus einem neun Klafter tiefen Loche empor.

Einmal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größern Anlauf zu nehmen. Gleichwol sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, sammt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloß, wieder heraus gezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt

und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sklaven verkauft.

In diesem Stande der Demüthigung war mein Tagewerk nicht sowol hart und sauer als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten, und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die silberne Art, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, blos in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzu starken Schwung meines Armes flog die Art in die Höhe, und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Art an einem Orte wieder zu finden, wo alle andern Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Art. So wie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unten

wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebenso wenig besser, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wol noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß, und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich in ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Allein was thut nicht die Noth! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe, und förderte mich dadurch glücklich zu Tage.

26. Münchhausen hilft sich mit seinem Wagen in einem engen Passe vor einem andern auf eine nicht leicht begreifliche Weise vorbei. Närrische Streiche eines Posthorns.

Ich mußte, weil mein Litauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbeizukommen war.

Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen, nebst den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber

Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen, und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr muthig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlich Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, so verrieth es durch sein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, Ihr Herren, was geschah. Auf einmal ging's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne fest gefroren, und kamen nun, so wie sie nach und nach aufthauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine Zeitlang mit der herrlichsten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch, ferner: „Ohne Lieb' und ohne Wein", „Als ich auf meiner Bleiche", „Gestern Abend war Vetter Michel da", nebst noch vielen andern Stückchen, auch sogar das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder". — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Tonspaß, sowie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

Manche Reisende sind bisweilen im Stande, mehr zu behaupten, als, genau genommen, wahr sein mag. Daher ist es denn kein Wunder, wenn Leser oder Zuhörer ein wenig zum Unglauben geneigt werden. Sollten indessen Einige von der Gesellschaft an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, so muß ich sie wegen ihrer Ungläubigkeit herzlich bemitleiden, und sie bitten, sich lieber zu entfernen, ehe ich meine Schiffsabenteuer beginne, die fast noch wunderbarer, aber doch ebenso authentisch sind.

29. Der Baron geht als Gesandter nach Groß-Cairo, nimmt verschiedene tüchtige Subjecte in Dienst, nämlich einen Läufer, Horcher, Schützen, Starken, Windmacher und kehrt nach ausgerichteter Sache von Groß-Cairo auf dem Nil zurück.

Da wir noch Zeit haben, mein Herren, eine frische Flasche auszutrinken, so will ich Ihnen noch eine andere sehr seltsame Begebenheit erzählen, die mir wenige Monate vor meiner letzten Rückreise nach Europa begegnete.

Der Großherr, welchem ich durch die römisch- und russisch-kaiserlichen, wie auch französischen Botschafter vorgestellt worden war, bediente sich meiner, ein Geschäft von großer Wichtigkeit zu Groß-Cairo zu betreiben, welches zugleich so beschaffen war, daß es immer und ewig ein Geheimniß bleiben mußte.

Ich reiste mit großem Pompe und einem sehr zahlreichen Gefolge zu Lande ab. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, meine Dienerschaft mit einigen sehr brauchbaren Subjecten zu vermehren. Denn als ich kaum einige Meilen weit von Constantinopel entfernt sein mochte, sah ich einen kleinen schmächtigen Menschen mit großer Schnelligkeit querfeldein daherlaufen, und gleichwol trug das Männchen an jedem Beine ein bleiernes Gewicht, an die funfzig Pfund schwer. Verwunderungsvoll über diesen Anblick rief ich ihn an, und fragte: Wohin, wohin so schnell, mein Freund? und warum erschwerst du dir deinen Lauf durch eine solche Last? — „Ich lief", versetzte der Läufer, „seit einer halben Stunde aus Wien, wo ich bisher bei einer vornehmen Herrschaft in Diensten stand, und heute meinen Abschied nahm. Ich gedenke nach Constantinopel, um daselbst wieder anzukommen. Durch die Gewichte an meinen Beinen habe ich meine Schnelligkeit, die jetzt nicht nöthig ist, ein wenig mindern wollen; denn moderata durant, pflegte weiland mein Präceptor zu sagen." — Dieser Mensch gefiel mir nicht übel: ich fragte ihn, ob er bei mir in Dienste treten wollte, und er war dazu bereit. Wir zogen hierauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land.

Nicht fern vom Wege auf einem schönen Grasrain lag mäuschenstill ein Kerl, als ob er schliefe. Allein das that

er nicht, er hielt vielmehr sein Ohr so aufmerksam zur Erde, als hätte er die Einwohner der untersten Hölle behorchen wollen. — Was horchst du da, mein Freund? — „Ich horche da zum Zeitvertreibe auf das Gras, und höre, wie es wächst.“ — Und kannst du das? — „O Kleinigkeit!“ — So tritt in meine Dienste, Freund, wer weiß, was es bisweilen nicht zu horchen geben kann. — Mein Kerl sprang auf, und folgte mir.

Nicht weit davon auf einem Hügel stand mit angelegtem Gewehr ein Jäger und knallte in die blaue leere Luft. — Glück zu, Glück zu, Herr Waidmann! Doch wonach schießt du? Ich sehe nichts als blaue leere Luft. — „O ich versuche nur dies neue Kuchenreuter'sche Gewehr. Dort auf der Spitze des Münsters zu Straßburg saß ein Sperling, den schoß ich eben jetzt herab.“ Wer meine Passion für das edle Wald- und Schützenwerk kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß ich dem trefflichen Schützen sogleich um den Hals fiel. Daß ich nichts sparte, auch ihn in meine Dienste zu ziehen, versteht sich von selbst.

Wir zogen darauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land, und kamen endlich vor dem Berge Libanon vorbei. Daselbst vor einem großen Cedernwalde stand ein derber untersetzter Kerl und zog an einem Stricke, der um den ganzen Wald herumgeschlungen war. Was ziehst du da, mein Freund? fragte ich den Kerl. — „O ich soll Baubolz holen und habe meine Art zu Hause gelassen. Nun muß ich mir so gut helfen, als es angehen will.“ Mit diesen Worten zog er in einem Ruck den ganzen Wald, bei einer Quadratmeile groß, wie einen Schilfbusch vor meinen Augen nieder. Was ich that, das läßt sich rathen. Ich hätte den Kerl nicht fahren lassen, und hätte es mir mein ganzes Ambassadeurgehalt gekostet.

Als ich hierauf fürbaß und endlich auf ägyptischen Grund und Boden kam, erhob sich ein so ungeheurer Sturm, daß ich mit allen meinen Wagen, Pferden und Gefolge schier umgerissen und in die Luft davon geführt zu werden fürchtete. Zur linken Seite unsers Weges standen sieben Windmühlen in einer Reihe, deren Flügel so schnell um ihre Achsen schwirrten als eine Rockenspindel der schnellsten Spinnerin. Nicht weit davon zur Rechten stand ein Kerl von Sir John

Falstaff's Corpulenz, und hielt sein rechtes Nasenloch mit seinem Zeigefinger zu. Sobald der Kerl unsere Noth und uns so kümmerlich in diesem Sturme haspeln sah, drehte er sich halb um, machte Front gegen uns, und zog ehrerbietig, wie ein Musketier vor seinem Obersten, den Hut vor mir ab. Auf einmal regte sich kein Lüftchen mehr, und alle sieben Windmühlen standen plötzlich still. Erstaunt über diesen Vorfall, der nicht natürlich zuzugehen schien, schrie ich dem Unhold zu: Kerl, was ist das? Sitzt dir der Teufel im Leibe, oder bist du der Teufel selbst? „Um Vergebung, Ew. Excellenz!" antwortete mir der Mensch, „ich mache da nur meinem Herrn, dem Windmüller, ein wenig Wind; um nun die sieben Windmühlen nicht ganz und gar umzublasen, mußte ich wol das eine Nasenloch zuhalten."— Ei, ein vortreffliches Subject! dachte ich in meinem stillen Sinn: der Kerl läßt sich gebrauchen, wenn du dereinst zu Hause kommst, und dir's an Athem fehlt, alle die Wunderdinge zu erzählen, die dir auf deinen Reisen zu Lande und zu Wasser aufgestoßen sind. Wir wurden daher bald des Handels eins. Der Windmacher ließ seine Mühlen stehen, und folgte mir.

Nachgerade war's nun Zeit, in Groß-Cairo anzulangen. Sobald ich daselbst meinen Auftrag nach Wunsch ausgerichtet hatte, gefiel es mir, mein ganzes unnützes Gesandtengefolge, außer meinen neuangenommenen nützlichern Subjecten, zu verabschieden, und mit diesen als ein bloßer Privatmann zurückzureisen. Da nun das Wetter gar herrlich und der berufene Nilstrom über alle Beschreibung reizend war, so gerieth ich in Versuchung, eine Barke zu miethen und bis Alexandrien zu Wasser zu reisen. Das ging nun ganz vortrefflich, bis in den dritten Tag

30. Der Baron trinkt mit dem Großsultan bei verschlossenen Thüren eine Flasche Tokaier, wovon derselbe großes Wesen macht. Dispüt mit dem Großsultan über die Güte des Weins, nebst einer Wette. Billet des Barons an die Kaiserin Maria Theresia. Stückchen des Läufers, des Horchers, des Schützen. Der Großsultan läßt die Wette auszahlen.

Als wir uns daselbst eingeschlossen hatten, holte der Großsultan aus einem Schränkchen eine Flasche hervor, und sprach

„Münchhausen, ich weiß, ihr Christen verſteht euch auf ein gutes Glas Wein. Da habe ich noch ein einziges Fläſchchen Tokaier, ſo delicat müßt Ihr in Eurem Leben nicht getrunken haben.“ Hierauf ſchenkten Seine Hoheit ſowol mir als ſich eins ein, und ſtießen mit mir an. — „Nun, was ſagt Ihr? Gelt! es iſt etwas Extrafeines?“ — Das Weinchen iſt gut, Ihro Hoheit, erwiderte ich; allein mit Ihrem Wohlnehmen muß ich doch ſagen, daß ich ihn in Wien beim hochſeligen Kaiſer Karl dem Sechsten weit beſſer getrunken habe. Potz Stern! den ſollten Ihro Hoheit einmal verſuchen. „Freund Münchhauſen, Euer Wort in Ehren, allein es iſt unmöglich, daß irgend ein Tokaier beſſer ſei; denn ich bekam einſt nur dies eine Fläſchchen von einem ungariſchen Cavalier, und er that ganz verzweifelt rar damit.“ Poſſen, Ihro Hoheit, Tokaier und Tokaier iſt ein großmächtiger Unterſchied. Die Herren Ungarn überſchenken ſich eben nicht. Was gilt die Wette? ſo ſchaffe ich Ihnen in Zeit einer Stunde gerades Weges und unmittelbar aus dem kaiſerlichen Keller eine Flaſche Tokaier, die aus ganz andern Augen ſehen ſoll. — „Münchhauſen, ich glaube, Ihr faſelt.“ — Ich faſele nicht. Geraden Weges aus dem kaiſerlichen Keller ſchaffe ich Ihnen in Zeit von einer Stunde eine Flaſche Tokaier von einer ganz andern Nummer als dieſer Kräzer hier. — „Münchhauſen, Münchhauſen, Ihr wollt mich zum Beſten haben, und das verbitte ich mir. Ich kenne Euch zwar ſonſt als einen überaus wahrhaften Mann, allein — jetzt ſollte ich doch faſt denken, Ihr flunkertet.“ — Ei nun, Ihro Hoheit, es kommt ja auf die Probe an. Erfülle ich nicht mein Wort — denn von allen Aufſchneidereien bin ich der abgeſagteſte Feind, — ſo laſſen Ihro Hoheit mir den Kopf abſchlagen. Allein mein Kopf iſt kein Pappenſtiel. Was ſetzen Sie mir dagegen? — „Topp! ich halte Euch beim Wort. Iſt auf den Schlag Vier nicht die Flaſche Tokaier hier, ſo koſtet's Euch ohne Barmherzigkeit den Kopf; denn foppen laſſe ich mich auch von meinen beſten Freunden nicht. Beſteht Ihr aber, wie Ihr verſprecht, ſo könnt Ihr aus meiner Schatzkammer ſo viel an Gold, Silber, Perlen und Edelgeſteinen nehmen als der ſtärkſte Kerl davonzuſchleppen vermag.“ — Das läßt ſich hören! antwortete ich, bat mir gleich Feder und Tinte aus und ſchrieb an die Kaiſerin Königin Maria Thereſia folgendes Billet:

„Ihre Majestät haben unstreitig als Universalerbin auch Ihres höchstseligen Herrn Vaters Keller mitgeerbt. Dürfte ich mir wol durch Vorzeiger dieses eine Flasche von dem Tokaier ausbitten, wie ich ihn bei Ihrem Herrn Vater oft getrunken habe? allein von dem besten, denn es gilt eine Wette. Ich diene gern dafür wieder, wo ich kann, und beharre übrigens u. s. w."

Dies Billet gab ich, weil es schon fünf Minuten über drei Uhr war, nur sogleich offen meinem Läufer, der seine Gewichte abschnallen und sich unverzüglich auf die Beine nach Wien machen mußte.

Hierauf tranken wir, der Großsultan und ich, den Rest von seiner Flasche in Erwartung des bessern vollends aus. Es schlug ein Viertel, es schlug halb, es schlug drei Viertel auf Vier, und noch war kein Läufer zu hören und zu sehen. Nachgerade, gestehe ich, fing mir an ein wenig schwul zu werden; denn es kam mir vor, als blickten Seine Hoheit schon bisweilen nach der Glockenschnur, um nach dem Scharfrichter zu klingeln. Noch erhielt ich zwar die Erlaubniß, einen Gang hinaus in den Garten zu thun, um frische Luft zu schöpfen, allein es folgten mir auch schon ein Paar dienstbare Geister nach, die mich nicht aus den Augen ließen. In dieser Angst und als der Zeiger schon auf fünfundfunfzig Minuten stand, schickte ich noch geschwind nach meinem Horcher und Schützen. Sie kamen unverzüglich an, und der Horcher mußte sich platt auf die Erde niederlegen, um zu hören, ob nicht mein Läufer endlich ankäme. Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir, daß der Schlingel irgendwo, allein weit weg von hier, im tiefsten Schlafe läge und aus Leibeskräften schnarche. Dies hatte mein braver Schütze nicht so bald gehört, als er auf eine etwas hohe Terasse lief, und, nachdem er sich auf seinen Zehen noch mehr emporgestreckt hatte, hastig ausrief: „Bei meiner armen Seele! da liegt der Faullenzer unter einer Eiche bei Belgrad und die Flasche neben ihm. Wart, ich will dich aufkitzeln." — Und hiermit legte er unverzüglich seine Kuchenreuter'sche Flinte an den Kopf und schoß die volle Ladung oben in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern fiel herab auf den Schläfer, erweckte und brachte ihn, da er selbst fürchtete, die Zeit beinahe verschlafen zu haben, dermaßen

geschwind auf die Beine, daß er mit seiner Flasche und einem eigenhändigen Billet von Maria Thereſia um 59½ Minuten auf vier Uhr vor des Sultans Kabinete anlangte. Das war ein Gaudium! Ei, wie ſchlürfte das großherrliche Leckermaul! — „Münchhauſen", ſprach er, „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, wenn ich dieſe Flaſche für mich allein behalte. Ihr ſteht in Wien beſſer als ich! Ihr werdet ſchon an noch mehr zu kommen wiſſen."

Hiermit ſchloß er die Flaſche in ſein Schränkchen, ſteckte den Schlüſſel in die Hoſentaſche und klingelte nach dem Schatzmeiſter. — O welch ein angenehmer Silberton meinen Ohren! — „Ich muß Euch nun die Wette bezahlen. — Hier!" — ſprach er zum Schatzmeiſter, der ins Zimmer trat — „laßt meinem Freunde Münchhauſen ſo viel aus der Schatzkammer verabfolgen, als der ſtärkſte Kerl wegzutragen vermag." Der Schatzmeiſter neigte ſich vor ſeinem Herrn mit der Naſe bis zur Erde, mir aber ſchüttelte der Großſultan ganz treuherzig die Hand, und ſo ließ er uns Beide gehen.

35. Der Baron reiſt nach dem Aetna, ſpringt in den Krater hinein und macht angenehme Entdeckungen. Eine unangenehme Kataſtrophe. Der Baron rettet ſich durch Schwimmen und kommt an Bord eines holländiſchen Schiffes.

Wenn ich Ihren Augen trauen darf, ſo möchte ich wol eher müde werden, Ihnen ſonderbare Begebenheiten meines Lebens zu erzählen, als Sie, mich anzuhören. Ihre Gefälligkeit iſt mir zu ſchmeichelhaft, als daß ich, wie ich mir vorgenommen hatte, hier meine Erzählung ſchließen ſollte. Hören Sie alſo, wenn es Ihnen beliebt, noch eine Geſchichte, die an Glaubwürdigkeit der letztern gleichkommt, an Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit ſie vielleicht noch übertrifft.

Brydone's Reiſen nach Sicilien, die ich mit ungemeinem Vergnügen durchleſen habe, machten mir Luſt, den Berg Aetna zu beſuchen.

Ich ging dreimal um den Krater herum — den Sie sich als einen ungeheuern Trichter vorstellen können — und da ich sah, daß ich dadurch um wenig oder nichts klüger wurde, so faßte ich kurz und gut den Entschluß, hineinzuspringen. Kaum hatte ich dies gethan, so befand ich mich auch in einem verzweifelt warmen Schwitzkasten, und mein armer Leichnam wurde durch die rothglühenden Kohlen, die beständig heraufschlugen, an mehrern Theilen, edeln und unedeln, jämmerlich gequetscht und verbrannt.

So stark übrigens die Gewalt war, mit der die Kohlen heraufgeschmissen wurden, so war doch die Schwere, mit der mein Körper hinuntersank, ein Beträchtliches größer, und ich kam in kurzer Zeit glücklicherweise auf den Grund. Das erste, was ich gewahr wurde, war ein abscheuliches Poltern, Lärmen, Schreien und Fluchen, das rings um mich her zu sein schien. — Ich schlug die Augen auf, und siehe da! — ich war in der Gesellschaft Vulcans und seiner Cyklopen. Diese Herren, die ich in meinem weisen Sinne längst ins Reich der Lügen verwiesen hatte, hatten sich seit drei Wochen über Ordnung und Subordination gezankt, und davon war der Unfug in der Oberwelt gekommen. Meine Erscheinung stellte auf einmal unter der ganzen Gesellschaft Friede und Eintracht her.

Vulcan hinkte sogleich nach seinem Schranke hin, und holte Pflaster und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte, und in wenigen Augenblicken waren meine Wunden geheilt. Auch setzte er mir einige Erfrischungen vor, eine Flasche Nektar und andere kostbare Weine, wie nur Götter und Göttinnen zu kosten kriegen. Sobald ich mich etwas erholt hatte, stellte er mich seiner Gemahlin, der Venus vor, und befahl ihr, mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die meine Lage forderte. Die Schönheit des Zimmers, in das sie mich führte, die Wollust des Sopha's, auf das sie mich setzte, der göttliche Zauberring ihres ganzen Wesens, die Zärtlichkeit ihres weichen Herzens — Alles das ist weit über allen Ausdruck der Sprache erhaben, und schon der Gedanke daran macht mich schwindeln.

Vulcan gab mir eine sehr genaue Beschreibung von dem Berge Aetna. Er sagte mir, daß derselbe nichts als eine Aufhäufung der Asche wäre, die aus seiner Esse ausgeworfen

würde, da er häufig genöthigt wäre, seine Leute zu strafen, daß er ihnen dann im Zorn rothglühende Kohlen auf den Leib würfe, die sie oft mit großer Geschicklichkeit parirten und in die Welt hinausschmissen, um sie ihm aus den Händen zu bringen.

Gefiel mir der Unterricht des Gottes, so gefiel mir noch mehr die Gesellschaft seiner Gemahlin, und ich würde vielleicht nie diese unterirdischen Paläste verlassen haben, wenn nicht einige geschäftige schadenfrohe Schwätzer Vulcan einen Floh ins Ohr gesetzt und ein heftiges Feuer der Eifersucht in seinem gutmüthigen Herzen angeblasen hätten. Ohne mir vorher nur den geringsten Wink zu geben, nahm er mich eines Morgens, als ich eben der Göttin bei ihrer Toilette aufwarten wollte, trug mich in ein Zimmer, das ich niemals noch gesehen hatte, hielt mich über einen tiefen Brunnen, wie es mir vorkam, und „undankbarer Sterblicher", sagte er, „kehre zurück zu der Welt, von der du kamst." Mit diesen Worten ließ er mich, ohne mir einen Augenblick Zeit zur Vertheidigung zu geben, mitten in den Abgrund hinunterfallen.

Ich fiel und fiel mit immer zunehmender Geschwindigkeit, bis die Angst meiner Seele mir endlich alle Besinnung nahm. Plötzlich aber wurde ich aus meiner Ohnmacht aufgeweckt, indem ich auf einmal in eine ungeheure See von Wasser kam, die durch die Strahlen der Sonne erleuchtet wurde. Ich konnte von meiner Jugend auf gut schwimmen und alle möglichen Wasserkünste machen. Daher war ich gleich wie zu Hause, und in Vergleichung mit der fürchterlichen Lage, aus der ich eben befreit war, kam mir meine gegenwärtige wie ein Paradies vor.

Ich sah mich nach allen Seiten um, sah aber auf allen Seiten nichts als Wasser, auch unterschied sich das Klima, unter dem ich mich nun befand, sehr unbehaglich von Meister Vulcan's Essen. Endlich entdeckte ich in einiger Entfernung etwas, das wie ein erstaunlich großer Felsen aussah und auf mich zuzukommen schien. Bald zeigte sich's, daß es eins der schwimmenden Eisgebirge war. Nach langem Suchen fand ich endlich eine Stelle, an der ich auf dasselbe hinauf und bis zur obersten Spitze kommen konnte. Allein zu meiner größten Verzweiflung war es mir auch von hier aus noch

unmöglich, Land zu entdecken. Endlich, kurz vor Dunkelwerden, sah ich ein Schiff, das gegen mich zufuhr. Sobald ich nahe genug war, rief ich, man antwortete mir holländisch; ich sprang in die See, schwamm zu dem Schiffe hin, und wurde an Bord gezogen. Ich erkundigte mich, wo wir wären, und erhielt die Antwort: im Südmeer. Diese Entdeckung löste auf einmal das ganze Räthsel. Es war nun ausgemacht, daß ich von dem Berge Aetna durch den Mittelpunkt der Erde in die Südsee gefallen war; ein Weg, der auf alle Fälle kürzer ist, als der um die Welt. Noch hatte ihn Niemand versucht, als ich, und mache ich ihn wieder, so werde ich gewiß sorgfältigere Beobachtungen anstellen.

Ich ließ mir einige Erfrischungen geben, und ging zu Bette. Ein grobes Volk aber ist es um die Holländer. Ich erzählte meine Abenteuer den Offizieren, ebenso aufrichtig und simpel als Ihnen, meine Herren, und einige davon, vorzüglich der Capitain, machten Miene, als zweifelten sie an meiner Wahrhaftigkeit. Indeß sie hatten mich freundschaftlich in ihr Schiff aufgenommen, ich mußte durchaus von ihrer Gnade leben, und folglich, wollte ich wohl oder übel, den Schimpf in die Tasche stecken.

Heinrich Pestalozzi.

32. Eine Großmutter stirbt.

Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen, sagte Rudi.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich

denke wol, nein; du kannſt nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Laſt!

Rudi. O Mutter, Mutter! ſage doch das nicht; du biſt mir nicht zur Laſt! Mein Gott, mein Gott! könnte ich dir nur auch, was du nöthig haſt, geben! Du dürſteſt, du hungerſt und klagſt nicht; das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen ſind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thuſt.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth ſo weh als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! ſo krank und elend leideſt du, und trägſt meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man ſeinem Ende nahe iſt, ſo braucht man wenig mehr auf Erden; und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; denn er ſtärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi. (In Thränen.) Meinſt du denn, Mutter, du erholſt dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! ich gehe ins beſſere Leben.

Rudi. (Schluchzend.) O Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! Du warſt die Freude meiner Jugend, und biſt der Troſt meines Alters; und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen ſchließen; dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohlgehen ewiglich. Denke an mich, Rudi! alles Leiden und aller Jammer dieſes Lebens, wenn ſie überſtanden ſind, machen Einem nur wohl. Mich tröſtet und mir iſt heilig Alles, was ich überſtanden habe, ſo gut als alle Luſt und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbſte reift und der Baum ſich zum Schlafe des Winters entblättert: dann iſt das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens ſind ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi! es wird dir wohlgehen bei allen deinen Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen; ich muß dir es sagen.

Rudi. Was ist es denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sacke aß. Er gab seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser, sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seine Geschwister laut gerufen haben. Ach, er würde mir auch einen gebracht haben, wie er es tausendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! — O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring' mir ihn; ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben, und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut. Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht! Ach, stirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortet gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben.

Jesus, ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter! sagt der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem, und muß sich nieder legen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Die Mutter erholt sich aber wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mir es, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das, und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe es mir doch, Großmutter! ich will es nicht mehr thun. Verzeihe mir es doch! ich will es gewiß nicht mehr thun, Großmutter.

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. (Schluchzend.) J — j — ja, Großmutter.

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau — Mau — Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen, — und um Gotteswillen, mein Lieber! nimm doch nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er gibt allemal wieder. O Rudeli, wenn es dich schon hungert, wenn du schon nichts hast, und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stehle nicht mehr.

Rudeli. Großmutter! Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen! wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen!

Die Mutter. Nun so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehn und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe

doch auch mit ihm, und sage des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; und sage ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. Es thut mir so wehe; sie haben das Ihrige auch so nöthig; und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, so könnten sie sich bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchbringen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte: nicht wahr?

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott, Rudi, es ist der Vogt. Gewiß sind das Brot und der Anken (Butter), wovon du mir Suppen kochst, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gotteswillen, bekümmere dich nicht, Mutter! es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach, er wartet dir nicht, sagte die Mutter. Und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt; die Kranke aber seufzt bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel — Gott verzeih' ihm, dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; und — ach Gott! — in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe; und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. — Gott, du leitetest den Handel: verzeih' ihm! Vater im Himmel, verzeih' ihm!

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig. O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater, und ruft ihn: Vater! komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub' ich, todt.

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi; er will dir gewiß nicht warten?

Rudi. Nein, Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholt?

Ja, sagte die Mutter, ernsthaft und wehmüthig ihn ansehend. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und du allein leiden? Er hat dir gedroht.

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle Einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub' es doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott! Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus; mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. Wir müssen scheiden, Rudi; ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi, zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wiedersehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorüber geht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staube stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines Andern.

Der Rudi hat sich wieder erholt und sagt: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komme ich dir auch bald nach ins bessere Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde, dem einzigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist. Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan hat, ach so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise! — Höre mich jetzt, Rudi, und thue, was ich sage! Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel vertrauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid; so wird es ihnen auch in ihrer Armuth wohlgehen. Verzeihe auch dem Vogt: und wenn ich todt und begraben sein werde, so gehe zu ihm hin, und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde. Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi, gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand von seinen Knien auf und brachte Alles der Mutter.

Da sagte sie: Bringe mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett, und auch diese fielen vor dem Bette der Mutter auf ihre Knie nieder.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuren: und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne eine Mutter verlassen muß. Da, meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering! Kinder, es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euer Trost sein, Kinder, und euere Freude, und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lange ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird es euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi, behalte dem Bethesi die

größere und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Gebetbücher zum Andenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig; du vergissest meiner nicht. Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch Niemandem etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaube mir es doch auch, ich werde gewiß Niemandem etwas nehmen! sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun ich will es dir glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh, Lieber, da gebe ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denke an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katharine zehn Jahre bei ihm gedient und ihm, so zu sagen, geholfen habe, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine Alles anvertraut worden sei, und daß sie Alles wol so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer danke ihr dafür, und gebe ihr das Zeugniß, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe. Er werde es in seinem Leben nicht vergessen, was sie in seinem Witwerstande an ihm gethan habe. — Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprocessirt hat. Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemden da. Gib mir keines von diesen ins Grab. Das, so ich trage, ist recht. Meinen Rock und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden. Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zu Vetheli, Rudi; es ist wieder so flüssig. Halte die Kinder noch immer rein mit Waschen und Kämmen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; es ist so verdorben. Wenn du immer kannst, so halte für sie eine Gaiß den Sommer durch. Das Vetheli kann sie jetzt hüten. Du dauerst mich, daß du so allein bist: aber fasse Muth, und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter ſchwieg jetzt, und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die ſie konnten. Dann ſtanden ſie auf von ihren Knien, und Rudi ſagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt keine Eile, Rudi; es iſt Gottlob jetzt wärmer in der Stube, und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer.

Der Rudi winkt nun dem Betheli aus der Stube und ſagt: Gib mir auf die Großmutter Acht! und wenn ihr etwas begegnet, ſo ſchicke das Anneli mir nach; ich werde bei dem Maurer ſein.

Rudi nahm jetzt den Kleinen an die Hand und ging mit ihm. Gertrud war allein zu Hauſe, als ſie kamen, und ſah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was willſt du, Nachbar Rudi? warum weinſt du? warum weint der Kleine? fragte ſie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin im Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat es geſtern gemerkt, und er hat es ihr bekannt. Verzeih' es uns, Gertrud! Die Großmutter iſt auf dem Todbett; ach, mein Gott! ſie hat ſoeben Abſchied von uns genommen. Ich weiß vor Angſt und Sorgen nicht, was ich ſage. Gertrud, ſie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es iſt mir leid, ich kann ſie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen und dir dafür arbeiten. Verzeih' es uns! Der Knabe hat es aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig' einmal hiervon, Rudi! Und du, lieber Kleiner, komm, verſprich mir, daß du Niemandem etwas mehr nehmen wolleſt. Sie küßt ihn, und ſagt: Du haſt eine brave Großmutter; werde doch auch ſo fromm und brav wie ſie!

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott, nicht mehr ſtehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr! Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! und wenn dich hungert, ſo komm

lieber zu mir und sage es mir; wenn ich kann, will ich dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch diesen Trost erlebt hat. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät, und ich wolle mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi; mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gottlob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist. — Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst und sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch Niemandem etwas mehr! und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammenlas, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weinst, Gertrud? sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach, was verziehen? Katharine, eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute.

Katharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig' doch hiervon, Katharine! Ich wollte, ich könnte bei deiner Krankheit dir in etwas helfen.

Katharine. Du bist gut, Gertrud. Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter; sieh' doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack [Tasche] voll dürres Obst.)

Wie ich schlummere! sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst.

Katharine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen; ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. Ich wollte dich doch noch etwas bitten; aber darf ich? — Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn ich todt sein ... diesen armen verlassenen Kindern ... sie sind so verlassen ... (sie streckt die Hand aus, die Augen sind schon zu) — darf ich hoffen ... folge ihr, Rudeli ... Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede Keines ein Wort! sie schläft. Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi.

Wie jetzt Dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erde unreif verwelkt.

Menschheit, wäge doch, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen! Und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennst, sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen. Nur hätte ich gern, daß ihr selbst die Augen öffnetet und euch selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reut! Wie sie so gut war! — Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben, wie ein Stein, wenn ich es vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir vergelten, was du an uns thun wirst!

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt,

nimmt dann den Rudeli und ſeine Geſchwiſter, eins nach dem andern, mit warmen Thränen bei der Hand, beſorgt die Todte zum Grabe, und geht erſt, nachdem ſie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

33. Gertrud.

Leſer, ich möchte dir ein Bild ſuchen von dieſer Frau, damit ſie dir lebhaft vor Augen ſchwebe, und ihr ſtilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe. Es iſt viel, was ich ſagen will; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr hört ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß ſie wieder aufſtehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif ſind.

Leſer, es iſt viel, was ich ſage; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

Dieſes Bild der großen Mutter, die über der Erde wandelt, iſt das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das ſeine Wohnſtube zum Heiligthum Gottes erhebt, und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

34. Ein reines, fröhliches und dankbares Herz.

Der Vogt kommt zu Aebi, dem Jüngern, um ihm zu verkündigen, daß der Gutsherr ihn bei dem neuen Kirchenbau beſchäftigen will.

Als dieſer hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freuden und ſprang auf, wie ein junges Rind am erſten Frühlingstage auf der Weide aufſpringt, und ſagte zu ſich ſelber: Das will ich jetzt auch meiner Frau ſagen, daß ſie ſich recht freue. Doch ich warte bis morgen; es ſind juſt morgen acht Jahre, daß ſie mich nahm. Es war Joſephstag; ich weiß es noch, wie wenn es geſtern geweſen wäre.

Wir haben seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott sei Lob und Dank für Alles! Aber ja, morgen, sobald sie erwachen wird, will ich es ihr dann sagen. Wär' es doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durcheinander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude ans Herz drücken wird. Ach, wär' es doch schon morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude, und koche es, ohne daß sie es merkt, in der Suppe; es freut sie dann doch, wenn es sie schon reut. Nein, ich mache mir kein Gewissen daraus: es ist für diese Freude nicht Sünde. Ich thue es und tödte es. Den ganzen Tag bleib' ich daheim, und freue mich mit ihr und mit den Kindern — nein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl! Jauchzen und freuen wollen wir uns und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist.

So redete der jüngere Aebi in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber, und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben, und that dann, was er eben gesagt hatte.

35. Hoffart ist leicht zu erlernen, aber schwer zu unterhalten.

Der Erste, der in unserm Dorfe ein Scharlachwams und einen Kittel von Savoiertuch trug, war der Vogt Hummel. Er hatte es zwar nicht mit Baumwollenspinnen verdient, denn er arbeitete nichts; sondern er hatte das Geld dazu den Baumwollenspinnerlumpen, die mit ihm spielten, abgewonnen. Und er hängte es darum an Kleider, weil er hoffte, dadurch eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarschaft nach) zu erhaschen. Aber damit war es nicht so geschwind richtig. Die Thaler, die er im Spiele gewonnen, und allenthalben gespiegelt hatte, waren zum Sack hinaus und fort, lange ehe er ein Bräutigam wurde. Ueberdies wurde es bald bekannt, daß er im Spiele betrüge, so daß Niemand mehr mit ihm setzen wollte; und da er von Jugend auf nicht gelernt hatte, zu den Kleidern Sorge zu

tragen, so sah er in kurzem in seinen Hoffartskleidern, von den Schuhen an bis auf den Hut, einem landsfremden Strolchen (Landstreicher) gleich. Er hatte nämlich Alles nach einem fremden Schnitt verfertigen lassen, und dergleichen nach fremder Mode gemachten Kleider sehen, wenn sie alt werden, immer gar viel häßlicher und lumpiger aus als die gemeine Landestracht.

Das war eine harte Zeit für seinen Hochmuth; denn als er noch im Flor war, und mit seinen Thalern und neuen Kleidern Pracht treiben konnte, machte er sich über Jedermann lustig, der Dieses oder Jenes nicht so hoffärtig hatte als er. Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er immer gleich hoffärtig vor sie hinstand, und bald Diese bald Jene, die seiner nicht wollte, an den Arm nahm.

Der verstorbenen Kirchmeierin Leuthold hat er bis ins Grab nachgetragen, daß sie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er sie auch so zutraulich bei der Hand nehmen wollte, zur Antwort gab: Was willst du noch mit uns? Ding' du z' Krieg! du bist sonst zu nichts gut. Lange Zeit gab ihm jede Jungfrau, mit welcher er freundlich thun wollte, diese Antwort: Was willst du doch mit uns? Ding' du z' Krieg! du bist sonst zu nichts gut.

Und es wäre sicher dazu gekommen, daß er das hätte thun müssen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen und dem Junker aufs Neujahr für die junge Herrschaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch diesen Umstand hat er sich ins Schloß eingeschlichen, und ist gar bald wieder zu ganzen Säcken voll Geld und zu aller Hoffart gelangt.

36. Der Vogt und sein Hund.

Neben dem Vogt ging sein großer Türk, ein Hund, der auf einen Wink des Vogts die großen, weißen Zähne gegen Jedermann zeigte, auf einen andern aber seinen Mann auf Leib und Leben packte. Dieser große Türk, der weit und breit der Schrecken des armen, lumpigen Mannes so gut

war, als sein Meister der Schrecken aller armen, gedrückten Miethlinge und Schuldner in der ganzen Herrschaft ist — dieser gewaltige Türk ging neben dem Vogt gleich gravitätisch daher; aber ich darf nicht sagen, was mir auf der Zunge liegt. Doch ist ganz gewiß, daß der Vogt, der entsetzlich wüthend war, jetzt wenigstens in seinem Angesichte mit dem Hunde etwas Aehnliches hatte.

(Der Vogt kommt später wegen seiner Schlechtigkeit ins Gefängniß, wo seine Frau einstmals Erlaubniß erhält, ihn zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wird erzählt:)

So unterhielten sich der Vogt und die Vögtin die ganze Nacht hindurch, die aber, im Vorbeigang zu sagen, der Vögtin gar nicht wohlthat. Ich muß aber doch auch den Umstand, daß die ganze Nacht ihr alter Türk zu ihren Füßen lag, nicht vergessen. Er heulte in den ersten Tagen, da der Vogt gefangen war, ganz abscheulich vor dem Pfarrhofe, sodaß es der ganzen Nachbarschaft Angst war. Denn obgleich Jedermann ihn kannte, und wußte, warum er heulte, so tönte es doch den Leuten so fürchterlich in die Ohren, daß ihrer Viele sein Geheul gar nicht für ein Alltagsgeheul von einem Hunde, der seinen Meister sucht, sondern für Unglückweissagten erklärten. Und der Siegrist ließ in der zweiten Nacht den Hund der Vögtin wieder zu Haus führen, und sagte zum Wächter, der ihn brachte: Wenn das Geheul ein Unglück bedeutet, so ist es immer besser, der Hund heule, wo er zu Hause ist, und es treffe Den, der es verdient, als die Kirche und das Pfarrhaus, welche wir Alle mit einander wieder bauen müßten. Die Vögtin mußte von nun an den Hund Tag und Nacht anbinden, aber er kam jetzt fast gar nicht mehr aus dem Hundstalle heraus, indem Junges und Altes, was seinem Meister gehässig war, ihn reizte und Steine auf ihn warf. Er war nunmehr acht Tage lang so an der Kette; da aber jetzt der Vogt heimkam, ward er wie wild, schleppte den ganzen Hundsstall mit seinen Ketten von der Scheune zur Hausthüre; und da man ihm das Haus aufthat, und ihn abließ, sprang er mit beiden Füßen dem Vogt auf die Achsel, und war fast gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er sich wieder, und hielt die rechte Tatze dem Vogt auf den Schooß, und entzog ihm kein Aug'.

Es freute den Vogt, daß sein Türk sich so anhänglich zeigte. Er streichelte ihn, und nahm seine Tatze in die Hände; aber fast in eben diesem Augenblicke dachte er daran, er sei mit keinem Menschen so treu gewesen wie mit diesem Hunde, und darum sei ihm auch kein Mensch so treu geblieben wie dieser Hund. Nun verschwand die Freude über die Treue seines Hundes; er seufzte jetzt und ließ seine Tatze fahren.

(Aus: „Lienhard und Gertrud".)

Friedrich von Hardenberg (Novalis).

37. Der Bergmann.

— — Nach einigen Tagreisen kamen wir an ein Dorf, am Fuße einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ungeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt, zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme und wo das Gold und Silber und die köstlichen

Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wol zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange und erhaben, und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweimal sagen lassen und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehrern Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe war, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen breterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stund ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunkeln Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale und begegnete bald einigen schwarz gekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und denen ich mit schüchterner Aengstlichkeit mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde

mir Bescheid geben, ob ich aufgenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wol erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf", womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltene, geheimnißvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowol die Sprache als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmälig die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und

zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Verhängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienste eine Lampe und ein kleines hölzernes Crucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, sowie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schnurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seile anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte und mit der andern die brennende Lampe trug: ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angeborenen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum ersten Mal in meinem Leben am 16. März, vor nunmehr 45 Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als

sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Fleiß und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Gula und stieg allmälig bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Aufförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt, noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viele seltsame Dinge gesehen und erfahren haben; hoffentlich hat Euch nie Eure gewählte Lebensart gereut? Wärt Ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es Euch seitdem ergangen ist und auf welcher Reise Ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet Ihr Euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuthen, daß Ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir sehr lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser Aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich Alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann

aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuern Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nachgerade ein wackeres, munteres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so offen und blau wie der Himmel waren und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann würde, wolle er mir sie nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau heim. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne eben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldne Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut umhängen konnte, und aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es gibt keine Kunst,

die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich, zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren Alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigstem Danke und steigt jeden Tag mit vergnügter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gespräches!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und einen großen Theil seines Lebens vom Umgange mit Menschen ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm Alles mit seinem eigenthümlichen Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderlichkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, Alles in den Kreis des Besitzes zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den

einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmälig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschärft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt und in dem Schooße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andere Gänge veredeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schart und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und bricht mit Gewalt querfeldein,

bis er den wahren, erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Verständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

J. G. Seume.

38. Bemerkungen von einer Reise nach Syrakus.

Wien.

Ich darf rühmen, daß ich in Wien überall mit einer Bonhommie und Gefälligkeit behandelt worden bin, die man vielleicht in Residenzen nicht so gewöhnlich findet. Selbst die schnakische Visitation an der Barriere wurde, was die Art betrifft, mit Höflichkeit gemacht. Den einzigen böotischen, aber auch echt böotischen Auftritt hatte ich den letzten Tag auf der italienischen Kanzlei. Hierher wurde ich mit meinem alten Passe von der Polizei um einen neuen gewiesen. Im Vorzimmer war man artig genug und meldete mich, da ich Eile zeigte, sogleich dem Präsidenten, der eine Art von Minister ist, den ich weiter nicht kenne. Er hatte meinen Paß von Dresden schon vor sich in der Hand, als ich eintrat.

„Währ üß Aehr?" fragte er mich mit einem stierglotzenden Molochsgesicht in dem dicksten Wiener Bratwurstdialekt. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, so lange er das Organ der Humanität ist; und die braven Wiener mit ihrer Gutmüthigkeit haben in mir nur selten das Gefühl rege gemacht, daß ihre Aussprache etwas besser sein sollte. Ich that ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir etwas Geduld gäbe, und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte.

„Wu will Aehr hünn?"

Steht im Passe: nach Italien.

„Italien üß grubß."

Vor der Hand nach Venedig, und sodann weiter.

„'Blähstr holtr fähr fuehl solch lüederliches Gesuendel härümmer."

Nun, Freund, was war hier zu thun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden, mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurückgeschickt hätte; denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte also eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. Der Graf Metternich in Dresden muß wol wissen, was er thut und wem er seine Pässe gibt: er ist verantwortlich dafür! sagte ich so bestimmt, als mir der Ton folgte. Der Mensch belugte mich von dem verschnittenen Haarschedel den polnischen Rock herab bis auf die Schariwari, die um ein Paar derbe rindsleverne Stiefeln geknüpft waren.

„Wu wüll Aehr weiter hünn?"

Vorzüglich nach Sicilien.

Er glotzte von neuem, und fragte:

„Waß wüll Aehr da machen?"

Hätte ich ihm nun die reine platte Wahrheit gesagt, daß ich blos spazieren gehen wollte, um mir das Zwerchfell auseinander zu wandeln, das ich mir über dem Druck von Klopstock's Oden etwas zusammengesessen hatte, so hätte der Mann höchst wahrscheinlich gar keinen Begriff davon gehabt, und geglaubt, ich sei irgend einem Bedlam entlaufen.

Ich will den Theokrit dort studiren, sagte ich.

Weiß der Himmel, was er denken mochte; er sah mich an, und sah auf den Paß und sah mich wieder an, und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war.

„Abber Aehr dörf süch nücht ünn Venedig ussfhalten."

Ich bin es nicht Willens, antwortete ich mit dem ganzen Murrsinn der düstern Laune, und bekomme hier auch nicht Lust dazu. Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß, und ich ging.

Man hat mir den Namen des Mannes genannt und gesagt, daß dieses durchaus sein Charakter sei, und daß er bei dem Kaiser in gar großem Vertrauen und hoch in Gnaden stehe. Desto schlimmer für den Kaiser und für ihn und die Wiener und Alle, die mit ihm zu thun haben. Sein Gesicht hatte das Gepräge seiner Seele, das konnte ich beim ersten

Anblick ſehen, ohne jemals eine Stunde bei Gall gehört zu haben. Seinen Namen habe ich gefliſſentlich vergeſſen, erinnere mich aber noch ſo viel, daß er, eben nicht zur Ehre unſerer Nation, ein Deutſcher, obgleich Präſident der italieniſchen Kanzlei war. Iſt das der Vorſchmack von Italien? dachte ich; das fängt erbaulich an.

Von hier ging ich mit dem Paſſe hinüber in die Kanzleiſtube, wo ausgefertigt wurde; und hier war der Revers des Stücks, ein ganz anderer Ton. Ich wurde ſo viel Euer Gnaden geſcholten, daß meine Beſcheidenheit weder ein noch aus wußte, und erhielt ſogleich einen großen Realbogen von Latein in ziemlich gutem Stil, worin ich allen Ober- und Unteroffizianten des Kaiſers im Namen des Kaiſers gar nachdrücklich empfohlen wurde. Wenn es nur der Präſident etwas höflicher gemacht hätte; es hätte mit der nämlichen oder weit weniger Mühe für ihn und mich angenehmer werden können. Auf dem neuen Paſſe ſtand gratis, und man forderte mir zwei Gulden ab, die ich auch, trotz der ſonderbaren Hermeneutik des Wörtchens, ſehr gern ſogleich zahlte und froh war, daß ich dem Uebermaß der Grobheit und Höflichkeit zugleich entging.

Schottwien.

Nun nahm ich von meinen alten und neuen Bekannten in der Kaiſerſtadt Abſchied, packte meine Siebenſachen zuſammen und wandelte mit meinem neuen kaiſerlichen Documente Tags darauf fröhlichen Muthes die Straße nach Steiermark. Schnorr hatte als Hausvater billig Bedenken getragen, den Gang nach Heſperien weiter mit mir zu machen. Man hatte die Gefahr, die auch wol ziemlich groß war, von allen Seiten noch vergrößert; und was ich, als einzelnes iſolirtes Menſchenkind, ganz ruhig wagen konnte, wäre für einen Familienvater Tollkühnheit geweſen. Komm' ich um, ſo iſt die Rechnung geſchloſſen und es iſt Feierabend; aber bei ihm wäre die Sache nicht ſo leicht abgethan. Er begleitete mich den 10. Januar, an einem ſchönen, hellen, kalten Morgen, eine Stunde weit heraus, bis an ein altes gothiſches Monument, und übergab mich meinem guten Genius. Unſere Trennung war nicht ohne Schmerz, aber raſch und hoffnungsvoll, uns in Paris wiederzufinden.

Ich zog nun an den Bergen hin, die rechts immer größer wurden, dachte so wenig als möglich, denn viel Denken ist, zumal in einer solchen Stimmung und bei einer solchen Unternehmung, sehr unbequem, und setzte gemächlich einen Fuß vor den andern immer weiter fort. Als die Nacht einbrach, blieb ich in einem Dorfe zwischen Günselsdorf und Neustadt. Sowie ich in die große Wirthsstube trat, fand ich sie voll Soldaten, die ihre Bacchanalien hielten. Die Reminiscenzen der Wachstuben, wo ich ehemals Amts wegen eine Zeitlang jede dritte Nacht unter Tabaksdampf und Kleinbierwitz leben mußte, hielten mich, daß ich nicht sogleich zurückfuhr. Ich pflanzte mich in einen Winkel am Ofen und ließ ungefähr dreißig Wildlinge ihr Unwesen so toll um mich her treiben, daß mir die Ohren gellten. Einige spielten Karten, Andere sangen, Andere disputirten in allen Sprachen der Pfingstevistel mit Mund und Hand und Fuß. Bald entstand Streit im Ernst, und die Handfestesten schienen schon im Begriff, sich einander die Argumenta ad hominem mit den Fäusten zu appliciren; da fing ein alter Kerl an in der Ecke der großen gewölbten Stube auf einer Art von Sackpfeife zu blasen, und Alles ward auf einmal friedlich und lachte. Bei dem dritten und vierten Takte ward es still, bei dem sechsten faßten ein Paar Grenadiere einander unter die Arme und fingen an zu walzen. Der Ball vermehrte sich, als ob Hüon's Horn geblasen würde; man ergriff die Mädchen und sogar die alte, dicke Wirthin, und aller Zank war vergessen. Dann traten Solotänzer auf und tanzten steierisch, dann kosakisch, und dann den ausgelassensten, ungezogensten Kordax, daß die Mädchen davonliefen und selbst der Sackpfeifer aufhörte. Dann ging die Scene von vorn an. Man spielte und trank, und fluchte und zankte und drohte mit Schlägen, bis der Sackpfeifer wieder anfing. Der Mann war hier mehr als Friedensrichter, er war ein wahrer Orpheus. Der Wein, den man aus großen Glaskrügen trank, that endlich seine Wirkung: Alles ward ein volles, großes, furchtbar bacchantisches Chor. Hier nahm ich den Riemen meines Tornisters auf die linke Schulter, meinen Knotenstock in die rechte Hand und zog mich auf mein Schlafzimmer, wo ich ein herrliches Thronbette fand und gewiß wie ein Fuhrknecht geschlafen hätte, wäre ich nicht von

den Grenadieren durch eine förmliche Bataille erweckt wor-den. Der ehrliche Wirth machte den Leidenden, überall das Sicherste bei militärischer Regierung, und hätte seinen krie-gerischen Gästen wol gern ihre Kreuzer geschenkt, wenn sie ihn nur in Ruhe gelassen hätten. Ein Offizier, wie ich aus dem Tone vermuthete, mit dem er sprach, machte endlich um 2 Uhr Schicht, und es ward ruhig.

Den andern Morgen fand ich einen ehrsamen, alten Mann bei seinem Weine sitzen, der den Kopf über die nächtliche Geschichte der Kriegsmänner schüttelte. Dieser erzählte mir denn Einiges über die Einquartierung und klagte ganz leise, daß sie der Gegend sehr zur Last wäre. Die Soldaten waren auf Arbeit an dem Kanale, über den ich gestern ge-gangen war, und der, wie mir der Alte bedeutend zweifel-haft sagte, bis nach Triest geführt werden solle. Vor der Hand wird er nur die Steinkohlen von Neustadt nach Wien bringen. Das Wasser aus den Bergen bei Neustadt und Neukirchen war so schön und hell, daß ich mich im Januar hätte hineinwerfen mögen. Schönes Wasser ist eine meiner besten Liebschaften, und überall, wo nur Gelegenheit war, ging ich hin und schöpfte und trank. Du mußt wissen, daß ich noch nicht so ganz diogenisch einfach bin, aus der hohlen Hand zu trinken, sondern dazu auf meiner Wanderschaft eine Flasche von Resina gebrauche, die reinlich ist, fest hält und sich gefällig in alle Formen fügt. Eine Stunde von Schott-wien fängt die Gegend an herrlich zu werden; vorzüglich macht ein Kloster rechts auf einer Anhöhe eine sehr roman-tische Partie. Das Ganze hat Aehnlichkeit mit den Schluch-ten zwischen Außig und Lowesitz; nur ist das Thal enger und der Fluß kleiner; doch sind die Berghöhen nicht unbe-trächtlich und sehr malerisch gruppirt. Das Städtchen Schott-wien liegt an dem kleinen Flüßchen Wien zwischen furchtbar hohen Bergen, und macht fast nur eine einzige Gasse. Vor-züglich schön sind die Felsenmassen am Eingange und Ausgange.

Es hatte zwei Tage ziemlich stark gefroren und fing heute zu Mittage merklich an zu thauen; und jetzt schlagen Regen-güsse an meine Fenster und das Wasser schießt von den Ber-gen und der kleine Fluß rauscht mächtig durch die Gasse hinab. Mir schmeckt Horaz und die gute Mahlzeit hinter dem warmen Ofen meines kleinen Zimmers vortrefflich.

Ein Felsenstück hängt drohend über das Haus her, in welchem ich übernachte. Hier fängt die Gegend an, die, wie ich mich erinnere, schon Andere mit den schönsten in der Schweiz verglichen haben. Wie wird es aber auf den steiermärkischen Wegen werden, vor denen mir schon in Wien selbst Eingeborene bange machen wollten? Es kann nun nichts helfen; nur Muth, damit kommt man auch in der Hölle durch. Zwischen Neustadt und Neukirchen, einer langen, langen Ebene zwischen den Bergen, die sich hinter dem letzten Orte mehr und mehr zusammenschließen, begegnete mir ein starkes Commando mit Gefangenen. Der Letztern waren wol einige Dutzend; eben keine sehr gute Aussicht. Einige waren schwer geschlossen und klirrten trotzig mit den Ketten. Die Meisten waren Leute, welche die Straßen unsicher gemacht hatten. Aber desto besser, dachte ich; nun sind der Schurken weniger da; und diese werden gewiß nicht sobald wieder losgelassen. In Wien und hier auf dem Wege überall wurde erzählt, daß man die Preßburger Post angefallen, ausgeplündert und den Postillon und den Schaffner erschlagen habe. Auch bei Pegau, nicht weit von Gräz, war das Nämliche geschehen. Das waren aber gewiß Leute, die vorher gehörig recognoscirt hatten, daß die Post beträchtliche Summen führte, die sich auch wirklich zusammen über hundertunddreißigtausend Gulden belaufen haben sollen. Bei mir ist nicht viel zu recognosciren: mein Homer und meine Gummiflasche werden wenig Räuber in Versuchung bringen.

Laibach.

Hier mache ich, wenn du erlaubst, wieder eine Pause und lasse meine Hemden waschen und meine Stiefeln besohlen.

Von Gräz aus war es sehr kalt und ward immer kälter. Die erste Nacht blieb ich in Ehrenhausen, einem ganz hübschen Städtchen, das seinem Namen Ehre macht, wo ich von meiner lieben Mur Abschied nahm. Der Ofen glühte, aber das Zimmer ward nicht warm. Der Weg von Ehrenhausen nach Mahrburg ist ein wahrer Garten, links und rechts mit Obstpflanzungen und Weinbergen. Auch Mahrburg ist ein ganz hübscher Ort an der Drave, und die Berge an dem Flusse hinauf und hinab sind voll der schönsten Weingärten. Eine herrliche ökonomische Musik war es für mich, daß die

Leute hier überall links und rechts auf Bohlentennen dreschen. Man kann sich keinen traulichern Lärm denken. Das Deutsche hörte nunmehr unter den gemeinen Leuten auf, und das Italienische fing nicht an: dafür hörte ich das krainische Rothwälsch, von dem ich nur hier und da etwas aus der Analogie mit dem Russischen verstand.

Von Gannewitz aus ist ein hoher furchtbar steiler Berg, weit steiler als der Sömmering; sodaß vierunddreißig Ochsen und sechs Pferde an einem Frachtwagen zogen, den die sechs Pferde auf gewöhnlichen Wegen allein fortbrachten. Die Berge sind hier meistens mit schönen Buchen bewachsen, da sie an der Mur fast durchaus mit Schwarzwald bedeckt sind.

In Cilly kam ich ziemlich spät an, und that mir gütlich in sehr gutem Bier, das nun ziemlich selten zu werden anfängt. Aus Verzweiflung muß ich Wein trinken, und zwar viel; denn sonst würde man mich ohne Barmherzigkeit auf ein Strohlager weisen, und wenn ich auch noch so sehr mit dem Gelde klingelte.

Abends kam ich mit vieler Anstrengung in Sanct-Oswald an, ob ich gleich recht gut zu Mittag gegessen hatte; denn der Zufall mochte mich doch etwas geschwächt haben. Der Wirth, zu dem man mich hier wies, war ein Muster von Grobheit, und hat die Ehre, der Einzige seiner Art auf meiner ganzen Reise zu sein: denn alle übrigen waren leidlich artig. Ich trat ein und legte meinen Tornister ab. Es war Zweidunkel, zwischen Hund und Wolf. „Was will der Herr?" fragte mich ein ziemlich dicker, handfester Kerl, der bei dem Präsidenten der italienischen Kanzlei in Wien Kammerdiener gewesen zu sein schien, so ganz sprach er seine Sprache und seinen Dialekt. Du weißt, daß sehr oft ein Minister das Talent hat, durch sein wirksames Beispiel die Grobheit durch die ganze Provinz zu verbreiten. „Was will der Herr?" Ich trat ihm etwas näher und sagte: Essen, trinken und schlafen. „Das erste kann Er, das zweite nicht." Warum nicht? Ist hier nicht ein Wirthshaus? „Nicht für Ihn." Für wen denn sonst? „Für andere ehrliche Leute." Ich bin hoffentlich doch auch ein ehrlicher Mann. „Geht mich nichts an." Aber es ist Abend, ich kann nicht weiter und werde also wol hier bleiben müssen, sagte ich etwas bestimmt. Hier gerieth der dicke Mann in

Zorn, ballte seine beiden Fäuste mit einer solchen Heftigkeit, als ob er mit jeder auf einmal ein halbes Dutzend solcher Knotenstöcke zerbrechen wollte, wie ich trug. „Mach der Herr nur kein Federlesens, und pack' Er sich; oder ich rufe meine Knechte; da soll die Geschichte bald zu Ende sein." Er deutete grimmig auf die Thür und ging selbst hinaus. Ich wandte mich, als er hinaus war, an einen jungen Menschen, welcher der Sohn vom Hause zu sein schien, und fragte ihn ganz sanft um die Ursache einer solchen Behandlung. Er antwortete mir nicht. Ich sagte, wenn man mir nicht traute, so möchte man meine Sachen in Verwahrung nehmen, und Börse und Uhr und Paß und Taschenbuch dazu. Nun sagte er mir ängstlich, der Herr wäre aufgebracht, und es würde wol bei dem bleiben, was er gesagt hätte. Hier kam der dicke Herr selbst wieder. „Ist der Herr noch nicht fort?" Aber, Lieber, es ist ja ganz Nacht; ich bin sehr müde und es ist sehr kalt. „Geht mich nichts an." Es ist kein anderes Wirthshaus in der Nähe. „Wird schon eins finden." Auch wieder ein solches? „Nur nicht raisonnirt und Marsch fort!" Hier ist mein Paß aus der Wiener Staatskanzlei. „Ei, was!" rief er grimmig wüthend, und ohne mit Respect zu sagen, „ich sch . . . . . auf den Quark!" Was war zu thun? Zur Bataille durfte ich es nicht wol kommen lassen; denn da hätte ich, trotz meines schwerbezwingten Knotenstocks, Schläge bekommen für die Humanität, und noch etwas mehr. Der Mensch schien Kaiser und Papst in Sanct-Oswald in Einer Person zu sein. Ich nahm ganz leise meinen Reisesack und ging zur Thür hinaus. War das nicht ein erbaulicher, ästhetischer Dialog?

Nun ist in ganz Sanct-Oswald, so viel ich sah, weiter nichts als dieses ziemlich ansehnliche Wirthshaus, die Post, ich glaube die Pfarre, und einige kleine Tagelöhnerhütten. Zu der Poststation habe ich durch ganz Deutschland nicht das beste Zutrauen in Rücksicht der Humanität und Höflichkeit: das ist ein Resultat meiner Erfahrung, als ich mit Extrapost reiste; nun denke dir, wenn ein Kerl mit dem Hafersack käme! Er möchte noch so viel Dukaten in der Tasche haben, und zehren wie ein reicher Erbe; das wäre wider Polizei und die Ehre des Hauses. Zu dem Pfarrer hätte ich wol gehen sollen, wie ich nachher überlegte, um

meine Schuldigkeit ganz gethan zu haben. Aber das Unwesen wurmte mich zu sehr; ich gab dem Heiligen im Geiste drei tüchtige Nasenstüber, daß er seine Leute so schlecht in der Zucht hielt, und schritt ganz trotzig an dem Berge durch die Schlucht hinunter in die Nacht hinein. Die tiefe Dämmerung, wo man aber doch im Zimmer noch nicht Licht hatte, und mein halb polnischer Anzug mochten mir auch wol einen Streich gespielt haben: denn ich glaube fast, wenn wir einander hätten hell ins Gesicht sehen können, es wäre etwas glimpflicher gegangen. Die Gegend war nun voll Räuber und Wölfe, wie man mir erzählt hatte; ich marschirte also auf gutes Glück geradezu. Ungefähr eine halbe Stunde von dem Heiligen der schlechten Gastfreundschaft traf ich wieder ein Wirthshaus, das klein und erbärmlich genug im Mondschein dort stand. Sehr ermüdet und etwas durchfroren trat ich wieder ein, und legte wieder ab. Da saßen drei Mädchen, von denen aber keine eine Sylbe deutsch sprach, und sangen, bei einem kleinen Lichtchen, ihrer kleinen Schwester ein gar liebliches krainisches Wiegentrio vor, um sie einzuschläfern. Endlich kam der Wirth, der etwas deutsch radbrechte. Dieser gab mir freundlich Brot, Wurst und Wein, und ein Kopfkissen auf das Stroh. Ich war sehr froh, daß man mir kein Bett anbot: denn mein Lager war unstreitig das beste im ganzen Hause. Es war mir lieb, bei dieser Gelegenheit eine gewöhnliche krainische Wirthschaft zu sehen, die dem Ansehen nach noch nicht die schlechteste war, und die doch nicht viel besser schien, als man sie bei den Letten und Esthen in Kurland und Liefland findet. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen.

Bei Popetsch steht rechts von der Post oben auf der Anhöhe ein stattliches Haus, und hinter demselben zieht sich am Berge eine herrliche Partie von Eichbäumen hin. Es waren die ersten schönen Bäume dieser Art, die ich seit meinem letzten Spaziergange in dem Leipziger Rosenthale sah. Im Prater in Wien sind sie nicht zahlreich; dort in der Donaugegend sind die Pappeln und Weiden vorzüglich.

Venedig.

In Udine feierte ich den 29. Januar, meinen Geburtstag, und höre wie. Ich hatte mir natürlich den Tag vorher

schen vorgenommen, ihn recht stattlich zu begehen, und also vor allen Dingen hier Ruhetag zu halten. Der Name Udine klang mir so schön, war mir aus der Künstlergeschichte bekannt, und war überdies der Geburtsort unserer braven Graffi in Dresden und Wien. Die große feierlich tönende Abendglocke verkündigte mir in der dunklen Ferne, denn es war schon Nacht, als ich ankam, eine ansehnliche Stadt. Vor Campo Formio war ich im Dunkeln vorbeigegangen. Am Thore zu Udine stand eine östreichische Wache, die mich examinirte. Ich bat um einen Grenadier, der mich in ein gutes Wirthshaus bringen sollte. Gewährt. Aber ein gutes Wirthshaus war nicht zu finden. Ueberall, wo ich hineintrat, saßen, standen und lagen eine Menge gemeiner Kerle bacchantisch vor ungeheuer großen Weinfässern, als ob sie mit Bürger bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben wollten. Es kam mir vor, als ob Bürger hier seine Uebersetzung des Weinliedes gemacht haben müsse: denn der lateinische Text des alten englischen Bischofs hat dieses Bild nicht. In dem ersten und zweiten dieser Häuser hatte ich nicht Lust zu bleiben; im dritten wollte man mich nicht behalten. Ruhig, dachte ich; du gehst auf die Wache: morgen wird sich's schon finden. Der Sergeant gestand mir gern Quartier zu, da ich der Wache für ihre Höflichkeit ein gutes Trinkgeld geben wollte. Nun holte man Brot und Wein für mich. Kaum war dieses da, so kam eine fremde Patrouille, einige Meilen weit her, welche ihr Quartier auch in der Wachstube nahm. Nun sagte der Sergeant ganz höflich, es sei kein Platz mehr da. Das sah ich auch selbst ein. Es machte auch Dienstschwierigkeiten, die ich als ein alter Kriegsknecht sehr bald begriff. Ich überließ Brot und Wein dem Ueberbringer und verlangte, man solle mich auf die Hauptwache bringen lassen. Das geschah. Dort fand ich mehrere Offiziere. Ich erzählte dem Wachhabenden meinen Fall und schloß mit der Meinung, daß ich doch Quartier haben müsse, und sollte es auch auf der Hauptwache sein. Die Herren lärmten, fluchten und lachten und sagten, es gehe ihnen ebenso; die Wälschen schlügen die Deutschen todt nach Noten, wo sie könnten. Man schickte mich zum Platzmajor. Gut. Dieser forderte meinen Paß, fand ihn richtig, revidirte ihn, befahl, ich sollte mich den folgenden Morgen bei der Polizei melden, die ihn auch

unterschreiben müsse, und machte einige Knasterbemerkungen über die Nothwendigkeit der guten Ordnung, an der ich gar nicht zweifelte. Das ist Alles recht gut, sagte ich; aber ich kann kein Quartier finden. Ach das wird nicht fehlen, meinte er; aber es fehlt, meinte ich. Der alte Herr setzte sein Glas bedächtlich nieder, sah seine Donna an, rieb sich die Augenbrauen und schickte den Gefreiten mit mir und meinem Tornister alla nave. Der Gefreite wies mich ins Schiff und ging. Als ich eintrat, sagte man mir, es sei durchaus kein Zimmer mehr leer; es sei Alles besetzt. Ich that groß und bot viel Geld; aber es half nichts. Sie sollten es für den vierten Theil haben, antwortete mir eine alte ziemlich gedeihliche Frau; aber es ist kein Platz. Ich kann nicht fort, es ist spät; ich bin müde und es ist draußen kalt. Die Italienerin machte es wie der Mann von Sanct-Oswald, nur ganz höflich. Ich gehe nicht, sagte ich, wenn man mir nicht einen Menschen mitgibt, der mich wieder auf die Hauptwache bringt. Den gab man. Nun war ich wieder auf der Hauptwache und erzählte und forderte Quartier. Man lärmte und fluchte und lachte von neuem. Ich versicherte nun bestimmt, ich würde hier bleiben. Wort gab Wort. Einer der Herren sagte lachend: Warten Sie, vielleicht bin ich noch so glücklich, Ihnen Quartier zu verschaffen. Es ist eine verfluchte Geschichte; es geht uns oft auch so, wenn wir nicht mit Heereszug kommen: aber ich habe hier einige Bekanntschaft. Der Offizier ging einige hundert Schritte weit davon mit mir in ein Haus, hielt Vortrag, und ich erhielt sehr höflich Quartier. Zimmer und Bett waren herrlich. Nun wollte ich essen; da war nichts zu haben. Ma Signore, sagte die Wirthin, questa casa non è locanda; non si mangia qui. Ich hatte sieben Meilen im Januar gemacht, und war auf dem Pflaster noch eine Stunde herum trottirt; ich konnte mich also nicht entschließen, spät in der Finsterniß noch einmal auszugehen. Der Offizier war fort. Ich sah grämlich aus, und man wünschte mir ohne Abendessen freundlich Felicissima notte: ich ging ärgerlich zu Bett und schlief herrlich. Den andern Morgen, an meinem Geburtstage, sollte ich auf die Polizei gehen. Der Sitz derselben war in vierzehn Tagen wol vier Mal verändert worden: man wies mich hier hin und dort hin, und ich fand sie nirgends.

Der Henker hol' Euch mit der Polizei!
Es ist doch Alles lauter Hudelei!

So dachte ich in meinem Aerger, kaufte mir eine Semmel und einige Aepfel in die Tasche, ging nach Hause, bezahlte den sehr billigen Preis für mein Quartier, steckte meinen Paß ohne die Polizei wieder in die Brieftasche und reiste zum Thore hinaus. Das war mein Geburtstag zum Morgen. Den Abend aber, denn zu Mittag konnte ich kein schickliches Haus finden und fastete, erholte ich mich ziemlich wieder zu Codroipo. Eine niedliche Piemonteserin, deren Mann ein Deutscher und Feldwebel bei einem kaiserlichen Regimente war, kam zu Fuße mit ihrem kleinen Jungen von ungefähr zwei Jahren von Livorno und ging nach Grätz. Du weißt, ich liebe schöne, reinliche Kinder in diesem Alter ungewöhnlich, und der Knabe fing soeben an etwas von der Sprache seines Vaters und etwas von der Sprache seiner Mutter zu stammeln und hatte sein großes Wesen mit und auf meinem Tornister. Der Wirth brachte uns Polenta, Eierkuchen und zweierlei Fische aus dem Tagliamente, gesotten und gebraten. Du siehst, dabei war kein Fleisch: das war also an meinem Geburtstage gefastet und nach den besten Regeln der Kirche.

Der Weg zwischen Triest und Venedig ist außerordentlich wasserreich; sehr viele große und kleine Flüsse kommen rechts von den Bergen herab, unter denen der Tagliamento und die Piave die vorzüglichsten sind. Zwischen Codroipo und Valvasone ging ich über den Tagliamento in vier Stationen, auf dem Rücken eines großen, ehrenfesten Charons, der seine langen Fischerstiefeln bis an die Taille hinaufzog. Der Fluß war jetzt ziemlich klein; und dieses ist zu solcher Zeit die Methode, Fußgänger überzusetzen. Sein Bett ist über eine Viertelstunde breit und zeigt, wie wild er sein muß, wenn er das Bergwasser herabwälzt. Wenn die Bäche groß sind, mag die Reise hier immer bedenklich sein; denn man kann durchaus an den Betten sehen, welche ungeheure Wassermenge dann überall herabströmt. Jetzt sind alle Wasser so schön und hell, daß ich überall trinke: denn für mich geht nichts über schönes Wasser. Die Wohlthat und den Werth davon zu empfinden, mußt du dich von den Engländern einmal nach Amerika transportiren lassen, wo man in dem

stinkenden Wasser fingerlange Fasern von Unrath findet, die Nase zuhalten muß, wenn man es durch ein Tuch geschlagen trinken will, und doch noch froh ist, wenn man die kocytische Tunke zur Stillung des brennenden Durstes nur noch erhält. So ging es uns, als wir in den amerikanischen Krieg zogen, wo ich die Ehre hatte, dem Könige die dreizehn Provinzen mit verlieren zu helfen.

Leipzig.

Meine Ronde ist nun vollendet und ich bin wieder bei unsern väterlichen Laren an der Pleiße. Von Frankfurt aus ging ich über Bergen in Gesellschaft nach dem Oertchen Bischofsheim, wo man mir ein freundliches Mahl zugedacht hatte. Bei Bergen und Kollin haben unsere Landsleute gezeigt, daß sie nicht Schuld an den übeln Streichen bei Pirna waren. Vor Hanau ging ich vorbei und hielt mich immer die Straße nach Fulda herein. Die Hitze des vorzüglich heißen Sommers drückte mich zwar ziemlich, aber ich nahm mir Zeit, ruhte oft unter einem Eichbaume und war die Nacht mit den schlechten Wirthshäusern zufrieden. Auf meiner ganzen Reise hatte ich sie nicht so schlecht gefunden, als hier einige Mal in Hessen. Zwischen Fulda und Hünefeld drückte mich die Hitze furchtbar und der Durst war brennend; und auf meiner ganzen Wanderung habe ich vielleicht keine so große Wohlthat genossen, als da ich sodann links an der Straße eine schöne Quelle fand. Leute, welche einen guten Flaschenkeller im englischen Wagen mit sich führen, haben von dieser Erquickung keinen Begriff. Der Hitze haben sie im Wagen zwar nicht viel weniger, aber die Erfrischung können sie nicht so fühlen. Du darfst mir glauben, ich habe Dieses und Jenes versucht. In Hünefeld war Schießen, die Gesellschaft der Honoratioren speiste in meinem Wirthshause, und ich hatte das Vergnügen, die Musik so gut zu hören, als man sie wahrscheinlich in der Gegend und aus Fulda hatte auftreiben können. Wenn auch zuweilen ein Miston mitunter läuft, thut nichts; sie können das Gute doch nicht ganz verderben, ebenso wenig als man es in der Welt durch Verkehrtheit und Unvernunft ganz ausrotten kann.

In Vach hatten mich ehemals die Handlanger des alten Landgrafen in Beschlag genommen und nach Ziegenhain und

Kassel und von da nach Amerika geliefert. Jetzt sollen dergleichen Gewaltthätigkeiten abgestellt sein. Doch möchte ich den fürstlichen Bekehrungen nicht zu viel trauen; sie sind nicht sicherer als die demagogischen. Es wäre unbegreiflich, wie der Landgraf seit langer Zeit so unerhört willkürlich, zum Verderben des Landes und einzig zum Vortheil seiner Kasse, mit seinen Leuten geschaltet und förmlich den Seelenverkäufer gemacht hat, wenn es nicht durch einen Blick ins Innere erklärt würde. Die Landstände wurden selten gefragt, und konnten dann fast keine Stimme haben. Der Adel ist nicht reich und unabhängig vom Hofe. Die Minister und Generale hatten ihren Vortheil, dem Herrn zu Willen zu leben. Jeder hatte vom Hofe irgend etwas, oder fürchtete etwas, für sich oder seine Verwandten. Die großen Offiziere gewannen Geld und Ehre, die kleinen Unterstützung und Beförderung. Die Uebrigen litten den Schlag. Das Volk selbst ist bis zum Uebermaß treu und brav. Hier und da war Verzweiflung; aber der alte Kriegsgeist half. Die Hessen glauben, wo geschlagen wird, müssen sie dabei sein. Das ist ihr Charakter aus dem tiefsten Alterthum. Ich erinnere mich in einem Classiker gelesen zu haben, daß die Katten lange vor Christi Geburt als Hülfstruppen unter den Römern in Afrika schlugen. Jetzt hat der Landgraf, wie versichert wird, die fremden Verbindungen dieser Art aufgegeben.

Von Vach wollte ich Post nach Schmalkalden zu meinem Freunde Münchhausen nehmen. Der Wirth verpflichtete sich, da nicht sogleich Postpferde zu haben waren, mich hinüber zu schaffen, ließ sich die Posttaxe für zwei Pferde und den Wagen bezahlen und gab mir einen alten Gaul zum Reiten. Das nenne ich Industrie. Was wollte ich machen? Ich setzte mich auf, weil ich fort wollte. Doch kam ich zu spät an. Es war schon tief Nacht, als ich den Berg hinein ritt, und gegen 10 Uhr war ich erst in dem Thale der Stadt. Die meiningischen Oerter und Dörfer, durch die ich ging, zeichneten sich immer sehr vortheilhaft aus. Das Einzige, was mir dort nicht einleuchten wollte, war, daß man überall so viel herrliches Land mit Tabakspflanzungen verdarb. Dieses Giftkraut, das sicher zum Verderben der Menschen gehört, beweist vielleicht mehr als irgend ein anderes Beispiel,

daß der Mensch ein Thier der Gewohnheit ist. In Amerika, wo man noch auf fünfhundert Jahre Land genug hat, mag man die Pflanze auf Kosten der Nachbarn immer pflegen, aber bei uns ist es schlimm, wenn man durchaus die Oekonomie mehr mercantilisch als patriotisch berechnet.

Ich ließ mich den andern Morgen meinem Freunde ohne meinen Namen als einen Bekannten melden, der von Frankfurt käme. Wir hatten uns seit neunzehn Jahren nicht gesehen und unser letztes Gespräch waren einige Worte auf dem Ocean, als der Zufall unsere Schiffe so nahe brachte. Die Zeit hatte aus Jünglingen Männer gemacht, im Gesichte vielleicht manchen Zug verändert, verwischt und eingegraben. Ich wußte, vor wem ich stand und konnte also nicht irren. Er schien schnell seinen ganzen dortigen Zirkel durchzugehen, stand vor mir und kannte mich nicht. Hier habe ich ein kleines Empfehlungsschreiben, sagte ich, indem ich ihm meinen Finger hinhielt, an dem sein Bild von ihm selbst in einem Ringe war. Es war, als ob ihn ein elektrischer Schlag rührte, er fiel mir mit meinem Namen um den Hals und führte mich im Jubel zu seiner Frau. Dieses war wieder eine der schönsten Minuten meines Lebens. Einige Tage blieb ich bei ihm und seinen Freunden und genoß, so weit mir meine ernstere Stimmung erlaubte, der frohen Heiterkeit der Gesellschaft.

Mir ist es oft recht wohl gewesen, wenn ich durch das Gothaische und Altenburgische ging. Man sieht fast nirgends einen höhern Grad von Wohlstand. Es herrscht daselbst durchaus noch eine gewisse alte Bonhommie des Charakters, daß ich viele Gesichter fand, denen ich ohne weitere Bekanntschaft meine Börse hätte anvertrauen wollen, um sie an einen bezeichneten Ort zu bringen, wo ich sie sicher wieder gefunden haben würde. Ich habe in diesem Ländchen weniger Bekanntschaft als sonst irgendwo; du kannst also glauben, daß ich nicht aus Gefälligkeit rede. So oft ich darin war, habe ich immer die reinste Hochachtung und Verehrung gegen den Herzog gefaßt. Um einen Fürsten zu sehen, braucht man nicht eben seine Schlösser zu besuchen, oder gar die Gnade zu genießen, ihm vorgestellt zu werden. Oft sieht man da am wenigsten von ihm. Seine Städte und Dörfer und Wege und Brücken geben die beste Bekanntschaft: vorausgesetzt,

er ist kein junger Mann, der die Regierung erst antrat. In diesem Falle könnte ihm viel Gutes und Schlimmes unverdienterweise angerechnet werden. Wo das Bier schlecht und theuer und das Brot theuer und schlecht ist, wo ich die Dörfer verfallen und elend und doch die Visitatoren nach dem Sacke lugen sehe, da gehe ich so schnell als möglich meines Weges. Nicht das Predigen der Humanität, sondern das Thun hat Werth. Desto schlimmer, wenn man viel spricht und wenig thut.

In Weimar freute ich mich, einige Männer wieder zu sehen, die das ganze Vaterland ehrt. Die Herzogin-Mutter hatte die Güte, mit vieler Theilnahme sich nach ihren Freunden diesseits und jenseits der Pontinen zu erkundigen und den unbefangenen Pilger mit Freundlichkeit zu sich zu laden. Jedermann kennt und schätzt sie als die verehrungswürdigste Matrone, wenn sie auch nicht Fürstin wäre.

Als ich am andern Morgen durch das Hölzchen nach Naumburg herüber wandelte, begegnete mir ein preußisches Bataillon, das nach Erfurt zog. Wenn man in dem nämlichen Rocke, mit der nämlichen Chaussure über Wien und Rom nach Syrakus und über Paris zurückgegangen ist, mag der Aufzug freilich etwas unscheinbar werden. Es ist die nicht löbliche Gewohnheit unserer deutschen Landsleute, mit den Fremden zuweilen etwas unfein Neckerei zu treiben. Die Soldaten waren ordonnanzmäßig artig genug; aber einige Offiziere geruhten sich mit meiner Persönlichkeit ein Späßchen zu machen. Ich ging natürlich den Fußsteg am Busche hin, und der Heereszug zog den Heerweg. Einer der Herren fragte seinen Kameraden in einem etwas ausgezeichneten pommerischen Dialekte, den man auf dem Papier nicht so angenehm nachmachen kann: „Was ist das für ein Kerl, der dort geht?“ Der Andere antwortete zu meiner Bezeichnung: Er wird wol geben und das Handwerk begrüßen. Nein, hörte ich eine andere Stimme, ich weiß nicht, was es für ein närrischer Kerl sein mag: ich habe ihn gestern bei der Herzogin im Garten sitzen sehen. Uebersetze dies erst etwas ins Pommerische, wenn du finden willst, daß es mir ziemlich schnakisch vorkam. Indessen glaube ich unmaßgeblich, die Herren hätten ihre Untersuchung und Beurtheilung über mich etwas höflicher doch wol einige Minuten sparen können,

bis ich sie nicht mehr hörte. Aber mit einem Philister macht bekanntlich ein preußischer Offizier nicht viel Umstände. Ob das recht und human ist, wäre freilich etwas näher zu bestimmen.

Meiner alten guten Mutter in Posern bei Weißenfels war meine Erscheinung überraschend. Man hatte ihr den Vorfall mit den Banditen schon erzählt, und du kannst glauben, daß sie meinetwegen etwas besorgt war, da sie als orthodoxe Anhängerin Luther's überhaupt nicht die beste Meinung von dem Papst und seinen Anordnungen hat. Sie erlaubte durchaus nicht, daß ich zu Fuße weiter ging, sondern ließ mich bedächtlich in den Wagen packen und hierher an die Pleißenburg bringen. Du kannst dir vorstellen, daß ich froh war, meine hiesigen Freunde wieder zu sehen. Schnorr war der Erste, den ich aufsuchte, und das enthusiastische Menschenkind warf komisch den Pinsel weg, zog das beste seiner drolligen Gesichter und machte mit einem Sprung einen praktischen Commentar auf Horazens Stelle, daß man bei der Rückkehr eines Freundes von den Cyklopen wol ein bischen närrisch sein könne.

Morgen gehe ich nach Grimma und Hohenstädt, und da will ich ausruhen trotz Epikur's Göttern. Mir däucht, daß ich nun einige Wochen ehrlich lungern kann. Wer in neun Monaten meistens zu Fuße eine solche Wanderung macht, schützt sich noch einige Jahre vor dem Podagra. Zum Lobe meines Schuhmachers, des mannhaften, alten Heerdegen in Leipzig, muß ich dir noch sagen, daß ich in den nämlichen Stiefeln ausgegangen und zurückgekommen bin, ohne neue Schuhe ansetzen zu lassen, und daß diese noch das Ansehen haben, in baulichem Wesen noch eine solche Wanderung mitzumachen.

Johann Konrad Grübel.

39. Peter auf dem Vogelmarkt.

Einmal kam Peter vom Vogelmarkt mit einem großen Vogel nach Hause gegangen. Auf der Schwelle begegnete

er dem Altgesellen, der ihn fragte: was er denn da für einen Vogel hätte? Peter sagte zu ihm: Je, eine Elster! und wie, daß er immer gehört habe, daß diese Art Vögel, sowie die Krähen, hundert Jahr alt würden, daß er nun aus eigener Erfahrung sehen wolle, ob die Leute in dem Stück gelogen hätten oder wahr redeten.

40. Peter in der Kinderlehre.

Peter war nun ein steinalter Kerl und beinahe sechzig Jahr geworden; aber er blieb deshalb noch ebenso dumm wie zuvor. Einst, als er in der Kinderlehre saß, fragte ihn der Pfarrer des Orts: ob er denn auch wol wüßte, wer ihn erschaffen hätte? Peter sagte: Nein! und sperrte dabei das Maul noch zweimal so weit auf, als er es sonst zu thun gewohnt war. Der Pfarrer schlug vor Verwunderung beide Hände über den Kopf zusammen, und um ihn zu beschämen, that er dieselbe Frage an ein paar kleine Nachbarskinder von fünf bis sechs Jahren, die sie ihm denn auch sofort prompt und richtig beantworteten. Nach geendigter Kirche neckten nun die sämmtlichen Kinder den Peter mit seiner Unwissenheit; aber dieser wurde auch zuletzt unwillig und grob, schrie sie an und sprach: Ihr kleinen Blitzdonnerkröten, das sind mir Künste, da ihr kaum sechs Jahr alt seid, daß ihr wißt, daß euch Gott erschaffen hat! Ihr sollt nur erst so ein sechzig Jahr wie ich in der Welt herumlaufen, nachher wollen wir einander sprechen; da werdet ihr's so gut wie ich vergessen haben.

Johann Peter Hebel.

41. Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam

die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfkreuzerstück darin; denn das Andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich worden. Im Anfang und von dem Wirthshaus „Zum Kopf" weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht, und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St.-Veit vorbei, wurden Einer nach dem Andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder Einer anfing: „Mausche", fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf Allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei curiose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte Jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: „Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?" — Alle sagten, das sei nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer Ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart' Jude, ich will dich aus dem Neuen Testamente fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?" Der Jude sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er 's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er 's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Jude sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jude sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und Einer sagte: Das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jude sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage."

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur Einer davon mein Vetter." Der Jude sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" Der Jude sagte: „Die kleinsten."

Der Achte fragt: „Wie kann Einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jude sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn."

Fragt der Neunte: „Wenn Einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jude sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?" Der Jude sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

Nun war noch der Elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß Jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?" Der Jude sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege." Das brachte abermals Keiner heraus und Einer nach dem Andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Elfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud", sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel! — Nichts für ungut! — war die Antwort, — daß ich gar ein armer Jud bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übelnehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich 's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!"

Als das die Andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, elf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

42. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staare kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respectabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und Derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier

hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la; oder: par Compagnie, (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit Andern); oder: wie Gott will; oder: du Tolpatsch. So titulirte er nämlich stets den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Tolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Aber sie flogen alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen." Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen

zuginge, nachher aber, als er ſich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen, und als er ſagte: Ei Hanſel, hier hätte ich dich nicht geſucht, wie kommſt du in meine Schlinge? da antwortete der Hanſel: „Par compagnie.“ Alſo brachte der Vogelſteller den Staar ſeinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld.

Der Barbier aber erwarb ſich damit einen guten Zuſpruch, denn Jeder wollte den merkwürdigen Hanſel ſehen, und wer jetzt noch weit und breit will zur Ader laſſen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas paſſirt einem Staaren ſelten. Aber ſchon mancher junge Menſch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer herauskommen.

43. Das ſeltſame Recept.

Es iſt ſonſt kein groſſer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke ſtill, lud ſorgſam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug ſie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und ſagte: Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuſer links. — Dem ſagte der Mann, der Doctor ſei bei ſeiner kranken Frau geweſen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, ſo ſei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte und kein Papier geweſen, nur eine Kreide. Da habe der Doctor das Recept an die Stubenthüre geſchrieben; und nun ſoll der Herr Apotheker ſo gut ſein, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl Dem, der ſich in der Noth zu helfen weiß.

44. Der ſchlaue Mann.

Einem Mann, der das Wirthshausſitzen bis nach Mitternacht anfing, ſchloß einmal die Frau Nachts um zehn Uhr die Thüre zu, und ging ins Bett, und wollte er wohl oder übel, ſo mußte er unter dem Bienenſtand im Garten über Nacht ſein. Den andern Tag, was thut er? Als er ins Wirthshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm ſie mit, und früh um ein Uhr, als er heim kam, hängt er ſie wieder ein, und ſchloß ſie zu, und ſeine Frau hat ihn nimmer ausgeſchloſſen und iſt ins Bett gegangen, ſondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebeſſert.

Heinrich von Kleist.

45. Das Bettelweib von Locarno.

Am Fuße der Alpen bei Locarno im obern Italien befand ſich ein altes, einem Marcheſe gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St.-Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen ſieht; ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einſt auf Stroh, das man ihr unterſchüttete, eine alte kranke Frau, die ſich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marcheſe, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er ſeine Büchſe abzuſetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem ſie lag, aufzuſtehen und hinter den Ofen zu ſchleichen. Die Frau, da ſie ſich erhob, glitſchte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beſchädigte ſich auf eine gefährliche Weiſe das Kreuz; dergeſtalt, daß ſie zwar noch mit unſäglicher Mühe aufſtand und quer, wie es vorgeſchrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Aechzen niederſank und verſchied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch vernahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunter kam, fragte ihn, wie die

Unterſuchung abgelaufen; und da er ſich mit ſcheuen und ungewiſſen Blicken umſah, und, nachdem er die Thüre verriegelt, verſicherte, daß es mit dem Spuk ſeine Richtigkeit habe: ſo erſchrak ſie, wie ſie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, ſie noch einmal in ihrer Geſellſchaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, ſammt einem treuen Bedienten, den ſie mitgenommen hatten, in der That in der nächſten Nacht daſſelbe unbegreifliche, geſpenſterartige Geräuſch; und nur der dringende Wunſch, das Schloß, es koſte was es wolle, los zu werden, vermochte ſie, das Entſetzen, das ſie ergriffen, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken und dem Vorfall irgend eine gleichgültige Urſache, die ſich entdecken laſſen müſſe, unterzuſchieben. Am Abend des dritten Tages, da Beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer beſtiegen, fand ſich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelaſſen hatte, vor der Thür deſſelben ein, dergeſtalt, daß Beide, ohne ſich beſtimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Abſicht, außer ſich ſelbſt noch etwas drittes Lebendiges bei ſich zu haben, den Hund mit ſich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tiſch, die Marquiſe unausgezogen, der Marcheſe Degen und Piſtolen, die er aus dem Schrank genommen, neben ſich, ſetzen ſich gegen elf Uhr Jeder auf ſein Bett; und während ſie ſich mit Geſprächen, ſo gut ſie vermögen, zu unterhalten ſuchen, legt ſich der Hund, Kopf und Beine zuſammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und ſchläft ein. Drauf, in dem Augenblicke der Mitternacht, läßt ſich das entſetzliche Geräuſch wieder hören; Jemand, den kein Menſch mit Augen ſehen kann, hebt ſich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm räuſcht; und mit dem erſten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt ſich plötzlich, die Ohren ſpitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad als ob ein Menſch auf ihn eingeſchritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei dieſem Anblick ſtürzt die Marquiſe mit ſträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da Niemand antwortet, gleich einem Raſenden nach allen

Richtungen die Luft durchhaut, läßt ſie anſpannen, entſchloſſen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe ſie noch nach Zuſammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgeraſſelt, ſieht ſie ſchon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marcheſe, von Entſetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und daſſelbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde ſeines Lebens, angeſteckt. Vergebens ſchickte ſie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war bereits auf die elendiglichſte Weiſe umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zuſammengetragen, ſeine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufſtehen heißen.

Friedrich Ludwig Jahn.

46. Deutſch.

Der Name Deutſch war bis zu den neueſten Unglücksfällen der Unterjochung Deutſchlands durch die Franzoſen ein Beehrungswort. „Ein deutſcher Mann", „das war deutſch geſprochen", „ein deutſches Wort", „ein deutſcher Händedruck", „deutſche Treue", „deutſcher Fleiß", — alle dieſe Ausdrücke zielen auf unſer feſtgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenſchein hervorſtechendes Volksthum. Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abſcheu der Winkelzüge, Rechtlichkeit und das ernſte Gutmeinen waren ſeit einem paar Jahrtauſenden die Kleinode unſers Volksthums, und wir werden ſie auch gewiß durch alle Weltſtürme bis auf die ſpäteſte Nachwelt erwerben.

Ernst Moritz Arndt.

17. Königsberg im Januar und Februar 1813.

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrag des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundesgenoß desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabtheilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals Yorck, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Noth und das Elend. Lazarethe voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarethe von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichen Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwägen durch die Gassen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Woche der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und Jedem, welchem er zum ersten Mal erschien, der General Yorck, der berufen war, gleichsam den ersten preußischen Anfang zu machen, eine starre entschlossene Gestalt, eine breite gewölbte Stirne voll Muth und Verstand, um den Mund ein hartes sarkastisches Lächeln. Er sah aus scharf, wie gehacktes Eisen; hat es ferner gegen die Wälschen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr von Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte

von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche, durch die Lande und Städte hin- und herziehend, sich immer noch geberdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen.' Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hierher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten: seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern Zugvögeln, die noch ein Bischen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch kocht mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdeß kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg! Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen, und was dort von den Salzburgern stammt, sie haben Beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der Verbündeten war Napoleon so grausam verfahren als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können —, wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte, und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volks erkannte, da schrie über Verrath, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingungen der Zahl gegen Rußland mit hinaustrieb, da klagte er, daß er zu großmüthig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herrscherstuhl unverrückt gelassen. Er wußte wohl, warum er es gethan hatte: er mußte die Völker durch die Könige

und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der scythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und Polen gesehen haben! wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürstenstühle für erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahre 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahres 1812 war dies mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hülfsmittel an Getreide, Pferden und Rindern bis aufs Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun, wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden, und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vordermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30,000—40,000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Katheedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war Alles bitterster heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechzehn-siebzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstock'schen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei, und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über „Landwehr und Landsturm", woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zuthun in vielen Tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit

der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergessen werden. Doch ist ja jeder Einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Friedrich Kohlrausch.

48. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Den 18. und 19. October 1813.

Der große Tag brach an, da der angemaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte. Europa stand zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Grenzen das ferne Asien und wo sie den Atlantischen Ocean, wo sie das Mittelländische Meer und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen auch die Oestreicher unter Klenau und eine preußische Abtheilung unter Zieten befehligte. Von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleon's Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die über Wachau den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des östreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Poniatowski, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Scharen hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche

am 16. October so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probsthaida genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn auch.

Mit dem Schlage 8 Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturm an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowski wehrten sich wie Verzweifelte, und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oestreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angriffhaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Colloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianchi führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen jenseits, und behaupteten sie, trotz Oudinot und den Garden, die den Polen zu Hülfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und standen nach Mittage vor Napoleon's Mittelpunkte Probsthaida. Da war heute der härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stand mit seinen Garden so, daß er jeden Augenblick Hülfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehmmauern umgeben; diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja, sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preußischen Abtheilungen unter Prinz August und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Murat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem

Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von neuem, aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten ebenso wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen, und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probsthaida, ein Kreuz aufgerichtet.

Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschliche Anstrengung der Ihrigen. Um halb 5 Uhr befahlen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapfern Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehrern Orten vollkommen entschieden und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinem Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses Alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen Klenau und Zieten, unter Bennigsen's Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Theil der französischen Stellung vertheidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probsthaida liegt. Um diese beiden Orte drängte sich der übriggebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beschützen; da kam aber das Nordheer und Blücher über ihn und ließen ihm nicht Rast und Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig herangetrieben war. Und hätte nicht Napoleon selbst von seiner Windmühle aus die Noth bemerkt und Garden über

Garden zu Hülfe geschickt, so wäre der Marschall wol gar verloren gewesen und Leipzig schon an diesem Tage mit Sturm erobert worden. Auf diesem Theile des Schlachtfeldes ging es nämlich so zu. Früh Morgens, den 18., hatte Feldherr Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Parthe gehen und den Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl!“ sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern soeben den blutigen Strauß bestanden hat.“ Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngern Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze nun vereinigte Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Parthe setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so vielen Tausenden über eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und ging mit den unverzagten Russen gleich bei Mockau, weit näher bei Leipzig, durchs Wasser, obwol das Fußvolk bis an den Gürtel hineinfiel, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weitern Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönfeld zurück, und als sie von den Reitern verfolgt wurden, trat das sächsische Husaren- und Ulanenregiment zu diesen über. Das war das erste Wahrzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern über jede andere Stimme siege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige sächsische und württembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegengingen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Nun drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, sodaß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich dann immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen. Lanaeren

mit den Russen bestürmte Schönfeld, welches dicht an der Parthe liegt und von Marmont hartnäckig vertheidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf, und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz; endlich zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheere gleichfalls angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf herausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiterei der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congreve'schen Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spien aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer rund umher aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen auseinander stoben. Da half kein Widerstehen und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Theile seiner Garde zu Hülfe schickte; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe gingen verloren und erst in Volkmarsdorf wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin nach dem Willen ihres Königs geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für Denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Trotz nur gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Mord und Zerstörung habe. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie Die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zueinander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten, und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über diese Nachricht, schickte sogleich seine Gardereiter unter Nansouty, die gefährliche Lücke

zu füllen, und dieser, mit schneller Wendung und vielem Geschütz, bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow noch dazu in die offene Flanke fallen. Aber die Oestreicher unter Bubna, die in der Nähe stehen, nehmen nicht sobald die Absicht wahr, als sie sich eiligst schwenken und dem verderblichen Stoß kühn entgegenwerfen; und von der andern Seite feuert selbst die eben übergetretene Artillerie, von dem Kronprinzen dazu aufgefordert, in die französischen Reihen, weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte. Da müssen die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Mit Sehnsucht blickte Napoleon der Nacht entgegen, die seine noch übrigen hartbedrängten Reihen aus der Hand der ungestümen Feinde erretten sollte. Er hatte viel Raum verloren und sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in seiner Spitze Probsthaida hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hinlief. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Muthe und großer Ordnung den schweren Kampf bestanden — dieser Ruhm soll auch dem Feinde nicht geschmälert werden — wäre einer der Schenkel dieses Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war Alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloser Troß von Wagen, Pferden und Gepäck den ganzen Tag hindurch hinter dem Bertrand'schen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menschen und Sachen hier gewesen, kann leicht ermessen, wer bedenkt, daß Alles, was seit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutschland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehülfen und die Schar der Commissäte mit ihren Helfershelfern, das Geschütz mit der Munition, sowie die Wagen und Geräthe der Heerhaufen und die der Einzelnen, daß dies Alles nun in dem einen Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengedrängt war. Jetzt zogen die Gäste ab, und ihr Reich hatte ein schreckliches Ende genommen, und die Herzen Derer, die sie ziehen sahen, frohlockten. Gerade an diesem Tage vor sieben Jah-

ren waren die ersten Franzosen unter Davoust in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehülfen, Berthier, die Anordnung des Rückzugs mitgetheilt, und dieser dictirte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüths erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Zorn, Unmuth, Zähneknirschen — was mochte Alles in diesen Tagen das heftige Gemüth erschüttert haben! Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schooße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte, und welches durch die brennenden Dörfer und unzähligen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besät war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wol mochte ihm die Wirklichkeit wundersamer vorkommen als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. Dann stand er auf und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein, und nahm, wie durch eine Verspottung des Schicksals, sein letztes Nachtlager in dem Gasthofe von Preußen.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehrern Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen und für Alle nur ein nicht breiter Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich ineinander und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hin-

drängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam, dann die besten Haufen der Uebrigen: die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen Franzosen sollten die Stadt vertheidigen, solange es möglich sei. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Schon seit 8 Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Haufen zum Angriffe heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch bänger, und sie strömten in solchem Getümmel nach dem einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem Könige von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen 10 Uhr die Stadt verlassen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr. Der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung: er mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steindamme reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln an der Seite des Gewühles fortwinden. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehheerden, im wildesten Getümmel mit Drängen, Stoßen und Geschrei bunt durcheinander, und Der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und sinnlosen Strome nun mit fortschieben lassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern, die abziehenden Haufen noch in verzweifeltere Flucht, die Widerstandleistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt hätten beschießen lassen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verderben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider; sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch sehr bald. Der Prinz von Hessen-Homburg — wiederum Einer aus diesem tapfern Fürsten-

geschlechte — stürmte mit Preußen gegen das äußere Grimmaische Thor, Bennigsen gegen das Hospital- und Sandthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Aber der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Halb 12 Uhr drangen die ersten Preußen in die Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschlossenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein wehelen die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um diese selbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, über den Elster- und Mühlengraben in die Luft gesprengt — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleon's Befehl, der den Feind an der Verfolgung hindern wollte, oder durch Furchtsamkeit oder Vereiligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angibt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausgang zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast Alle in dem tiefen Flusse um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowski, den Napoleon noch eben zum französischen Marschall gemacht hatte, ertrank in dem Flusse; Macdonald entkam. Unter Denen, die gefangen wurden, waren Reynier und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehen geblieben, waren eine unübersehbare Menge; auf der Allee allein stan-

den 105 Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen gegen 400 mit 1600 Wagen erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufen, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat.

Nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren unter lautem Siegesgruße ihrer tapfern Scharen und dem Freudengeschrei der Einwohner in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der Dritte im Bunde. Es war ein großer Anblick, als sich die Drei nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg kein Werk menschlichen Witzes und menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jetzigen Geschlecht kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Knie nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Geber so großer Wohlthat.

Aus dem „Lebensfrühling".

49. Der Knabe im Feldlager.

Ein preußischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Briefe unter andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der 12jährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich,

ſtand des Morgens früh auf, ging in den Keller, füllte einen Querſack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm ſeinen Wanderſtab und marſchirte, ohne Zehrpfennig und ohne irgend Jemand ein Wort zu ſagen, gerade nach dem preußiſchen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorpoſten. Hier wurde er ausgefragt. Er ſagte die Abſicht ſeiner Reiſe und zeigte zu ſeiner Rechtfertigung ſtatt eines Paſſes den Brief ſeines Vaters an ſeine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu eſſen und zu trinken und ließ ihn paſſiren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und nach der Schar, worunter ſein Vater ſtand, und ward zu dem Hauptmann des Letztern gebracht. Dieſer fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schickſale ſeiner Reiſe zum preußiſchen Heere und brachte wieder den Brief ſeines Vaters hervor. Der Hauptmann, erſtaunt über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater ſogleich, ohne daß derſelbe von der Anweſenheit ſeines Sohnes etwas erfahren konnte, zu ſich holen, führte ihn in ein beſonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalte des letzten Briefes, den er an ſeine Frau geſchrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und beſonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunſch iſt erfüllt", ſagte der Hauptmann, und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausgangs, mit ſeinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten ſich, fielen einander in die Arme und Thränen der innigſten Freude floſſen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch dieſen Auftritt äußerſt gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen etwas, daß ſie ſich gütlich thun und pflegen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu ſeiner über ſeine Abweſenheit ſehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfennig zur Reiſe ein Goldſtück. „Zur Reiſe", ſagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute doch zu eſſen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geſchenk bringen."

So trat er denn ſeine Rückreiſe wieder an, verirrte ſich

aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Custine geführt, der ihn durch einen Dolmetscher scharf ausforschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle dessen Fragen offenherzig nach der Wahrheit, zeigte überall den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preußischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn", sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß du nicht wieder irre gehen mögest."

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimat wieder an und verwandelte die Thränen der Bekümmerniß, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben Das, was die Leser schon wissen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

Andreas Justinus Kerner.

59. Die Reise nach Grasburg.

— — Es wehte kalte Morgenluft, die Schiffer zündeten ein Feuer an, und um dasselbe setzten sich die Mädchen. Das fremde Mädchen fing bald an, von dem Meere zu erzählen, von den großen Schiffen, von der Ebbe und Flut, den Seemuscheln und Korallen. „Oft gibt es Stellen im Meere" sprach sie, „wo das Wasser ruhig steht und klar wie ein

Kryſtall iſt. Da iſt es gar herrlich, in die Tiefen zu ſchauen und die wunderſamen Gärten da unten zu erſehen. Da erblickt man in unermeßlicher Tiefe Berge und Thäler, mit den allerbunteſten Blumen, welche die Korallen, die Waſſerkräuter und das Meergras bilden, ſodaß Einem recht ein Sehnen ankommt, hinabzuſteigen und ſich darin zu ergehen."

„Als Kind hab' ich wol oft mit Thränen in dieſe Gärten verlangt, wenn die Amme mir davon erzählte; da hab' ich die ganze Nacht von ihnen geträumt, und war mir gar ſonderbar zu Muthe, wenn ich an die Meerfräulein dachte, die darin wohnen."

„Oft ſchlich ich mich hinaus an das Meerufer und hörte dem wunderbaren Tone der Wogen zu, der oft wie ein entfernter Donner, dann wieder wie ein aus der Tiefe ſteigender Seufzer tönte; lauſchte auch ſo lange, bis mir plötzlich ganz bange wurde und ich ſchnell wieder in das Land zurücklief, Geſang oder das Läuten einer Glocke zu hören."

„O! das ſah ich Alles auch, und werde es nächſtens noch näher ſehen", ſprach der Schifferjunge, der während der Erzählung des Mädchens mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit daſtand.

„Wie, Kerl!" ſagte ein Schiffer, „du ſahſt das Meer und kamſt noch nie über den Neckar hinaus?" — „Ich ſah's", ſprach der Junge, „denn von all' dem hat es mir ſchon tauſend mal geträumt, und gerade ſo, wie die Jungfer erzählt. Und eh' drei Wochen vergehen", ſprach er zu dem Mädchen leis, „ſteh' ich am Meere." — „Wie?" begann der Jäger, „der Kerl iſt da! Der war ja bei uns Jägerjunge und wurde weggejagt. Der dumme Kerl hielt zahme Enten für wilde, ſprang ihnen vom See bis in den Stall nach und ſchoß ſie dort nieder."

„Der Teufel!" ſprach der Mühlknecht, „das iſt ja der Nämliche, der vor vier Wochen aus unſerer Mühle gejagt wurde, weil er Gyps unter das Mehl brachte."

„Freilich iſt der's!" ſprach der Schiffer, „pfeif' nur, Taugenichts! Es iſt ein Erzgalgenſtrick; ich hab' ihn von einem Seiler erhalten, ihn bei der nächſten tiefen Stelle ins Waſſer zu werfen. Bei zwanzig Meiſtern kam der Kerl nun herum, nirgends that er drei Tage gut!"

Der Junge pfiff ruhig fort, obgleich nun Alles mit Schimpfreden über ihn herfiel.

Das ist ja ein Kerl wie Eulenspiegel, dacht' ich, und als ich ihn genauer beim Lichte betrachtete, erkannte ich in ihm meinen Volkssänger und Laternenputzer Felix.

Er hatte noch den nämlichen Rock an, den er vor vier Jahren trug, wo er mir auf meinem Schattenspieltheater als Gläserputzer Dienste leistete, nämlich seines Vaters alten Grenadiersrock, den er aber immer noch nicht zur Hälfte ausfüllte, ihn auch immer noch wie einen Fischschwanz hintennach schleppte.

Sonntags trug er ihn auf der rechten, Werktags auf der umgekehrten Seite. Da er ihn heute auf letzterer trug, so erkannt' ich, daß es Werktag war.

Ich winkte ihm; er erblickte mich, kam auf mich zu, bezeugte viele Freude, mich wiederzusehen, zog ein Stück Kreide aus der Tasche, zeichnete in aller Schnelligkeit, mit ein paar Zügen, dem Schiffer einen Esel auf dem Rücken, räusperte sich und fing an, aus voller Kehle zu singen:

Einsmal, als ich ging allein,
Sah in einen Wald hinein,
Sitzt ein Häslein in dem Strauß,
Guckt mit einem Aug' heraus.

Armes Häslein weint und klagt,
Heimlich zu sich selbsten sagt:
Jäger, was hab' ich gethan,
Daß d'Hund auf mich hetzest an?

Wenn das Windspiel mich erschnappt,
Gleich der Jäger nach mir tappt,
Trägt mich auf dem Buckel her,
Als wenn ich kein Häslein wär'.

Er mit mir dem Markt zulauft,
Mich um halbes Geld verkauft.
Immer sich nicht lang' besinnt,
Lauft mit mir zur Küche g'schwind.

Komm' ich dann dem Koch in d'Händ'
Werd' ich vornen aufgetrennt,
Zieht mir Pelz und Hosen aus,
Dies zu sehen ist ein Graus — — — —

Die Mädchen bemerkten den Esel auf dem Rücken des Schiffers und fingen zu lachen an. Darauf sah der Schiffer hinter sich, und da der Galgenjunge ihm schon öfters diesen Streich gemacht, so drehte er sich wie ein angeschossener Eisbär grimmig gegen den Jungen um, nahm ihn beim Haar und schmiß ihn, trotz des Geschreies der Mädchen und der Vorstellungen Aller, in das Wasser.

Auf den Jungen machte dies neue Element aber keine Veränderung, er schwamm ruhig ans Ufer und sang uns von demselben die noch übrigen Verse des Liedes also zu:

Steckt mich in ein' Hafen 'nein,
Gießt den schärfsten Essig drein,
Darin soll ich werden mahr,
Glaub', der Koch sei gar ein Narr.

Wenn ich bin ganz fein und mahr,
Mein', ich sei nun aus der G'fahr,
Zieht der Koch mich listig 'raus,
Richtet mich nach seinem Brauch.

Er mich auf das Herdbrett legt,
Spickt den Buckel mit dem Speck,
Steckt den Spieß zum Hintern ein —
Ich möcht' ja so grob nicht sein.

Dieses ist noch nicht genug,
Glühend' Kohlen legt man zu,
Gießet Fetten oben ab,
Daß ich g'nug zu schwitzen hab'.

Wenn ich alsdann fertig bin,
Trägt man mich zur Tafel hin,
Schneid't der Erst' herab sein Theil,
Reißt der And're mich entzwei.

Der Dritte schneid't herab das Best' —
Friß, daß dir das Herz abstößt;
Beiner wirft man hinter Thür
Oder gar den Hunden für.

So nimmt man mir's Leben ab,
Eilt mit mir ins kühle Grab.
Fragt auch Niemand, wie es geht,
Weil kein Hahn mehr um mich kräht.

Das Schiff stieß ans Land. Die Landmädchen trugen ihre Körbe aus dem Schiffe, die meistens mit Lebensmitteln angefüllt waren, welche sie zu Markte brachten. Der Jäger und der Mühlknecht nahmen ihre Bündel, und die ganze Gesellschaft zog landeinwärts.

Es kam mir fast ungewöhnlich vor, als ich nun wieder auf der harten Erde ging; doch machte mich das Singen der Vögel, das Blühen der Blumen und das Wogen der früchtevollen Zweige bald wieder mit ihr vertraut.

Es ging durch einen Wald. Der Jäger stieß ins Horn, das hallte weit herum in den Bergen, und die Raubvögel schwangen sich hoch in die Luft auf. Ein Hirte im Thale unten antwortete mit einer Rohrpfeife, und dem sangen wandernde Schiffer, welche den Fluß hinabschifften, nach.

So wurde die ganze Gegend wach und lauter Gesang

Wir traten aus dem Walde. Das lieblichste Thal, vom Flusse durchschnitten, lag unter uns. Dörfer sah man bis in die weiteste Ferne an seinen Ufern zerstreut. Fern am Horizonte, schon im Nebel verloren, schimmerte noch das Kreuz eines Kirchthurms, welches die Mädchen für den Morgenstern hielten.

Auf der Heerstraße wimmelte es von Leuten, Zugvieh und Wagen, was Alles in das benachbarte Städtchen auf den Jahrmarkt strömte.

Wir stiegen zu Thal, kamen ins Getümmel, und Eins verlor das Andere.

Ich stellte mich an die Heerstraße und ließ die Gegenstände an mir vorüberziehen.

Da kamen schön geputzte Landmädchen mit Körben auf den Köpfen, scherzend des Weges; Juden mit langen Bärten; ein Blinder, der sich von einem Kinde führen ließ; Spielleute zogen vorüber; auch kamen bald ganze Heerden Zugvieh, das man zu Markte trieb, und viele Wagen mit allerhand Geräthschaften.

Schon längst bemerkte ich, daß ein Gartenhaus vom Berge ins Thal sich hernieder bewegte, das kam immer näher und näher; aber da erkannte ich, das es eine alte Kutsche war, mit hoben vergoldeten Fenstern.

In ihr saß eine Frau, die war mit einer Menge Schachteln umstellt, und hatte eine große Haube auf. Zu ihrer Rechten saß ein Mann in einer Perücke, der hatte einen langen Stock neben sich stehen, dessen silberner Knopf, mit einer dicken Quaste von schwarzer Seide geziert, durchs Fenster sah.

Die Kutsche zogen ein weißes und ein schwarzes Pferd, die wurden von einem dicken Kerl mit gar kurzen Füßen und einer grauen Jacke an einem Stricke geleitet; hinten auf der Kutsche aber war ein Korb gebunden, daraus steckten vier Gänse ihre Hälse, woran ich erkannte, daß die Herrschaft der Pfarrherr vom benachbarten Dorfe war.

Ich bemerkte bald, wie einer der Juden sich hinter die Kutsche machte, die gar langsam ging, und mit einem Messer den Korb voll Gänse nach und nach abtrennte. Da schrie ich, als er den Korb herunterzog: „Judas Ischarioth!" aus voller Kehle.

Der Pfarrer steckte auf diesen Kanzelschrei den Kopf zu seinem wandelnden Sommerhause heraus, bemerkte den Verräther, schrie Halt! und sprang, ehe noch die Kutsche völlig feststand, mit seinem langen Stocke heraus.

Der Jude war feldeinwärts gesprungen, die losgetrennten Gänse aber waren schon herausgeflattert und nahmen ihren Flug mit lautem Schreien: Ga! ga! gi! ga! rückwärts.

„O du verstockter Sünder!" schrie der Pfarrer, indem er mit seinem langen Hirtenstabe dem Fluge der Gänse eine andere Richtung gab. „Ich bin des Todes!" schrie die Frau, sprang aus dem Sommerhause und ertappte glücklich zwei der zurückkehrenden Vögel an den Krägen, die andern zwei trug schon ein zu Hülfe gesprungener Bauernjunge an den Flügeln herbei.

Die Gänse wurden nun nicht mehr hinten hinaufgebunden, sondern in die Kutsche gesetzt, der Pfarrer aber lief neben dem Schlage einher; den Stock trug er unter dem Arme, beide Hände aber hatte er tief in die weiten Rocktaschen gesteckt.

Eine Bude mit Volksbüchern und Volksliedern zog mich in Grasdorf bald sehr an.

Die Mägde, welche von dem nahen Brunnen kamen,

hatten sich rings um sie versammelt und ließen sich von dem Verkäufer die schönen neuen Lieder mit Begleitung eines Hackbrettes vorsingen.

Den Jäger und den Mühlknecht fand ich auch hier wieder. Ersterer suchte sich den Jäger aus der Kurpfalz, der Mühlknecht aber kaufte sich das Büchlein, welches den Titel führt: Der Müllerehrenkranz.

Der Jäger, welcher ein schöner junger Mann war, küßte eines der Mädchen nach dem andern, und sie nahmen es nicht übel. Der Mühlknecht hätte es wol auch gerne gethan, das sah ich ihm wol an, er war aber noch gar jung und unkeck, oder war er verliebt, denn er kaufte sich das Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär'!" auch rief er ja damals dem Echo zu: „Grüß' meinen Schatz viel tausendmal!"

Der Jäger aber betrachtete die Mädchen wie Rehe in dem Walde, die alle ihm angehören; deswegen hielt er auch in jedem Arme zwei.

An dieser Bude war es auch, wo man schöne Bilder, Herzchen mit Reimen und gedruckte Liebesbriefe verkaufte, die waren „geschrieben in der Stadt, wo die Lieb' kein Ende hat, und geschrieben in dem Jahr, da die Liebe Feuer war."

Wohl stand manches liebe Kind da, das suchte ein gemaltes Herz und fand im Stillen ein liebewarmes.

Die meisten Mädchen kauften sich die heilige Genovefa.

„Das ist doch nach der Bibel", sprach Eines, „das liebste Buch."

„Nein! den gehörnten Siegfried hab' ich doch noch lieber", sprach eine Andere.

„Das macht, weil dein Schatz ein Soldat ist", erwiderte die Nachbarin; da lachten die Mädchen und die Getroffene erröthete.

„Hat Er sie nun? sind sie jetzt da? her damit!" schrie ganz hastig ein frischer Junge, der sich durch die Menge an die Bude drängte. Die Mädchen lachten über ihn. „Fort, ihr Ungeziefer!" schrie er, „dort hängen sie! Gott sei Dank! schnell her!" Es meinte der Junge die Historie von den vier Heymonskindern, die riß er auch alsbald von der Schnur, warf dem Verkäufer ein Geldstück hin und eilte, ohne sich die kleine Münze herausgeben zu lassen, von dannen.

„Weh! o weh!“ schrien bald darauf die Mädchen, „welcher Spitzbube hat das gethan? Das ist ein Streich!“ Sie wollten auseinander und konnten nicht: ich sah mich um, da waren sie alle bei den Haarzöpfen zusammengebunden; Felix aber stand hinter mir und hatte seinen Rock bereits wieder auf der Sonntagsseite an, woran ich erkannte, daß er abermals einen Spuk gemacht.

Ein Blatt, das den Titel führte: „Schöne neue Historie von einem Maler, genannt Andreas, und einer Kaufmannstochter, genannt Anna“, zog ich von der Schnur, gab dem Verkäufer einige Münzen dafür, und drängte mich nun durch das Getümmel des Marktes dem Thore zu, das nach der Stadt Grasburg führt.

Der Weg war voll weinseliger Bauern, die von dem Markte nach Hause taumelten.

Der Erste, welcher mir begegnete, war wahrscheinlich ein Soldat gewesen, denn er sang beständig von der Festung Belgrad. Sein Weib, das ganz ergrimmt neben ihm herging, suchte ihn durch Stöße in die Mitte der Straße zu leiten, wenn er sich dem Chausseegraben näherte. Sie machte ihm bittere Vorwürfe über seine Lebensart; er aber antwortete blos damit, daß er zwischen ihre Strafreden hinein „Gott grüß' dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“ ihr vordeclamirte.

Derselbe Bauer versicherte, daß, wenn er Nachts im Rausche wie ein Vieh nach Hause komme, er doch jedes mal noch nach seinen Kindern sehe, ob sie einen leichten Athem haben.

Der Bauer taumelte vorüber; drei Schneider kamen des Wegs gegangen, hinter denen ein Junge zufällig eine Heerde Böcke hertrieb.

Die Schneider sahen sich beim ersten Meckern der Böcke um, blieben stehen und sahen sich fragend an, ob das ihnen gegolten habe?

Die Böcke blieben auch stehen und sahen sich gleichfalls an.

Darüber geriethen die Schneider in ein solches Entsetzen, daß sie über den Chausseegraben auf die Wiese sprangen, worauf die Böcke meckernd weiter zogen.

Unter den Schneidern aber entstand bald ein sehr lebhaftes Gespräch, wovon ich vermöge eines Echos im Thale nur so viel vernahm, daß von einer gänzlichen Ausrottung der Böcke, wie einst der Wölfe in England, die Rede war.

Alles Verderben, welches die Welt durchschleicht, wurde diesen Thieren zugeschrieben.

Bockslederne Hosen, behauptete der Eine, verursachen Fieber; der Andere versicherte, daß er für gewiß wisse, daß, wenn auf den Gestank einer Bocksheerde der letzte Sonnenstrahl falle, der Gestank, in ein Heer von Wanzen verwandelt, weiter fliege.

Der Dritte aber erzählte, daß er aus einem geschriebenen Blatte, welches er einst in der Rocktasche eines Professors gefunden, für gewiß erfahren habe, daß von den Böcken die Pocken ihren Ursprung genommen.

Auf einer steinernen Bank am Wege saß der Mühlknecht, das Haupt auf seinen Bündel gelehnt.

Er war vorausgegangen und erwartete mich hier. Wir wanderten vertraulich die Straße hin.

Er erzählte mir, wie er im Sinne gehabt, auf die Wanderschaft zu gehen, weswegen er vor zwei Monaten aus seiner Heimat, einer Mühle in den Hallwäldern, ausgegangen: er sei nun aber wegen des ausgebrochenen Krieges genöthigt, wieder zurückzukehren, um mit den Franzosen nach Oestreich zu ziehen.

Er erzählte mir viel von den Wäldern, Thälern und Bergen seiner Heimat, auch von seiner Geliebten, und da traten ihm Thränen in das Auge.

---

51. Der junge Geselle und die Waldfrau.

Es begab sich einmal, daß ein junger Geselle, der in dem Wasser wohl schwimmen konnt', beim Mondschein im Meere gebadet, der hat eine Meerfrau ergriffen, sie mit starker Kraft erwünscht, und sie mit ihm an das Land gebracht, mit seinem Mantel bedeckt, in sein Haus geführt und öffentlich zur Ehe genommen. Sie war ihm auch recht freund-

lich und hielt ihn schön und wohl; doch redete sie kein Wort mit ihm.

Auf einmal meinten seine Gesellen und Nachbarn, es wäre nicht ein recht natürlich und menschlich Weib, sondern ein Betrug und Gespenst, und riethen ihm, er solle sie nöthigen, zu sagen, woher sie wäre und warum sie nicht rede.

Nun hatte sie von ihm empfangen und ihm einen Sohn geboren, den nahm er auf eine Zeit und dräuete der Frau: wo sie nicht sage, woher und wer sie denn wäre, so wolle er den Sohn tödten. Auf das sprach die Frau: O du unseliger Mensch! gewiß, du verlierst eine gute Hausfrau, darum, daß du mich zwingst, zu reden; denn, ich wäre bei dir allweg geblieben, und dir wäre mit mir wohl gewesen, hättest du mich lassen stumm bleiben, aber nun hinfüro siehst du mich nicht mehr; und damit verschwand sie.

Aber der Sohn badete oft im Meere; da begab sich einmal, daß er abermal im Meere gebadet, da schwamm die Frau, seine Mutter, hinzu, ergriff den Sohn und man sah ihn nimmer.

52. Das Horn von Oldenburg.

Es begab sich, daß der Graf Otto von Oldenburg sich auf eine Zeit mit seinen Edelleuten und Dienern auf die Jagd begeben, und am Bernefeuersholze gejaget, er, der Graf, selbst auch ein Reh gehetzet und demselben bis an den Osteberg allein nachgerannt und mitten auf dem Berge gehalten; spricht er da bei sich selber, weil eine große Hitze war: Ach Gott! wenn ich nur einen kühlen Trunk hätte! Thut sich der Osteberg, als der Graf dies Wort gesprochen, auf, und kommt aus der Kluft eine schöne Junfrau, wohlgezieret, mit schönen Kleidern angethan, auch schönen über die Achsel getheilten Haaren und ein Kränzlein darauf, und hatte ein köstlich golden Geschirr, in Gestalt eines Jägerhornes, mit vielen seltsamen, unbekannten Schriften und künstlichen Bildern geziert, in der Hand. Solch Geschirr hat sie dem Grafen in die Hand gegeben, und gesprochen, daß der Graf daraus trinken solle, sich damit zu erquicken. Da nun

der Graf dasselbe Horn von der Jungfrau genommen, auf gethan und hineingeschaut, da hat ihm der Trunk, der darinnen gewesen, nicht gefallen, und derhalb hat er sich geweigert, denselben zu trinken. Worauf aber die Jungfrau gesprochen: Mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben, denn es wird Euch keinen Schaden bringen, sondern zum Besten gereichen. Mit fernerer Anzeige: wo er daraus trinken wollte, sollte es ihm und dem folgenden Haus Oldenburg wohl ergehen und die ganze Landschaft zunehmen und ein Gedeihen haben; wenn aber der Graf ihr keinen Glauben zustellen, noch daraus trinken wollte, so sollte im nachfolgenden oldenburgischen Geschlecht keine Einigkeit bleiben.

Da nun der Graf auf solche Rede keine Acht gegeben, hat er das Horn in der Hand behalten, und hinter sich geneigt und ausgegossen, und als von dem Trank etwas auf das weiße Pferd gespritzt, sind demselben die Haare davon abgegangen. Die Jungfrau, als sie solches gesehen, hat das Horn wieder begehrt, aber der Graf ritt mit ihm den Berg ab, und ersahe noch im Umschauen, wie die Jungfrau wieder in den Berg gegangen. Darüber ist ihm ein Schrecken angekommen, hat seinem Pferde die Sporen angesetzt und ist in schnellem Laufe zu seinen Dienern geeilt, und hat denselben erzählt, was sich ereignet, und ihnen das Horn gezeigt. Dasselbe Horn, weil es so wunderbarlich gestaltet, ist von ihm und allen folgenden Herren des Hauses Oldenburg für ein köstlich Kleinod gehalten worden, wird auch noch heutigen Tages zu Oldenburg verwahret, wie ich es selbst alldort oft gesehen.

Jakob und Wilhelm Grimm.

53. Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie Alle

zuſammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden, und die Söhne thaten das nach der Reihe. Einmal brachte ſie der älteſte auf den Kirchhof, wo die ſchönſten Kräuter ſtanden, ließ ſie da freſſen und herumſpringen. Abends, als es Zeit war heimzugehen, fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus“, ſprach der Junge, faßte ſie am Strickchen, führte ſie in den Stall und band ſie feſt. „Nun“, ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O“, antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Vater wollte ſich ſelbſt überzeugen, ging hinab in den Stall, ſtreichelte das liebe Thier und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon ſollt' ich ſatt ſein?
ich ſprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Was muß ich hören?“ rief der Schneider, lief hinauf und ſprach zu dem Jungen: „Ei! du Lügner, ſagſt, die Ziege wäre ſatt, und haſt ſie hungern laſſen?“ und in ſeinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn hinaus.

Am andern Tage war die Reihe am zweiten Sohne, der ſuchte einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter ſtanden, und die Ziege fraß ſie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin ſatt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus“, ſprach der Junge, zog ſie heim und band ſie feſt. „Nun“, ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O“, antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte ſich darauf nicht verlaſſen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon sollt' ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Der gottlose Bösewicht!" schrie der Schneider, „so ein frommes Thier hungern zu lassen!" lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran fressen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus", sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun", sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" „O", antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte; „Ziege, bist du auch satt?" Das boshafte Thier antwortete:

Wovon sollt' ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„O die Lügenbrut!" rief der Schneider, „Einer so gottlos und pflichtvergessen wie der Andere! ihr sollt mich nicht länger zu Narren haben!" und vor Zorn außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Nacken so gewaltig, daß er zum Haus hinaussprang.

Der alte Schneider war nun mit der Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall und sprach: „Komm, mein liebes Thierlein, ich will dich selbst zur Weide führen." Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafkrippe und was die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen", sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?" Sie antworte:

Wie sollt' ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein,
ich fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wol, daß er seine drei Söhne unschuldig verstoßen hatte. „Wart", rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrlichen Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Brotmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie glatt wie eine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll für sie gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davonlief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber Niemand wußte, wo sie hingerathen waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen; da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holze war, aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen deck dich", so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und da stand ein Teller und Messer und Gabel daneben, und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rothem Wein leuchtete, daß Einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „damit hast du genug für dein Lebtag", zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirthshaus gut oder schlecht war, ob etwas darin zu finden oder nicht. Wenn es ihm einfiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich", so war Alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gern wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirthshaus kam, das mit Gästen angefüllt war; sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein", antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch

nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten, und meinten, er treibe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich." Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut, wie sie der Wirth nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, lieben Freunde", sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen, wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirth stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu, wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirthschaft wol brauchen." Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich aber legten sie sich schlafen, und der junge Gesell ging auch zu Bette und stellte sein Wunschtischchen an die Wand. Dem Wirthe aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner alten Rumpelkammer ein altes Tischchen stände, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte, und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?" sagte er zu ihm. „Vater, ich bin Schreiner geworden." „Ein gutes Handwerk", erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Vater, das Beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen." Der Schneider betrachtete es und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes Tischchen." „Aber es ist ein Tischchen deck dich", antwortete der Sohn; „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf, und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandten und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht Alle satt." Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen,

deike dich.“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, schämte sich, daß er wie ein Lügner dastand, und die Verwandten lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heimwandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber mußte bei einem Meister in die Lehre gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besondern Art; er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu ist er denn nütze?“ fragte der junge Geselle. „Er speit Gold“, antwortete der Müller; „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: Bricklebrit, so speit dir das gute Thier Goldstücke aus.“ „Das ist eine schöne Sache“, sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Geld nöthig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit“ zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste nicht gut genug, und je theurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufsuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen.“ Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirthshaus gerieth, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirth wollte ihm das Thier abnehmen und anbinden, der junge Gesell aber sprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht.“ Dem Wirth kam das wunderlich vor, und er meinte, Einer, der seinen Esel selbst besorge, habe nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff und zwei Goldstücke herausholte, und sagte: er sollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das Beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig sei: der Wirth wollte die doppelte Kreide

nicht sparen, und sagte, noch ein paar Goldstücke müsse er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Geld war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirth", sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen!" nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirth wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stallthüre zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing das Thier an Gold zu speien, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei, der tausend", sagte der Wirth, „da sind die Ducaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen; der Wirth aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg, und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab, und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah, und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater!" antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Weiter nichts als einen Esel." „Esel gibt's hier genug", sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." „Ja", antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage: Bricklebrit, so speit das gute Thier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache sie Alle zu reichen Leuten." „Das lass' ich mir gefallen", sagte der Schneider, „dann brauch' ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen", sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt Acht", sagte er und rief: „Bricklebrit!" aber es waren keine Goldstücke, die herabfielen, und es zeigte sich, daß das Thier nichts von der Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heimgingen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte

mußte wieder zur Nadel greifen und der Junge ſich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war bei einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil das ein kunſtreiches Handwerk iſt, mußte er am längſten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie es ihnen ergangen wäre, und wie ſie der Wirth noch am letzten Abend um ihre ſchönen Wünſchdinge gebracht hatte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern ſollte, ſo ſchenkte ihm ſein Meiſter, weil er ſich ſo wohl gehalten, einen Sack und ſagte: „Es liegt ein Knüppel darin.“ „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienſte leiſten; aber was ſoll der Knüppel darin? der macht ihn nur ſchwer.“ „Das will ich dir ſagen“, antwortete der Meiſter; „hat dir Jemand etwas zu Leide gethan, ſo ſprich nur: Knüppel aus dem Sack! ſo ſpringt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen ſo luſtig auf dem Rücken herum, daß ſie ſich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du ſagſt: Knüppel in den Sack.“ Der Geſell dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm Jemand zu nahe kam und an den Leib wollte, ſo ſprach er: „Knüppel aus dem Sack!“ ſo ſprang der Knüppel heraus und klopfte Einem nach dem Andern den Rock oder Wamms auf dem Rücken aus, und wartete nicht erſt, bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging ſo geſchwind, daß, eh' ſich's Einer verſah, die Reihe ſchon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit auch in dem Wirthshauſe an, wo ſeine Brüder waren betrogen worden. Er legte ſeinen Ranzen vor ſich auf den Tiſch und fing an zu erzählen, was er Alles in der Welt Merkwürdiges geſehen habe. „Ja“, ſagte er, „man findet wol ein Tiſchchen deck dich; einen Goldeſel und dergleichen, lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das iſt Alles nichts gegen den Schatz, den ich erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe.“ Der Wirth ſpitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das ſein?“ dachte er, „der Sack iſt wol mit lauter Edelſteinen angefüllt; den ſollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge ſind drei!“ Als Schlafenszeit war, ſtreckte ſich der Gaſt auf die Bank und legte ſeinen Sack als Kopfkiſſen unter. Der Wirth wartete, bis

er dachte, er läge im tiefen Schlaf, dann ging er herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler hatte schon lange gewartet; wie nun der Wirth eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief er: „Knüppel aus dem Sack!" Alsbald fuhr Knüppelchen heraus, dem Wirth auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirth schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf den Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder herausgibst, so soll der Tanz von neuem angehen." „Ach nein", rief der Wirth ganz kleinlaut, „ich gebe Alles gern wieder heraus, laßt nur den Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden." Dann rief er: „Knüppel in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn sah, und fragte ihn wie seine Brüder, was er gelernt habe. „Lieber Vater", antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden." „Ein kunstreiches Handwerk", sagte der Vater; „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" „Ein kostbares Stück, lieber Vater", sprach der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." „Was!" rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe werth, den kannst du dir von jedem Baume abhauen." „Aber einen solchen nicht, lieber Vater; sage ich: Knüppel aus dem Sack, so springt der Knüppel heraus und macht mit Dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel hab ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirth meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie herbeirufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch

in die Stube, brachte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Der Müller sagte: „Bricklebrit“, und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis Alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen, und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm.“ Und kaum hatte der Schreiner: „Tischchen deck dich“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln vollauf besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren Alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs? was machst du für ein Gesicht?“ „Ach“, antwortete der Rothe, „ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt.“ „Das wollen wir schon austreiben“, sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein: als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls die Furcht an, er wollte mit dem grimmigen Thiere nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Muthe war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ „Du hast gut reden“, antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Thier mit Glotzaugen in dem Hause des Rothen und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das ihr im Wege

nicht anguckt, aber ich will sehen, ob ich euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie, und wie toll in die Welt hineinlief, und weiß Niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

54. Märchen von Einem, der ausging, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in Alles wohl zu schicken; der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun wär, so mußte es der Aelteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst an einen schaurigen Ort, so antwortete er wol: „Ach, Vater, es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei Einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!“ Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselt's nicht; das wird wol eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei, Vater“, antwortete er, „ich will gern was lernen; ja wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Aelteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater

seufzte, und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald hernach kam der Küster zum Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Noth, und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt Euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!" „Ei", antwortete der Küster, „da kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchthurm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist", dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schreck einzujagen, ging er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf; als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?" rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach' daß du fortkommst, oder ich werfe dich herunter." Der Küster dachte, es wird so ernst nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehen; da rief der Junge zum dritten Mal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Beine brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie dies geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich, ohne ein Wort zu sprechen, ins Bett und schlief fort. Die Küstersfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit; aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm gestiegen." „Nein", antwortete der Bub; aber da hat Einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinuntergeschmissen: gebt einmal hin, so werdet Ihr sehen, ob er's ist." Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat Euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! Meinen Mann hat er zum Schalloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater“, antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht, wie Einer, der Böses vorhat, ich wußte nicht, wer er war, ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach“, sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gerne, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne was du willst“, sprach der Vater, „mir ist Alles einerlei. Da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sage keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wenn Ihr's haben wollt, wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!“ Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo Sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört“, antwortete der Junge, „das will ich gern thun: lern' ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine funfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: du frierst bei

dem Feuer, was mögen die da oben erſt frieren und zapveln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, ſtieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte ſie alle ſieben herab. Darauf ſchürte er das Feuer und blies es an, und ſetzte ſie herum, daß ſie ſich wärmen ſollten. Aber ſie ſaßen da und regten ſich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da ſprach er: „Nehmt euch in Acht, ſonſt häng' ich euch wieder hinauf.“ Die Todten aber hörten nicht, ſchwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und ſprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, ſo kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen“, und hing ſie nach der Reihe wieder hinauf. Nun ſetzte er ſich zu ſeinem Feuer und ſchlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben und ſprach: „Nun, weißt du, was gruſeln iſt?“ „Nein“, antwortete er, „woher ſollt' ich's wiſſen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan, und waren ſo dumm, daß ſie die paar alten Lappen, die ſie am Leibe haben, verbrennen ließen.“ Da ſah der Mann, daß er die funfzig Thaler heute nicht davontragen würde, ging fort und ſprach: „So Einer iſt mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch ſeines Weges, und fing wieder an vor ſich hinzureden: „Ach, wenn mir's nur gruſelte! ach, wenn mir's nur gruſelte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herſchritt, und fragte: „Wer biſt du?“ „Ich weiß nicht“, antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo biſt du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer iſt dein Vater?“ „Das darf ich nicht ſagen.“ „Was brummſt du ſo in den Bart hinein?“ „Ei“, antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruſelte, aber Niemand kann mich's lehren.“ „Laß das dumme Geſchwätz“, ſprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will ſehen, daß ich dich unterbringe.“ Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten ſie zu einem Wirthshaus, wo ſie übernachten wollten. Da ſprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruſelte! wenn mir's nur gruſelte!“ Der Wirth, der das hörte, lachte und ſprach: „Wenn dich danach lüſtet, dazu ſollte hier wol Gelegenheit ſein.“ „Ach, ſchweig ſtille“, ſprach die Wirthsfrau, „ſo mancher Vorwitzige hat ſchon ſein Leben eingebüßt, es wäre

Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich will's einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, worin Einer wol lernen könnte, was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin schlafen wollte. Der König hätte Dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschiene: in dem Schloß steckten große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon Viele wären wol hinein, aber noch Keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollt' ich wol drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?" Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst." Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das Alles bei Tage in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er, „aber hier werd' ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hineinblies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren!" rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" „Ja", antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her." Da streckten sie die Krallen aus. „Ei", sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte

ihnen die Pfoten feſt. „Euch hab' ich auf die Finger geſehen", ſprach er, „da vergeht mir die Luſt zum Kartenſpiel", und ſchlug ſie todt und warf ſie hinaus ins Waſſer. Als er aber die Zwei zur Ruhe gebracht hatte und ſich wieder zu ſeinem Feuer ſetzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden ſchwarze Katzen und ſchwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er ſich nicht mehr bergen konnte; die ſchrien gräulich, traten ihm auf ſein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das ſah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er ſein Schnitzmeſſer: „Ei, du Geſindel! fort mit dir!" und hieb hinein. Ein großer Theil ſprang fort, die andern ſchmiß er todt und trug ſie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken ſein Feuer friſch an, und wärmte ſich. Und als er ſo ſaß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Luſt zu ſchlafen. Da blickte er um ſich und ſah in der Ecke ein großes Bett, ging und legte ſich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, ſo fing das Bett von ſelbſt an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht ſo!" ſprach er, „nur beſſer zu." Da fing das Bett an zu fahren, als wären ſechs Pferde vorgeſpannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp, hopp! warf es um, das Unterſte zu oberſt, und er lag mitten drunter. Da ſchleuderte er Decken und Kiſſen in die Höhe, ſtieg heraus und ſagte: „Nun mag fahren, wer Luſt hat!" legte ſich an ſein Feuer, und ſchlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen ſah, meinte er, die Geſpenſter hätten ihn umgebracht und er wäre todt. Da ſprach er: „Es iſt doch Schade um den ſchönen Menſchen!" Das hörte der Junge, richtete ſich auf und ſprach: „So weit iſt's noch nicht!" Da verwunderte ſich der König, freute ſich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut", antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen." Als er nun zum Wirth kam, machte der große Augen und ſprach: „Ich dacht' nicht, daß ich dich wieder lebendig ſehen würde; haſt du nun gelernt, was gruſeln iſt?" „Nein," ſagte er, „ich weiß es nicht, wenn mir's nur Einer ſagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „Wenn mir's nur gruselte.“ Wie Mitternacht herankam, fing ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein Bischen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihm hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da ging der Lärm von Frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart'“, sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen.“ Wie er das gethan hatte, und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücken zusammengefahren und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint“, sprach der Junge, „die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Totenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug“, antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund?“ Da nahm er sie, setzte sich in die Drehbank und drehte sie rund. „Jetzt werden sie besser schürpeln“, sprach er, „heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Gelde; als es aber zwölf Uhr schlug, war Alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „Wie ist dir's diesmal gegangen?“ fragte er. „Ich habe gekegelt“, antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was“, sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank, und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer, und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha, ha! das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist“, winkte mit dem Finger und rief: „Komm' Vetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein

todter Mann darin; er fühlte ihm ans Geſicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart'", ſprach er, „ich will dich ein bischen wärmen", ging ans Feuer, wärmte ſeine Hand und legte ſie ihm aufs Geſicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, ſetzte ihn ans Feuer, und legte ihn auf ſeinen Schoos, und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn Zwei zuſammen im Bett liegen, ſo wärmten ſie ſich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte ſich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fing an ſich zu regen. Da ſprach der Junge: „Siehſt du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen." „Was", ſagte er, „iſt das mein Dank? nun ſollſt du wieder in deinen Sarg", hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die ſechs Männer, und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruſeln", ſagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und ſah fürchterlich aus, doch war er ſchon alt und hatte einen langen weißen Bart, und ſprach: „O du Wicht, nun ſollſt du bald lernen, was gruſeln iſt, denn du ſollſt ſterben." „Nicht ſo ſchnell", antwortete er, „da muß ich auch dabei ſein." Sprach der Mann: „Dich will ich ſchon packen!" — „Nur ſachte, mach dich nicht gar zu breit: ſo ſtark wie du biſt, bin ich auch, und wol noch ſtärker." „Das will ich ſehen", ſprach der Alte, „biſt du ſtärker als ich, ſo will ich dich laſſen; komm, wir wollen's verſuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Art, und ſchlug den einen Amboß mit einem Schlage in die Erde. „Das kann ich noch beſſer", ſprach der Junge, und ging zu dem andern Amboß, und der Alte ſtellte ſich neben ihn und wollte zuſehen, und ſein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Art und zerſpaltete den Amboß auf einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab' ich dich", ſprach der Junge, „jetzt iſt das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eiſenſtange und ſchlug auf ihn los, bis der Alte erinnerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Art heraus und ließ den Alten los; der

führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon", sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also, daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können", sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer, und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was gruseln ist?" „Nein", antwortete er, „was ist's nur? Mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich Keiner gelehrt." Der König sprach: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist Alles recht gut", antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will ihm Hülfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und ging hinaus, und ließ sich einen großen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalten Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist."

55. Märchen vom Daumesdick.

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ist's so laut und lustig." „Ja", antwortete die Frau, und seufzte, „wenn's nur ein einziges wäre, und wenn es auch

ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt' ich schon zufrieden sein: wir hätten's doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein", und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem Alles glückte, was es anfing.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen: da sprach er vor sich hin: „Nun wollt' ich, daß Einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte." „O Vater", rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein." Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten." „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll." „Nun", antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen." Als die Stunde gekommen war, spannte die Mutter an und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr, drauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, jüh und hoh, hott und har! Nun ging es ganz ordentlich, als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „har, har!" rief, daß zwei fremde Männer daherkamen. „Mein!" sprach der Eine, „was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen." „Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sagte der Andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält." Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter." Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnchen aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Stroh-

halm niederſetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten ſie nicht, was ſie vor Verwunderung ſagen ſollten. Da nahm der Eine den Andern bei Seite und ſprach: „Höre, der kleine Kerl könnte unſer Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld ſehen ließen; wir wollen ihn kaufen.“ Sie gingen zu dem Bauer und ſprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er ſoll's gut bei uns haben.“ „Nein“, antwortete der Vater, „es iſt mein Herzblatt und iſt mir für alles Geld nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten ſeines Vaters hinaufgekrochen, ſtellte ſich ihm auf die Schulter und ſagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will ſchon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein ſchönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willſt du ſitzen?“ ſprachen ſie zu ihm. „Ach, ſetzt mich nur auf den Rand von Eurem Hut, da kann ich auf und ab ſpazieren und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter.“ Sie thaten ihm den Willen und als Daumesdick Abſchied von ſeinem Vater genommen hatte, machten ſie ſich mit ihm fort. So gingen ſie, bis es Abend und Dämmerung ward, da ſprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es iſt nöthig.“ Der Mann nahm den Hut ab und ſetzte den Kleinen auf einen Acker am Weg; da ſprang und kroch er ein wenig zwiſchen den Schollen hin und her, und ſchlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er ſich geſucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim“, rief er ihnen zu und lachte ſie aus. Sie liefen herbei und ſtachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück; bald auch war es ſtichdunkel, ſo daß ſie mit Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß ſie fort waren, kroch er aus dem unterirdiſchen Gang wieder hervor. „Es iſt hier auf dem Acker in der Finſterniß ſo gefährlich gehen“, ſprach er, „wie leicht bricht Einer Hals und Bein!“ Zum Glück ſtieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob“, ſagte er, „da kann ich die Nacht ſicher zubringen“, und ſetzte ſich hinein. Nicht lang, als er eben einſchlafen wollte, ſo hörte er zwei Männer vorübergehen, davon ſprach der Eine: „Wie

wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Gold und sein Silber zu holen?" „Das könnt' ich dir sagen", rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?" sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte Jemand sprechen." Sie blieben stehen und horchten; da sprach der Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen." „Wo bist du denn?" „Sucht nur hier auf der Erde, und merkt, wo die Stimme herkommt", antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen?" sprachen sie. „Seht", antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reiche euch heraus, was ihr haben wollt." „Wohlan", sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst." Als sie bei dem Pfarrhause ankamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus allen Leibeskräften: „Wollt ihr Alles haben, was hier ist?" Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit Niemand aufwacht." Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von Neuem: „Was wollt ihr? wollt ihr Alles haben, was hier ist?" Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, der kleine Kerl will uns necken, kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach Ernst und reich Etwas heraus." Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja Alles geben, reicht nur die Hände herein." Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu sei-

nen Aeltern wieder heimgehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja es gibt viel Trübsal und Noth auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr wurde, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott", rief er, „wie bin ich in die Walkmühle gerathen!" merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und danach mußte er doch mit in den Magen herabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen", sprach er, „und scheint keine Sonne hindurch! ein Licht wird wol auch nicht zu haben sein." Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das Schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne Jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." „Du bist verrückt", antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vorwäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist, und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich herauszuarbeiten, das war nicht leicht, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück: ein hungriger Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht: vielleicht, dachte er, läßt der

Wolf mit sich reden, und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „An dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hineinkriechen, und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst“, und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet, und fing nun an in dem Leibe des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein“, sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf.“ „Ei was“, antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen“, und fing nun von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschraken sie, und der Mann holte die Art und die Frau die Sense. „Bleib dahinten“, sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe und er davon noch nicht todt ist, so haust du ihn und zerschneidest ihm den Leib.“ Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfes.“ Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden“, und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Danach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederstürzte, dann suchten sie Messer und Scheere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach“, sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; Gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!“ „Wo bist du denn all gewesen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Wanst! nun bleib ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichthümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumes-

dick, gaben ihm zu eſſen und zu trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die ſeinigen waren ihm auf der Reiſe verdorben.

---

56. Märchen von den Bremer Stadtmuſikanten.

Es hatte ein Mann einen Eſel, der ihm ſchon lange Jahre treu gedient hatte, deſſen Kräfte aber nun zu Ende gingen, ſo daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter ſchaffen, aber der Eſel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte ſich auf den Weg nach Bremen; dort, dachte er, kannſt du ja Stadtmuſikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie Einer, der ſich müde gelaufen. „Nun was jappſt du ſo?" ſprach der Eſel. „Ach", ſagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag ſchwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt ſchlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit ſoll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was", ſprach der Eſel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmuſikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Muſik annehmen." Der Hund war's zufrieden und ſie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß da eine Katze am Weg und machte ein Geſicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun was iſt dir denn in die Quere gekommen?" fragte der Eſel. „Wer kann da luſtig ſein, wenn's einem an den Kragen geht", antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne ſtumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen ſitze und ſpinne, als nach den Mäuſen herumjage, hat mich meine Frau erſäufen wollen; ich habe mich zwar noch fort gemacht, aber nun iſt guter Rath theuer: wo ſoll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verſtehſt dich doch auch auf die Nachtmuſik, da kannſt du ein Stadtmuſikant werden." Die Katze war's zufrieden und ging mit. Darauf kommen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da ſaß auf dem Thor der Hausbahn und ſchrie aus Leibeskräften. „Du

ſchreiſt einem durch Mark und Bein", ſprach der Eſel, „was haſt du vor?" „Da hab' ich gut Wetter prophezeit", ſprach der Hahn, „weil unſerer lieben Frauen Tag iſt, wo ſie dem Chriſtkindlein die Tücher gewaſchen hat und ſie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäſte kommen, ſo hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin geſagt, ſie wollte mich morgen in der Suppe eſſen und da ſoll ich mir heut Abend den Kopf abſchneiden laſſen. Nun ſchrei' ich aus vollem Hals, ſo lang ich noch kann." „Ei was, du Rothkopf", ſprach der Eſel, „zieh lieber mit uns nach Bremen, etwas Beſſeres als den Tod findeſt du überall; du haſt eine gute Stimme und wenn wir zuſammen muſiciren, ſo muß es eine Art haben." Der Hahn ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ſie gingen alle vier zuſammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo ſie übernachten wollten. Der Eſel und der Hund legten ſich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten ſich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am ſicherſten für ihn war. Ehe er einſchlief, ſah er ſich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er ſähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief ſeinen Geſellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus ſein, denn es ſcheine ein Licht. Sprach der Eſel: „So müſſen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier iſt die Herberge ſchlecht." Und der Hund ſagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleiſch daran thäten mir auch gut." Nun machten ſie ſich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und ſahen es bald heller ſchimmern, und es ward immer größer, bis ſie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Eſel, als der Größte, machte ſich ans Fenſter und ſchaute hinein. „Was ſiehſt du, Grauſchimmel?" fragte der Hahn. „Was ich ſehe?" antwortete der Eſel, „einen gedeckten Tiſch mit ſchönem Eſſen und Trinken, und Räuber ſitzen daran und laſſen ſich's wohl ſein." „Das wäre was für uns", ſprach der Hahn. „Ja, ja! ach, wären wir da!" ſagte der Eſel. Da rathſchlagten die Thiere, wie ſie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden ſie ein Mittel. Der Eſel mußte ſich mit den Vorderfüßen auf das Fenſter ſtellen, der Hund auf des Eſels Rücken, die Katze auf den

Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und ſetzte ſich der Katze auf den Kopf. Wie das geſchehen war, fingen ſie insgeſammt auf ein Zeichen an, ihre Muſik zu machen: der Eſel ſchrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann ſtürzten ſie durch das Fenſter in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entſetzlichen Geſchrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Geſpenſt käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun ſetzten ſich die vier Geſellen an den Tiſch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn ſie vier Wochen hungern ſollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löſchten ſie das Licht aus und ſuchten ſich eine Schlafſtätte, Jeder nach ſeiner Natur und Bequemlichkeit. Der Eſel legte ſich auf den Miſt, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Aſche und der Hahn ſetzte ſich auf den Hahnenbalken; und weil ſie müde waren von ihrem langen Weg, ſchliefen ſie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem ſahen, daß kein Licht mehr im Hauſe war, auch Alles ruhig ſchien, ſprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht ſollen ins Bockshorn jagen laſſen", und hieß Einen hingehen und das Haus unterſuchen. Der Abgeſchickte fand Alles ſtill, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für Kohlen anſah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen ſollte. Aber die Katze verſtand keinen Spaß, ſprang ihm ins Geſicht, ſpie und kratzte. Da erſchrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, ſprang auf und biß ihn ins Bein; und als er im Hof an dem Miſte vorbei rannte, gab ihm der Eſel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu ſeinem Hauptmann zurück und ſprach: „Ach, in dem Hauſe ſitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Geſicht zerkratzt, und vor der Thüre ſteht ein Mann mit einem Meſſer, der hat mich ins Bein geſtochen, und auf dem Hofe

liegt ein ſchwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeſchlagen, und oben auf dem Dache da ſitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten ſich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Muſikanten gefiel's aber ſo wohl darin, daß ſie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem iſt der Mund noch warm.

57. Märchen vom Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines liebes Mädchen, die hatte Jedermann gern, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie Alles dem Kind geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das ſo wohl ſtand und es nichts Anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da ſagte einmal ſeine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, die bring der Großmutter hinaus; weil ſie krank und ſchwach iſt, wird ſie ſich daran laben; ſei aber hübſch artig, und grüß ſie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du und zerbrichſt das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen ſagte: „Ja, ich will Alles recht gut ausrichten", und verſprach's der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf; Rothkäppchen aber wußte nicht, was es für ein böſes Thier war, und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen", ſprach er. — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willſt du ſo früh hinaus, Rothkäppchen?" — „Zur Großmutter!" — „Was trägſt du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein für die kranke und ſchwache Großmutter; geſtern haben wir gebacken, da ſoll ſie ſich ſtärken." — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelſtunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da ſteht ihr Haus, unten ſind die Nußhecken, das wirſt du ja wiſſen", ſagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte

bei sich: Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich; wie fängst du's an, daß du den kriegst? Da ging er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wie zur Schule, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin- und hersprang und Alles voll schöner Blumen stand, dachte es: Ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme — und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint' es, dort stände noch eine schönere, und lief danach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradenwegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thür. — „Wer ist draußen?" — „Das Rothkäppchen, ich bring' dir Kuchen und Wein, mache mir auf." — „Drück nur auf die Klinke", rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen!" Der Wolf drückte an die Klinke und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thüre auf, darüber verwunderte es sich, und als es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: Ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut zu Muth und bin sonst so gern bei der Großmutter. Drauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß

ich dich beſſer packen kann!" — „Aber Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich beſſer freſſen kann." Und wie der Wolf das geſagt hatte, ſprang er aus dem Bette und auf das arme Rothkäppchen, und verſchlang es.

Wie der Wolf den fetten Biſſen im Leibe hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein und fing an überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei ſich: Wie kann die alte Frau ſo ſchnarchen, du mußt einmal nachſehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, ſo lag der Wolf darin, den er lange geſucht hatte. Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein: vielleicht hat er die Großmutter gefreſſen, und ich kann ſie noch erretten, und ſchoß nicht, ſondern nahm eine Scheere und ſchnitt dem ſchlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da ſah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geſchnitten, da ſprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erſchrocken! was war's ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!" Und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen holte aber große ſchwere Steine, damit füllte ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich todt fiel.

Da waren alle Drei vergnügt: der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei ſich: Du willſt dein Lebtag nicht wieder vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.

---

58. Märchen vom Doctor Allwiſſend.

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochſen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doctor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, ſaß der Doctor gerade zu Tiſche; da ſah der Bauer, was er ſchön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein

Doctor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doctor werden. „O ja", sagte der Doctor, „das ist bald geschehen: erstlich kauf dir ein ABC-Buch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaffe dir damit Kleider an und was sonst zur Doctorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: «Ich bin der Doctor Allwissend» und laß das oben über deine Hausthür nageln." Der Bauer that Alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoctert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doctor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf, und fragte bei ihm an, ob er der Doctor Allwissend wäre? Ja, der wär' er. So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wiederschaffen. O ja, aber die Grethe, seine Frau, müßte auch mit. Der Herr war das zufrieden: ließ sie Beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber meine Frau, die Grethe, auch", sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der Erste", und meinte, es wäre Derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hatte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb", und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doctor weiß Alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre der Erste." Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der Zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der Dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doctor, er solle seine Kunst zeigen und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie

er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doctor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle Vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es ging' ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doctor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doctor noch mehr wußte. Der saß aber und schlug sein ABC-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da meinte Der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß Alles.“ Nun zeigte der Doctor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

59. Das Bergmännlein beim Tanz.

Es zeigten alte Leute mit Wahrhaftigkeit an, daß vor etlichen Jahren zu Glaß im Dorf, eine Stunde von dem Wunderberg und eine Stunde von der Stadt Salzburg, Hochzeit gehalten wurde, zu welcher gegen Abend ein Bergmännlein aus dem Wunderberge gekommen. Es ermahnte alle Gäste, in Ehren fröhlich und lustig zu sein und verlangte, mit tanzen zu dürfen; das ihm auch nicht verweigert wurde. Also machte es mit einer und der andern ehrbaren Jungfrau allzeit drei Tänze und zwar mit besonderer Zierlichkeit, so daß die Hochzeitgäste mit Verwunderung und Freude zuschauten. Nach dem Tanz bedankte es sich und schenkte einem jeden der Brautleute drei Geldstücke von einer unbekannten Geldmünze, deren jedes man zu vier Kreuzer

im Werthe hielt, und ermahnte sie dabei, in Frieden und Eintracht zu hausen, christlich zu leben und bei einem frommen Wandel ihre Kinder zum Guten zu erziehen. Diese Münze sollten sie zu ihrem Geld legen und stets seiner gedenken, so würden sie selten in Noth kommen; sie sollten aber dabei nicht hoffärtig werden, sondern mit ihrem Ueberfluß ihren Nachbarn helfen.

60. Zeitelmoos.

Auf dem Fichtelberg, zwischen Wunsiedel und Weißenstadt, liegt ein großer Wald, Zeitelmoos genannt, und daran ein großer Teich; in dieser Gegend hausen viele Zwerge und Berggeister. Ein Mann ritt einmal bei später Abendzeit durch den Wald und sah zwei Kinder bei einander sitzen, ermahnte sie auch, nach Haus zu gehen und nicht länger zu säumen. Aber diese fingen an überlaut zu lachen. Der Mann ritt fort und eine Strecke weiter traf er dieselben Kinder wieder an, welche wieder lachten.

61. Die Magd bei dem Nix.

Folgendes hat sich auf einem Dorfe bei Leipzig zugetragen: Eine Dienstmagd kam unter das Wasser und diente drei Jahre lang bei dem Nix. Sie hatte es an einem guten Leben und allen Willen, ausgenommen, daß all ihr Essen ungesalzen war. Dies nahm sie auch zur Ursache, wieder wegzuziehen. Allein sie sagte noch weiter: „Nach dieser Zeit habe ich nicht über sieben Jahre zu leben, davon bleiben mir jetzo noch dreie.“ Sonst war sie immer traurig und simpel. Prätorius hörte die Geschichte im Jahre 1664.

62. Stiefel.

In dem Schloſſe Calenberg hauſte ein kleiner Geiſt, Namens Stiefel. Er war einmal an einem Bein beſchädigt worden und trug ſeitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es möchte ihm ausgeriſſen werden.

63. Die Roggenmuhme.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggenmuhme, die im Kornfeld ſtecke, weshalb die Kinder ſich hineinzugehen fürchten.

Im Jahre 1662 erzählte auch die ſaalfelder Frau: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von ſeinen Unterthanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges, ſäugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, zu Boden. Ueber eine Weile ſah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin tauſchen. Dieſes falſche Kind hob an zu ſchreien, die Bäuerin eilte herzu, es zu ſtillen, aber der Edelmann wehrte ihr und hieß ſie zurückbleiben, er wolle ihr ſchon ſagen, wenn's Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte ſo der fleißigern Arbeit wegen und fügte ſich mit großem Kummer. Das Kind ſchrie unterdeſſen unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter von neuem, nahm das weinende Kind zu ſich und legte das geſtohlene wieder hin. Nachdem Alles das der Edelmann mit angeſehen, rief er der Bäuerin und hieß ſie nach Hauſe gehen. Seit der Zeit nahm er ſich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Dienſten zu zwingen.

64. Die zwei unterirdischen Weiber.

Folgende Begebenheit hat Prätorius von einem Studenten erfahren, dessen Mutter gesagt hatte, sie sei zu Dessau geschehen.

Nachdem eine Frau ein Kind zur Welt gebracht, hat sie es bei sich gelegt und ist noch vor dessen Taufe in einen tiefen Schlaf verfallen. Zur Mitternacht sind zwei unterirdische Weiber gekommen, haben Feuer auf dem Hausherde gemacht, einen Kessel voll Wasser übergesetzt, ihr mitgebrachtes Kind darin gebadet und abgewaschen, solches hernach in die Stube getragen und mit dem andern schlafenden ausgetauscht. Hierauf sind sie damit weggegangen, bei dem nächsten Berg aber um das Kind in Streit gerathen, darüber es Eine der Andern zugeworfen und gleichsam damit geballt haben, bis das Kind darüber geschrien und die Magd im Hause erwacht. Als sie der Frau Kind angeblickt und die Verwechselung gemerkt, ist sie vors Haus gelaufen und hat die Weiber noch also mit dem gestohlenen Kind hantiren gefunden, darauf sie hinzugetreten und hat mit gefangen, sobald sie aber das Kind in ihre Arme bekommen, ist sie eilends nach Hause gelaufen und hat die Wechselbutte vor die Thür gelegt, welche darauf die Bergfrauen wieder zu sich genommen.

65. Blümelis-Alp.

Ehemals war im Berner Oberland die Alpweide reichlich und herrlich, das Vieh gedieh über alle Maßen, jede Kuh wurde des Tags dreimal gemolken und jedesmal gab sie zwei Eimer Milch, den Eimer von drittehalb Maß. Dazumal lebte am Berg ein reicher, wohlhabender Hirte, und hob an, stolz zu werden und die alte einfache Sitte des Lands zu verhöhnen. Seine Hütte ließ er sich stattlicher einrichten und buhlte mit Kathrine, einer schönen Magd, und im Uebermuth baute er eine Treppe ins Haus aus seinen Käsen und die Käse legte er aus mit Butter und wusch die Tritte sauber mit Milch. Ueber diese Treppe gingen Kathrine, seine

Liebste, und Brändel, seine Kuh, und Rhyn, sein Hund, aus und ein.

Seine fromme Mutter wußte nichts von dem Frevel und eines Sonntags im Sommer wollte sie die Senne ihres Sohns besuchen. Vom Weg ermüdet, ruhte sie oben aus und bat um einen Labetrunk. Da verleitete den Hirten die Dirne, daß er ein Milchfaß nahm, saure Milch hineinthat und Sand darauf streute, das reichte er seiner Mutter. Die Mutter aber, erstaunt über die ruchlose That, ging rasch den Berg hinab und unten wandte sie sich, stand still und verfluchte die Gottlosen, daß sie Gott strafen möchte.

Plötzlich erhob sich ein Sturm und ein Gewitter verheerte die gesegneten Fluren. Senne und Hütte wurden verschüttet, Menschen und Thiere verdarben. Des Hirten Geist, sammt seinem Hausgesinde, sind verdammt, so lange, bis sie wieder erlöst werden, auf dem Gebirg umzugehen, „ich und mein Hund Rhyn und mi Chuh Brandli und mine Kathry, müssen ewig uf Klaride syn!" Die Erlösung hängt aber daran, daß ein Senner auf Charfreitag die Kuh, deren Euter Dornen umgeben, stillschweigend ausmelke. Weil aber die Kuh, der stechenden Dörner wegen, wild ist und nicht still hält, so ist das eine schwere Sache. Einmal hatte Einer schon den halben Eimer vollgemolken, als ihm plötzlich ein Mann auf die Schulter klopfte und fragte: „Schäumt's auch wacker?" Der Melker aber vergaß sich und antwortete: „O ja!" Da war Alles vorbei und Brändlein, die Kuh, verschwand aus seinen Augen.

66. Das Hemdabwerfen.

Zu Koburg saßen am Weihnachtabend mehrere Mädchen zusammen, waren neugierig und wollten ihre künftigen Liebhaber erkündigen. Nun hatten sie Tags vorher neunerlei Holz geschnitten und als die Mitternacht kam, machten sie ein Feuer im Gemach und die Erste zog ihre Kleider ab, warf ihr Hemd vor die Stubenthüre hinaus und sprach bei dem Feuer sitzend:

„Hier ſitz ich ſplitterfaſennackt und bloß,
wenn doch mein Liebſter käme
und würfe mir mein Hemde in den Schooß!"

Hernach wurde ihr das Hemd wieder hereingeworfen und ſie merkte auf das Geſicht Deſſen, der es that; dies kam mit dem überein, der ſie nachdem freite. Die andern Mädchen kleideten ſich auch aus, allein ſie fehlten darin, daß ſie ihre Hemden zuſammen in einen Klump gewickelt hinauswarfen. Da konnten ſich die Geiſter nicht finden, ſondern huben an zu lärmen und zu poltern, dermaßen, daß den Mädchen grauſte. Flugs goſſen ſie ihr Feuer aus und krochen zu Bette bis früh, da lagen ihre Hemden vor der Thüre in viel Tauſend kleine Fetzen zerriſſen.

67. Die weiße Frau.

Die ſchloßweiße Frau erſcheint in Wäldern und auf Wieſen, bisweilen kommt ſie in Pferdeſtälle mit brennenden Wachskerzen, kämmt und putzt die Pferde und Wachstropfen fallen auf die Mähnen der Pferde. Sie ſoll, wenn ſie ausgeht, hell ſehen, in ihrer Wohnung aber blind ſein.

68. Rieſen aus dem Unterberge.

Alte Männer aus dem Dorfe Feldkirchen, zwei Stunden von Salzburg, haben im Jahre 1645 erzählt, als ſie noch unſchuldige Buben geweſen, hätten ſie aus dem Wunderberge Rieſen herabgehen ſehen, die ſich an die nächſt dieſes Berges ſtehende Grödicher Pfarrkirche angelehnt, daſelbſt mit Männern und Weibern geſprochen, dieſelben eines chriſtlichen Lebens und zu guter Zucht ihrer Kinder ermahnt, damit dieſe einem bevorſtehenden Unglück entgingen. Sodann hätten ſich dieſe Rieſen nach ihrem Wunderberg begeben. Die Grödicher Leute waren von den Rieſen oft ermahnt, durch erbauliches Leben ſich gegen verdientes Unglück zu ſichern.

69. Verkündigung des Verderbens.

Als die Magdeburger im Jahre 1550 am 22. September mit dem Herzog Georg von Mecklenburg Schlacht halten sollten, ist ihnen bei ihrem Auszuge vor dem Dorf Barleben, eine Meile Wegs vor der Stadt ein langer, ansehnlicher, alter Mann, der Kleidung nach einem Bauersmanne nicht unähnlich, begegnet und hat gefragt, wo sie mit dem Kriegsvolk und der Kriegsrüstung hinausgedächten? Und da er ihres Vorhabens berichtet worden, hat er sie gleich mit aufgehobenen Händen herzlich gebeten und gewarnt, von ihrem Vorsatze abzustehen, wieder heimzukehren, ihre Stadt in Acht zu nehmen und ja des Orts und sonderlich in dieser Zeit nichts zu beginnen, weil eben auch vor zweihundert Jahren die Magdeburger auf den St.-Moritztag und an demselben Orte, an dem Wasser Ohra geschlagen worden; wie ein Jeder, der es wüßte, in der Tafel der St.-Johanneskirche zu Magdeburg lesen könnte. Und würde ihnen, wofern sie fortführen, gewiß auch glücklicher nicht ergehen. Ob nun wol Etliche sich über das Wesen und die Rede des Mannes verwunderten, so haben doch ihr sehr Viele ihn gespottet und die Warnung höhnisch verlacht, von welchen Spöttern hernach doch keiner in der Schlacht unerschlagen oder ungefangen geblieben sein soll. Man sagt, er sei als ein gar alter eisgrauer Mann erschienen, aber solches schönen, holdseligen, röthlichen und jungen Angesichts, daß es zu verwundern gewesen. Und demnach es leider gefolgt, wie er geweissagt, hat man allenthalben Nachforschung nach solchem Manne gehabt, aber Niemand erfahren können, der ihn zuvor oder nachher gesehen hätte.

70. Die Zwerge bei Dardesheim.

Darsdesheim ist ein Städtchen zwischen Halberstadt und Braunschweig. Dicht an seiner nordöstlichen Seite fließt ein Quell des schönsten Wassers, welcher der Smansborn heißt und aus einem Berge quillt, in dem vormals die

Zwerge wohnten. Wenn die ehemaligen Einwohner der Gegend ein Feierkleid oder zu einer Hochzeit ein seltenes Geräthe brauchten, so gingen sie vor diesen Zwergberg, klopften dreimal an und sagten mit deutlicher, vernehmlicher Stimme ihr Anliegen, und

früh Morgens eh' die Sonn' aufgeht
schon Alles vor dem Berge steht.

Die Zwerge fanden sich hinlänglich belohnt, wenn ihnen etwas von den festlichen Speisen vor den Berg hingesetzt wurde. Nachher allmälig störten Streitigkeiten das gute Vernehmen des Zwergvolks und der Landeseinwohner. Anfangs auf kurze Zeit, aber endlich wanderten die Zwerge aus, weil ihnen die Neckworte und Spöttereien vieler Bauern unerträglich waren, sowie der Undank für erwiesene Gefälligkeiten. Seit der Zeit sieht und hört man keine Zwerge mehr.

71. Schmied Niechert.

Den Dardesheimer Zwergberg zieht auf der östlichen Seite ein Stück Acker hinan. Dieses Feld hatte einst ein Schmied, Namens Niechert, mit Erbsen bestellt. Er bemerkte, als sie am wohlschmeckendsten waren, daß sie häufig ausgepflückt wurden. Um dem Erbsendieb aufzulauern, baute sich Niechert ein Hüttchen auf seinen Acker und wachte Tags und Nachts dabei; bei Tage entdeckte er keine Veränderung, aber alle Morgen sah er, daß seines Wachens unerachtet über Nacht das Feld bestohlen war. Voll Verdruß über seine mislungene Mühe beschloß er, die noch übrigen Erbsen auf dem Acker auszudreschen. Mit Tagesanbruch begann Schmied Niechert seine Arbeit. Aber noch hatte er nicht die Hälfte der Erbsen ausgedroschen, so hörte er ein klägliches Schreien, und beim Nachsuchen fand er auf der Erde unter den Erbsen einen der Zwerge, dem er mit seinem Dreschflegel den Schädel eingeschlagen hatte, und der nun sichtbar wurde, weil ihm seine Nebelkappe verlorengegangen war. Der Zwerg floh eilends in den Berg zurück.

72. Der Tannenhäuser.

Der edle Tannhäuser, ein deutscher Ritter, hatte viele Länder durchfahren, und war auch in Frau Venus Berg zu den schönen Frauen gerathen, das große Wunder zu schauen. Und als er eine Weile darin gehauſt hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich ſein Gewiſſen, wieder herauszugehen in die Welt und begehrte Urlaub. Frau Venus aber bot Alles auf, um ihn wanken zu machen: ſie wolle ihm eine ihrer Geſpielen geben zum ehelichen Weibe und er möge gedenken an ihren rothen Mund, der lache zu allen Stunden. Tannhäuſer antwortete: kein ander Weib begehre er, als die er ſich in den Sinn genommen, wolle nicht ewig in der Hölle brennen und gleichgültig ſei ihm ihr rother Mund, könne nicht länger bleiben, denn ſein Leben wäre krank geworden. Und da wollte ihn die Teufelin in ihr Kämmerlein locken, der Minne zu pflegen, allein der edle Ritter ſchalt ſie laut und rief die himmliſche Jungfrau an, daß ſie ihn ſcheiden laſſen mußte. Reuevoll zog er die Straße nach Rom zum Papſt Urban, dem wollte er alle ſeine Sünde beichten, damit ihm Buße auferlegt würde und ſeine Seele gerettet wäre. Wie er aber beichtete, daß er auch ein ganzes Jahr bei Frau Venus im Berge geweſen, da ſprach der Papſt: „Wenn dieſer Stecken grünen wird, den ich in der Hand halte, ſollen dir deine Sünden verziehen ſein und nicht anders.“ Der Tannhäuſer ſagte: „Und hätte ich nur noch ein Jahr leben ſollen auf Erden, ſo wollte ich ſolche Reue und Buße gethan haben, daß ſich Gott erbarmt hätte“; und vor Jammer und Leid, daß ihn der Papſt verdammte, zog er wieder fort aus der Stadt und von neuem in den teufliſchen Berg, ewig und immerdar drinnen zu wohnen. Frau Venus aber hieß ihn willkommen, wie man einen lang abweſenden Buhlen empfängt; danach wol auf den dritten Tag hub der Stecken an zu grünen und der Papſt ſandte Botſchaft in alle Lande, ſich zu erkundigen, wohin der edle Tannhäuſer gekommen wäre. Es war aber nun zu ſpät, er ſaß im Berge und hatte ſich ſein Lieb erkoren; daſelbſt muß er nun ſitzen bis zum jüngſten Tag.

wo ihn Gott vielleicht anderswohin weisen wird. Und kein Priester soll einem sündigen Menschen Mistrost geben, sondern verzeihen, wenn er sich anbietet zu Buß und Reue.

73. Die verfluchte Jungfer.

Unweit Eisenach in einer Felsenhöhle zeigt sich zuweilen um die Mittagsstunde ein Fräulein, die nur dadurch erlöst werden kann, daß ihr Jemand auf dreimaliges Niesen dreimal „helf Gott!" zuruft. Sie war eine halsstarrige Tochter und wurde vor Zeiten von ihrer guten Mutter im Zorn dahin verwünscht.

74. Wetter- und Hagelmachen.

Im Jahre 1553 sind zu Berlin zwei Zauberweiber gefangen worden, welche sich unterstanden, Eis zu machen, die Frucht damit zu verderben. Und diese Weiber hatten ihrer Nachbarin ein Kindlein gestohlen und dasselbige zerstückelt gekocht. Ist durch Gottes Schickung geschehen, daß die Mutter, ihr Kind suchend, dazu kommt und ihres verlorenen Kindes Gliederlein in ein Töpfchen gelegt sieht. Da nun die beiden Weiber gefangen und peinlich gefragt worden, haben sie gesagt: wenn ihr Geköch fortgegangen, so wäre ein grosser Frost mit Eis kommen, also daß alle Frucht verdorben wäre.

Zu einer Zeit waren in einem Wirthshause zwei Zauberinnen zusammengekommen, die hatten zwei Gelten oder Kübel mit Wasser an einen besondern Ort gesetzt und rathschlagten mit einander: ob es dem Korne oder dem Weine sollt' gelten. Der Wirth, der auf einem heimlichen Winkel stand, hörte das mit an und Abends, als sich die zwei Weiber zu Bett gelegt, nahm er die Gelten und goß sie über sie hin; da ward das Wasser zu Eis, so daß Beide von Stund an zu Tod froren.

Eine arme Witfrau, die nicht wußte, wie sie ihre Kinder

nähren sollte, ging in den Wald, Holz zu lesen, und bedachte ihr Unglück. Da stand der Böse in eines Försters Gestalt und fragte: warum sie so traurig? ob ihr Mann abgestorben? Sie antwortete: „Ja.“ Er sprach: „Willst du mich nehmen und mir gehorsamen, will ich dir Gelds die Fülle geben.“ Er überredete sie mit vielen Worten, daß sie zuletzt wich, Gott absagte und mit dem Teufel buhlte. Nach Monatsfrist kam ihr Buhler wieder und reichte ihr einen Besen zu, darauf sie ritten durch Dick und Dünn, Trocken und Naß auf den Berg zu einem Tanz. Da waren noch andere Weiber mehr, deren sie aber nur zwei kannte und die eine gab dem Spielmann zwölf Pfenning Lohn. Nach dem Tanze wurden die Hexen eins und thaten zusammen Aehren, Rebenlaub und Eichblätter, damit Korn, Trauben und Eicheln zu verderben; es gelang aber nicht recht damit, und das Hagelwetter traf nicht, was es treffen sollte, sondern fuhr nebenbei. Ihr selbst brachte sie damit ein Schaf um, darum daß es zu spät heimkam.

75. Die verwünschten Landmesser.

Die Irrwische, welche Nachts an den Ufern und Feldrainen hin- und herstreifen, sollen ehedem Landmesser gewesen sein und die Marken trüglich gemessen haben. Darum sind sie verdammt, nach ihrem Leben umzugehen und die Grenzen zu hüten.

76. Der ewige Jäger.

Graf Eberhard von Württemberg ritt eines Tages allein in den grünen Wald aus und wollte zu seiner Kurzweil jagen. Plötzlich hörte er ein starkes Brausen und Lärmen, wie wenn ein Waidmann vorüberkäme; erschrak heftig und fragte, nachdem er vom Roß gestanden und auf eines Baumes Tolde getreten war, den Geist: „ob er ihm schaden wolle?“ „Nein“, sprach die Gestalt, „ich bin gleich dir ein Mensch und stehe vor dir ganz allein, war vordem ein Herr,

an dem Jagen hatte ich aber solche Lust, daß ich Gott anflehte, er möge mich jagen lassen bis zu dem jüngsten Tag. Mein Wunsch wurde leider erhört und schon fünfthalbhhundert Jahre jage ich an einem und demselben Hirsch. Mein Geschlecht und mein Adel sind aber noch Niemandem offenbart worden." Graf Eberhard sagte: „Zeig' mir dein Angesicht, ob ich dich etwa erkennen möge?" Da entblößte sich der Geist, sein Antlitz war kaum faustgroß, verdorrt wie eine Rübe und gerunzelt als ein Schwamm. Darauf ritt er dem Hirsch nach und verschwand, der Graf kehrte heim in sein Land zurück.

77. Die drei Alten.

Im Herzogthum Schleswig, in der Landschaft Angeln, leben noch Leute, die sich erinnern, nachstehende Erzählung aus dem Munde des vor einiger Zeit verstorbenen, durch mehrere gelehrte Arbeiten bekannten Pastor Oest gehört zu haben; nur weiß man nicht, ob die Sache ihm selbst oder einem benachbarten Prediger begegnet sei. Mitten im achtzehnten Jahrhundert geschah es, daß der neue Prediger die Markung seines Kirchsprengels umritt, um sich mit seinen Verhältnissen genau bekannt zu machen. In einer entlegenen Gegend steht ein einsamer Bauernhof, der Weg führt hart am Vorhof der Wohnung vorbei. Auf der Bank sitzt ein Greis mit schneeweißem Haar und weint bitterlich. Der Pfarrer wünscht ihm guten Abend und fragt: was ihm fehle? „Ach", gibt der Alte Antwort, „mein Vater hat mich so geschlagen." Befremdet bindet der Prediger sein Pferd an und tritt ins Haus, da begegnet ihm auf der Flur ein Alter, noch viel greiser als der erste, von erzürnter Geberde und in heftiger Bewegung. Der Prediger spricht ihn freundlich an und fragt nach der Ursache des Zürnens. Der Greis spricht: „Ei, der Junge hat meinen Vater fallen lassen!" Damit öffnet er die Stubenthüre, der Pfarrer verstummt vor Erstaunen und sieht einen vor Alter ganz zusammengedrückten, aber noch rührigen Greis im Lehnstuhl hinterm Ofen sitzen.

Friedrich de la Motte-Fouqué.

78. Wie der Ritter zu dem Fischer kam.

Es mögen nun wol schon viele hundert Jahre sein, da gab es einmal einen alten guten Fischer, der saß eines schönen Abends vor der Thür und strickte Netze. Er wohnte aber in einer überaus anmuthigen Gegend. Der grüne Boden, worauf seine Hütte gebaut war, streckte sich weit in einen großen Landsee hinaus, und es schien ebenso wol, die Erdzunge habe sich aus Liebe zu der bläulich-klaren, wunderhellen Flut in diese hineingedrängt, als das Wasser habe mit verliebten Armen nach der schönen Aue gegriffen, nach ihren hoch schwankenden Gräsern und Blumen und nach dem erquicklichen Schatten ihrer Bäume. Eins ging bei dem Andern zu Gaste und eben deshalb war Jegliches so schön. Von Menschen freilich war an dieser hübschen Stelle wenig oder gar nichts anzutreffen, der Fischer und seine Hausleute ausgenommen. Denn hinter der Erdzunge lag ein sehr wilder Wald, den die meisten Leute wegen seiner Finsterniß und Unwegsamkeit, wie auch wegen der wundersamen Creaturen und Gaukeleien, die man darin antreffen sollte, allzu sehr scheuten, um sich ohne Noth hineinzubegeben. Der alte fromme Fischer jedoch durchschritt ihn ohne Anfechtung zu vielen Malen, wenn er die köstlichen Fische, die er auf seiner schönen Landzunge fing, nach einer großen Stadt trug, welche nicht sehr weit hinter dem großen Walde lag. Es ward ihm wol vorzüglich theils deswegen so leicht, durch den Forst zu ziehen, weil er fast keine andern als fromme Gedanken hegte, und noch außerdem jedesmal, wenn er die verrufenen Schatten betrat, ein geistliches Lied aus heller Kehle und aufrichtigem Herzen anzustimmen gewohnt war.

Da er nun an diesem Abend ganz arglos bei den Netzen saß, kam ihm doch ein unversehener Schrecken an, als er es im Waldesdunkel rauschen hörte, wie Roß und Mann, und sich das Geräusch immer näher nach der Landzunge heraus-

zog. Was er in manchen stürmischen Nächten von den Geheimnissen des Forstes geträumt hatte, zuckte ihm nun auf einmal durch den Sinn, vor allem das Bild eines riesenmäßig langen, schneeweißen Mannes, der unaufhörlich auf eine seltsame Art mit dem Kopfe nickte. Ja, als er die Augen nach dem Walde aufhob, kam es ihm ganz eigentlich vor, als sehe er durch das Laubgegitter den nickenden Mann hervorkommen. Er nahm sich aber bald zusammen, erwägend, wie ihm doch niemals in dem Walde selbst was Bedenkliches widerfahren sei und also auf der freien Landzunge der böse Geist wol noch minder Gewalt über ihn ausüben dürfe. Zugleich betete er recht kräftiglich einen biblischen Spruch laut aus dem Herzen heraus, wodurch ihm der kecke Muth auch zurückkam und er fast lachend sah, wie sehr er sich geirrt hatte. Der weiße, nickende Mann ward nämlich urplötzlich zu einem ihm längst wohlbekannten Bächlein, das schäumend aus dem Forste hervorrann und sich in den Landsee ergoß. Wer aber das Geräusch verursacht hatte, war ein schön geschmückter Ritter, der zu Roß durch den Baumschatten gegen die Bäume vorgeritten kam. Ein scharlachrother Mantel hing ihm über sein veilchenblaues, goldgesticktes Wamms herab; von dem goldfarbigen Barette wallten rothe und veilchenblaue Federn, am goldenen Wehrgehenke blitzte ein ausnehmend schönes und reichverziertes Schwert. Der weiße Hengst, der den Ritter trug, war schlankern Baues, als man es sonst bei Streitrossen zu sehen gewohnt ist, und trat so leicht über den Rasen hin, daß dieser grünbunte Teppich auch nicht die mindeste Verletzung davon zu empfangen schien. Dem alten Fischer war es noch immer nicht ganz geheuer zu Muth, obwol er einzusehen meinte, daß von einer so holden Erscheinung nichts Uebles zu befürchten sei, weshalb er auch seinen Hut ganz sittig vor dem näher kommenden Herrn abzog und gelassen bei seinen Netzen verblieb. Da hielt der Ritter still, und fragte, ob er wol mit seinem Pferde auf diese Nacht hier Unterkommen und Pflege finden könne? — „Was Euer Pferd betrifft, lieber Herr", entgegnete der Fischer, „so weiß ich ihm keinen bessern Stall anzuweisen als diese beschattete Wiese, und kein besseres Futter als das Gras, welches darauf wächst. Euch selbst aber will ich gern in meinem kleinen Hause mit

Abendbrot und Nachtlager bewirthen, so gut es unser Einer hat." — Der Ritter war damit ganz wohl zufrieden, er stieg von seinem Rosse, welches die Beiden gemeinschaftlich losgürteten und loszügelten, und ließ es alsdann auf dem blumigen Anger hinlaufen, zu seinem Wirthe sprechend: „Hätt' ich Euch auch minder gastlich und wohlmeinend gefunden, mein lieber alter Fischer, Ihr wärt mich dennoch wol für heute nicht wieder losgeworden, denn, wie ich sehe, liegt vor uns ein breiter See, und mit sinkendem Abende in den wunderlichen Wald zurückreiten, davor bewahre mich der liebe Gott!" „Wir wollen nicht allzu viel davon reden", sagte der Fischer, und führte seinen Gast in die Hütte.

Darin saß bei dem Herde, von welchem aus ein spärliches Feuer die dämmernde, reinliche Stube erhellte, auf einem großen Stuhle des Fischers betagte Frau; beim Eintritte des vornehmen Gastes stand sie freundlich grüßend auf, setzte sich aber an ihren Ehrenplatz wieder hin, ohne diesen dem Fremdling anzubieten, wobei der Fischer lächelnd sagte: „Ihr müßt es ihr nicht verübeln, junger Herr, daß sie Euch den bequemsten Stuhl im Hause nicht abtritt; das ist so Sitte bei armen Leuten, daß der der Alten ganz ausschließlich gehört." — „Ei Mann", sagte die Frau mit ruhigem Lächeln, „wo denkst du auch hin? Unser Gast wird doch zu den Christenmenschen gehören, und wie könnte es alsdann dem lieben jungen Blute einfallen, alte Leute von ihren Sitzen zu verjagen? — „Setzt Euch, mein junger Herr", fuhr sie, gegen den Ritter gewendet, fort, „es steht dort noch ein recht artiges Sesselein, nur müßt Ihr nicht allzu ungestüm damit hin- und herrutschen, denn das eine Bein ist nicht allzu fest mehr." — Der Ritter holte den Sessel achtsam herbei, ließ sich freundlich darauf nieder, und es war ihm zu Muthe, als sei er mit diesem kleinen Haushalt verwandt und eben jetzt aus der Ferne heimgekehrt.

Die drei guten Leute fingen an höchst freundlich und vertraulich mit einander zu sprechen. Vom Walde, nach welchem sich der Ritter einige Male erkundigte, wollte der alte Mann freilich nicht viel wissen; am wenigsten, meinte er, passe sich das Reden davon jetzt in der einbrechenden Nacht; aber von ihrer Wirthschaft und sonstigem Treiben erzählten die beiden Eheleute desto mehr, und hörten auch

gern zu, als ihnen der Rittersmann von seinen Reisen vorsprach, und daß er eine Burg an den Quellen der Donau habe und Herr Huldbrand von Ringstätten geheißen sei. Mitten durch das Gespräch hatte der Fremde schon bisweilen ein Plätschern am niedrigen Fensterlein vernommen, als spritze Jemand dort Wasser dagegen. Der Alte runzelte bei diesem Geräusche jedesmal unzufrieden die Stirn; als aber endlich ein ganzer Guß gegen die Scheiben flog und durch den schlechtverwahrten Rahmen in die Stube herein sprudelte, stand er unwillig auf, und rief drohend nach dem Fenster hin: „Undine! wirst du endlich einmal die Kindereien lassen? Und ist noch obenein heut ein fremder Herr bei uns in der Hütte:" — Es ward auch draußen still, nur ein leises Gekicher ließ sich noch vernehmen, und der Fischer sagte zurückkommend: „Das müßt Ihr nun schon zu Gute halten, mein ehrenwerther Gast, und vielleicht noch manche Ungezogenheiten mehr, aber sie meint es nicht böse. Es ist nämlich unsere Pflegetochter Undine, die sich das kindische Wesen gar nicht abgewöhnen will, ob sie gleich bereits in ihr achtzehntes Jahr gehen mag. Aber, wie gesagt, im Grunde ist sie doch von ganzem Herzen gut." — „Du kannst wohl sprechen", entgegnete kopfschüttelnd die Alte. „Wenn du so vom Fischfang heimkommst oder von der Reise, da mag es mit ihren Schäkereien ganz was Artiges sein. Aber sie den ganzen Tag lang auf dem Halse haben, und kein kluges Wort hören, und statt bei wachsendem Alter Hülfe im Haushalte zu finden, immer nur dafür sorgen müssen, daß uns ihre Thorheiten nicht vollends zu Grunde richten — da ist es gar ein Anderes, und die heilige Geduld selbst würde es am Ende satt." — „Nun, nun", lächelte der Hausherr, „du hast es mit Undinen und ich mit dem See. Reißt mir der doch auch öfters meine Dämme und Netze durch, aber ich hab' ihn dennoch gern, und du mit allem Kreuz und Elend das zierliche Kindlein auch." „Nicht wahr? Ganz böse kann man ihr eben nicht werden", sagte die Alte und lächelte beifällig.

Da flog die Thüre auf, und ein wunderschönes Blondchen schlüpfte lachend herein und sagte: „Ihr habt mich nur gefoppt, Vater; wo ist denn nun Euer Gast?" — Selben Augenblick aber ward sie auch den Ritter gewahr und blieb

staunend vor dem schönen Jünglinge stehen. Huldbrand ergötzte sich an der holden Gestalt, und wollte sich die lieblichen Züge recht achtsam einprägen, weil er meinte, nur ihre Ueberraschung lasse ihm Zeit dazu, und sie werde sich bald nachher in zweifacher Blödigkeit von seinen Blicken abwenden. Es kam aber ganz anders. Denn als sie ihn nun recht lange angesehen hatte, trat sie zutraulich näher, kniete vor ihm nieder und sagte, mit einem goldenen Schaupfennige, den er an der Brust trug, spielend: „Ei du schöner, du freundlicher Gast, wie bist du denn endlich in unsere arme Hütte gekommen? Mußtest du denn Jahre lang in der Welt herumstreifen, bevor du dich auch einmal zu uns fandest? Kommst du aus dem wüsten Walde, du schöner Freund?" Die scheltende Alte ließ ihm zur Antwort keine Zeit. Sie ermahnte das Mädchen, fein sittig aufzustehen und sich an ihre Arbeit zu begeben. Undine aber zog, ohne zu antworten, eine kleine Fußbank neben Huldbrand's Stuhl, setzte sich mit ihrem Gewebe darauf nieder und sagte freundlich: „Hier will ich arbeiten." Der alte Mann that, wie Aeltern mit verzogenen Kindern zu thun pflegen. Er stellte sich, als merkte er von Undinens Unart nichts, und wollte von etwas Anderm anfangen. Aber das Mädchen ließ ihn nicht dazu. Sie sagte: „Woher unser holder Gast kommt, habe ich ihn gefragt, und er hat mir noch nicht geantwortet." — „Aus dem Walde komme ich, du schönes Bildchen", entgegnete Huldbrand, und sie sprach weiter: „So mußt du mir erzählen, wie du hineinkamst, denn die Menschen scheuen ihn sonst, und was für wunderliche Abenteuer du darin erlebt hast, weil es doch ohne dergleichen dort nicht abgehen soll." — Huldbrand empfand einen kleinen Schauer bei dieser Erinnerung und blickte unwillkürlich nach dem Fenster, weil es ihm zu Muthe war, als müsse eine von den seltsamlichen Gestalten, die ihm im Forste begegnet waren, von dort hereingrinzen; er sah nichts als die tiefe schwarze Nacht, die nun bereits draußen vor den Scheiben lag. Da nahm er sich zusammen und wollte eben seine Geschichte anfangen, als ihn der Alte mit den Worten unterbrach: „Nicht also, Herr Ritter, zu dergleichen ist es jetzund keine Zeit." — Undine aber sprang zornmüthig von ihrem Bänkchen auf, setzte die schönen Arme in die Seiten und rief, sich dicht vor den Fischer hinstellend:

„Er soll nicht erzählen, Vater? er soll nicht? ich aber will's: er soll! er soll doch!" — Und damit trat das zierliche Füßchen heftig gegen den Boden, aber das Alles mit solch einem drolligen anmuthigen Anstande, daß Huldbrand jetzt in ihrem Zorn fast weniger noch die Augen von ihr wegbringen konnte, als vorher in ihrer Freundlichkeit. Bei dem Alten hingegen brach der zurückgehaltene Unwille in volle Flammen aus. Er schalt heftig auf Undinens Ungehorsam und unsittiges Betragen gegen den Fremden, und die gute alte Frau stimmte mit ein; da sagte Undine: „Wenn ihr zanken wollt und nicht thun, was ich haben will, so schlaft allein in eurer alten, räucherigen Hütte!"

Und wie ein Pfeil war sie aus der Thür, und flüchtigen Laufes in die finstere Nacht hinaus.

79. Wie sie Undinen wiederfanden.

Dem Huldbrand ward es immer ängstlicher und verworrener zu Sinn, je länger er unter dem nächtlichen Schatten suchte, ohne zu finden. Der Gedanke, Undine sei nur eine bloße Walderscheinung gewesen, bekam aufs neue Macht über ihn, ja er hätte unter dem Geheul der Wellen und Stürme, dem Krachen der Bäume, der gänzlichen Umgestaltung der kaum noch so still anmuthigen Gegend, die ganze Landzunge sammt der Hütte und ihren Bewohnern fast für eine trügerisch neckende Bildung gehalten; aber von fern hörte er doch immer noch des Fischers ängstliches Rufen nach Undinen, der alten Hausfrau lautes Beten und Singen durch das Gebraus. Da kam er endlich dicht an des übergetretenen Baches Rand, und sah im Mondlicht, wie dieser seinen ungezähmten Lauf gerade vor dem unheimlichen Wald hin genommen hatte, so daß er nun die Erdspitze zur Insel machte.— „O lieber Gott", dachte er bei sich selbst, „wenn es Undine gewagt hätte, ein paar Schritte in den fürchterlichen Forst hinein zu thun, vielleicht eben in ihrem anmuthigen Eigensinn, weil ich ihr nichts davon erzählen sollte, — und nun wäre der Strom dazwischen gerollt, und sie weinte nun einsam drüben bei den Gespenstern!" Ein Schrei des Entsetzens entfuhr

ihm, und er klomm einige Steine und umgestürzte Fichtenstämme hinab, um in den reißenden Strom zu treten, und watend oder schwimmend die Verirrte drüben zu suchen. Es fiel ihm zwar alles Grausenvolle und Wunderliche ein, was ihm schon bei Tage unter den jetzt rauschenden und heulenden Zweigen begegnet war. Vorzüglich kam es ihm vor, als stehe ein langer weißer Mann, den er nur allzu gut kannte, grinsend und nickend am jenseitigen Ufer: aber eben diese ungeheuern Bilder rissen ihn gewaltig vor sich hin, weil er bedachte, daß Undine in Todesängsten unter ihnen sei und allein.

Schon hatte er einen starken Fichtenast ergriffen und stand, auf diesen gestützt, in den wirbelnden Fluten, gegen die er sich kaum aufrecht zu halten vermochte; aber er schritt getrosten Muthes tiefer hinein. Da rief es neben ihm mit anmuthiger Stimme: „Trau nicht, trau nicht! Er ist tückisch, der Alte, der Strom!“ — Er kannte diese lieblichen Laute, er stand wie bethört unter den Schatten, die sich eben dunkel über den Mond gelegt hatten, und ihn schwindelte vor dem Grolle der Wogen, die er pfeilschnell an seinen Schenkeln hinschießen sah. Dennoch wollte er nicht ablassen. — „Bist du nicht wirklich da, gaukelst du nur neblig um mich her, so mag auch ich nicht leben, und will ein Schatten werden, wie du, du, liebe, liebe Undine!“ Dies rief er laut, und schritt wieder tiefer in den Strom. — „Sieh' dich doch um, ei sieh' dich doch um, du schöner, bethörter Jüngling!“ so rief es abermals dicht bei ihm, und seitwärts blickend sah er, in eben sich wieder enthüllendem Mondlicht, unter den Zweigen hoch verschlungener Bäume, auf einer durch die Ueberschwemmung gebildeten kleinen Insel, Undinen lächelnd und lieblich in die blühenden Gräser hineingeschmiegt.

O wie viel freudiger brauchte nun der junge Mann seinen Fichtenast zum Stabe als vorhin! Mit wenigen Schritten war er durch die Flut, die zwischen ihm und dem Mägdlein hinströmte, und neben ihr stand er auf der kleinen Rasenstelle, heimlich und sicher von den uralten Bäumen überrauscht und beschirmt. Undine hatte sich etwas emporgerichtet, und schlang nun in dem grünen Laubgezelte ihre Arme um seinen Nacken, so daß sie ihn auf ihren weichen Sitz neben sich niederzog. — „Hier sollst du mir erzählen,

hübſcher Freund", ſagte ſie leiſe flüſternd; „hier hören uns die grämlichen Alten nicht. Und ſo viel als ihre ärmliche Hütte iſt doch hier unſer Blätterdach wol noch immer werth." — „Es iſt der Himmel!" ſagte Huldbrand, und umſchlang inbrünſtig küſſend die ſchmeichelnde Schöne.

Da war unterdeſſen der alte Fiſcher an das Ufer des Stromes gekommen, und rief zu den beiden jungen Leuten herüber: „Ei Herr Ritter, ich habe Euch aufgenommen, wie es ein biederherziger Mann dem andern zu thun pflegt, und nun koſt Ihr mit meinem Pflegekinde ſo heimlich, und laßt mich noch obendrein in der Angſt nach ihr in der Nacht umherlaufen" — „Ich habe ſie ſelbſt erſt eben jetzt gefunden, alter Vater", rief ihm der Ritter zurück. „Deſto beſſer", ſagte der Fiſcher; „aber nun bringt ſie mir auch ohne Verzögern an das feſte Land herüber." Davon aber wollte Undine wieder gar nichts hören. Eher wollte ſie mit dem ſchönen Fremden in den wilden Forſt vollends hinein, als wieder in die Hütte zurück, wo man ihr nicht ihren Willen thue, und aus welcher der hübſche Ritter doch über kurz oder lang ſcheiden werde. Mit unſäglicher Anmuth ſang ſie, Huldbranden umſchlingend:

Aus dunſt'gem Thal die Welle
Sie rann und ſucht ihr Glück;
Sie kam ins Meer zur Stelle,
Und rinnt nicht mehr zurück.

Der alte Fiſcher weinte bitterlich in ihr Lied, aber es ſchien ſie nicht ſonderlich zu rühren. Sie küßte und ſtreichelte ihren Liebling, der endlich zu ihr ſagte: „Undine, wenn dir des alten Mannes Jammer das Herz nicht trifft, ſo trifft er's mir. Wir wollen zurück zu ihm." — Verwundert ſchlug ſie die großen blauen Augen gegen ihn auf, und ſprach endlich langſam und zögernd: „Wenn du es ſo meinſt — gut; mir iſt Alles recht, was du meinſt. Aber verſprechen muß mir erſt der alte Mann da drüben, daß er dich ohne Widerrede will erzählen laſſen, was du im Walde geſehen haſt, und — nun das Andere findet ſich wol." „Komm nur, komm!" rief der Fiſcher ihr zu, ohne mehr Worte herausbringen zu können. Zugleich ſtreckte er ſeine Arme weit über die Flut ihr entgegen und nickte mit dem Kopfe, um ihr die Erfüllung ihrer Forderung zuzuſagen, wobei ihm die weißen

Haare seltsam über das Gesicht herüberfielen und Huldbrand an den nickenden weißen Mann denken mußte. Ohne sich aber durch irgend etwas irre machen zu lassen, faßte der junge Rittersmann das schöne Mädchen in seine Arme und trug sie über den kleinen Raum, welchen der Strom zwischen ihrem Inselchen und dem festen Ufer durchbrauste. Der Alte fiel um Undinens Hals, und konnte sich gar nicht satt freuen und küssen; auch die alte Frau kam herbei, und schmeichelte der Wiedergefundenen auf das herzlichste. Von Vorwürfen war gar nicht die Rede mehr, um so minder, da auch Undine, ihres Trotzes vergessend, die beiden Pflegeältern mit anmuthigen Worten und Liebkosungen fast überschüttete.

Als man endlich nach der Freude des Wiederhabens sich recht besann, blickte schon das Morgenroth leuchtend über den Landsee herein, der Sturm war still geworden, die Vöglein sangen lustig auf den genäßten Zweigen. Weil nun Undine auf die Erzählung der verheißenen Geschichte des Ritters bestand, fügten sich die beiden Alten lächelnd und willig in ihr Begehr. Man brachte ein Frühstück unter die Bäume, welche hinter der Hütte gegen den See zu standen, und setzte sich, von Herzen vergnügt, dabei nieder, Undine, weil sie es durchaus nicht anders haben wollte, zu den Füßen des Ritters ins Gras.

9. Wie der Ritter auf der Seespitze lebte.

— — Du bist vielleicht, mein lieber Leser, schon irgendwo nach mannichfachem An- und Abtreiben in der Welt an einen Ort gekommen, wo dir es wohl war; die Jedwedem eingeborene Liebe zu eigenem Herd und stillem Frieden ging wieder auf in dir; du meintest, die Heimat blühe mit allen Blumen der Kindheit und der allerreinsten, innigsten Liebe wieder aus theuern Grabstätten hervor, und hier müsse gut wohnen und Hütten bauen sein. Ob du dich darin geirrt und den Irrthum nachher schmerzlich abgebüßt hast, das soll hier nichts zur Sache thun, und du wirst dich auch selbst

wol mit dem herben Nachgeſchmack nicht freiwillig betrüben wollen. Aber rufe jene unausſprechliche ſüße Ahnung, jenen engliſchen Gruß des Friedens wieder in dir herauf, und du wirſt ungefähr wiſſen können, wie dem Ritter Huldbrand während ſeines Lebens auf der Seeſpitze zu Sinne war.

Er ſah oftmals mit innigem Wohlbehagen, wie der Waldſtrom mit jedem Tage wilder einherrollte, wie er ſich ſein Bette breiter und breiter riß, und die Abgeſchiedenheit auf der Inſel ſo für immer längere Zeit ausdehnte. Einen Theil des Tages über ſtrich er mit einer alten Armbruſt, die er in einem Winkel der Hütte gefunden und ſich aus gebeſſert hatte, umher, nach den vorüberfliegenden Vögeln lauernd, und was er von ihnen treffen konnte, als guten Braten in die Küche liefernd. Brachte er nun ſeine Beute zurück, ſo unterließ Undine faſt niemals, ihn auszuſchelten, daß er den lieben, luſtigen Thierchen oben im blauen Luft meer ſo feindlich ihr fröhliches Leben ſtehle; ja ſie weinte oftmals bitterlich bei dem Anblicke des todten Geflügels. Kam er aber dann ein andermal wieder heim, und hatte nichts geſchoſſen, ſo ſchalt ſie ihn nicht minder ernſtlich darüber aus, daß man nun um ſeines Ungeſchickes und ſeiner Nach läſſigkeit willen mit Fiſchen und Krebſen vorlieb nehmen müſſe. Er freute ſich allemal herzinniglich auf ihr anmu thiges Zürnen, um ſo mehr, da ſie gewöhnlich nachher ihre üble Laune durch die holdeſten Liebkoſungen wieder gut zu machen ſuchte. Die Alten hatten ſich in die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute gefunden; ſie kamen ihnen vor, wie Verlobte, oder gar wie ein Ehepaar, das ihnen zum Bei ſtand im Alter mit auf der abgeriſſenen Inſel wohne. Eben dieſe Abgeſchiedenheit brachte auch den jungen Huldbrand ganz feſt auf den Gedanken, er ſei bereits Undinens Bräu tigam. Ihm war zu Muthe, als gäbe es keine Welt mehr jenſeits dieſer umgebenden Fluten, oder als könne man doch nie wieder da hinüber zur Vereinigung mit andern Men ſchen gelangen; und wenn ihn auch bisweilen ſein weidendes Roß anwieherte, wie nach Ritterlichkeit fragend und mah nend, oder ſein Wappenſchild ihm von der Stickerei des Sattels und der Pferdedecke ernſt entgegenleuchtete, oder ſein ſchönes Schwert unverſehens vom Nagel, an wel chem es hing, herabfiel, im Sturze aus der Scheide

gleitend, — ſo beruhigte er ſein zweifelndes Gemüth damit, Undine ſei gar keine Fiſcherstochter, ſei vielmehr aller Wahrſcheinlichkeit nach aus einem wunderſamen hochfürſtlichen Hauſe der Fremde gebürtig. Nur das war ihm in der Seele zuwider, wenn die alte Frau Undinen in ſeiner Gegenwart ſchalt. Das launiſche Mädchen lachte zwar meiſt, ohne alles Hehl, ganz ausgelaſſen darüber; aber ihm war es, als taſte man ſeine Ehre an, und doch wußte er der alten Fiſcherin nicht Unrecht zu geben, denn Undine verdiente immer am wenigſten zehnfach ſo viel Schelte, als ſie bekam; daher er denn auch der Hauswirthin im Herzen gewogen blieb, und das ganze Leben ſeinen ſtillen, vergnüglichen Gang fürderging.

Es kam aber doch endlich eine Störung hinein. Der Fiſcher und der Ritter waren nämlich gewohnt geweſen, beim Mittagsmahl und auch des Abends, wenn der Wind draußen heulte, wie er es faſt immer gegen die Nacht zu thun pflegt, ſich mit einander bei einem Kruge Wein zu ergötzen. Nun war aber der ganze Vorrath zu Ende gegangen, den der Fiſcher früher von der Stadt nach und nach mitgebracht hatte, und die beiden Männer wurden darüber ganz verdrießlich. Undine lachte ſie den Tag über wacker aus, ohne daß Beide ſo luſtig, wie gewöhnlich, in ihre Scherze einſtimmten. Gegen Abend war ſie aus der Hütte gegangen: ſie ſagte, um den zwei langen und langweiligen Geſichtern zu entgehen. Weil es nun in der Dämerung wieder nach Sturm ausſah, und das Waſſer bereits heulte und rauſchte, ſprangen der Ritter und der Fiſcher erſchreckt vor die Thüre, um das Mädchen heimzuholen, der Angſt jener Nacht gedenkend, wo Huldbrand zum erſten Mal in der Hütte geweſen war. Undine aber trat ihnen entgegen, freundlich in ihr Händchen klopfend. „Was gebt ihr mir, wenn ich euch Wein verſchaffe? Oder vielmehr, ihr braucht mir nichts zu geben", fuhr ſie fort, „denn ich bin ſchon zufrieden, wenn ihr luſtiger ausſeht, und beſſere Einfälle habt, als dieſen letzten langweiligen Tag hindurch. Kommt nur mit, der Waldſtrom hat ein Faß an das Ufer getrieben, und ich will verdammt ſein, eine ganze Woche lang zu ſchlafen, wenn es nicht ein Weinfaß iſt." — Die Männer folgten ihr nach, und fanden wirklich an einer umbuſchten Bucht des Ufers

ein Faß, welches ihnen Hoffnung gab, als enthalte es den edlen Trank, wonach ſie verlangten. Sie wälzten es vor allem aufs ſchleunigſte in die Hütte, denn ein ſchweres Wetter zog wieder am Abendhimmel herauf, und man konnte in der Dämmerung bemerken, wie die Wogen des Sees ihre weißen Häupter ſchäumend emporrichteten, als ſähen ſie ſich nach dem Regen um, der nun bald auf ſie herunterrauſchen ſollte. Undine half den Beiden nach Kräften, und ſagte, als das Regenwetter plötzlich allzu ſchnell heraufheulte, luſtig drohend in die ſchweren Wolken hinein: „Du! du! hüte dich, daß du uns nicht naß machſt; wir ſind noch lange nicht unter Dach.“ — Der Alte verwies ihr ſolches als eine ſündhafte Vermeſſenheit; aber ſie kicherte leiſe vor ſich hin, und es widerfuhr auch Niemandem etwas Uebels darum. Vielmehr gelangten alle Drei, wider Vermuthen, mit ihrer Beute trocken an den behaglichen Herd, und erſt als man das Faß geöffnet und erprobt hatte, daß es einen wunderſamen trefflichen Wein enthalte, riß ſich der Regen aus dem dunkeln Gewölke los, und rauſchte der Sturm durch die Wipfel der Bäume und über des Sees empörte Wogen hin.

Einige Flaſchen waren bald aus dem großen Faſſe gefüllt, das für viele Tage Vorrath verhieß, man ſaß trinkend und ſcherzend und heimiſch geſichert vor dem tobenden Unwetter an der Glut des Herdes beiſammen. Da ſagte der alte Fiſcher und ward plötzlich ſehr ernſt: „Ach, großer Gott, wir freuen uns hier der edlen Gabe, und Der, welchem ſie zuerſt angehörte und vom Strom genommen ward, hat wol gar das liebe Leben drum laſſen müſſen.“ — „Er wird ja nicht gerade!“ meinte Undine, und ſchenkte dem Ritter lächelnd ein. Der aber ſagte: „Bei meiner höchſten Ehre, alter Vater, wüßt' ich ihn zu finden und zu retten, mich ſollte kein Gang in die Nacht hinaus dauern und keine Gefahr. So viel kann ich Euch verſichern, komm' ich je wieder zu bewohntern Landen, ſo will ich ihn oder ſeine Erben ſchon ausfindig machen, und dieſen Wein doppelt und dreifach erſetzen.“ — Das freute den alten Mann; er nickte dem Ritter billigend zu, und trank nun ſeinen Becher mit beſſerm Gewiſſen und Behagen leer. Undine aber ſagte zu Huldbranden: „Mit der Entſchädigung und mit deinem Golde halt' es wie du willſt. Das aber mit dem Nachlaufen und

Suchen war dumm geredet. Ich weinte mir die Augen aus, wenn du darüber verloren gingest, und nicht wahr, du möchtest auch lieber bei mir bleiben und bei dem guten Wein?" — „Das freilich", entgegnete Huldbrand lächelnd. — „Nun", sagte Undine, „also hast du dumm gesprochen. Denn Jeder ist sich doch selbst der Nächste und was gehen Einem die andern Leute an." — Die Hauswirthin wandte sich seufzend und kopfschüttelnd von ihr ab, der Fischer vergaß seine sonstige Vorliebe für das zierliche Mägdlein und schalt: „Als ob dich Heiden und Türken erzogen hätten, klingt ja das", schloß er seine Rede. „Gott verzeih' es mir und dir, du ungerathenes Kind." — „Ja aber mir ist doch nun einmal so zu Muthe", entgegnete Undine; „habe mich erzogen, wer da will, und was können da all' Eure Worte helfen." — „Schweig!" fuhr der Fischer sie an, und sie, die ungeachtet ihrer Keckheit doch äußerst schreckhaft war, fuhr zusammen, schmiegte sich zitternd an Huldbrand und fragte ihn ganz leise: „Bist du auch böse, schöner Freund?" Der Ritter drückte ihr die zarte Hand und streichelte ihre Backen. Sagen konnte er nichts, weil ihm der Aerger über des Alten Härte gegen Undinen die Lippen schloß, und so saßen beide Paare mit einem Male unwillig und im verlegenen Schweigen einander gegenüber.

---

81. Wie der Ritter Undinen mit sich führte.

— — Als Huldbrand am andern Morgen (nach der Trauung durch einen auf die Seespitze verschlagenen Priester) erwachte, fehlte seine schöne Genossin an seiner Seite, und er fing schon an, wieder den wunderlichen Gedanken nachzuhängen, die ihm seine Ehe und die reizende Undine selbst als ein flüchtiges Blendwerk und Gaukelspiel vorstellen wollten. Aber da trat sie eben zur Thüre herein, küßte ihn, setzte sich zu ihm aufs Bett und sagte: „Ich bin etwas früh hinaus gewesen, um zu sehen, ob der Oheim (Kühleborn) Wort halte. Er hat schon alle

Fluten wieder in ein stilles Bett zurückgelenkt, und rinnt nun nach wie vor einsiedlerisch und sinnend durch den Wald. Seine Freunde in Wasser und Luft haben sich zur Ruhe gegeben; es wird wieder Alles ordentlich und ruhig in diesen Gegenden zugehen, und du kannst trockenen Fußes heimreisen, sobald du willst." — Es war Huldbranden zu Muthe, als träumte er wachend fort, so wenig konnte er sich in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden. Dennoch ließ er sich nichts merken und die unendliche Anmuth des holden Weibes wiegte auch bald jedwede unheimliche Ahnung zur Ruhe. Als er nach einer Weile mit ihr vor der Thüre stand und die grünende Seespitze mit ihrer klaren Wassergrenze überschaute, ward es ihm so wohl in dieser Wiege seiner Liebe, daß er sagte: „Was sollen wir denn auch heute schon reisen? Wir finden wol keine vergnügtern Tage in der Welt hausen, als wir sie an diesem heimlichen Schutzörtlein verlebten. Laß uns immer noch zwei- oder dreimal die Sonne hier untergehen sehen." — „Wie mein Herr es gebeut", entgegnete Undine in freundlicher Demuth. „Es ist nur, daß sich die alten Leute ohnehin schon mit Schmerzen von mir trennen werden; und wenn sie nun erst die treue Seele in mir spüren, und wie ich jetzt innig lieben, ehren kann, bricht ihnen wol gar das schwache Augenlicht. Noch halten sie meine Stille und Frömmigkeit für nichts Besseres, als es sonst in mir bedeutete, für die Ruhe des Sees, wenn oben die Luft still ist. Laß mich ihnen dies neugeschenkte von Liebe wallende Herz nicht kundgeben in Augenblicken, wo sie es für diese Erde verlieren sollen, und wie könnt' ich es bergen, blieben wir länger zusammen?"

Huldbrand gab ihr Recht; er ging zu den Alten, und besprach die Reise mit ihnen, die noch in dieser Stunde vor sich gehen sollte. Der Priester bot sich den beiden jungen Eheleuten zum Begleiter an; er und der Ritter hoben nach kurzem Abschied die Frau aufs Pferd, und schritten mit ihr über das ausgetrocknete Bette des Waldstroms eilig dem Forste zu. Undine weinte still, aber bitterlich, die alten Leute klagten ihr laut nach. Es schien, als sei diesen eine Ahnung aufgegangen von Dem, was sie eben jetzt an der holden Pflegetochter verloren.

Die drei Reisenden waren schweigend in die dichtesten

Schatten des Waldes gelangt. Es mochte hübsch anzusehen sein in dem grünen Blättersaal, wie die schöne Frauengestalt auf dem edlen, zierlich geschmückten Pferde saß, und von einer Seite der ehrwürdige Priester in seiner weißen Ordenstracht, von der andern der blühende junge Ritter in bunten hellen Kleidern, mit seinem prächtigen Schwerte umgürtet, achtsam beiherschritten. Huldbrand hatte nur Augen für sein holdes Weib; Undine, die ihre lieben Thränen getrocknet hatte, nur Augen für ihn, und sie geriethen bald in ein stilles, lautloses Gespräch mit Blicken und Winken, aus dem sie erst spät durch ein leises Reden erweckt wurden, welches der Priester mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der indeß unbemerkt zu ihnen gekommen war.

Er trug ein weißes Kleid, fast wie des Priesters Ordenshabit, nur daß ihm die Kappe ganz tief ins Gesicht hereinhing, und das Ganze in so weiten Falten um ihn herflog, daß er alle Augenblicke mit Aufraffen und über den Arm Schlagen oder sonst dergleichen Anordnungen zu thun hatte, ohne daß er doch dadurch im Geringsten im Gehen behindert schien. Als die jungen Eheleute seiner gewahr wurden, sagte er eben: „Und so wohn' ich denn schon seit vielen Jahren hier im Walde, mein ehrwürdiger Herr, ohne daß man mich Eurem Sinne nach einen Eremiten nennen könnte. Denn wie gesagt, von Buße weiß ich nichts, und glaube sie auch nicht sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deswegen den Wald so lieb, weil es sich auf eine ganz eigene Weise hübsch ausnimmt und mir Spaß macht, wenn ich in meinen flatternden weißen Kleidern durch die finstern Schatten und Blätter hingehe, und dann bisweilen ein süßer Sonnenstrahl unvermuthet auf mich herunterblitzt." — „Ihr seid ein höchst seltsamer Mann", entgegnete der Priester, „und ich möchte wol nähere Kunde von Euch haben." — „Und wer seid Ihr denn, von Einem aufs Andere zu kommen?" fragte der Fremde. „Sie nennen mich den Pater Heilmann", sprach der Geistliche, „und ich komme aus Kloster Mariagruß von jenseits des Sees." — „So, so", antwortete der Fremde. „Ich heiße Kühleborn, und wenn es auf Höflichkeit ankommt, könnte man mich auch wol ebenso gut Herr von Kühleborn betiteln, oder Freiherr von Kühleborn, denn frei bin ich, wie der Vogel im Walde, und wol noch ein bischen drüber. Zum Exempel

jetzt hab' ich der jungen Frau dort etwas zu erzählen." — Und ehe man sich's versah, war er auf der andern Seite des Priesters, dicht neben Undinen, und reckte sich hoch in die Höhe, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie aber wandte sich erschrocken ab, sagend: „Ich habe nichts mit Euch mehr zu schaffen." — „Hoho", lachte der Fremde, „was für eine ungeheure vornehme Heirath habt Ihr denn gethan, daß Ihr Eure Verwandten nicht mehr kennt? Wißt Ihr denn nicht vom Oheim Kühleborn, der Euch auf seinem Rücken so treu in diese Gegend trug?" — „Ich bitte Euch aber", entgegnete Undine, „daß Ihr Euch nicht wieder sehen laßt. Jetzt fürcht' ich Euch; und soll mein Mann mich scheuen lernen, wenn er mich in so seltsamer Gesellschaft und Verwandtschaft sieht?" — „Nichtchen", sagte Kühleborn, „Ihr müßt nicht vergessen, daß ich hier zum Geleiter bei Euch bin; die spukenden Erdgeister möchten sonst dummen Spuk mit Euch treiben. Laßt mich also doch immer ruhig mitgehen; der alte Priester dort wußte sich meiner besser zu erinnern, als Ihr es zu thun scheint, denn er versicherte vorhin, ich käme ihm sehr bekannt vor und ich müsse wol mit im Nachen gewesen sein, aus dem er ins Wasser fiel. Das war ich auch freilich, denn ich war just die Wasserhose, die ihn herausriß, und schwemmte ihn hernach zu deiner Trauung vollends ans Land."

Undine und der Ritter sahen nach Pater Heilmann; der aber schien in einem wandelnden Traume fortzugehen, und von Allem, was gesprochen ward, nichts mehr zu vernehmen. Da sagte Undine zu Kühleborn: „Ich sehe dort schon das Ende des Waldes. Wir brauchen Eure Hülfe nicht mehr, und nichts macht das Grauen als Ihr; drum bitt' ich Euch in Lieb' und Güte, verschwindet, und laßt uns in Frieden ziehen." — Darüber schien Kühleborn unwillig zu werden; er zog ein häßliches Gesicht, und grinzte Undinen an, die laut aufschrie und ihren Freund um Hülfe rief. Wie ein Blitz war der Ritter um das Pferd herum, und schwang die scharfe Klinge gegen Kühleborn's Haupt. Aber er hieb in einen Wasserfall, der von einer hohen Klippe neben ihnen herabschäumte, und sie plötzlich mit einem Geplätscher, das beinahe wie Lachen klang, übergoß, und bis auf die Haut durchnetzte. Der Priester sagte, wie plötzlich erwachend: „Das habe ich lange

gedacht, weil der Bach so dicht auf der Anhöhe neben uns herlief. Anfangs wollt' es mir gar vorkommen, "als wäre er ein Mensch und könne sprechen." — In Huldbrand's Ohr rauschte der Wasserfall ganz vernehmlich die Worte: „Rascher Ritter, rüst'ger Ritter, ich zürne nicht, ich zanke nicht, schirm' nur dein reizend Weiblein stets so gut, du Ritter rüstig, du rasches Blut."

Nach wenigen Schritten waren sie im Freien. Die Reichsstadt lag glänzend vor ihnen, und die Abendsonne, welche deren Thürme vergoldete, trocknete freundlich die Kleider der durchnäßten Wanderer.

Clemens Brentano.

82. Die alte Bäuerin.

Es war Sommersfrühe, die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen, und verstummten bald in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da sah ich, nach Hause gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um Jemanden, der auf den Thürstufen saß, versammelt. Ihr Antheil schien mir so lebhaft, daß ich irgend ein Unglück besorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um sich, legte ihren großen schwarzen wachs-

leinenen Hut tiefer in die Augen, legte ſich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

„Was fehlt dieſer alten Frau?“ fragte ich einen der Anweſenden; da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kommt ſechs Meilen Weges vom Lande, ſie kann nicht weiter, ſie weiß nicht Beſcheid in der Stadt, ſie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann ſich nicht hinfinden. „Ich wollte ſie führen“, ſagte Einer, „aber es iſt ein weiter Weg und ich habe meinen Hausſchlüſſel nicht bei mir. Auch würde ſie das Haus nicht kennen, wo ſie hin will.“ „Allein hier kann die Frau nicht liegen bleiben“, ſagte ein Neuhinzugetretener. „Sie will aber platterdings“, antwortete der Erſte, „ich habe es ihr längſt geſagt: ich wolle ſie nach Haus bringen, doch ſie redet ganz verwirrt, ja ſie muß wol betrunken ſein.“ — „Ich glaube, ſie iſt blödſinnig. Aber hier kann ſie doch in keinem Fall bleiben“, wiederholte Jener, „die Nacht iſt kühl und lang.“

Während allem dieſem Gerede war die Alte, gerade als ob ſie taub und blind ſei, ganz ungeſtört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals ſagte: „Hier kann ſie doch nicht bleiben“, erwiderte ſie, mit einer wunderlich tiefen und ernſten Stimme:

„Warum ſoll ich nicht hier bleiben, iſt dies nicht ein herzogliches Haus? ich bin achtundachtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von ſeiner Schwelle treiben. Drei Söhne ſind in ſeinem Dienſt geſtorben, und mein einziger Enkel hat ſeinen Abſchied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß und ich will nicht ſterben, bis er in ſeinem ehrlichen Grabe liegt.“

„Achtundachzig Jahre und ſechs Meilen gelaufen!“ ſagten die Umſtehenden, „ſie iſt müd' und kindiſch, in ſolchem Alter wird der Menſch ſchwach.“

„Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und ſehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben“, ſprach nun einer der Geſellen und beugte ſich näher zu ihr.

Da ſprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

„O, laßt mir meine Ruhe, und ſeid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es iſt ja ſchon ſpät an der Zeit, achtundachtzig bin ich alt.

der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist, und hat Schicksale, und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wol hinbringen."

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch dastanden, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit, ein Leben, das sie achtundachtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannichfach erschüttert. Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung und von wem suche ich sie und für wen? Alles, was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig, wie diese gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden, wie sie? Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde, schon in dem Sande vor dem Thore umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So sprach ich zu mir selbst und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halblaut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und sprach: „Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich!"— bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: „Hab' tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört."

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: „Mutter, habt Ihr mich denn um Etwas gebeten? ich wüßte nicht."

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: „Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum, das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um, und suchet, wo er sich Einen erfange. Es

ist Mancher durch solch Nachtlaufen verdorben; wen sucht Er, den Herrn? der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt und nicht auf der Gasse. Sucht Er aber den Feind, so hat Er ihn schon, gehe Er hübsch nach Haus und bete Er, daß Er ihn los werde. Gute Nacht.

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite, und steckte den Thaler in ihren Reisesack. Alles, was die Alte that, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich und ich sprach zu ihr: Liebe Mutter, Ihr habt wol Recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält, ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das ist schon geschehen, sagte sie; als ich Ihn so durch den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott: er möge Ihm gute Gedanken geben. Nun habe Er sie und gehe Er fein schlafen.

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre Hand und sagte: Lasset mich hier bei Euch sitzen die Nacht hindurch, und erzählt mir, woher Ihr seid, und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hülfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung wart.

Daß ich nicht wüßte, erwiderte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; Er ist noch zu jung, da verwundert man sich über Alles; mir ist Alles schon oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meint. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er Einem auch gerade nicht noth thut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe er drum immer sitzen, und sehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebzig Jahre, daß ich hier im Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht! es ist als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand. Hier

haben wir uns auch verſprochen. Wenn er hier — aber ſtill, da kommt die Runde vorbei.

Da hub ſie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in ſchönen Mondnächten, vor der Thür zu ſingen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes ſchöne alte Lied von ihr:

Wann der jüngſte Tag wird werden,
Dann fallen die Sternlein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn,
Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein ſitzen;
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem ſchönen Regenbogen,
Da kamen die falſchen Juden gegangen,
Die führten einſt unſern Herrn Chriſtum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten ſehr,
Die harten S'ein' zerknirſchten ſehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt; ach, ſagte ſie, es iſt heute der ſechzehnte Mai, es iſt doch Alles einerlei, gerade wie damals, nur haben ſie andere Mützen auf, und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut iſt! Der Offizier der Runde blieb bei uns ſtehen und wollte eben fragen, was wir hier zu ſchaffen hätten, als ich den Fähnrich, Graf Groſſinger, einen Bekannten, hier erkannte. Ich ſagte ihm kurz den ganzen Handel, und er ſagte, mit einer Art von Erſchütterung: hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Roſe, — die er in der Hand trug — ſo alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu ſagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. Hiermit ſchieden wir, denn der Poſten der nahegelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: Wer da! Er ſagte mir noch, daß er die Wache am Schloſſe habe, ich ſolle ihn dort beſuchen. Ich ging zu der Alten zurück und gab ihr die Roſe und den Thaler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit und befestigte sie sich auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feinern Stimme und fast weinend die Worte sprach:

Rosen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen.

Ich sagte zu ihr: Ei Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden, und sie erwiderte:

Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder
Oben stund er
Nun bergunter,
's ist kein Wunder!

Schau' Er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzen geblieben, es ist Alles einerlei, glaub' Er mir; heut sind es siebzig Jahre, da saß ich hier vor der Thüre, ich war eine flinke Magd und sang gern alle Lieder. Da sang ich auch das Lied vom jüngsten Gericht, wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Rose in den Schoß — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen —, das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heut wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich.

Johannes Falk.

83. Der Kribbelkopf oder die Krabbe.

Die Krabbe ist in der Regel ein kleines kribbligtes Kerlchen. Es bläst sich gern auf, und der Frosch in der

Fabel, der einen Stier auf der nahen Wiese weiden sah und beseelt von dem Wunsch, demselben an Größe gleich zu kommen, im edelsten Wetteifer sich so lange aufblies, bis er platzte, ist sein leibhaftes Ebenbild. Ich kannte vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren eine solche kleine Krabbe, die nicht ohne Geist und große Gelehrsamkeit war, sodaß sie einen bedeutenden Platz in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm. Zufällig traf es sich, daß mein Landsmann, der berühmte Weltumsegler F....., der, obwol dazumal schon ein siebzigjähriger Greis, dennoch ein sehr kräftiger und rüstiger Mann war, in Dienstverhältnissen unter ihm stand. Außerdem nun, daß sein weit jüngerer Vorgesetzter von Natur sehr kribbligt war, brachten es auch schon die damaligen Zeitumstände so mit sich, daß sehr häufig abweichende Meinungen zwischen Beiden stattfinden mußten. Ich bemerke, worauf ich schon oben hindeutete, daß F....., ein Mann von einer fast kolossalen, sehr stattlichen Gestalt war. Wie nun einstmals unsere kleine Krabbe ihm gar zu heftig zusetzte, nahm er sie gelassen bei der Hand, führte sie vor ein im Sessionszimmer hängendes Spiegelglas und sagte die merkwürdigen Worte zu ihr: „Männchen, sieh einmal mich an und sieh einmal dich an! Wenn du mich nun recht betrachtest und dich dazu, so wirst du mich wol künftig in Ruhe lassen! Ich bitte dich darum, schone deine Gesundheit, du hältst es nicht ab. Glaube mir, wenn ich es halbwegs darauf anlege, dich gründlich zu ärgern, so bist du ja gleich in den ersten drei Wochen ein Kind des Todes! Das sollte mir leid thun; aber am Ende ist es doch deine Schuld, weil du es nicht besser haben willst!“ — Es ist mir sehr oft beim Reiten begegnet, daß ein Hamster, der eben eintrug, seine beiden Backtaschen ämsig ausleerte und dabei, um mit meinem Pferd anzubinden, sich ihm quer in den Weg stellte. Dies erklärt hinlänglich, warum die kleine Krabbe auch zuweilen Hamster genannt wird, weil nämlich Beide in diesem Stück ein durchaus verwandtes Naturell haben. Schon auf der Universität habe ich solche kleine Krabben gekannt, die beständig in Stiefeln und Sporen einhergingen, ja sich sogar auf Duelle einließen, was sich mitunter recht possierlich ausnahm. Einer von ihnen hat späterhin eine sehr lange und stattliche Frau geheirathet, die, wenn sie auf Spazier-

gängen neben ihm ging, großes Aufsehen erregte. Sie lebten Beide in einer sehr vergnügten, jedoch kinderlosen Ehe, wiewol die witzigen Einwohner des Städtchens ihm im Scherz nachsagten: daß er seine Frau durchaus nicht länger wolle. Zuletzt bekleidete er das Amt eines Rathsherrn. Nun traf es sich einmal, als er sich eben eines Tages in die Session begab, daß seine Frau ihm zufällig zur Seite war. Sie gingen eine Strecke mit einander im Gespräche die Straße herunter, und der Mann bemerkte nicht, daß ihm ein Päckchen mit Acten unter dem Arme hervorglitschte. Eine Obsthändlerin aber in der Nähe, bei deren Bude das Ehepaar vorbei mußte, ward es gewahr und rief der Frau zu: Madamchen, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, Ihr Kleiner verliert sein Schreibebuch! Der kleine Rathsherr war über diesen Einfall, den er als Bosheit und keineswegs Unwissenheit auslegte, so aufgebracht, daß er die Frau wollte setzen und an das Halseisen legen lassen; doch unterblieb es, auf Fürbitte der Seinigen und der erste Kribbel gab sich so weit, daß Jene mit einer bloßen Nase von Seiten der Polizei davonkam. So besuchte der kleine Rathsherr auch gewisse übrigens sehr angesehene Gesellschaften im Orte blos darum nicht gern, weil die Sessel für seine Person zu hoch waren und ihm daher jedesmal, wenn er sich setzen wollte, die kleinen Füße hammelten. Man erlaube mir eine Schlußbemerkung. Es steht in der Schrift: Niemand kann seiner Größe eine Elle zusetzen. So hängt es auch nicht von uns ab, eine Krabbe oder ein Riese, ein Goliath oder ein David zu sein; aber was von uns abhängt, ist, wenn wir dick sind, nicht dünn zu thun, und wenn wir dünn sind, nicht dick zu thun. In beiden Fällen machen wir uns lächerlich. Wir stehen jedesmal auf dem rechten Platz, wenn wir den einnehmen, welchen Gott und die Natur uns anwiesen. Stelzen und hohe Absätze sind vom Uebel.

84. Die Höflinge von Ludwig XV. und der Schuhmacherbursche im Luthergäßchen.

Meine Frau lag im Frühlinge 1825 am Tode. Ein im Betteln unermüdlicher Schuhmacherbursche drang, in einem unbewachten Augenblick, wo die Thür des Zimmers offen stand, vor ihr Bett, und ersuchte sie dringend, ihm ein Hemde, was er kurz vorher aus ihren Händen empfangen hatte, noch nähen zu lassen. Sie nickte mit dem Kopfe, und der zudringliche Knabe sah nun der Erfüllung seiner Bitte mit Zuversicht entgegen. Von Stund' an war er täglich mehrere Male im Hause; nicht etwa um sich nach dem Zustande der kranken Gebieterin, der sich täglich verschlimmerte, zu erkundigen, sondern nur, um von seinem Hemde und ob dasselbe fertig sei, Nachricht einzuziehen. Es fehlte nicht viel, daß er nicht jedesmal aufs neue vor das Bett der Leidenden drang, und man mußte ihn mit Gewalt davon abhalten. Durch diese ewigen Zudringlichkeiten unwillig gemacht, stellte ihm einst Herr R., einer unserer Lehrer, das Ungeziemende und Fühllose seines Betragens in solchen Augenblicken mit scharfen und nachdrücklichen Worten vor. — Der Schuhmacherbursche, der dieser Strafpredigt gelassen zuhörte, schwieg eine Weile; sodann gab er darauf diese ziemlich richtige Antwort: „Ja, wenn nun aber die gute Dame stirbt, wie komm' ich da zu meinem Hemde?" — Hinter diesem Schuhmacherlehrling lass' ich sogleich die Höflinge von Ludwig XV. nach den Memoiren der Madame Campan erscheinen. „Der Dauphin", erzählt Madame Campan, „befindet sich bei der Dauphine. Sie warten auf die Nachricht von dem Tode Ludwig's XV. Ein schreckliches und ganz dem Donner ähnliches Getöse ließ sich im ersten Zimmer des Appartements hören." Es war die Schar der Höflinge, die das Zimmer ihres verstorbenen Gebieters flohen, um die Macht Ludwig's XVI. zu begrüßen. An diesem seltsamen Geräusch erkannte Marie Antoinette und ihr Gemahl, daß ihre Regierung begonnen hatte. — Ich frage abermals: wodurch unterscheiden sich wol diese Höflinge von jenem Schuhmacherburschen in unserm Luthergäßchen? Dem Schuhmacherburschen scheint es an sich gleichgültig, ob die Herrin des Hauses

lebt oder ſtirbt, wenn er nur gewiß iſt, daß er auch nach ihrem Tode ſein Hemd erhält. Der Höfling nimmt ſich den Tod ſeines bisherigen Herrn Gebieters ebenfalls weit weniger als den beunruhigenden Gedanken zu Herzen: ob er auch wol fernerhin an dem neuen Hofe ſein Biscuit in Tokaier werde tunken können. — So eilt er, im Sturmſchritt, von der königlichen Leiche, um dem jungen Dauphin, d. h. den Hoffnungen auf künftigen Tokaier, zu huldigen. Ich halte es für überflüſſig, dieſe Vergleichungen noch weiter durchzuführen. Man ſieht wol, daß die menſchliche Natur ſich unter allen Umſtänden gleich bleibt.

85. Das Gimpelchen.

Einſt ſchickte der Lehrer gegen zehn Uhr aus der Schule ein Gimpelchen zu mir herauf, das fragen ſollte: ob es ſchon zehn geſchlagen hätte. Da ſich eben eine Menge Menſchen im Vorſaal befand, mit denen ich Geſchäfte abzumachen hatte, ſo blieb das Gimpelchen bis gegen Mittag ſtehen und öffnete neugierig Mund und Naſe, was in ſeiner Nähe vorging. Um dieſe Zeit bemerkte ich erſt, da das Gedränge lichter wurde, ſeine Gegenwart. Sogleich erkundigte ich mich freundlich bei ihm, was es wolle? Gimpelchen gab mir zur Antwort: „Der Lehrer ſchickt mich herauf, daß ich fragen ſoll, ob es ſchon zehn geſchlagen hat?“ — Es ſchlug gerade zwei, als es dieſe Frage an mich ergehen ließ. Nun will ich auch erzählen, was das nämliche Gimpelchen unternahm, als ich es bei einer ziemlich begüterten Frau, die ungefähr in den Funfzigen ſein mochte, in die Verpflegung gegeben hatte. Es faßte nämlich in dieſer Lage den Gedanken, die Alte zu beerben, und ſtellte dies ſo an. Einſtmals ſagte es zu ihr: „Frau Muhme, ſind Sie oft krank?“ — „Wie ſo?“ — „Wie alt ſind Sie nun wol?“ — „In den Funfzigen.“ — „Da ſind Sie wol ſchon recht alt?“ — „O es gibt Leute, die viel älter ſind!“ — „Ja, lange leben Sie doch nicht mehr!“ — „Nun wie Gott will!“ — „Ach! wenn Sie krank ſind, wie will ich Sie da pflegen!“ Hier fiel das Gimpelchen der Frau Muhme um den Hals, und herzte und

küßte sie so, daß diese gar nicht wußte, wie sie sich diesen Ausdruck von Zärtlichkeit erklären sollte. Dann fuhr es nach einer Pause wieder fort: „Herzallerliebste Frau Muhme, wer beerbt Sie denn, wenn Sie sterben?" — „Mädchen, was sprichst du mir denn nur immer vom Tode? Ich habe noch keine Lust zu sterben!" — „Ja, Sie sterben aber doch, und bald — noch vor Ostern! Ich weiß es gewiß! Ich habe mir die Karte darauf schlagen lassen!" Hier fiel sie der Frau Muhme aufs neue um den Hals und eröffnete ihr das eigentliche Verständniß. „Nicht wahr", hub sie an, „weil es nun einmal so ist und Sie keine Kinder und keine nähere Blutsverwandte haben, liebste Frau Muhme, wenn ich Sie recht schön pflege, so setzen Sie mich zu Ihrem Erben ein?" Die Frau erschrak und trug seit dieser Zeit aus mehrern Gründen Bedenken, das Gimpelchen länger im Hause zu halten.

86. Der Krakeler.

Der Krakeler pflegt sich überall in Respect zu setzen. Jeder Gastwirth, dem seine Krüge, Schüsseln und Tassen lieb sind, sieht ihn ungern hereintreten — wenigstens durchaus lieber gehen als kommen. An der Ostsee, in jenen dunkeln Schifferherbergen, die man Legane nennt, weil die Schiffer daselbst vor dem Wind anlegen, traf ich sehr oft Krakeler von der besten Art, die sogar zur Aufrechthaltung der guten Zucht und Ordnung von den Wirthsleuten selbst gehegt und gepflegt wurden. Weil diese Häuser nämlich noch an der See liegen und weit von der Stadt entfernt sind, so müssen sie natürlich auf den Beistand der Polizei Verzicht leisten. Deshalb pflegen die Seeleute unter sich ihre Händel auf folgende Weise abzumachen. Entstehen Schlägereien, so zieht Einer von ihnen — der längst als Krakeler oder Schläger bekannt ist, ein langes Messer aus seinen langen Broaken oder Schifferhosen und schleudert es so geschickt an die Stubendecke, daß es oben mit der Spitze stecken bleibt. Sodann schwingt er sich schnell auf einen Sessel und ruft mit laut donnernder Stimme durch die Menge, die Kopf an Kopf

gedrängt um ihn herſteht: „Wer hoolt det (es)?“ Schallt hierauf aus irgend einem Winkel ein „Jan von Leiden!“ oder „Vanderfliet ut Kopenhagen“ entgegen, ſo iſt das Cartel angenommen. Der ganze Schwarm ſtürzt in den Hof oder an den Strand des Meeres, und die beiden Gegner zerſchlitzen ſich mit ihren langen Schiffsmeſſern Arm und Geſicht auf das unerbittlichſte. Aus Furcht vor dieſem äußerſten Mittel wird es ſelbſt bei dieſem rohen Seevolk meiſt auf den erſten Zuruf ſtille. Ja, ich bin feſt überzeugt, daß ein halbes Regiment Soldaten in ſolchen Schiffertumulten weniger ausrichten würde als das lange Meſſer eines einzigen ſolchen Krakelers, das, gleich dem Schwerte des Dionyſius, ſtets drohend vom Deckenſtück ſolcher Kabuſen oder Legane herunterhängt. Es gibt Krakeler in allen Ständen; beſonders aber ſind die Seegegenden reich daran, weil wegen dicker, neblichter Luft auch ſtarke Getränke häufiger ſind als auf dem feſten Lande, ſodaß man an gewiſſen Seetagen beſtimmt darauf rechnen kann, daß Küſten und Küſtenbewohner, wenigſtens die aus der untern Claſſe, zugleich benebelt ſind. Ich habe dort Leute gefunden, die gar nicht wußten, daß Sonntag geweſen ſei, wenn ſie nicht die ganze Woche hindurch die blauen Flecke an ihrem Leibe mit ſich herumtrugen. Schläge geben oder einnehmen war ihnen eigentlich gleichgültig; die Hauptſache, worauf es ankam, blieb immer die, daß es an dem Orte, den ſie beſuchten, nicht ohne Krakel abging. Beſonders lebte damals an der Weichſel ein äußerſt tüchtiges Geſchlecht von Männern dieſer Art, die ich hier zu ſchildern verſuchen will. In frühern Zeiten, wo Danzig noch als eine freie Reichsſtadt unter dem Schutze des Königreichs Polen ſtand, habe ich gar viele derſelben perſönlich gekannt und manche davon ſind in meiner Aeltern Haus, das an der Laſtadie und in der Nähe der Schiffswerfte lag, aus- und eingegangen. Nun traf es ſich einmal in den neunziger Jahren, daß ein äußerſt feiner und geſitteter leipziger Kaufmannsdiener, der zugleich Reiſediener war, an ein vornehmes Handelshaus zu Danzig von dem ſeinigen empfohlen wurde. Es war gerade Sonnabends, als derſelbe in Danzig ſeine Empfehlungsbriefe abgab. Er gedachte ſich daſelbſt nur wenige Tage aufzuhalten, und ſodann von dort in Handelsgeſchäften weiter nach Bordeaux zu gehen. Nun empfing ihn zwar der

Herr des Comptoirs, an welchen seine Empfehlung lautete, sehr freundlich. Da derselbe aber die alte gute reichsstädtische Gewohnheit hatte, zur Erholung jeden Sonnabend mit seiner ganzen Familie auf ein nah an der See gelegenes Landgut zu gehen und daselbst frei von Geschäften den Sonntag zuzubringen, so wollte er auch diesmal ein solches löbliches Verfahren, einem Fremden zu Gefallen, nicht aufgeben. Ihn mitzunehmen und in den engen Familienkreis einzuführen, wäre freilich das Kürzeste gewesen, stritt aber wider die hergebrachte, gute, alte Sitte; denn man weiß wol, was in solchen Reichsstädten nicht so und auf die nämliche Weise fort geschieht, wie es von jeher geschehen ist, darüber schütteln wenigstens die alten Matronen, mit denen man es aus tausend Ursachen nicht verderben darf, bedenklich die Köpfe. Deshalb faßte der Herr des Comptoirs einen andern Entschluß, ließ einen seiner Weichselgesellen kommen und sagte zu demselben: „Leonhard, ich habe da einen Fremden aus Leipzig durch Zuschrift erhalten, dem ich gern einige Höflichkeiten erzeugen möchte. Er reist auch den Montag schon wieder von hier ab. Ich wollte daher, du führtest ihn morgen überall herum und zeigtest ihm die Merkwürdigkeiten unserer Stadt. Thue so wohl! Bereite ihm einen guten Tag und einen fröhlichen Abend! Belustige ihn auf alle nur mögliche Weise! Laß es weder an Essen, Trinken, Musik, noch an sonst Etwas fehlen, und bringe mir sodann die Rechnung über Das, was du ausgelegt hast; ich will es dir mit Vergnügen ersetzen.“ Der Weichselgesell gelobte es seinem Herrn mit Hand und Mund an, daß, was irgend für einen Fremden in Danzig Vergnügliches inner- oder außerhalb der Stadt geschehen könnte, solle auch bei diesem, seinem Gastfreund an die Reihe kommen. Er wolle den Herrn Leipziger morgen in Gesellschaft führen, wo es äußerst lustig und glänzend herginge, sodaß er wol zeitlebens an seinen Aufenthalt in Danzig mit Vergnügen zurückdenken sollte. Wie er dies gesagt, verabschiedete er sich von seinem Herrn, und eilte flugs nach Hause, um die vorläufigen Anstalten auf morgen zu treffen. Unterwegs indeß wurde er schon ganz nachdenklich. Die Worte seines Patrons: „Laß es weder an Essen, Trinken, Musik, noch sonst Etwas, fehlen“, hatten einige Scrupel in seiner Seele erregt. Was kann mein Herr,

fragte er ſich ſelbſt, unter dieſem „ſonſt Etwas“ anders verſtanden haben als — Händel? Ich wenigſtens wüßte nichts in der Welt, was einem jungen Menſchen in dem Alter eine beſſere Unterhaltung gewähren könnte als ſo ein Bischen Schlägerei, ein Bischen Prügel und Spectakel. Gut! Gut! Auch dafür wollen wir gehörig Sorge tragen. So beſchloß es der ehrliche Leonhard ſchon am Sonnabend Abend bei ſich ſelbſt, und wie der Sonntag kam, gingen ſeine Worte auch wirklich in Erfüllung. An dieſem Tage erhub er ſich ganz früh. Das Glockenſpiel vom St.-Katharinenthurme ſpielte eben 5 Uhr, als er, eilig aus ſeinem Bett aufſpringend, ſich ebenſo ſchnell die Kleider überzog. Es war gerade um die ſchöne Pfingſtenzeit, wo die Flüſſe in einem blauen reinen Duft ziehen und die Mädchen Sträußchen von Rosmarin und Roſen vor allen Kirchthüren und an allen Straßenecken feil haben. Unſer Naturfreund kaufte ganze Körbe voll, ſtreute die Blumen auf die Sitze und kam ſo mit einem von Roſen und Veilchen über und über ausgeputzten Wagen vor die Wohnung des Herrn Leipziger in der Heiligengeiſtſtraße angerollt, um ihn zu einer Spazierfahrt in die ſchöne Gegend von Danzig abzuholen. Der Weg ging zuerſt auf Kloſter Oliva zu, nach dem an der See gelegenen Wirthshauſe, das den Namen Hochwaſſer führt.— Daſelbſt angelangt, ſtopfte der Danziger ſeine Pfeife, und erſuchte den Herrn Leipziger, ein Gleiches zu thun. In der Stube, wo Beide ſich befanden, war zu 14 bis 15 Couverten gedeckt. Es dauerte auch nicht lange, ſo näherte ſich ihnen ein Kellner, der die Herren höflichſt erſuchte, wenn ſie Tabak rauchen wollten, in das gleich daranſtoßende Nebenzimmer zu gehen, weil das, worin ſie wären, bereits von einer geſchloſſenen Geſellſchaft zum Mittageſſen in Beſchlag genommen ſei. „Und aus wem beſteht denn dieſe geſchloſſene Geſellſchaft?“ fragte der Weichſelgeſell, indem er ſich auch nicht einen einzigen Augenblick in der Beſchäftigung mit ſeiner Pfeife durch dieſe Erinnerung des Kellners irre machen ließ. Aus der Antwort ergab ſich bald, daß es größtentheils junge Kauf- und Handelsdiener waren, die den Sonntag, wo ihr Laden zu war, immer benutzten, ihre Damen, meiſt Putzmacherinnen und Näherinnen aus der Stadt, zu einer Luſtpartie nach Hochwaſſer zu führen und daſelbſt mit Kaffee

und Mittagsessen in einem geschmackvollen Local freizuhalten. Der Weichselgeselle lachte bei jedem neuen Namen, den er nennen hörte, und versicherte den Kellner auf seine Ehre, er kenne diese Herren und Damen schon lange; der Tabak sei ihnen Allen nichts Ungewohntes, sie wären sämmtlich bereits mehr als ein Mal im Feuer von Tabagien gewesen; ihnen zu Gefallen wolle er gewiß daher dies Zimmer nicht verlassen. Mit diesem ebenso kurzen als trotzigen Bescheid ging der Kellner seines Weges, kam aber bald darauf in Gesellschaft von drei Herren wieder zurück, die sich in ihren schönen Sonntagskleidern, mit Spitzenkragen und Halskrausen, von weitem fast so prächtig wie die sogenannten Perückentauben ausnahmen. Sie nahten alle Drei dem Weichselgesellen zugleich mit einem höflichen, aber doch etwas verlegenen Gruß, und brachten aufs neue als Abgesandte des Clubs ihr Gesuch an. Die ganze Antwort aber, die sie darauf erhielten, war die: Hochwasser sei ein Gasthof, worin ein Jeder für sein Geld thun könne, was ihm irgend beliebe, z. B. Tabak rauchen, Wein trinken, Würfel spielen. Ihm beliebe es jetzt, in diesem Zimmer, der angenehmen Aussicht auf die See wegen, Tabak zu rauchen; sie möchten ihn darum mit allem Uebrigen ungeschoren lassen. Wie der alte Weichselgeselle dies gesagt, nahm der Eine, der ein Hitzkopf schien, das Wort, und bemerkte in einem sehr hitzigen Tone, es seien Damen dabei, und die Achtung für das schöne Geschlecht fordere durchaus, daß man dasselbe nicht mit Tabaksrauch belästige. „Nun, Kinderchen", gab ihm der Weichselgeselle ganz gelassen zur Antwort, indem er sich sehr bequem in seinen Lehnsessel streckte und den Tabak in krausen Wolken von sich blies, „wenn ihr essen wollt, so wünsche ich euch allerseits eine gesegnete Mahlzeit. Ich höre, Jungfer Florrose aus Langgarten am Kneiphof und meine Weißwäscherin ist auch dabei; sie soll sich nicht geniren, sie soll nur hereinkommen; ich wollte ihrer Mutter nicht wieder sagen, daß ich sie hier in einem taffetnen Rosahut und mit so lockern Burschen, wie ihr Alle seid, gefunden hätte; — nur müßte sie mir künftighin die Stückchen in meinen seidenen Strümpfen besser, wie bisher, einsetzen!" — „Sapperment", fiel ihm hier Einer von den jungen Handlungsdienern — es war nämlich derselbige Hitzkopf, dessen schon vorhin Erwäh-

nung geschah — entrüstet ins Wort: „man sieht ganz offenbar, Sie wollen uns einen Affront thun; aber nehmen Sie sich in Acht! Wir sind unser Sieben, ohne die Damen, und wenn Sie sich nicht gutwillig fügen, so kann es noch zu bösen Häusern und vielleicht gar zur Hausthür mit Ihnen herausgehen!" — „Ho, ho!" sagte der Weichselgesell, indem er plötzlich aufstand und seine Pfeife gelassen auf den Tisch legte; „ist es so gemeint, und wollt ihr Alle miteinander zur Thür heraus und mir das Zimmer allein lassen? Da wollen wir bald Anstalt treffen! Mir juckt es schon längst in allen Fingern." Und somit packte er sie am Kragen, und warf sie alle Drei, Einen nach dem Andern, mit Riesenstärke die Stiegen herunter! Auf das Gepolter davon drangen die andern Fünf, die noch draußen standen, eilig zum Succurs herbei, und nun begann ein etwas hartnäckiger Kampf, worin der feine und in allen Stücken sehr gebildete Leipziger, gleichsam wider seinen bessern Willen und Vorsatz, verwickelt wurde. — Schüsseln, Gläser, Krüge, sogar Spiegel wurden in der Hitze des Gefechts kurz und klein geschlagen, und flogen auf und ab durch das Zimmer, den Kämpfenden beider Parteien an die Köpfe. Aber nur zu bald entschied sich der Sieg für unsern kolossalen Weichselgesellen, und die armen sieben Ladendiener, die sich mit ihrem Angriff weniger an ihn, als an den zierlichen Leipziger gewagt hatten, mußten schimpflich das Feld räumen, das nicht nur von zerbrochenen Schüsseln, Terrinen und Gläsern, sondern auch von abgerissenen Halstuchzipfeln und gestickten Chemischen über und über bedeckt war. Sogar die Gilets der jungen Herren und die Spitzen an ihren Manchetten und Krausen waren in eine Unordnung gerathen, die den Sonntag gänzlich vermissen ließ. Ein Glück daher, daß die begleitenden Damen mit der Nadel nicht ungeübt waren! Denn unmöglich hätten sie sonst mit einem so gänzlich verstörten Anzug, wenigstens nicht bei Tage, in die Stadt wieder zurückkehren können. Uebrigens benahm sich der Weichselgesell nach glücklich geendigtem Gefecht, und von dem Augenblick an, wo er als Sieger auf dem Wahlplatze zurückblieb, äußerst anständig und in allen Stücken sehr honett. Er bezahlte dem Wirth allen Schaden, den er durch zerbrochene Gläser, Fenster und Spiegel in seinem Hause etwa angerichtet

hatte, und ließ zugleich für seinen leipziger Gast die kostbarsten Seefische zum Mittagessen auftragen, die in dieser Gegend von ganz vorzüglicher Güte zu haben sind. So fehlte es auch nicht an den seltensten französischen, ungarischen und deutschen Weinen, unter denen sein Gastfreund nur zu wählen hatte. Diese wurden von ihm selbst aus einem Flaschenfutter, das im Kutschkasten lag, herbeigeholt, bei welcher Gelegenheit er Florröschen, seine schöne Wäscherin, nebst einer andern von ihren Gespielen, die unbeschäftigt unten auf der Diele des Hauses standen, zu bereden wußte, daß sie zur siegenden Partei übergingen und die Mahlzeit mit dieser einnahmen, wobei Herr Leonhard mit seinen Tischgästen eine so gutmüthige und fröhliche Unterhaltung führte, als wenn in der Welt nichts vorgefallen wäre, was das gute Verhältniß zwischen ihnen irgend hätte stören können. Nach aufgehobener Tafel und berichtigter Zeche nöthigte er die beiden Damen in seinen Wagen zu steigen, die halb aus Furcht vor ihm selbst, halb aber auch wol aus gefälliger Rücksicht für die liebenswürdigen Eigenschaften seines Begleiters in diesen Vorschlag willigten. Beim Einsetzen sagte er die tröstenden Worte zu dem jungen Leipziger, indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte: „Dies ist nur erst der Anfang, liebes Kind! Sei zufrieden! Es kommt heute schon noch besser!“ Der Leipziger erschrickt nicht wenig über diese Aussicht; aber was hilft's? Wer einmal in der Höhle des Löwen ist, thut wohl, sich auf Alles gefaßt zu machen. Sie fuhren nun in Gesellschaft der Damen über Oliva nach dem höchst angenehmen, mitten in einem Lustwäldchen so romantisch gelegenen Geschkenthal, einem der Lieblingsspaziergänge der Danziger zur Sommerszeit, von wo aus der Weg über Langefuhr, durch zwei Reihen alter und sehr schöner Lindenbäume, bei Herrgottsengel vorbei, nach der Stadt wieder zurückführt. Es war Nachmittag geworden, ehe sie diesen neuen Belustigungsort mit ihrem Wagen erreichten. Wie sie daselbst ankamen, schnurrte ihnen schon das Violoncello aus den zur Sommerszeit bei solchen Gelegenheiten immer offenstehenden Fenstern entgegen. „Wie ich sehe“, hub der Weichselgesell an, „so treffen wir hier es eben recht. Musik, Tanz, Alles wie bestellt! Und was sonst noch etwa zur Unterhaltung nöthig ist, wird sich finden, sobald wir nur erst

in ihrer Mitte sind! Komm, laß uns aussteigen! Nimm du deine Schöne! Ich führe die meinige. Wir wollen vortanzen. Das schickt sich einmal nicht anders! Die Burschen hier müssen uns schon Platz machen!" Hierauf zog er Florröschen von Langgarten fast mit Gewalt dahin, wo die Vortänzer, schon in Ordnung aufgestellt, nur den ersten Strich der Geigen erwarteten, und nöthigte auch seinen Freund, das Gleiche zu thun. Hierdurch entstand eine fast allgemeine Erregung im Tanzsaal, und der Wirth selbst kam auf sie zu, um die fremden Herren zu bedeuten, daß ein solches unregelmäßiges Einschreiten, nach den für diesen Tanzplatz einmal bestehenden Gesetzen, schlechterdings nicht geduldet werden könne. „Nicht?" entgegnete ihm der Weichselgesell mit der ruhigsten Gelassenheit; „Ihr werdet es aber dulden müssen!" Und somit eröffnete unser Held ohne weitere Umstände den Ball. Kaum aber, daß er mit seiner Schönen einmal herum war, so wurden die Musikanten stutzig. Der Weichselgesell befahl ihnen, fortzuspielen; die ganze Menge aber legte ihnen Stillschweigen auf und bewaffnete sich, so zu sagen, einmüthig gegen den Urheber dieser allgemeinen Störung. Sogar das Frauenzimmer nahm Antheil an diesem neuen Strauß. Es dauerte kaum einen Augenblick, so flogen Deckelkrüge, Mützen, Gläser, Violinen hin und her durch die Stube; aber die Riesenkraft des Weichselgesellen behauptete auch diesmal ihr gewohntes Recht. In weniger als einer Viertelstunde war der Tanzsaal wie ausgekehrt; nur die Musikanten und die beiden Mädchen blieben zurück. Zu einer Ecossaise fehlten die Paare: den Spielleuten wurde diesmal ein Walzer aufgegeben. Der Leipziger durfte nicht fehlen. Sein Begleiter litt es nicht anders: er sollte und mußte sich ein Vergnügen machen. Da er aber von Haus einen kurzen Athem besaß, und die Begebenheiten des Tages eben nicht dazu geeignet waren, denselben zu verlängern, so wurde es ihm sauer genug. Nach beendigtem Tanze wurde Kaffee und Chocolade bestellt, und der Wirth wurde auf dieselbe Weise, wie in Hochwasser, für seinen etwaigen Verlust reichlich entschädigt. Während des Kaffeetrinkens bemerkte der Weichselgesell mit dem besten Humor von der Welt, es sei ihm völlig unbegreiflich, wie sich diese Dünkeriche nur in irgend eine Schlägerei mit einem braven Kerl ein-

lassen möchten. Es stecke so gar nichts hinter ihnen. Die ganze liebe lange Woche hindurch führten sie nichts in der Hand als höchstens eine Elle, womit sie die Waaren abmäßen. Einen Packen Tuch, oder einen Ballen Leinwand aus einem Fach heraus und ein anderes wieder hineinzuheben, thät' es auf die Länge auch nicht. Da sei es mit Seinesgleichen freilich ein ander Ding. So z. B. bei ihm verginge fast kein Tag, wo er nicht einen oder ein paar Polaken, und zwar von Berufs wegen, durchzuprügeln genöthigt sei. So komme Einer das ganze Jahr nicht aus der Uebung, und wenn ihm was Außerordentliches vorfalle, so sei er stracks bei der Hand. — Der Leipziger hörte nur halb auf das ruhmredige Gespräch hin, und bemerkte zugleich mit einiger Aengstlichkeit, da der Abend mit jedem Augenblick vorrücke, und besonders die Damen leicht angezogen wären, so würden sie wol, um nicht von der Nachtluft zu leiden, am besten thun, lieber gleich jetzt als später, zur Stadt zurückzufahren. Der Weichselgesell erwiderte, daß ihm dies Alles toute même wäre; er fügt sich jedem billigen Wunsche. Bald darauf setzte sich die ganze Gesellschaft in den Wagen, und näherte sich, noch ehe die Thorglocke ausgelautet, oder, wie das Volk von Danzig zu sagen pflegt, noch eh' Zacharias ausgebellt hatte, den Thoren und Mauern der Stadt. Die beiden Damen wurden des Anstandes wegen in den Vorstädten abgesetzt; die Herren aber kutschirten zum sogenannten Hohen Thore, unter den Brustwehren, da, wo sonst der große hölzerne Regimentsesel zu sehen war, glücklich herein. Sie hielten gerade vor der Hauptwache, als der Weichselgesell nach seiner Uhr sah und zu dem Kutscher sagte: „Schwager, es ist noch früh! Fahre uns doch ein wenig zu Götzens, am vorstädtischen Graben, wo das Billard ist: da pflegt es um diese Zeit lustig herzugehen; auch findet sich dort immer gute Gesellschaft von Unsersgleichen. Zweimal die Woche ist reguläre Illumination im Garten; aber wir Andern, die wir als Gäste das Innere des Hauses zu besuchen pflegen, sind täglich illuminirt!" Indem sie noch dieses Gespräch im Wagen fortsetzten, hielt der Kutscher schon vor Götzens Thür. Der etwas wohlbeleibte Herr Wirth empfing die Gäste selbst, und führte sie in eins von den Gastzimmern, wo junge Patricier aus der Stadt eine

Partie Billard spielten. Hier ließen sie sich vom Kellner Jeder einen Römer mit Wein bringen. Indeß sie denselben tranken, spielten die jungen Herren ihr Billard ziemlich ungeschickt, nach Art der jetzigen Jugend, wiewol mit dem größten Lärm und Geräusche, ab. Das verdroß unsern Weichselgesellen, und kaum noch, daß die erste Partie zu Ende ging, so trat er ans Billard und sagte zu dem Leipziger: „Nun spielen wir eine Partie!“ Jene wollten zwar Etwas darein reden: aber der seines mächtigen Einflusses auf diesem Boden wohl kundige Weichselgesell drückte sie mit vorgehaltenem Queue so leicht vor sich her und zur Thüre heraus, als ob die jungen Herren sammt und sonders nichts als elfenbeinerne Ballen wären, die er durch einen geschickten Stoß ihrem respectiven Beutel zusendete. Nachdem er so die Luft abermals von allen Seiten gereinigt hatte, spielte er mit dem Fremden eine oder zwei Partien Billard, dann ging es zu einem andern Zeitvertreib. Zufällig traf es sich nämlich, daß von sämmtlichen Weichselgesellen, den treuen Kameraden des Unsern, heute ein Kränzchen in einigen Zimmern des nämlichen Gasthofs gehalten wurde. Kaum daß Leonhard dieses erfuhr, so mußte sich der arme Leipziger gleichsam im Triumph in dasselbe einführen lassen. Seiner angeborenen Höflichkeit gemäß wollte er mit wenigen zierlichen Wendungen, wie sie in Sachsen so üblich sind, als z. B.: Meine Herren, ich freue mich ganz ungemein über die Ehre, bei dieser Gelegenheit Ihre allerseitige Bekanntschaft zu machen, seinen Eintritt in das Zimmer nehmen; aber darauf hörte hier Niemand. Eingehüllt in düstern Tabaksqualm, der den ganzen Raum erfüllte, und Ursache war, daß die Lichter nur blau brannten, lärmte und schrie eine Menge Personen, die an den Tischen und Bänken umhersaß, aber ohne daß es möglich war, an irgend eine derselben etwas Verbindliches, oder was einem Compliment gleich lautete, richten zu können. Uebrigens wurde in dieser Gesellschaft stark poculirt und noch stärker politisirt. Der Hauptgegenstand des Gesprächs betraf die damals höchst wahrscheinliche, sehr nahe Besitznahme Danzigs durch die Preußen. — Einige glaubten, daß dieselbe wegen der hohen Accise zum größten Nachtheil des Handels ausschlagen müßte; Andere behaupteten gerade das Gegentheil und meinten, der Handel würde nur

dann erſt recht in Flor kommen. Zu den Erſten gehörte unſer Held von Hochwaſſer, der ein ganz erklärter Freund von jener ſo lang beſtandenen, alten Verbindung Danzigs mit Polen, und dabei ein leidenſchaftlicher Anhänger von Koſziuszko war. Als daher im Verlaufe des Geſprächs ſich einige ſeiner Kameraden im entgegengeſetzten Sinne erklärten, ja ſich ſogar einige ſehr unzeitige Spöttereien über dieſen wichtigen Gegenſtand erlaubten, gerieth er ſo außer aller Faſſung, daß er mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug, und zwar ſo gewaltig, daß alle Gläſer davon erzitterten oder in Stücken zerſprangen. Zugleich fügte er die ernſte und nachdrückliche Drohung hinzu, daß er Jeden in dieſer Geſellſchaft, ſei es wer es nur immer wolle, für einen Schuft, für eine Memme, für einen ſchlechten Patrioten, und was weiß ich für was Alles ſonſt noch, erkläre, der auch nur ein einziges Wort, oder einen Laut, gegen Koſziuszko und die gute Sache, die derſelbe verfechte, werde fallen laſſen. „Ein ſolcher Hund", fügte er mit einem abermaligen Fauſtſchlag auf ein Buffet, das ihm nahe ſtand, hinzu, das in demſelben Augenblicke ſingend und klingend in ſeine Meinung ſo glücklich einſtimmte, daß allen Umſitzenden die Scherben davon an die Köpfe flogen — „ein ſolcher Hund ſolle wenigſtens in ſeiner Gegenwart nicht mucken, oder er wolle ihm auf ewig ſein Maul mit Erde ſtopfen!" — Eine ſo beſchimpfende Aufforderung konnte nun freilich die Gegenpartei unmöglich auf ſich ſitzen laſſen. Es entſtand ein allgemeines Gemurmel, das für ein Signal gelten konnte. Sodann kam es auf der Stelle zu perſönlichen Thätlichkeiten und einem Handgemenge, worin aber unſer ſo vielfältig im Kampfe verſuchter Freund, wie ich leider zur Steuer der Wahrheit melden muß, für diesmal ſchimpflich den Kürzern zog. Er hatte es hier nämlich mit ſeines Gleichen, d. h. nervigen und ſtammhaften Leuten, zu thun, die, wie er ſelbſt, im täglichen Umgange mit Polaken ihre Hände und übrigen Gliedmaßen tüchtig geſtärkt hatten. Wer am meiſten unter dieſen Umſtänden litt und wahrhaft zu bedauern ſchien, war wol der arme Leipziger, der, unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, gleichſam wider Willen, durch einen einzigen unglücklichen Empfehlungsbrief, in ſo böſe Händel verwickelt wurde. Es kam derſelbe mitten im Tumult mit ſeinem Gaſtfreund, Herrn Leonhard, ſo

unvermuthet die Stiegen herunter, daß ſich Beide erſt vor der Hausthür des Herrn Göße am vorſtädtiſchen Graben in der Finſterniß wieder fanden und einander den Arm zum Geleit bieten konnten. Es war mittlerweile etwas ſpät geworden. Elf Uhr wenigſtens ſchien durch zu ſein; die Wohnung des Herrn Leonhard war, wie ſchon bemerkt, in der Heiligengeiſtſtraße, nach dem Waſſer zu, gelegen. Ein Glück nur noch, daß er den Schlüſſel von ſeiner Hausthür mitgenommen hatte, ſonſt hätten ſie Beide die Nacht auf der Straße bleiben müſſen. Nach einer Pauſe von mehrern Minuten nahm der Danziger das Wort und ſagte zu ſeinem Gaſtfreunde, dem Leipziger: „Für heute, denk' ich, haben wir Plaiſir genug gehabt. Es muß auch ſchon ſpät ſein; denn ich weiß nicht, wie es zugeht, aber meine Füße fangen mir an ordentlich müde zu werden! Ich wollte, ich wäre zu Hauſe! Sie können dieſe Nacht bei mir ſchlafen. Ich bin darauf eingerichtet. Auch beläſtigen Sie Niemand; wie Sie wiſſen, bin ich unverheirathet!" Der Leipziger, als Fremder, der ſo ſpät nicht wußte, wo er hin ſollte, mußte ſich dieſen Vorſchlag wol gefallen laſſen. Indem ſie aber einander durch die Straßen ſo Arm in Arm führten, glaubte derſelbe zu bemerken, daß er, obwol dem Anſchein nach der Schwächere, doch dermalen ſeinem weit ſtärkern Gefährten mitunter zum Halt dienen mußte. Was ihn zuerſt auf dieſe Vermuthung brachte, war der etwas ungewiſſe Gang deſſelben. — Es gehörte an, dem nächtlichen Pflaſter wahrlich die ganze Zierlichkeit eines jungen Leipzigers im Schritte und Tritte dazu, um ſich bei ſo ſtarken Schwankungen, wie ſie mitunter vorfielen, im gehörigen Gleichgewicht zu erhalten. Ihr Weg führte Beide am Waſſer die Lange Brücke herunter, beim Grünen Thore vorbei, wo der Transport, eben der Nähe dieſes Elementes wegen, immer gefahrvoller und bedenklicher wurde. Der Leipziger ſchöpfte erſt wieder Athem, als ſie vom Ufer des Fluſſes hinweg waren, und der Wächter ſie zum Heiligengeiſtthor, da es eben zwölf Uhr brummte, glücklich hereinließ. So gelangten ſie denn endlich, und nach vielen Umwegen, in die Straße, worin Herr Leonhard wohnte, wiewol es auch hier noch eine Weile dauerte, bis er das rechte Haus in derſelben und die rechte Thür, worin ſein Schlüſſel paßte, unter den übrigen herausfand, weil alle

Häuſer, wie er verſicherte, mit ihm zu der Runde herumgingen. Endlich öffnete ſich eine Wohnung; Herr Leonhard ging herein und vermochte ſeinen Gefährten, daß er ſo lange unten am Eingange der Treppe ſtehen bleiben und warten ſollte, bis er ein Licht von oben herunterbrächte. Ich bemerke, daß ein vornehmer danziger Schneidermeiſter mit ſeiner Familie, ſeinen Geſellen und Lehrburſchen das mittelſte Stockwerk ſeit kurzem bezogen hatte und daſelbſt zur Miethe wohnte. Herr Leonhard hatte ſeinerſeits das Dachzimmer inne. So ſchwer auch ſeine Füße ſein mochten, half er ſich doch, ſobald er erſt das gewohnte Seitengeländer wieder in der Hand hielt, glücklich die Treppe herauf. Gott weiß aber, wie es zuging, ſobald er oben war, vergaß er von Stund an, was unten mit ſeinem Gaſtfreunde vorging. Anſtatt Licht anzuſchlagen, warf er ſich vielmehr, um auszuruhen, auf ſein Bett, und verfiel noch denſelben Augenblick in einen ſo tiefen und unerwecklichen Schlaf, als ob er in Jahr und Tag nicht wieder aufwachen wollte. Indeß wartete ſein Gaſtfreund unten im Hausraum etwas ungeduldig auf ſeine Wiederkunft. Endlich fing ihm die Zeit denn doch an lang zu werden, und er ſuchte im Finſtern ſo lange hin und her, bis er ebenfalls den Meſſingknopf und die eiſernen Stangen vom Geländer der Treppe mit ſeinen Händen glücklich ertaſtete. Wenn aber dieſer ganze Tag reich an Unfällen aller Art für ihn geweſen war, ſo ſollte der Schluß deſſelben, wie es ſchien, nicht günſtiger ausfallen. Beim Heraufgehen nämlich verirrte ſich der junge Fremdling von ſeinem Wege rechts, und kam ganz ungefähr in eine Schlafkammer, wo ſieben Schneidergeſellen und zwei Lehrburſchen von den Strapatzen ihres ſonntägigen Müßigganges ausruhten, und ſich zu den nahe bevorſtehenden Freuden des Blauen Montags gehörig vorbereiteten. Sein leiſes, mehrmals wiederholtes Pſt! ſein noch leiſeres Auftreten, weil er, um Niemand zu wecken, beſtändig auf den Zehen ſchlich, verbunden mit dem heimlichen, kaum hörbaren Zuruf: „Sind Sie da?“ war Schuld daran, daß ein junger, aus dem erſten Schlaf erweckter Schneiderburſche mit gleichen Füßen aus dem Bette ſprang, ſich kerzengerade an die Wand ſtellte und zitternd und bebend ſo lange „Hülfe! Hülfe! Diebe! Diebe!“ rief, bis im ganzen Hauſe Alles davon wach und munter wurde. Sogar bis in

das oberſte Stockwerk und in des Ohr unſers ſonſt über alle Maßen verſchlafenen Weichſelgeſellen dringt dies allgemeine Zetergeſchrei; denn wo erſt ein Schneider ſchreit, pflegen die Uebrigen nicht leicht ſtille zu bleiben. Aufgeweckt davon, ernüchtert ſich Herr Leonhard und greift alſobald nach ſeinem ſpaniſchen Rohr mit dem ſilbernen Knopfe, das, bei Tage viel beſchäftigt, nur des Nachts zuweilen unthätig an ſeiner Seite lag. Es war daſſelbe, womit er in den Wochentagen die Polaken ſo nachdrücklich zu bedienen pflegte. Er nimmt es, fliegt wie ein Vogel, oder vielmehr wie ein ſtreitluſtiger polniſcher Adler die Treppe herunter. Hier zeigt ihm die Menge der verſammelten Schneidergeſellen kaum den Dieb, den ſie in eine Ecke des Hauſes ſo hereingedrängt und ſo ſcharf umlagert hatten, daß an kein Entkommen für den Unglücklichen zu denken war, ſo faßte er denſelben, ohne ſich durch irgend eine von jenen homeriſchen Fragen: „Woher des Landes? Wer biſt du?“ oder: „Wohin gehſt du?“ lange bei der Vorrede aufzuhalten, kräftig beim Kragen, und führt ihn ſodann unter äußerſt unſanften Beweiſen ſeiner gaſtfreundlichen Geſinnung die Stiege herunter, zum Hauſe, zum Thor und auf die Straße hinaus. — Wie er dies Heldenſtück vollbracht — und es gehörten für eine Rieſenſtärke, wie die ſeinige, nur ſehr wenige Minuten dazu — wandelte ihn eine kleine Neugierde an, was wol indeſſen aus ſeinem Gaſtfreunde geworden ſei. Er vermuthete nicht anders, als daß derſelbe in der Dachkammer, wohin er ihn gebracht zu haben glaubte, ruhig ſchlafen müſſe. Demzufolge ging er mit einem Lichte herauf und ſah nach. Aber ſiehe da! als er in den Verſchlag trat, fand er nichts als eine leere Stätte, und das Bett ſtand völlig unberührt von geſtern noch da. Herr Leonhard wunderte ſich deshalb nicht wenig und ſchüttelte einmal über das andere den Kopf. Als er aber ſah, daß ſein Gaſtfreund weder oben noch unten zu finden war, ſo kam er auf die Vermuthung, daß er denſelben etwa beim Nachhauſegehen von Götzens am vorſtädtiſchen Graben, auf der Straße oder über die Brücke verloren haben möchte. „Morgen“, dachte er, „wird er ſich ſchon wieder einſtellen“, und begab ſich zur Ruhe, ohne ſich dieſen Vorfall weiter zu Herzen zu nehmen. Dieſe Hoffnung aber ſchlug fehl. Der junge Leipziger fühlte ſich von den

außerordentlichen Vergnügungen des vergangenen Tages so an allen Gliedern zerschlagen, daß er nur wenig Lust in sich verspürte, sein Vergnügen noch weiter an diesem Orte fortzusetzen. Als daher des andern Morgens ein günstiger Wind aufstieg, segelte er mit dem Frühesten auf einem französischen Schiffe, das soeben in der Rhede vor Anker lag, ohne irgend einen weitern Gebrauch von seinen Adressen zu machen, direct von Danzig nach Bordeaux ab.

87. Der kleine Poppendorfer, oder Recept wider den geistlichen Hochmuth.

Im Jahre 1822, im Sommer, kam ein armer Hutmann zu mir, aus einem Dorfe, was Poppendorf heißt, und über Jena heraus liegt. Dieser brachte einen kleinen Dorfjunker mit, der, wunderlich genug, sein eigener Sohn war. Der Bursche wollte durchaus der Schule folgen. Er war klein und ganz unansehnlich von Gestalt, wie sein Vater auch. Ich prüfte den kleinen Candidaten, fand aber, daß seine Schulkenntnisse noch sehr gering waren. Da er kaum zwölf Jahre zählte, und übrigens ein gutes Schullob hatte, so bestellte ich ihn das folgende Jahr wieder. Er sollte indeß in der Singekunst, im Lesen und Schreiben, besonders auch im Clavierspielen, fleißige Uebungen machen. So gab ich ihm auch einige der schönsten geistlichen Lieder auf, die er auswendig lernen und künftighin hersagen sollte. Im Sommer 1823 erschien der Vater aufs neue mit dem Knaben. Ein Lehrer der Anstalt prüfte ihn sorgfältig in den von ihm nun angeblich aufs vollständigste erworbenen Kenntnissen; er bestand indeß abermals höchst mittelmäßig. Als ich den Vater mit diesem Ergebniß bekannt machte, erleichterte derselbe sein Herz und meinte: „Er glaube es wol, daß dem Dinge so sei; doch müsse ich ihm die Schuld davon nicht beimessen. Dem Jungen sitze nun einmal der geistliche Hochmuth im Kopf und er dünke sich bereits so vornehm, wie ein Pfarrer. So, zum Beispiel, wenn ein liebes Wetter am Himmel stände, so könne ihn kein Mensch dahin bringen, daß er die Peitsche

in die Hand nehme und Küh' und Schafe mit eintreibe. Er behaupte ſteif und feſt, das laufe durchaus wider ſeinen künftigen Stand; deshalb ihn denn die andern Jungen im Dorfe, weil er ſich zu allen Landarbeiten ſo ungeſchickt anſtelle, nur ſpottweiſe den kleinen Herrn Pfarrer von Poppendorf zu nennen pflegten. Die Leute auf dem Lande ſeien nun einmal ſo. Wenn ſie ſähen, daß ein Junge halbweg ein paar Buchſtaben malen könnte, ſo glaubten ſie auch gleich, daß etwas ganz Außerordentliches dahinter ſtäcke." Wie ich dies aus dem Munde des Vaters hörte, ließ ich den kleinen Poppendorfer näher kommen und fragte ihn: Ob Poppendorf eine Stadt oder ein Dorf wäre? — Er gab mir zur Antwort: „Ein Dorf!" — „So wundert mich, daß du erſt nach Weimar kommen mußteſt, um hier zu lernen, was eine Kuh ſei. Oder weiß du etwa ſchon, was wir dieſen edeln Kühen zu verdanken haben? Es ſcheint mir nicht ſo. Um auf etwas Anderes zu kommen, ſage mir doch: Wenn eine fromme Magd früh Morgens aufſteht, mit ihrem Korb und ihrer Sichel auf die grüne Wieſe geht und das feuchte Gras abmäht, nicht wahr, das rauſcht?" — „Ja!" — „Und wenn ein reicher Langſchläfer den ſchönen Morgen hinter ſeidenen Vorhängen verſchläft, nicht wahr, das rauſcht auch?" — „Ja!" — „Und welches Rauſchen glaubſt du wol, mein Sohn, daß es Gott dem Herrn angenehmer zu hören ſei: das Rauſchen der Sichel in feuchtem Graſe, die von den Händen einer frommen Magd geführt wird, oder das Rauſchen der ſeidenen Vorhänge am Bette des Müßiggängers?" — „Das Rauſchen der Sichel!" — „Gut! Aber warum wohl?" — Hier ſtanden die Gedanken des kleinen Poppendorfers am Berge und konnten, wie es ſchien, nicht weiter. „Ich will dir helfen, mein Sohn. Wenn jene ſeidenen Vorhänge auch zehn oder zwölf Jahre rauſchen: was wird daraus?" — „Nichts!" — „Wenn aber jene Sichel, von der Morgenröthe beglänzt, ſechs oder ſieben Jahre rauſcht und der Korb mit Klee fleißig und treu von der Wieſe in den Stall wandert, was wird wol aus den kleinen Kälbern und Jährlingen, die ihr blumiges Futter aus dem Korbe der frommen Magd geduldig erwarten und ihr dankbar die Hände lecken?" — „Große, ſchöne, geſunde Kühe!" — „Und dieſe füllen die Vorrathskammern mit Milch, Butter und Käſe, und die Kinder gedeihen, ſind fröhlich und

bekommen rothe Backen, und die Heerden springen auf der grünen Weide, dem Herrn zum Lobe, der sie und uns Alle erschaffen hat, und die jener frommen Magd, als eines Werkzeugs zu ihrer Erhaltung, keineswegs entbehren können. Wie, Junge? Und ein so edles Thier, dem wir so Vieles zu verdanken haben, willst du, wenn ein liebes Wetter am Himmel steht, nicht eintreiben helfen? Da wissen meine Jungen in der Stadt wahrlich besser Bescheid, was es mit der edeln Beschäftigung eines Landmannes für eine höhere Bewandtniß hat. Auf, ihr Burschе! Stimmt einmal, daß der Poppendorfer es hört und sich seines Hochmuths schäme, unser altes, schönes Lied, zum Lobe des Landlebens, an!" — Die Kinder sangen:

Was kann schöner sein,
Was kann edler sein,
Als von Hirten abzustammen?
Da zu alter Zeit
Arme Hirtenleut'
Selbst zu Königswürden kamen.
Moses war ein Hirt, mit Freuden;
Joseph mußt' in Sichem weiden;
Ja, der Abraham
Und der David kam
Von der Heerd' und grünen Weiden.

Sieh', der Herr der Welt
Kömmt vom Himmelszelt,
Um bei Hirten einzukehren.
Laßt uns jederzeit
Arme Hirtenleut'
Halten drum in großen Ehren!
Die auf Seid' und Geld sich legen,
Sollen billig dies erwägen,
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht verachtet,
Und in Krippen dagelegen. —

Hast es verstanden, Poppendorfer? Wer war Moses? ein Mann Gottes; und David? auch ein Mann Gottes, der Psalmen machte, die wir noch jetzt in allen unsern Schulen auswendig lernen. Du siehst mir eben nicht danach aus, als ob du je ein David werden, oder Lieder und Psalmen dichten würdest; und doch schämst du dich in Weit-

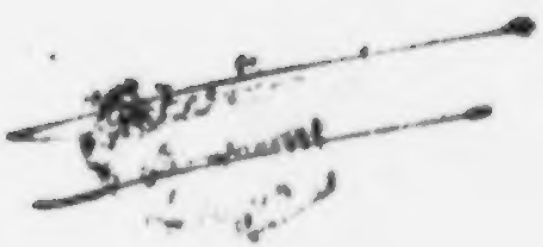
dingen zu thun, was jene zwei Männer Gottes unbedenklich thaten; denn Moſes hütete vierzig Jahre die Heerde Jethro's, und David beſorgte die Hut ſeines Vaters, als ſeine Brüder mit Saul im Lager wider die Philiſter ſtanden. Geh'! Geh'! du biſt ſo einfältig von Natur, daß du nicht einmal weißt, was es mit einer frommen Magd und einer irdiſchen Heerde auf ſich hat: wie ſollte Chriſtus, der Herr des Himmels, dir ſeine Schafe anvertrauen oder dich zu ſeinem Knechte annehmen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausbüchlein

für das Volk und seine Freunde.

II.



Hausbüchlein

für

das Volk und seine Freunde.

Eine Sammlung von Erzählungen, Märchen

und

Schilderungen aus dem Leben des Volks.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

Mit einer Einleitung über die volksthümliche Literatur in Deutschland.

Zweiter Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.

1852.

Sächsische
Landesbibliothek
- 1. NOV. 1963
Dresden

Inhalt des zweiten Bandes.

(Vergl. die Bemerkung vor dem Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.)

Seite

Ischokke (Heinrich), geb. 1791, geſt. 1849.

1. Der Aetti und Großätti. (Des Schweizerboten Spruch und Schwank.) 1
2. Sendſchreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfer Paxpelpys. (Ebend.) 1
3. Aus dem Briefe der Genovefa Dukel. (Ebend.) 3
4. Die Windmühle. (Ebend.) 5
5. Die Ueberſchwemmung. (Ebend.) 5
6. Die Feuersbrunſt. (Ebend.) 6
7. Was in der Schule vorgeht. (Bruchſtück aus „Das Goldmacherdorf".) 6
8. Elsbeth ſteht in gutem Ruf. (Bruchſtück, ebendaher.) 10
9. Vom Blitzſtrahl im Pfarrhauſe. (Bruchſtück, ebendaher.) 14
10. Die goldenthaler Bettler. (Bruchſtück, ebendaher.) 16

Seite

Gutsmuths (Johann Christoph Friedrich), geb. 1759, gest. 1839.

11. Deutschlands Lage und Grenzen. (Deutsches Land.)... 23
12. Des Alpenlandes Natur und Art. (Ebend.)..... 26

Lenz (Harald Otmar), geb. 1799.

13. Der Buchfink. (Gemeinnützige Naturgeschichte.)..... 28
14. Der Canarienvogel. (Ebend.)..... 31

Schiff (Hermann David), geb. 1800.

15. Der Doctor Alguarara aus Afrika. (Bruchstück aus „Gevatter Tod".)..... 36

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), geb. 1797.

16. Der Bauerngroßvater und die Bauerngroßmutter. (Bruchstück aus „Der Bauernspiegel".)..... 52
17. Wie ein Vater Kinder prellt. (Bruchstück, ebendaher.) 54
18. Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei. (Bruchstück, ebendaher.)..... 59
19. Wie Uli um eine Kuh handelt und fast eine Frau gekriegt hätte. (Bruchstück aus „Uli der Knecht".)..... 69
20. Der Gang auf die Freit. (Bruchstück aus der Erzählung „Wie Christen eine Frau gewann" in den „Erzählungen und Bildern aus der Schweiz".)..... 77
21. Ein berner Frühstück. (Bruchstück aus „Geld und Geist" in „Bilder und Sagen aus der Schweiz".)..... 85
22. Liebiwyl. (Bruchstück, ebendaher.)..... 88
23. Resli. (Bruchstück, ebendaher.)..... 90
24. Sabbathruhe auf einem Bauernhofe. (Bruchstück, ebendaher.)..... 91
25. Die Frau Landvögtin. (Bruchstück aus „Die Armennoth".)..... 92

Immermann (Karl Leberecht), geb. 1796, gest. 1840.

26. Vorbereitungen zur Hochzeit im Oberhofe. (Bruchstück aus „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken".).. 93

Seite

Stöber (Karl).

27. Der Solenhofer Knabe. (Erzählungen.) 102

Weill (Alexander).

28. Hochzeit im Elsaß. (Bruchstück aus „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben".) 108

Rank (Josef).

29. Vom Böhmerwalde. (Bruchstück aus „Aus dem Böhmerwalde".) 112
30. Volk im Böhmerwalde. (Bruchstück, ebendaher.) 114
31. Die Verlobung in Böhmen. (Bruchstück, ebendaher.) .. 116
32. Eine lustige Burschennacht. (Bruchstück, ebendaher.) ... 119
33. Das Schönheits- und Stärketrinken. (Bruchstück, ebendaher.) 122
34. Leichenbrauch. (Bruchstück, ebendaher.) 122

Auerbach (Berthold), geb. 1812.

35. Die feindlichen Brüder. 123
36. Zwei Briefe des Tolpatsch aus Amerika. (Aus den Dorfgeschichten „Der Tolpatsch" und „Ivo".) 133
37. Der neue Lehrer. (Bruchstück aus der Dorfgeschichte „Der Lauterbacher".) 142
38. Die Primiz. (Bruchstück aus der Dorfgeschichte „Ivo, das Hairle".) 145
39. Die Söhne des Schloßbauern. (Aus der Dorfgeschichte „Schloßbauers Vefele".) 152
40. Das Glück durch die Gelbwurst. (Der Gevattersmann.) 153
41. Sonderbare Zahlungsfristen. (Ebend.) 156
42. Garantirt. (Ebend.) 156
43. Accordirt. (Ebend.) 158

Kleine anonyme Stücke aus den münchener „Fliegenden Blättern".

44. Der Vater und seine drei Söhne 158
45. Ein Gespräch vor Gericht 159

Seite
46. Schönſter Traum eines thüringiſchen Bauers 159
47. Das beſcheidene Beichtkind 160

Lentner (J. F.).

48. Gutes Recht 160

Harkort (Friedrich), geb. 1793.

49. Aus dem Jahre 1848 161

Ahlfeld (Friedrich), geb. 1810.

50. Drei muntere Knaben. (Bruchſtück aus „Der Verwalter und ſein Kind".) 168
51. Karl Rothermund, der Müller. (Bruchſtück aus „Des Spielers Gang und Ende".) 171
52. Vater Michael. (Bruchſtück aus „Der Auszieh-vater".) .. 175

Horn (W. O. von).

53. Aus der Schmiede. Eine rheiniſche Dorfgeſchichte. (Geſammelte Erzählungen.) 186
54. Ein Blick ins häusliche Leben. (Bruchſtück, ebendaher.) 208

Glaubrecht (Otto).

55. Der Gallusmarkt. (Bruchſtück aus „Der Kalendermann vom Veitsberg".) 209

Luchs (E. L.).

56. Sparſam im Kleinen und wohlthätig im Großen. (Deutſcher Volksſpiegel.) 212

Hackländer (F. W.).

57. Vergnügen auf der Jagd. (Bilder aus dem Leben.) ... 213

Saß (Friedrich).

58. Ein holſteiniſcher Bauernhof. (Bruchſtück aus „Die rothe Grete", in Pröhle's „Jahrbuch für 1847".) 228

Seite

59. Eine holſteiniſche Milchkammer. (Bruchſtück, ebendaher.) 230

Schücking (Chriſtoph Bernhard Levin).

60. Der Schwingtag. (Bruchſtück aus „Ein Sohn des Volkes".) 231

Aus den „Bildern aus Oeſtreich".

61. Das Kreyſthal. (Bruchſtück.) 232
62. Der betrunkene Schafbeck. (Bruchſtück.) 235

Pröhle (Heinrich).

63. Das Haus einer weiſen Bäuerin. (Aus dem Kaiſerſtaat.) 236
64. Das große Meſſer, mit dem die Arbeit todtgeſtochen wird. (Walddroſſel. Ein Lebensbild.) 240
65. Die Erntewunder. (Ebend.) 241
66. Der Teufel in allerlei Geſtalt. (Aus dem Harze.) 242
67. Untrübern. (Ebend.) 243
68. Die rothe Tempelherrenſtube. (Ebend.) 243

Sommer (Emil).

69. Die Amtmannsfrau aus Helbra. (Sagen.) 244
70. Der Kobold auf der Hochzeit. (Ebend.) 245
71. Die Erbauung von Halle und die Rechte der Halloren. (Ebend.) 246

Bechſtein (Ludwig), geb. 1801.

72. Märchen vom Zornbraten. (Deutſches Märchenbuch.) .. 248
73. Märchen vom Richter und vom Teufel. (Ebend.) 257

Kuhn (A.) und Schwartz (W.).

74. Das Pferdeei. (Norddeutſche Sagen.) 260
75. Von einer Königstochter, die Den heirathen will, welcher ihr etwas erzählt, was ſie nicht glaubt. (Ebend.) .. 261

Seite

Wolf (J. W.).

76. Das allezeit zufriedene Knäbchen. (Deutsche Hausmärchen.) 263

Kohl (J. G.).

77. Die Vermehrung der Viehzucht in Europa. (Bruchstück aus „Skizzen aus Natur- und Völkerleben".) 265

Autorenregister 277

Heinrich Zschokke.

1. Der Aetti und Großätti.

In einem gewissen Schweizerdorfe, es heißt — doch nein, zu bösen Dingen muß man nicht den guten Namen nennen!

Da lebte ein Bauer, der seinen alten Vater ernähren sollte, wie der Vater auch ihn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hatte. Der Bauer hielt seinen Vater aber schlecht, wie es leider oft geschieht, und machte ihm zuletzt ein hölzernes Trögli, um daraus zu essen, wie man den Katzen macht.

Es kam das Kind des Bauern, und sah den Vater das Trögli machen. „Gelt!" sprach das Kind, „wenn ich erst groß bin, Aetti, und du so alt bist, wie der Großätti, dann will ich dir auch ein hölzernes Trögli machen, daraus du essen kannst."

Da schämte sich der Bauer, und ließ seinen alten Vater aus ordentlichem Geschirr speisen, und dachte an den heiligen Spruch: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe, solange du lebest auf Erden.

2. Sendschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfer Pappelpips.

Her Schwaitser Botte.

Ich muß ainmahl wider Rauß, und ihm den Dechst läsen, denn Er bässert Sich nicht, und blaybt allewyl Der alte.

Was gehen Euch doch die neimotischen Korseds der Frauen Ziemer an? Euch zum Druz und alle menner in der Statt, tragen wir jungfern Korseds.

Die Herren Sollen sich doch nicht Soßel ainpülden und glauben, wir tragen vier Sie Korseds. Phütis Gott! Neun, dieß ist vier unß! und wenn wir wieh Bretter aussäen, daß ist vier uns! — Wissen Sie daß, main Herr Schwaitser Bott? — Und wenn sie rächt steif sünd, das ist vier uns: und zwahr von Fischbein und Stahl. Euch rächt zu ärgern möchte ich Mihr ein Korseb beim Gloggengießer in der Ganonen-Güsser-Ei bestehlen. Das wäre nicht. Denn die Herren brauchen nicht Auf unsere Korseds zu säen, sie kennen wo Anders hinluegen.

Abber Poh! wyl ich son Herrn reden thue: Sag mir doch, habd der Herr Abraham Nothnagel schon Geheurathet? — In was für einer Stadd thut er wohnen? — Ich habe eine gute Freindin, die danach fragen thut. Ist er Schon alt, und sith er hipsch aus und wohlgewaren? — Ich habe die Schüchternin Herrn garn.

Unsere Herren hier In der Statt sünd gar groyy und haben kaine Mannir. Wenn Sie in aine Damnen Sothschethät kommen, stehen Sie staif und Stumm, als steggten Sie som Kobf zum fus im Korrset; und wenn Sie lustig sain wolen, werden sie ausverschämt.

Ja, ich Sage ihm, Herr Schwaitserbott, rächt ausverschämt Ist er. Sitz Er still und laß er unsre Corseds in Ruh. Und wenn sie ihm nicht Gefallen, So behalb er das. Ihr kennt Uns doch nicht alle heuraben. Und wenn wier krangg werden son Schnüren: so thuts Ihn nicht weh und sieht doch artig aus. Mein Fetter, der Her Gloggengüsser weis besser, was schön ist. Er hab gesagt, ich hätte seitdem aine Talge wie aine 4 Pfinder Ganone; und man sizzt dabey rächt Grade, wie aine Dame. Und daß ißt die mode.

Waißt du mihr nicht zu sagen, lieber Bott, ob Herr Abraham Nothnagel, der dihr for ainen Jare klagte, er kenne nicht zum Hei-Rathen kommen, weil Er gar zu furchtsam isst, und dessentwegen fiel Ungligg hatte, schon gefreit hat. Er dauerd mich von Herzen. Wenn Er noch nicht 50 isst, so solt er den Mutt nicht ferliren. Denn Herr X** in Unsrer Stad ist Schon 62, und had doch for 3 Wochen noch aine Dochter geheiradet, ein Pures kind von 21 Jahren. Ich Waiß nicht was sich die junkfer eingebildet hat: aber Her X**

gebt gezt immer an mainem Fennſter forbei, und will mihr den Hoff machen. Ich Seh ihn aber nicht mehr an.

Ich hoffe demnach, Ihr wärdet aich in zuggunfft beſſern, Herr Botte, und aich nicht mehr über unſere neuen Metten moggiren, ſonſt wird es dich gereien. Ich habe groß Mächtige Konnefantzen, und denk Er an mich, ich habe nicht aus ainer hohlen Nuß geſiſſen. Ich ghere auch zu ainer Gelehrtenfamilche, und bin auf einer Läſegeſällſchaft appunirt, und meines Bruders Frauen Stiefſchweſter Schwäher älteſter Son ſitzt im Großen Rad, und kanns aich auch geben, und ihr ſelb an Mich gedenken.

Abberpoh! Vom Denken! Wenn der Nothnagel nach Mihr fragen thun ſolte, ſo Sag du ihm, lieber Schweitſer botte, ich bin dermahlen noch Junkfer und ledig; und zwahr noch blutjunck, erſt ſeid dem 1. Abrill 1784, zwei und zwantſig jar Alt, und wenn er an mich ſchraiben will, bin ich ſehr Hochgeehrt. Ich ſchraibe, wie die du weißt, Einen artigen Stiel.

Dero ergäbene Dienerin

Pappelpipe.

Nachſchrift: Noch ains. Ich laſſe den Herrn Nothnagel grüzzen, Ihr miſſet aber nicht ſagen, daß es von Mihr chömmt.

Dero Ergäbene Dienerin.

---

3. Aus dem Briefe der Genovefa Dudel.

— — — Als ich meinen Mann, Gott hab' ihn ſelig, bekam, da waren noch goldene Zeiten, da galt noch Treu und Redlichkeit, da gab es noch keine Atheiſten und Spötter, und die jungen Töchter ſaßen fein ſäuberlich, ſtumm und ſteif da, und ſchielten nicht den jungen Herren nach, und das Pfund Kaffee koſtete nur fünf Batzen. — Fünf Batzen, ſag' ich euch, fünf Batzen!

Mein lieber Mann wußte, daß ich den Kaffee lieb hatte, wiewol ich mich ſonſt nicht an zeitliche Dinge hänge; und als er mir den Ring ſchickte, da ich Hochzeiterin war, ſchickte er mir einen ganzen Centner Kaffee in die Haushaltung. Ich

dachte, ich wollte vor Wonne vergehen. Dafür erlaubte ich ihm den ersten Kuß. Ich weiß noch, und es ist mir wie heut, ich hatte einen neuen zitzenen Rock an, mit prächtigen großen Blumen, den ich noch zum Andenken aufbewahre, und mein Hochzeiter kam in einem himmelblauen Rock mit Perlmutterknöpfen, gestickter Weste, violetten Hosen und schwarzen seidenen Strümpfen. Ich vergeß' es mein Lebtage nicht. Er war wie ein Engel. Aber ich sagte es ihm nicht; ich war 29 Jahr alt und noch blutjung.

Heut zu Tage aber sagen die Töchter Alles, was sie denken, und schämen sich nicht, schon als unmündige Töchter von 17, 18, 19 Jahren an Hochzeit zu denken; und Alles will die neue Mode mitmachen, wie man an der Frau Zunftmeisterin Besenpfriem sieht, die schon wieder ein neues Kleid und sogar einen Zephir am Halse trägt, daß sie Wunder meint, wer sie sei? — Ich aber weiche ihr keinen Strohhalm breit. Man weiß ja wohl, wo es ihr Mann her hat, und unrecht Gut gedeihet nicht; Hoffahrt kommt vor dem Fall.

Dann fing der Kaffee an zu steigen, sechs, sieben, acht bis neun Batzen und so weiter; ich dachte die Welt würde einfallen. Und je theurer der Kaffee ward, je wohlfeiler ward Zucht und Ehrbarkeit und Religion. Denn das ist als gewiß anzunehmen, daß das Steigen des Kaffees ein Zeichen vom Fallen der alten Treue und Redlichkeit ist. Jetzt kostet er dreißig Batzen; wie verderbt müssen die Menschenkinder sein! — Ich möchte Blut weinen darüber, denn wir, ich und meine Frau Basen, sind sonst alle Tage auf eine Tasse Kaffee zusammengekommen, um uns mit einander zu erbauen und über die böse Welt zu wehklagen — wie soll das künftig werden?

Darum, Herr Schweizerbote, rufet, schreiet, prediget, ermahnet von allen Dächern herab, daß sich die Welt bessere und von ihrem verkehrten Wesen zurückkomme, auf daß — ach! die Wehmuth hindert mich am Schreiben! — der Kaffee wieder wohlfeil werde.

Eure wohlgeneigte Gönnerin und vielgetreue Leserin
Genovefa Dudel, verwitwete Pudel.

4. Die Windmühle.

Ein Reisender hatte gesehen, wie man in andern Ländern, wo man nicht Wasser genug hat, hölzerne Mühlen baut, deren Flügel man immer dem Strome des Windes entgegenrichtet, indem man die Mühle umdreht.

Als er nun heimkam und bemerkte, wie der Wind von Sonnenaufgang wehte, sprach er: „Ich will klüger sein, als die Leute in der Fremde, die nur mit schlechtem Holze bauen.“ Also errichtete er ein großes, festes Mühlhaus und baute die Windflügel fest gegen Sonnenaufgang. Aber nach einigen Tagen änderte die Luft, und der Wind kam vom Abend her. Da half ihm sein schönes Haus nichts, und er konnte nicht mehr mahlen und mußte Hunger leiden.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es solle Keiner darauf bauen, von wannen heute der Wind kommt.

5. Die Ueberschwemmung.

Ein Erdbeben hatte viele Quellen verstopft und den Lauf des Stromes verändert; dadurch verlor ein Landmann das Wasser in seinem Bache, der vormals eine Mühle trieb und jetzt noch kaum die Wiesen netzte.

Als sich aber nach einigen Jahren begab, daß Wolkenbrüche in der Nachbarschaft Alles überschwemmten, wodurch Menschen, Saatfelder, Heerden und Hütten umkamen, hatte der Bach wieder so viel Wasser, daß er die Mühle treiben konnte, wie vor Alters. Da freute sich der Landmann. Aber die Gewässer verliefen sich nach wenigen Tagen; da war der Landmann von Herzen traurig. Und er bat inbrünstig den Herrn des Himmels: „Ueberschwemme die Welt, damit meine Mühle wieder gehe.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie mancher Mensch übel betet, der nur an seine eigene Mühle denkt.

6. Die Feuersbrunst.

In einem Hause brach Feuer aus. Da traten die Leute zusammen und beriethen und zankten miteinander, auf welche Weise die Feuersbrunst am geschwindesten zu löschen sei? Während sie voller Zorn miteinander rauften, brannte das schöne Haus nieder.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, That sei in Gefahr besser als Rath.

7. Was in der Schule vorgeht.

Es ging ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sei erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran trieben, um in die Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gerne mit dem Schulgehen zu thun hat; das sei wider die Natur. Desgleichen sei den ganzen Tag in dem Schulhause Todtenstille, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singestunden töne es nur wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ägerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angehalten würden, dazu sie schon die verdächtigen Zeichen malen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräthe in der Stadt. Und weil in der That Niemand wußte und begriff, was der Oswald treibe, ward zur Abhülfe der Beschwerden eine Commission abgeordnet, die aus zween Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer bestand. Diese traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und sagten, was ihr Auftrag sei, und er solle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder alle einzeln ankamen, war auch in armen und zerrissenen Kleidern ihre Sauberkeit und Ordnung lieblich zu schauen, und wie sie alle erst zum Schulmeister gingen, ihm die Hand küßten, dann sich still zu ihren Sitzen begaben, wo sie fröhlich miteinander flüsterten und auf die Fremden schauten. Es waren der Kinder in Allem fünfundfünfzig: die Knaben saßen auf der einen, die Mägdlein auf der andern Seite.

Nachdem sie Alle versammelt waren, sprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, lasset uns vor allen Dingen vor dem allgegenwärtigen, lieben Gott, unserm Vater, uns demüthigen, und ihm unsere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen.“ Und wie er dies sprach, falteten alle fünfundfunfzig Kinder ihre Händlein und sanken auf die Knie, still vor sich zur Erde schauend. Auch Oswald kniete nieder, und der Herr Pfarrer auch und die Rathsherren aus der Stadt, da sie Alles sich demüthigen sahen vor dem ewigen Gott, folgten dem Beispiel Aller und knieten auch. Dann las der Schulmeister ein schönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhle lag. Es war so verständlich abgefaßt, daß es auch dem Verstande des kleinen, sechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Rathsherren so tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann standen Alle auf, und die Aeltesten der Schule, indem sie auf eine mit Noten und Worten beschriebene schwarze Tafel sahen, sangen mit sanfter Stimme vierstimmig ein schönes Morgenlied. Die Kleinen sumseten den Gesang für sich ganz leise nach. Darauf lasen die bessern Leser aus einem Buche, abwechselnd, einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgesprochen, dann das Buch geschlossen, und erst von der ganzen Schule, dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergesagt.

Nach diesem wandten sich die Kinder in vier Haufen nach vier verschiedenen Seiten vor ebenso viele schwarze Tafeln, auf welchen theils lateinische, theils deutsche Buchstaben, theils Sylben, theils ganze Zeilen in großer Vorschrift geschrieben zu sehen waren. Alle schrieben und malten auf

Rechnentafeln oder mit Tinte und Feder die Vorschriften nach. Oswald ging von Kind zu Kind, belobte das eine, belehrte das andere, ließ das dritte Feder und Griffel besser halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde theilten sich die Kinder wieder in vier Haufen, und man sah statt eines Schulmeisters vier Schulmeister. Denn Die, welche am besten lesen konnten, stellten auf den schwarzen Tafeln gedruckte lateinische oder deutsche Buchstaben einzeln oder in Sylben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchstaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann sah Oswald nach, ob Alles recht gemacht sei; und jeder der kleinen Schulmeister ließ seinen Haufen die Buchstaben, die Sylben, die Wörter und Sätze sprechen mit halblauter Stimme. Keiner störte den Andern. Oswald's Auge und Ohr war bei Allen, und mit leiser Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde vertheilten sich die Haufen, und statt der Buchstaben kamen Zahlen und Rechnenexempel auf die schwarzen Tafeln, und neun Lehrmeister und Lehrmeisterinnen dazu; und die Einen sprachen Zahlen zusammen, die Andern addirten, die Dritten subtrahirten, die Vierten sprachen das Einmaleins, und so weiter. Den besten Rechnern gab Oswald geschriebene Exempel, die rechneten für sich. Am Ende sagte Jeder an, was er herausgebracht. Oswald sah in einem Büchlein nach, worin die aufgelöseten Exempel standen, und sagte auf der Stelle, ob recht oder falsch.

Gar bewunderungswürdig war die Stille, die Ordnung, die Lernbegierde Aller. So Etwas hatten die Rathsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Als nun so der Morgen vollbracht war, begaben sich die Kinder, den Schulmeister und die Fremden grüßend, hinweg. Draußen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und Nachmittags sah man in der Schule die Kinder wieder vor den schwarzen Tafeln. Da zeichneten sie künstliche Figuren von geraden und krummen Linien auf ihren Rechnentafeln und Papieren, Einige sogar schon Umrisse von Blumen und wunderbaren Gefäßen. Dies gethan, lasen die besten Leser und Leserinnen abwechselnd allen Kindern aus

einem Buche luſtige und lehrreiche Geſchichten und Geſpräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder ſehen ſollen, über alles Das, was ſie hörten. Dann befahl Oswald Denen, die am beſten ſchreiben konnten, die angeführte Geſchichte zu Hauſe aufzuſchreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtſchreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Lobſpruch die Namen Derer, die an dieſem Tage ihre Sache am beſten gethan. Und weil derſelben ſechs waren, machte er Allen die Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erſchreckliche Geſchichte von einem Manne, der in der ſtrengen Winterkälte auf der Landſtraße ſchläfrig geworden und erfroren ſei, und daß man ihn todt in ein Dorf gebracht, und wie unwiſſende Bauern ihn haben ſogleich in eine warme Stube legen und aufthauen wollen. Aber ein geſchickter Arzt ſei gekommen, habe den Erfrorenen entkleidet und bis an die Naſe in Schnee vergraben: nachher ſogar in eiskaltes Waſſer gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Betten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wollentüchern ſtark gerieben, bis der Todtgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald Alles.

So war der Schultag zu Ende.

So und auf andere Weiſe unterrichtete Oswald die Schulkinder; alle Tage hatte er ihnen etwas Neues. Die Rathsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobſprüche und nannten ihn den vortrefflichſten Schulmeiſter im Lande. Das konnten die Bauern in Goldenthal nicht begreifen, und ſprachen untereinander: „Was will's doch der Oswald beſſer verſtehen als die alten Schulmeiſter, die wir in unſerer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es ſelbſt dem Pfarrer und den Rathsherren angethan. Ganz richtig iſt es mit ihm nicht."

---

8. Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn die jungen Leute des Dorfes der Elsbeth (Oswald's Frau) begegneten, die da blühte, wie eine Rose, schlug Keiner vor ihr ein Kreuz, sondern Jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag; und wenn sie vorbei war, blieb wol Mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber verwunderten. Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werktags, Morgens oder Abends, sie war immer, als wollte sie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze, auf dem Felde und im Garten; sie ging in den Stall und besorgte Kuh und Schwein; sie trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war sie allezeit sauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch schon heren!" sagte die Löwenwirthin, indem sie eine Prise Schnupftabak nahm und sich die Nase mit dem Aermel wischte.

„Ja wohl!" sagten die jungen Leute alle: „die kann es. Wenn Elsbeth nicht schon verheirathet wäre, so würde sie uns Allen das Herz aus dem Leibe heren, so schön ist sie!"

Und die verheiratheten Männer im Dorfe verfuhren oft gar grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß sie nicht auch so schön geblieben wären, wie die Schulmeisterin. Dann heulten die Weiber, und fluchten und schworen, und zerkratzten ihren Männern das Gesicht mit den langgewachsenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, die Elsbeth's Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und sprachen: „Du bist nun schon Jahr und Tag eine Frau, und bist so hübsch, wie eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müssen dich beneiden. O Elsbeth, sage uns an, wie du das machest. Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind und den jungen Burschen gefallen wollen, schmücken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirne glänzt an der Sonne, und ihr Haar ist wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, so denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen, sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein wurden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel handire. Dann muß gespart werden, der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr wie als Tochter in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt, beschmiert und schadhaft; das Ausbessern kostet zu viel Geld, und Selbstmachen hat Keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflat entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne gleichgültig oder zum Ekel, und dann kommt der Unfriede ins Haus, sobald die Frau mit Löchern in den Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wol Recht!"

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr auf mich selber zu halten als zuvor, und nie vor seinen Augen zu erscheinen, als gewaschen und zierlich, allezeit mit unbeflecktem Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in Acht, und in meinem Stall und in Küche und Keller mußte es mir so sauber sein als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider immer wie neu, und ich selber blieb darinne meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich auch das sauberste Gewand; woher ein neues anschaffen, wenn der Mann kein Geld gibt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern als Andere; denn ich bessere sogleich selber mit

wenigen Nadelſtichen das kleinſte Loch aus, damit es nicht größer werde. So koſtet es nichts als Faden und Zwirn. Andere aber tragen ihr Zeug, bis es alt iſt, und laſſen daran, was ſchadhaft iſt; dann wird aus dem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird Alles zu Fetzen, und man muß ein neues Gewand kaufen, während ich immerfort mein altes trage und damit viel Geld erſpare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verſchwenden viel Geld, und gehen doch wie aus dem Koth gezogen."

Als Elsbeth ſolche Worte redete, wurden die beiden Mädchen roth und fingen an zu weinen, und ſprachen: „Wir haben nicht ſo ſauber nähen und flicken gelernt wie du. Das wird uns viel Schaden im Hauſe bringen, und wir ſehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen gingen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Geſpräch mit den Freundinnen, und ſagte: ſie wolle Beiden Nähen und Flicken lehren, denn es erbarme ſie, wenn die Mädchen ſollten unglücklich werden.

Oswald drückte ſeine gute Frau an ſein Herz und ſprach: „Damit wirſt du dir einen Segen Gottes verdienen und ſelber ein Segen dieſes Hauſes werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, ſondern Alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber nicht die rechte Hausfrauenkunſt verſtehen. Sie verſtehen nicht, ihre Gärten mit allerlei geſundem Gemüſe zu bepflanzen, damit ſie Abwechslung in den Speiſen haben, was die Geſundheit befördert. Sie verſtehen nicht, ihre Speiſen in der Küche gut zu kochen und ſie mit Wenigem ſchmackhaft zu machen. Wollen ſie einmal gut kochen, thun ſie viel Speck und Fett und Schmalz und Oel an, das koſtet viel, und wird doch nichts Rechtes, ſondern ein ungeſundes Eſſen. Die ſchlechte Nahrung ſetzt ſchlechtes Blut ab und böſe Säfte. Davon kommen Krankheiten, die koſten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten ſchlecht. — Ebenſo iſt es mit den Kleidern. In den Dörfern ſind wol Näherinnen, aber weil ſie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten ſie ſich wohl, Andere anzuweiſen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Aermeln und Strüm-

pfen, oder so grob geflickt, daß das Geflickte ärger dasteht als das Zerrissene. Immer muß bald wieder Neues angeschafft werden; das kostet viel Geld und macht arm. Es ist wol himmelschreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigstens eine brave, verständige Frau ist, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Amtmannsfrau oder eine Müllerin, oder Eine, die das Kochen und Gärtnern, das Nähen und Flicken versteht und unentgeltlich die Bauerntöchter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten und viel frohe, glückselige Ehen machen. — Elsbeth, geh, verdiene dir ein großes Gotteslohn!"

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges fein, gleichmäßige Stiche zu machen, abgeriebene oder schadhafte Stellen der Kleider oder Risse in denselben so säuberlich zu nähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; ebenso Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn Alles hatte seinen Platz; und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an seinen Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen könne zu schmackhafter Nahrung. Und sie führte sie in die Küche und lehrte sie die Speisen sauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch Alles sehr angenehm, nahrhaft und gesund ward. Zuweilen wurde sogar ein Braten gemacht und kostete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geschwindigkeit allerlei Suppen bereiten und das Fleisch auf allerlei Weise zurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gewächs einmachen.

Die beiden Mädchen wunderten sich sehr, denn sie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie gesehen, und freuten sich, wenn sie Hochzeit gehabt hätten, wie sie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr kostete als sonst.

Da sie nun andern Mädchen sagten, was sie bei der Schulmeisterin Alles erfahren und lernten, und wie sie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eins um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. — Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswald's Frau hatte wol anfangs dabei etwas Mühe, hintennach aber befand sie sich gar wohl dabei. Denn nun hatte sie viel Hülfe im Garten und Stall, und Andere mußten für sie zuweilen kochen, und Andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon folgendes Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sei. Und eine Nachbarin schaute der andern über den Hag, und sah, was sie pflanze oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Samen. Dennoch, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauerweiber vom Ueberfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Dies machte Allen große Freude, nur Denen nicht, die es nicht so halten. Die gingen dann auch zur Elsbeth und fragten um Dies und Das. Und Elsbeth gab guten Rath und theilte Alles mit, was sie wußte und, seitdem sie unterrichtete, noch selber mehr gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht so kostbar, zumal jungen Weibern.

---

9. Vom Blitzstrahl im Pfarrhause.

Zu dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner

rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos waren, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereueten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder, wie vorher.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz ins Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus; doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte auch Niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte, und der alte Herr Pfarrer war vom Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung, und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück Schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können: jetzt ist das verboten. Die großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück!“ — So sprachen die Goldenthaler.

Oswald aber sagte: „Wie denket ihr doch in eurem Herzen so thöricht, und sprechet mit eurem Munde so lästerlich! die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauses gezogen, sondern der metallene Knopf mit der eisernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Wetter oder dem Metalle auf Erden nachzugehen, besonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Mensch erkenne, wie er sich vor der Gewalt des Blitzes verwahren könne. Denn sobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, ist er unschädlich.“

So sprach Oswald, und führte die Bauern auf das Dach des Pfarrhauses. Da sahen sie Alle in dem vergoldeten Knopfe kleine eingeschmolzene Löcher, und sahen, wie der Blitz den aufrechtstehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eisendraht, an welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Herrn Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz solch einen eisernen Weg zur Erde gefunden, war das übrige Haus von ihm verschont worden, und ein kal

ter Schlag geblieben, wie die Bauern sagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eisenzeug nicht gefunden, wol leicht ein gar heißer Schlag geworden.

---

10. Die goldenthaler Bettler.

— — — Nachdem Alles wohl berathen war, ging man an das Geschäft. Doch wußten Wenige im Dorfe, wie man so viele Bettler, Müßiggänger, hülflose Kranke, Gebrechliche und Kinder ohne ungeheure Kosten ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengut eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, erhoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Aexte, Hobel, Sägen, Spinn- und Spulräder, ein paar Webstühle, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgeräth an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien kochen zu können, und machte allerlei Aenderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für Personen beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Bettuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie gar zu bequem machen", sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." — Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräthe von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald Alles und Jedes vorbereitet war, nahmen die Ortsvorgesetzten ein Namensverzeichniß von denjenigen Personen im Dorfe, welche nicht ohne Unterstützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht: man kannte

diese Leute nur allzu gut. Verschiedene derselben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; Andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigenen Wohnungen besaßen, wurden aufgefangen und ins Spital gebracht. Sie gingen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beisammen wohnten, sodaß Alt und Jung, Leute beiderlei Geschlechts, in gleichem Gemach schlafen mußten, wurden ohne Umstände ins Spital geführt. Nur Diejenigen wurden in ihren Wohnungen gelassen, die darin nachweisen konnten, daß sie und ihre Kinder alle getrennt schliefen und geräumig und gesund wohnten.

Also waren sämmtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Classen zerfallen. Die, welche eigene Wohnungen hatten, hießen Häusler; die, welche ins Spital kamen, hießen Spitler. Beide aber wurden als Genossen der gemeinen Armenanstalt betrachtet, ohne Unterschied. Wo Kinder waren, ließ man sie gern bei den Aeltern. War aber die Behausung derselben zu klein, oder waren die Aeltern ruchlos und unsittlich, oder im Spital, so suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegeältern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die Wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es auf Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit.

Der Herr Pfarrer war der rechte allgemeine Waisenvater. Er hatte zwei böse, muthwillige, naschhafte Knaben, die Keiner annehmen wollte, zu sich ins Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu Jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie sahen nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Aeltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müßigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesammten armen Leute mit ihren Kindern

also vertheilte und Jeglichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Ortsvorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und von Keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lerne. Das war nicht anders als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen Armenfamilie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche bekamen, wo, wie in der theuern Zeit die Sparsuppe, gemeinschaftlich für Alle gekocht wurde, und sie Kleider und Geräthe von der Armenpflege erhielten: so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Brot und was ihnen zukam, wieder abverdienen. Was sie aber außer der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowol dieses Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparnißkasse für sie gelegt. Denn Leute, die zu ihrem Unterhalte Alles und Jedes empfingen, brauchten kein baares Geld; sie mußten erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen, und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, weil derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie ging, ward es weniger

mühsam und beschwerlich, und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeltlich aus christlichem Gemüth. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie Jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rath und Anweisung und Beihülfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater und Fürsprecher und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: Woher Nahrung und Kleider für die Armen nehmen? Der Zins des Armengutes reichte nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wol böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brot verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spitler, Männer und Weiber, machen jetzt gleichsam eine einzige große Haushaltung, und müssen Einer für Alle, Alle für Einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spitler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so ging es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward ins finstere Loch des Thurmes gesperrt; da saß er, und bekam zum Getränk kaltes Wasser und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die Andern nicht hatten essen mögen. Das war Keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüse und zwei Mal in der Woche Fleisch. Wer, außer den acht Arbeitsstunden, noch fleißiger sein wollte, konnte sich damit Geld verdienen. Seine verfertigte Waare ward für ihn verkauft, und das erlöste Geld für ihn als ein kleines Capital in die Ersparnißkasse an Zins gethan. So sammelten sie sich Vermögen. — Wer fluchte oder schwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finstere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein still und sittsam und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern. Er konnte im Spital ein Unteraufseher oder gar Spitalmeister werden. Denn aus den bravsten Leuten im Spital wurden die Aufseher über die Arbeiter und das Betragen der Andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafstätten und Kleider erwählt. Die Aufseher berichteten

Alles dem Spitalmeister, der selbst ein Spitler war. Der Spitalmeister, sowie die Köchinnen, hatten den Vortheil, nicht zu den gemeinen Arbeiten gebraucht zu werden. Was sie neben ihren Amtsgeschäften verdienen konnten, das war ihr Eigenthum und kam in die Ersparnißkasse. Die Unteraufseher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinschaft mitzuarbeiten: die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vortheil fleißig zu sein. Die Köchinnen hatten es ebenso. Elsbeth führte die Oberaufsicht in der Spitalküche. Hier unterrichtete sie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spitlerin hatte die Aufsicht über die Wäsche, Kleidung und Geräthe der Spitler. — Also wurden sämmtliche Spitler zwischen Furcht der Strafe und Hoffnung des Nutzens gestellt und zu ihrem eigenen Besten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spitler und Häusler gemeinschaftlich nicht nur die Gärten und Felder des Spitals bestellen, da Getreide, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs, Hanf, Oelpflanzen u. s. w. bauen, sondern auch gemeinschaftlich einander ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Besitzer den Nutzen von seinem Stückchen Gemeinlandes, also daß er, nach Abzug Dessen, was er allenfalls der Armenanstalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach schuldig geblieben, das Uebrige verkaufen lassen konnte von seinem Vogt; der Gewinn kam in die Ersparnißkasse.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moorige Stellen des Waldes durch Abzugsgräben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eichen besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten Die, welche mit Drehbank, Hobel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgeräth aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen- und Leinengarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- oder Flachsgarn Lein-

wand verfertigen. Immer waren einige Webstühle im Winter und Sommer in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spitler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; außerdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämmtlicher Häusler und Spitler thätig sein: Wolle, Flachs und Hanf spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken; Bettzeuch und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für Einen, und Einer für Alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergingen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vortheilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spitalmeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spitler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Elsbeth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister, Johannes Heiter, führte unentgeltlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spitler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: Die ganze Wirthschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, webten und schneiderten ihre Kleider selber aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle, Holzteller, Schränke u. s. w. selber; besserten Zimmer, Gebäude und Geräthe selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Geräthe verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder eingekauft, was man an Wolle, Eisen u. s. w. nöthig hatte. Die fleißigern Häusler verdienten noch außer den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen an Zins gelegt, oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfonds nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Koſt viel arbeiteten, und Männer und Weiber ohnedies faſt beſtändig getrennt lebten, verging ihnen die Ueppigkeit von ſelbſt. Zudem war ein Gemeindegeſetz: es konnte Keiner heirathen als Der, welcher ſich außer der Armenanſtalt, ohne Hülfe der Gemeinde, ernähren konnte.

Das Beſte, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmälig bei dieſen meiſt verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienſt des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spitlern die Abendandacht, dazu kamen auch die Häusler. Da ſprach er denn viel Heilſames und Lehrreiches über ihren Seelenzuſtand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menſchenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit, das reinſte Glück des Herzens gefunden werde. Dieſe Erbauungsſtunden fruchteten zur Beſſerung weit mehr noch als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Uebrigens ſtand jedem Spitler und Häusler vollkommen frei, die Anſtalt zu verlaſſen, wann er wollte, er mußte nur zeigen, wie er ſich ſelbſtändig und auf ehrliche Weiſe durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Geſetz, daß, wenn Jemand die Anſtalt verlaſſen und ſich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterſtützung, durch eigenen häuslichen Fleiß erhalten und gutes Lob und Zeugniß erworben hatte, er ſodann den freien Gebrauch ſeines kleinen, in der Erſparnißkaſſe befindlichen Vermögens empfing. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die goldenthaler Armenanſtalten vorzüglich vor andern dergleichen ruhmvoll und ſegenvoll unterſchied, war, daß die armen Leute gezwungen wurden, Alles, was ſie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus ſelbſt zu machen. Es ſorgte Niemand für ſie; ſie mußten für ſich ſelbſt ſorgen und arbeiten. Hier war keine ſtillſitzende Lebensart, hier keine ungewiſſe, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu ſchwerer Arbeit nachher untauglich werden; hier gab es keinen leichten Verdienſt, wo junge Mädchen und Knaben bald ebenſo viel Geld gewinnen können als die Alten, was dann zur Ueppigkeit, zu frühen Heirathen und zur Vermehrung des Lumpengeſindels

beiträgt. Hier mußte Jeder seine Kraft für Das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, hacken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, nähen, weben, schneidern.

J. C. F. Gutsmuths.

II. Deutschlands Lage und Grenzen.

Deutschland liegt im Herzen von Europa. Welch eine gefährliche Lage! — Alle Pfeile, abgeschossen aus Osten und Westen, begegnen sich hier, um Europas Händel zu schlichten. Eine zurückschreckende Ansicht! Wer kann sie verschönern? Es ist gewiß, daß sie dem deutschen Stamme großes Leid zufügte, die Geschichte sagt es nur zu bestimmt; allein wäre der deutsche Stamm wol geworden, was er ist, außer ihr? Viele Jahrhunderte stand er auf diesem Raume der Mitte, und erstrebte wol hier nur die ganze Geistes- und Sinnesart, die ihm eigen. Jeder halte den Glauben fest: gerade für diese Lage, berechnet auf Mannessinn, ist der deutsche Mann bestimmt, und für sie wol von allen Völkern der tauglichste und fähigste. Stellst du den Tapfern dahin, wo Tapferkeit nöthig, so hast du die rechte Stelle für ihn getroffen. Wir glauben an den Geist und die Kraft des germanischen Stammes; von der Varus-Schlacht bis zu der bei Leipzig haben sich beide bewährt; auch ist es gewiß, daß dreißig Millionen eines gebildeten Volks nicht zu besiegen sind, wenn sie nicht wollen.

Endlich aber hat es mit Deutschland, dem Herzstücke Europas, seine eigene Bewandtniß. Jeder schützt vor allem das Herz, auch die Jungfrau Europa kann nicht anders. Jede Verletzung, die dahin zielt, wird abgewehrt mit allen ihren Gliedern, denn Alle erhalten von ihm Blut und Leben. Freilich wird hierdurch, wir gestehen es, die Gefahr der Lage Deutschlands gerade nicht gehoben, doch gewiß ver-

mindert; mehr aber, ja Alles soll innere Einigkeit und Gefaßtheit leisten. Dazu biete Jeder die Hand.

Dagegen erblicken wir Deutschlands Lage im Herzen von Europa erfreulicher von einer andern Seite. Hier oder nirgends muß die geistige Bildung Europas in schönster Blüte stehen, vermöge der allseitigen Nähe und Verbindung mit benachbarten Ländern, vermöge der schnellen Mittheilung alles Wissenswerthen und Nützlichen, was sich in der Umgebung entwickelt, vermöge der Durchkreuzung der europäischen Reisewege, auf denen die Gebildeten der Nationen hindurchziehen. Deutschland ist kein Handelsstaat, nicht in der Fremde wächst ihm das Mark; aber dennoch liegt in seiner Lage ein schöner Handelsvortheil; in seinem Schooße durchkreuzen sich Posten und Frachten von allen Enden der europäischen Welt.

Doch wir verlassen die politische Ansicht, und wenden uns zu des deutschen Landes natürlicher Bettung. Sein Platz auf der Erde ist zwischen 45 und 55° Breite. So ist es in einer beneidenswerthen Lage; denn indem sein Südpunkt genau in die Mitte des gemäßigten Erdstrichs fällt, so ist es eben dadurch auf einen Erdenraum gelagert, der weder von nordischer Kälte noch von südlicher Hitze gedrückt wird. Ferner ist es ist seiner Lage zwischen 22° 30′ und 37° östlicher Länge so weit ins Innere von Europa gerückt, daß es die Seestürme der europäischen westlichen Küstenländer weit weniger empfindet, und eines weit reinern Himmels genießt, als die englischen Eilande und das Niederland.

Des deutschen Landes erhabenster Gipfel, der Ortelet, liegt in Tirol unter 46° 35′ Breite. In Absicht auf Höhe ist er der zweite in ganz Europa, denn sie beträgt 14,416 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Von dem Gebirgszuge dieses Gipfels, zwischen 46 und 47° Breite, und den mittlern deutschen Gebirgen senkt sich das Land zu vier Meeren. Die Hauptabsenkung geht nordwestlich zur Nordsee, sie nimmt die Hälfte Deutschlands weg und senkt sich fast bis zum Spiegel des Meeres hinab; weniger als ein Viertel streckt sich zur Ostsee nach Norden hinab; ein Viertel geht südöstlich hinaus, und seine Gewässer rinnen zum Schwarzen Meer hinüber; zum Adria-Meer senken sich nur Deutschlands südlichste Spitzen. So breitet sich das weite Land von Schneegipfeln

hinab zu drei Meeren, und sendet zum entfernten vierten einen seiner schönsten und schiffbarsten Ströme; so genießt das deutsche Land, obgleich liegend im Herzen Europas, dennoch der Gemeinschaft mit drei bis vier Meeren und einer mannichfaltigen Hinauskunft in die nahe und ferne Welt.

Wand und Zaun scheidet das Besitzthum der Nachbarn. Das ist zu loben. Allein dieses Kleine mit zu großem Eifer anwenden zu wollen aufs Große, auf Länder und Staatsmassen, wie es wol geschehen durch ein Verlangen nach strengen Naturgrenzen, scheint Uebertreibung, da die Kriegskunst selbst über die gewaltigste Naturgrenze hineinwüthet, wenn nicht Einmuth, Tapferkeit und Tugend der Landesbewohner die unüberwindliche Schutzmauer bilden. Es ist ein Irrthum, auf Grenzen bauen, welche Kunst oder die ewige Natur gemacht. Die Verwahrung der Grenze und des ganzen deutschen Landes Vertheidigung geschieht am besten, wenn Jeder ein frohes, frisches Eigenthum und Gewerb, freie Entwickelung des Geistes und der Eigenthümlichkeit zu vertheidigen hat; und er wird es, aus Liebe zu seinem Fürsten und dem frohen Besitz und frischen Eigenthum, gewiß vertheidigen, ohne gerade gewaltige Gebirge zur Grenze zu haben.

Deutschland grenzt gen Mitternacht mit seinen tiefsten Gefilden an das Deutsche Meer oder die Nordsee, welche hier seine 36 Meilen lange Küste bespült, ferner an Dänemarks Herzogthum Schleswig und an die Ostsee, in einer Strecke von etwa 95 geographischen Meilen; auf der Morgenseite liegen ihm Polen, Galizien, Ungarn und Kroatien. Gen Mittag endigt sich die südlichste Spitze des deutschen Landes am Adriatischen Meere, die ganze übrige Südseite grenzt an Italien und die Schweiz; gen Abend liegt Frankreich und das Königreich der Niederlande. Hier scheidet der Rhein von Basel herab anfangs Frankreich auf etwa 20 Meilen.

So liegt Deutschland, abgerechnet jene drei Meere, offen nach allen Nachbarschaften hinaus, ohne Naturgrenzen: selbst viele der ein- und ausgehenden Flüsse sind von der Grenze durchschnitten. Mit seinen beiden Südspitzen geht Deutschland selbst über die Naturgrenze des Gebirges hinaus.

12. Des Alpenlandes Natur und Art.

Die ganze Natur ſolches Alpenlandes, wie Deutſchland im Mittag zeigt, iſt in Allem abweichend vom Flachlande, in Luft und Witterung, Pflanzen und Thieren, Mineralien, Menſchen und Gewerben, Sitte, Sprache und Art; und dieſe ganze ſo anziehende, herrliche Erſcheinung, gleichſam eine neue Welt, geht hauptſächlich hervor aus der ſtarken Emporragung über die untern Luftſchichten. Steigſt du, hier aus einem Thale zum Gipfel einer Alpe hinan, ſo machſt du nach den Wärmegraden in wenigen Stunden eine Reiſe aus dem heißen Italien nach dem ſtarren Nordpole, im Gebiete des ewigen Winters; du durchwanderſt da jede Temperatur von Neapel bis Spitzbergen. Du gehſt durch Waldungen von Laubholz, aber weiter hinauf widerſteht ſein wäſſeriger Saft nicht der härtern Kälte, es verſchwindet; ihm folgt weiter hinauf Nadelholz, ſein harziger Saft erträgt ſie beſſer. Da erſcheint die ſibiriſche Ceder (Pinus cembra, Zirbelnuß). Aber die Hochwaldung ſchwindet weiter hinauf, ſie wird krüppelhaft neben dem öl- und harzreichen, niedrigen Krummholz. Immer mehr ſchrumpft die Pflanzenwelt zuſammen; nur kleine Alpenpflanzen, das Alpenröslein (Rhododendron) nebſt vielen andern, deren Brüder- und Schweſterlein auch in Norwegens Norden auf Flächen ſich des Lebens freuen, kleiden den kalten Boden. Ueber ihnen hinauf folgen allerlei farbige Mooſe, immer kleinerer Art, bis ſie endlich dem bloßen Auge kaum ſichtbar. Aber von hier an erſtarrt die Pflanzenwelt; ſie hört auf, ein anderes Wachsthum beginnt. Es iſt die Kryſtalliſation der Gletſcher oder Ferner, und der feinen Dünſte zu Haareis, das aus der Luft niederrieſelt. Nur die obern Gegenden ſind mit Schnee und Schneefeldern überdeckt. Hier vermag die Sonne nicht, ihn wegzuſchmelzen, nur die jedesmalige Oberfläche ſchmilzt etwas an und wird zur Eiskruſte. Dies wiederholt ſich oft zu vielen Schichten. Aber tiefer vermag die Sonne mehr; hier ſchmilzt zu Zeiten der Schnee ſtark, und das Schneewaſſer durchrinnt die Schneemaſſen, die dann gefrieren und zu Gletſchern oder Fernern werden. Neue Schneemaſſen lagern ſich auf, gerinnen und gefrieren hinzu, ſo wächſt hier der Eisberg an Höhe

und Umfang. Sein Scheitel wird Orten sichtbar, die sie sonst nie gesehen; er breitet sich aus und überlagert Wiese und Weideland. Ja oft geräth ein Ferner, abhängig im Thale gelagert und von unendlicher Last gedrückt und geschoben, ins Gleiten, und die gefährliche Riesenmasse gleitet tiefer und tiefer, mit fürchterlich langsamem Nahen für die untern Gegenden. Dort zertrümmert sich das ewige Eis eines andern, es stürzt ein Theil zu Thal, es hemmt den Thalfluß, da stemmt sich das Gewässer zum See auf. So entstand 1771 in Tirol im Rosenthal der Rosener Eissee; oder es füllt tiefer unten ein Thal und bildet Eisgruben, die nimmer vergehen; so die berühmte Eiskapelle am Bartholomäussee in Berchtolsgarden. Unter den vielfachen Beispielen des Fortwachsens zeichnen sich die Elendsalpen auf der Grenze Salzburgs und Kärntens aus. Nach Sage aus alter Zeit waren sie einst bewohnt, und reich an Getreide und Futter; nun sind sie seit Jahrhunderten nur Eis- und Schneefeld; denn es lebte da die übermüthige, üppige Brut eines reichen Vaters; mit silbernen Kugeln und Kegeln spielten sie, und rundgebackene Kuchen, groß wie Kutschräder, steckten sie an die Achsen. Der Sünden müde, kam ihnen der Herr entgegen mit gewaltigem Schnee und Hagel, bis der üppige Alpentisch gar anders gedeckt war, über die Brut und all ihr Vieh her, sodaß nie etwas davon zum Vorschein kam. Am Rande des ungeheuern Eisfeldes sammeln noch jetzt die Landdirnen schönblumiges Gras, und Schafe weiden bis dicht an den Rand des eisigen Elends, das man jetzt nur mit Fußeisen besteigen kann, und selbst im höchsten Sommer der Kälte wegen nicht mag.

Der Wärmegrad dieser Alpenlande ist höchst mannichfaltig; man schmachtet vor Hitze und zittert vor Kälte, ehe die Sonne den Bogen vollendet. Unten im Thal, zwischen den erhitzten Gebirgswänden, glaubst du oft im Anhauche eines Backofens zu wandeln, denn der Wärmemesser zeigt von Nachmittag bis 3 Uhr hin auf 30° Réaumur, und häufig noch darüber hinaus. Da könnte nicht blos Mandel und Pfirsiche, nein, selbst die Goldfrucht (Orange) jeder Art gedeihen; aber diesen afrikanischen Stunden verderben andere solche Wirksamkeit völlig. An den mitternächtlichen Gebirgsseiten in den schattigen Thalgründen, am rauschenden Laufe

eines Gießbachs hinauf, lauert sehr merklich die Kühlung: früh und spät tritt sie selbst in die wärmsten Thäler, man friert, wo man vor wenig Stunden noch schmachtete. Auch liegt in den schattigen Gegenden der Schnee bis weit in den Lenz. Wirksamer noch ist die ewige Eis- und Schneedecke der Hochalpen. Fast unaufhörlich ziehen die Nebel an den Gipfeln umher, und die graue Dunstschicht, die dort mitten im Sommer als Schnee und Haareis niederrieselt, fällt in die Thäler als kalter Regen. Lagere dich hier auf blumiger Weide, schau die hohen Gebirge hinan, und erlebe mit eigenen Augen den Zauber, der dort oben, wie auf einer Reihe phantastischer Feengärten und Schlösser, vorgeht. Jetzt erscheinen diese Regionen grün und lockend, wenige Minuten später mit düsterm Flor überzogen, bald darauf mit weißem Gewand gekleidet. Kaum traust du deinen Augen, fast glaubst du an ihre Verblendung, und dennoch ist diese Verwandlung in sehr kurzer Zeit, ja binnen einer Viertelstunde, dort oben wirklich geschehen; jene lockenden Gärten wurden wirklich von Nebeln umflort, und vom Schnee plötzlich darauf umhüllt, den die Sonne jedoch bald wieder schmilzt. Die unendlich schöne Verklärung dieser Alpengebirge im Purpurglanz der sinkenden Sonne gehört zu den schönsten Anblicken, welche die Natur nur irgendwo gewährt.

Harald Otmar Lenz.

92. Der Buchfink.

Der Buchfink oder Edelfink hat vom März bis zur Mauser im August einen dunkelblauen, sonst einen röthlichen Schnabel; die Stirn ist schwarz, im Herbst und Winter mit braunen Federrändern, die sich allmälig abnutzen; Oberkopf graublau, im Herbst und Winter mit ebenfalls braunen Federrändern; Oberrücken und Schultern braun; Unterrücken grün; Wangen und Unterseite des Vogels röthlichbraun; Ende

des Bauches weiß; auf den Füßen zwei weiße Binden. Eben so sehen die Jungen aus, doch unterscheiden sich schon im Neste die Männchen von den Weibchen durch die schwärzere Farbe der Flügeldeckfedern. Schon zwei Wochen nach dem Ausfliegen mausern die Jungen, und dann werden die Männchen unten blaß braunröthlich. Länge gegen siebenteehalb Zoll.

Der Fink ist ein Vogel, welcher während der warmen Jahreszeit überall Leben verbreitet, wo Bäume stehen, sei es ein düsterer Nadelwald, ein Laubwald, ein Obstgarten oder eine bloße Weidenpflanzung. Im October geht er südwärts und kommt im März zurück. Einzelne bleiben auch während des Winters, selbst im nördlichen Deutschland. Männchen und Weibchen wandern in getrennten Scharen, und die Weibchen kommen im Frühjahr erst vierzehn Tage nach den zuerst angelangten Männchen zurück. Die Nahrung besteht im Sommer aus Insecten, im Herbste aus Sämereien sehr verschiedener Art, welche er vom Boden aufliest, auch aus Bucheckern, weshalb er Buchfink heißt. Das Nest ist sehr nett, halbkugelförmig, von Moos, Flechten und Spinnenwebe so gebaut, daß es die Farbe des Baumstammes erhält, auf welchem es, bald auf dem Stamme selbst, bald auf den Zweigen steht; inwendig ist es mit Federn und Haaren gefüttert. Es enthält drei bis fünf bläulich grüne, dunkelbraun gefleckte Eier, die vierzehn Tage bebrütet werden, wobei das Männchen täglich das Weibchen einige Stunden ablöst. Jährlich werden zwei Brüten gemacht, und die Jungen der ersten sind gewöhnlich meist Männchen, die der zweiten meist Weibchen. Sie werden mit Insecten aufgefüttert. Die bekannteste Stimme ist ein lautes: pink (er finkt) oder ein gedehnteres: irre, oder: trief (er rückt), oder ein lockendes: jub (er lockt). Der Gesang ist sehr kurz und wird Schlag genannt. Jedes Frühjahr studirt der Fink seinen Schlag leise wieder ein (zirpt, schlägt im Zirpen); laut schlägt er meist vom März bis in den Juli. Die Finkenschläge sind sehr verschieden, und jeder schlägt einen, zwei, drei, ja mitunter vier. Alle Schläge haben bei Kennern ihren Namen, und jede Gegend hat ihren eigenthümlichen.

1) der scharfe Weingesang oder gleiche Scharfe: zizizi willillillti, dododododo weingin:

2) der schlechte Weingesang: zizizizillillillillillillisjibsjibsjiwidre;
3) Kienöl: zizizizizirrrrrre zwoif zwoif zwoif zwifidre;
4) das tolle Gutjahr: tititititititetotototototozespeuzia;
5) harzer Gutjahr: ziziwillwillwillwillwillsespeuzia;
6) gemeines Gutjahr: ziziziwiewiewiezespeuzia;
7) Reiter: zizizizizizüllüllülljobjeroitja;
8) Reitzug: zizizizirritjobjobjobjeroitie;
9) das grobe Würzgebühr: ziziteuteuteutezellllbjoteuzipia;
10) das ordinäre Würzgebühr: zizizizizülleletscheutscheutscheuzipia;
11) das Werre: zizizizeuzeuzeuwillillillwoifzia;
12) das Klapscheid: zizizidisdisdisdisjibjibjibjibjazia;
13) die erste Putzscheere: zizizizitollelelolzwoifzwoifzwoifzie;
14) die zweite Putzscheere: zizizitoitoiwillwillzie;
15) auch Doppelschläger, wovon hernach noch Einiges, lassen sich in der Nähe von Schnepfenthal hören, werden aber gleich unbarmherzig weggefangen.

Von den genannten Schlägen sind der gleiche Scharfe, das Kienöl, der schlechte Weingesang, das tolle Gutjahr und der Reitzug werth, auch in der Stube sich hören zu lassen, das Klapscheid aber und die Putzscheeren erfüllen das Ohr des Liebhabers mit Schaudern. Geht man nun von Schnepfenthal aus nur einige Stunden weit östlich, westlich, südlich oder nördlich, so hört man immer wieder neue Schläge, und findet auch die hiesigen Schläge zum Theil unter andern Namen wieder. In der Stube hält man bei uns oft solche Schläge, die durch allmälige Ausbildung von Geschlecht zu Geschlecht vollkommener geworden sind, als man sie in der Freiheit hört. Der allgemeinste Stubenschlag ist bei uns der Doppelschlag, und es ist ein wahrer Spaß, im Frühjahr durch einen Ort zu wandeln, wo die Finkenliebhaberei betrieben wird; von allen Häusern her schmettern da die Finken Schlag auf Schlag und gewähren dem arbeitsamen Handwerksmann, den sein Beruf an das Haus fesselt, ein unbeschreibliches Vergnügen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß viele Leute ihre Finken besser halten als ihre Kinder, und merkwürdig ist der Aufruhr, welcher entsteht wenn ein solcher Liebling des Hauses verunglückt oder entwischt. Was nun den Doppelschlag insbesondere betrifft, so hat er seinen Namen davon, daß er aus zwei Theilen

besteht, wovon sich der erste auf enzipia, der zweite auf kutzia endet. Er muß etwa folgende Silben haben: zizizizizizizizizizirrrrenzipia, tototototototozssssskutzia. Uebrigens wird er sehr verschieden geschlagen, nämlich bald mit mehr, bald mit weniger Silben, bald krauser (klarer, höher, feiner), bald gröber (tiefer). Je gröber je besser. Es gibt Doppelschläger, für die man vier Groschen zahlt, und andere, wo man abgewiesen wird, wenn man vierzehn Thaler bietet. Wer nicht Kenner ist, darf also ja nicht kaufen, ohne einen Sachverständigen zu Rathe zu ziehen. Der gewöhnliche Preis eines artigen Doppelschlägers ist ein bis zwei Speciesthaler. Ein Doppelschläger, der nicht auszuschlagen pflegt, d. h. der die Endsilben nicht hören läßt, ist, wie jeder Fink, der so handelt, eine schreckliche Ohrenqual.

Andere bei Schnepfenthal beliebte und oft theuer bezahlte Stubengesänge sind der gute Weingesang, der harzer Doppelschlag, der Urnshäuser Scharfe, der Vogtländer Reitzug, der Bräutigam u. s. w. Der Letztgenannte zeichnet sich vorzüglich dadurch aus, daß er hell und schwirrend und rein wie Silberglöckchen tönt: zizizizizizizizizizizirrrrrrrbräutgamgie, oder auch: jubjub irrrrrrrrirrrrbräutgamgie. Der Vogtländer Reitzug ist der mit zizi beginnenden (zizernden) Sorte des Bräutigams ähnlich und endet mit einem schönen reitzie.

Um gute Finken zu haben, zieht man welche auf, die man aus dem Neste nimmt, sobald die Federn auf dem Rücken treiben; sie werden mit in süßer Milch geweichter Semmel nebst gequelltem Rübsamen oder Mohn, wenn man's haben kann auch mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gefüttert, so reinlich als möglich gehalten, und gut ist es, wenn man ihnen, sobald sie flügge sind, Badewasser gibt. Das weiche Futter erhalten sie noch etwa einen Monat lang, wenn sie angefangen haben selbst zu fressen, und sie bekommen alsdann auch recht oft Vogelmiere (Hühnerdarm, Alsine media). Wo möglich dürfen sie in der Stube gar keinen andern Finken schlagen hören als den, von dem sie lernen sollen; mit andern Vögeln hat es weniger Noth, denn sie nehmen aus deren Gesange nicht leicht etwas an. Bis zum ersten Februar oder März ihres Lebens ist es den jungen Finken sehr wohlthätig, wenn sie in einem geräumigen

Käfiche die Sonne genießen und ſich täglich baden können; ſobald aber im Frühjahr (etwa Mitte Februars) der alte Vorſängerfink, von dem ſie lernen ſollen, wieder zu ſchlagen beginnt, müſſen die jungen Lehrlinge in kleine Käfiche geſteckt und in einer ruhigen Ecke mit einem Tuche verhängt werden, damit ſie ganz ungeſtört ſtudiren können. So bleiben ſie bis Ende April; erſt im Mai werden ſie aufgedeckt und erſt im Juni dürfen ſie ans Fenſter oder davor gehängt werden. Sie zeigen ſich ſehr verſchieden in der Begierde und Fähigkeit zum Lernen, viel hängt aber auch vom Lehrmeiſter ab; ſo habe ich z. B. ſchon vierzehn junge Finken bei einem guten Bräutigamsfinken aufgezogen, der den Fehler hat, daß er im Frühjahr einen Monat ſpäter als andere zu ſchlagen beginnt, und von allen ſind mir nur drei gut gerathen, weil ſie gewöhnlich, ehe jener ordentlich ſchlägt, ſchon falſche Töne einüben. Die Fütterung alter Finken in der Stube beſteht am beſten in Rübſamen nebſt Kanarienſamen, und daneben noch in einem gläſernen oder porzellanenen Näpfchen mit Milch und Semmel, oder Käſematten, oder nur in Waſſer geweichter Semmel, allenfalls auch nur Krümchen ſchwarzen Brotes; ſobald die Mauſer eintritt, gibt man ihnen wo möglich friſche Ameiſenpuppen. Recht oft muß man ihnen auch, und dadurch wird das eben genannte weiche Futter entbehrlich, Grünes, nämlich Brunnenkreſſe, Vogelmiere, Kreuzwurz und Salat geben. Feinen Kies auf den Boden des Käfichs zu ſtreuen, darf man nicht vergeſſen. Ein Fink kann in der Stube ſechsundzwanzig Jahre dauern.

Die Finkenliebhaberei findet man blos in Gebirgen. In Thüringen ſetzt gar oft ein armer Mann ſeinen letzten Heller dran oder macht Schulden, um einen Finken einzuhandeln; die Leute laufen Meilen weit, um gute Finken zu fangen, zu kaufen, oder nur zu hören; Manche machen jährlich weite Finkenreiſen auf dem Gebirge, um ihr Ohr zu erquicken und gelegentlich einen guten Kauf zu thun. Anderwärts ſteigert ſich die Liebhaberei bis zur Grauſamkeit. In Francomont bei Verviers hat ſelbſt der ärmſte Fabrikarbeiter ſeinen Finken; damit dieſer zu jeder Tageszeit und an jedem Orte recht fleißig ſingt, iſt er geblendet (blind). An Feiertagen bringt Jeder ſeinen Vogel mit ins Wirthshaus, und der Wetteifer der ſchlagenden Finken, die Geſpräche, die

darüber geführt, und die Wetten, welche dabei angestellt werden, machen die Hauptunterhaltung.

Gefangen werden die Finken zum Verspeisen in Menge auf dem Finkenherd, was streng verboten sein sollte. Für die Stube fängt man sie vorzüglich auf der Locke; man begibt sich nämlich im Frühjahr, zur Zeit, wo die Finken wiederkehren, auf eine Anhöhe, über welche sie häufig ziehen, und steckt daselbst einen oder einige Büsche von Buchen oder Eichen auf, die noch die Blätter haben, oder benutzt schon vorhandene. Die obersten Aeste werden von Blättern und Zweigen befreit und statt letzterer Leimruthen in geschnittene Ritzen locker eingesteckt. Daneben stellt man, wohl mit Reisig verdeckt, in einem Käfiche den Lockfinken, welcher vorüberfliegende wilde herbeilockt. Ebenso fängt man Hänflinge, Zeisige, Stieglitze, Grünlinge u. dgl. Der Fang dauert von Sonnenaufgang bis neun Uhr.

Um einen bestimmten gut schlagenden Finken zu fangen, geht man früh hinaus, steckt unter dem Baume, wo er schlägt, ein Pflöckchen ein, woran ein Ring ist; am Ring ist ein spannenlanger Faden und an diesem ein mit einer Art Sattel am Leibe versehener Fink, der sogenannte Läufer. Dieser kann dann rund um das Pflöckchen laufen, und rund um ihn selbst werden mit den Spitzen einwärts gebogene Leimruthen im Kreise gestellt und zu ihm wird Futter geworfen. Gut ist es, wenn man daneben noch in einem Busche einen zahmen Finken im Käfiche versteckt, der gewohnt ist, im Freien zu schlagen, aber er muß einen nicht ungewöhnlichen Schlag haben und gut finken und rücken. Der wilde Fink (Standfink) wird, sobald er den Läufer bemerkt, eifersüchtig, sticht auf ihn herab und bleibt an den Leimruthen kleben. Er heißt dann Stechfink und der Fang selbst der Finkenstich. Er darf nur bis gegen Pfingsten betrieben werden, denn später gefangene sterben oft und schlagen wenigstens in demselben Jahre fast nie. Um einen Standfinken desto sicherer zu fangen, füttert man ihn eine Woche oder länger vorher auf dem Platze, wo der Läufer hinkommen soll, mit Hanf u. dgl. Hat man dagegen einen guten Finken in seiner Nähe und will ihn vor Vogelstellern sichern, so sticht man ihn selbst, reinigt ihn vom Vogelleim und läßt ihn wieder frei. Nun läßt er sich nicht so leicht

wieder erhaſchen. An der Tränke fängt man auch leicht Finken; will man aber die dort gefangenen Jungen aufziehen, ſo werden ſie ſelten etwas Gutes lernen, ausgenommen, wenn ſie von der zweiten und zwar einer ſehr ſpäten Hecke ſind, denn ſolche haben ihren Vater noch wenig oder gar nicht ſchlagen hören.

An Bäumchen thun die Finken durch Ableſen der Räupchen u. ſ. w. ſehr vielen Nutzen; den einzigen wirklichen Schaden thun ſie zuweilen in Gärten auf friſch beſäeten Gemüſebeeten, ſind aber durch ausgeſpannte weiße Fäden und daran hängende weiße Papierſtückchen oder Federn leicht abzuhalten.

14. Der Canarienvogel.

In Kleve zeigte vor einiger Zeit ein Vogelſteller einen Kanarienvogel, deſſen Kunſtſtücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren und bewundert wurden. Der Vogelſteller nahm den Vogel heraus, ſetzte ihn auf ſeinen Zeigefinger, und redete ihn folgendermaßen an: „Du erſcheinſt hier, mein lieber Bijou (ſo hieß der Kanarienvogel), vor ſehr vornehmen und verſtändigen Leuten, nimm dich alſo in acht, daß du die Erwartung, die man ſich von dir macht, nicht täuſchſt.“ Dieſe ganze Zeit über ſchien der Vogel zuzuhorchen, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerkſam auf die Rede wäre, indem er ſein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog, und, als dieſer zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verſtändlich und vielverſprechend, ſo war es dieſes. „Gut“, ſagte nunmehr der Vogelſteller, indem er ſeinen Hut gegen den Vogel abnahm, „laß uns denn nun ſehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre biſt. Stimm einmal ein Liedchen an.“ — Der Vogel ſang. — „Pfui, das iſt zu hart, das klingt ja, als wenn ein heiſerer Rabe krächzte. Etwas Rührendes! Der Vogel pfiff nun, als ob ſeine kleine Kehle in eine Laute verwandelt wäre. — „Raſcher!“ ſagte der Mann; „langſamer! So iſt's recht. Aber was zum Henker haſt du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? Kein Wunder, daß du herauskommſt, Monſieur Bijou, wenn

du den Takt zu ſchlagen vergiſst. Nun, das iſt ein lieber Bijou! bravo, bravo, Männchen!" Alles, was ihm geheißen und woran er erinnert wurde, that er mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und ſein Fuß ſchlugen den Takt, und beide drückten ſowol die Abwechſelung des Tons als der Bewegung aus. Der Ton ſelbſt war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den ſtrengſten Regeln der Muſik. Bravo, bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder. „Und du bezeugſt deine Dankbarkeit nicht für dieſes Lob?" rief der Vogelſteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte ſich auf das ehrerbietigſte.

Das nächſte Kunſtſtück, das der Kanarienvogel machte, beſtand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte den Soldaten ſpielte. „Du haſt ein ſaures Stück Arbeit gemacht, mein armer Bijou", ſagte der Vogelſteller, als er fertig war, „und mußt wol etwas müde ſein. Nur noch ein paar Stückchen, und dann ſollſt du ausruhen. Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht." Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und ſank und hob ſich mit der vollkommenſten Ungezwungenheit und Grazie. „Das iſt ſchön, mein liebes Männchen; und nun einen Bückling." Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit den Füßen ſcharrte. „Nun laß uns mit einem Walzer ſchließen, Bijou. Getroffen! recht ſo! luſtig!" Die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit, das Feuer, womit dieſer letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Geſellſchaft bis zur höchſten Bewunderung. Bijou ſelbſt ſchien den Durſt nach Ruhm zu fühlen, ſchüttelte ſeine kleinen Federn, und ſtimmte einen Jubelgeſang an, in welchem man das Selbſtbewußtſein des Siegers zu hören glaubte.

„Du haſt es brav gemacht, was ich dir geheißen habe", ſagte der Vogelſteller, indem er ſeinen gefiederten Liebling liebkoſte; der Canarienvogel fiel nun in einen verſtellten Schlummer, und zwar ſo täuſchend, als ob Morpheus alle ſeine Kraft an ihm verſucht hätte; erſt ſchloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann ſank er ſo ſehr auf die eine Seite, daß Verſchiedene von der Geſellſchaft die Hände ausſtreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade, wenn dieſe Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er ſich wieder und ſank dann ebenſo tief auf die

andere Seite. Endlich ſchien ihn der Schlaf in einer feſten Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm und ihn auf den Tiſch legte, wo er, wie der Vogelſteller verſicherte, ſo lange feſt und ruhig ſchlafen würde, als er ſelbſt ſeine Kunſtſtücke machte. Allein kaum hatte er damit angefangen, als eine große ſchwarze Katze auf den Tiſch ſprang, den Vogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerſtandes ungeachtet mit ihm zum Fenſter hinausſtürzte. Der Vogelſteller war über dieſen Verluſt untröſtlich, indem er mit dieſem Thierchen Jahre lang ſein Brot verdient hatte.

Hermann Schiff.

15. Der Doctor Alguarara aus Afrika.

— — — Unter den Gauklern und Komödianten, welche man zur diesjährigen Carnevalsluſt erwartete, war auch die Ankunft eines berühmten Magiers und Alchymiſten, des gelehrten Doctors Alguarara aus Afrika, verheißen. Im Schloſſe wußte man gewiß, daß er Gold zu bereiten verſtände; und im Volke erzählte man ſich, er habe dem Könige ſo viel zu liefern verſprochen, als die Einkünfte ſeines Landes auf ein ganzes Jahr betrügen. Die Geiſtlichkeit widerſprach dieſen Gerüchten nicht, vielleicht weil der Glaube an die Künſte eines Alchymiſten keine Seelengefahr bringt.

Häufiger verſammelten ſich nun Volk und Bürger auf öffentlichen Plätzen und ſprachen von den bevorſtehenden Luſtbarkeiten und den goldenen Hoffnungen, und in Schenken und Herbergen opferte man ſeine paar Heller gern, um einen vollen Becher auf die kommenden beſſern Zeiten zu leeren.

Mit jedem Tage gewann die Stadt ein feſtlicheres Anſehen, und immer mehr edle und hohe Gäſte fanden ſich ein und zogen mit ſtattlichem Gefolge durch die geſchmückten Straßen. Graf Eberhard von Hohenhorſt führte den Oberbefehl in der Stadt, und nahte ſich eine fürſtliche Perſon

ihrem Weichbilde, daß er mit seinen Rittern ihr entgegenzog, so begrüßte ihn die Menge jedesmal mit lautem Jauchzen: „Gott segne Euch, Herr Graf, und bringt uns bald auch den weisen Doctor Alguarara aus Afrika in die Stadt!“ Dies verdroß Herrn Eberhard nicht wenig, denn er hatte wol Besseres zu thun, als Marktschreiern ein Ehrengeleite zu geben.

Indeß begann der Fasching, und die ritterlichen Mummereien und Bankette, die Aufzüge und allegorischen Vorstellungen wechselten glänzend miteinander; nur der Doctor Alguarara kam nicht, und im Schlosse hatte man seiner bereits vergessen.

Eines Abends erhob sich jedoch Jauchzen und Tumult in den Straßen. Der Lärm drang bis in den Saal, wo der König mit seinen Gästen hoch bankettirte. Ich erhob mich von der Tafel und lüftete einen Vorhang. Da sah ich zahlreiche Gruppen über den Markt eilen. Die Straßen erhellten sich, und auf dem Markte zündete man Fackeln an.

Der König, den Alles leicht reizt und ängstigt, fragte: „Was mag das sein? es ist mehr als bloße Carnevalslust!“

Und während er so sprach, fing es vom Dom zu läuten an. Da hieß es zuerst: „Es ist Feuer in der Stadt!“ und der Abt sagte: „Es ist nicht die Feuerglocke, sondern die Freudenglocke, und eine hohe Person hat zu dieser ungewöhnlichen Stunde wol das Weichbild der Stadt betreten.“

Herr Eberhard bedauerte laut, daß er durch seinen Dienst um den König gehindert sei, den vornehmen Gästen die übliche Höflichkeit zu erweisen; auch trug er lange Kleider, daß er kein Roß besteigen konnte.

Ich erbot mich, seine Stelle zu vertreten, und erhielt, nebst drei andern Edlen, welche ihre Kleider und Rosse ebenso wenig schonen mochten, die Genehmigung. Wir nahmen zehn Mann Reiter mit, und als wir über den Markt sprengten, und der König oben den Galopp unserer Pferde auf den Steinen hörte, wunderte ihn unsere Behendigkeit, die er hoch belobte.

Beim Thore hatte sich das Gedränge so gehäuft, daß wir nicht weiter konnten, wie wacker wir auch unsere Rosse spornten und unsere Reiter ihre Lanzen gebrauchten. Aber wir sahen schon die Ursache des Tumults.

Da hielt der langersehnte Wundermann unter der brüllenden Menge auf einem schlechten Wagen, mit zwei elenden Rappen bespannt. Sein Kutscher war ein Zwerg in Scharlach und Gold gekleidet, und ein misgestalteter Affe, ebenfalls in einer Scharlachjacke, sprang an einer Kette auf dem Wagen herum und fletschte dem jauchzenden Volke die Zähne. Der Doctor selbst, ein ältlicher hagerer Mann mit langem, grauem Barte, saß mürrisch und in sich gekauert da, und schien sich um nichts zu kümmern, während tausend vom Fackelruß geschwärzte Angesichter mit gierigen Augen nach ihm blickten, und tausend Hände nach ihm sich ausstreckten, und tausend große Mäuler nach Gold schrien.

Nach dem ersten Blick sprach ich zu Herrn Vieleck, der neben mir ritt: „Der Schalk macht so wenig Gold, wie ich und Ihr. Warum zeigt er sich nicht bei heller Mittagssonne, in königlicher Pracht, in Purpur, Gold und Edelsteinen und Allem, was die Welt Kostbares hat. Das Gold, wozu ist es ihm nütze, als die Räder seines Wagens und die Hufe seiner Rosse damit zu beschlagen? Warum denn kleidet er seinen Affen in solchen Plunder und Flitterstaat? Mich dünkt, der zerlumpte Scharlach, die unechten Tressen verrathen den Gaukler hinreichend!“

Indeß hatten Einige seinen Wagen bestiegen, und weil er sich um nichts kümmern wollte, stießen sie ihn an und rüttelten ihn. Eine Weile sahen wir dem zu, weil aber die Mishandlungen ärger wurden und ich Verantwortlichkeit befürchten mußte, spornten wir unsere Rosse von neuem; unsere Reiter schlugen und stießen drein, was sie konnten, und so gelangten wir endlich unter Geheul und Gejauchze zu dem Wagen.

„Ihr hättet Eure Ankunft wol auf morgen verschieben können!“ rief ich laut, „um nicht so spät noch die Stadt zu beunruhigen!“

Der Magier ordnete seine Gewänder, erhob sein bleiches Angesicht unter den schwarzen Hutfedern und gab ein Zeichen zur Stille. „Still! still!“ lief es von Mund zu Mund, und er begann zu mir:

„Mein feiner junger Herr! zu Werken und Thaten so absonderlicher Art, wie die meinen, berechnet man fein die geeignete und günstige Stunde. — Meine Weisheit hat mich

gelehrt, daß der König, den Gott erhalte, zur Stunde meiner Ankunft mit den hohen und erlauchten Gästen festlich banketirt, und das Glockengeläute, der Jubel und das Fackellicht ihm einigermaßen zum höchsten Erstaunen gereicht. Wollt daher geneigt sein, ihm zu verkünden, daß ich nur im schlichten Aufzuge angelangt bin; mein Ruhm aber, der mir aller Wege voraneilt, diesen lärmenden und ehrenvollen Empfang mir bereitet hat. Die Unruhe aber, die ich verursache, und daß ich mit Fackelglanz und Glockengeläute mich empfangen lasse, soll gleichsam eine Vorbedeutung der außerordentlichen Wunder sein, die ich vor hohen und erlauchten Augen in wenigen Tagen zu verrichten gedenke. Dieser Botschaft, glaubt meiner Weisheit, wird Euch der König gar sehr belobigen; und da Ihr berittene Mannschaft bei Euch führt, so laßt sie meinen Wagen schützen, ohnedies könnte sich leicht ein Unglück ereignen, was meine magischen Operationen weit hinausschiebt."

„Genug der Worte!" unterbrach ich ihn. „Eure Weisheit sollte Euch lehren, daß ich weder jetzt noch hier gesonnen bin, Euch anzuhören. Meine Reiter sollen Euren Wagen schützen; begebt Euch aber ruhig in Eure Herberge; und wagt Ihr's ferner, durch Eure Wunder die Ruhe der Stadt zu stören, so setzt Ihr Euch einer schweren Verantwortung aus."

Das Volk zischte, murrte und pfiff; wir aber kehrten uns nicht daran, wandten unsere Rosse und sprengten dem Schlosse zu.

Als wir die breite, hellerleuchtete Treppe erstiegen, ergab sich, daß wir vom Fackelruß so übel zugerichtet und unsere Kleider dermaßen zerzaust und zerdrückt waren, daß wir uns füglich im Banketsaale nicht blicken lassen durften. — Wir mußten aber dennoch auf Befehl des Königs erscheinen, und ein lautes Gelächter bewillkommnete uns, daß wir uns vor Scham und Verdruß nicht zu lassen wußten. Obendrein hieß es, der Magier habe diesen boshaften Streich an uns verübt, um das Bankett zu erlustigen, obschon ich nicht begreife, was er dazu gethan haben konnte, da meine gutmüthige Bereitwilligkeit mir all den Schaden zugezogen. — Der König hörte meinen Bericht zwar gnädig an, allein die vom gelehrten Doctor mir geweissagte Belobigung blieb aus

Um uns dem fernern Gelächter und den Spottreden, worin selbst hohe Frauen einstimmten, zu entziehen, verließen wir, sobald es geschehen konnte, das Fest und wünschten dem gelehrten Doctor Alguarara aus Afrika alles Unheil auf den Hals.

Der Domglöckner entschuldigte sein unbefugtes Läuten damit: es sei wie Wahnsinn oder wie Zauber über ihn gekommen; ohne zu wollen, hätte er den Glockenstrang ergreifen müssen. Auch erfuhr man, daß die Fackeln auf allen Märkten und selbst vor dem Schlosse verthalt worden, und ließ, da einmal Fasching war, Alles für einen Faschingsscherz hingehen. Man hatte sich einmal an der Ueberraschung ergötzt, und der weise Magier machte Viel von sich reden, so erklärlich auch alle seine Wunder waren.

Unsere Neugier mußten wir bis zum nächsten Dienstag bezähmen, wo der Abt ein Bankett gab, und zwischen einem Gang und dem andern sollte der gelehrte Magier die hohen und edlen Gäste mit seinen Künsten bewirthen.

Auch Prinz Heinrich hatte den Bitten seines Vaters und Bruders nachgegeben und versprochen, auf dem Bankett zu erscheinen.

Als mein gnädiger Herr die Freude sah, die sein Entschluß mir einflößte, lächelte er schmerzlich und sprach:

„Du wirst nicht etwa denken, ich gehe hin, mich zu zerstreuen, oder meines Leids zu vergessen? Wahrlich! mein Leid ist mir das Liebste auf Erden, und ich könnte darohne nicht leben. Wie mir ist, will ich dir nicht sagen. Dich freut die Welt, und ich will deine Freude nicht stören. Mein Geist aber, der stets an hartem Leid sich wetzt, ist wunderbar geschärft, und mir misbehagt dies Leben. Es ist zu wenig räthselhaft, während jenes Leben mich ängstigt; denn es ist zu räthselvoll. Auch dich durchschaue ich, Greifenberg! Du bist treu, und deshalb könnte ich dich fast bedauern; denn du wirst den Lohn nicht empfangen, den du dir versprichst; du wirst dich verkannt und verstoßen sehen. — Aber einen andern Lohn wirst du finden, den du nicht erwartest, und lerne ihn genießen, den Lohn, der Treue in sich trägt. Denn sie ist etwas, mitten im trostlosen Gaukelspiel des Lebens; ein Ewiges inmitten der Zeitlichkeit und Hinfälligkeit. Die

Menſchen erſcheinen mir wie magiſche Geſtalten, die ein blindes Ungefähr von Zufällen, Umſtänden, Verhältniſſen erzeugt, erhitzt und herumjagt. Darum wohl Dem, der treu iſt! Mich aber gelüſtet einmal die Gaukelei ſelbſt zu ſehen, und den Gaukler an ſich, und wie er ſich geltend macht, und gerühmt und geſchätzt wird. Das iſt die geheime Werkſtatt, die unſer Treiben gebiert, die ganze Wahrheit des Lebens, wie wir es führen."

Mir ſtanden die Thränen in den Augen, da ich ihn ſo troſtlos reden hörte.

Er aber wandte ſich verdrießlich von mir und gebot: „Laß das Weinen!"

Prinz Heinrich hatte wie ein Prophet geſprochen, und was er geweiſſagt, ging nur zu bald in Erfüllung.

Der erſte Gang war abgetragen — da erhob ſich unter Trompetengeſchmetter und Paukenwirbeln ein Vorhang, und der Magier, in koſtbarer morgenländiſcher Tracht, ſtand vor einem großen Tiſch mit grüner Decke.

Er ſchien mir viel jünger wie neulich Abend, und ſtattlicher, kurz, ein ganz Anderer.

„Allergnädigſter König!" begann er, „hochmächtige Fürſten! geſtrenge und edle Herren und hochwürdige Väter! Es gibt eine weiße Magie, entgegengeſetzt der ſchwarzen, wie Licht der Finſterniß. Sie heißt die weiße, denn ſie iſt lichtweiß und rein. Finſter aber iſt die Hölle, und am Schwarzen ſieht man nicht, was Unholdes daran klebt. Die Weisheit hebt ſich nach dem weißen und reinen Licht; während Wolluſt, Verzweiflung und Frevelmuth, aber auch Leicht- und Stumpfſinn ſich zur Finſterniß drängen. Die weiße Magie iſt alſo die Magie der Weisheit, und ihre Werke ſind leichtlich von denen der ſchwarzen Magie zu unterſcheiden, denn der † † † Gottſeibeiuns kann ſeinen Pferdefuß nicht ganz verſtecken. Die Hölle muß nach Schwefel riechen, und ihre Atmoſphäre beängſtigt die Menſchenbruſt. Der † † † Gottſeibeiuns iſt erfinderiſch und hat tolle, luſtige, ja artige Einfälle. Deſſenungeachtet wird er, ehe man ſich's vermuthet, ängſtigen und erſchrecken. Er muß es und kann es nicht laſſen. Die frommen hochwürdigen Väter werden

mir bezeugen, wie ſeine unſichtbare Nähe ſchon ängſtigt. Die Weisheit aber und das Licht vermögen gefällig zu ſein, zu erheitern, zu ergötzen und zu erfreuen, und daran eben ſind ſie und ihre Werke kenntlich. Auch die Weisheit kann uns in Erſtaunen, Rauſch und Entzücken verſetzen. Wer hätte das nicht erfahren? Doch ängſtigen und erſchrecken wird ſie nie. Die weiße Magie iſt aber die reine Weisheit. Gelehrſamkeit, Kenntniß und Geſchicklichkeit vollbringen ihre Wunder. Vor allem aber erfodert ſie einen reinen und frommen Lebenswandel; denn nur dem Frommen neigen ſich die Geiſter, nur der Fromme hat ein kräftiges Gebet und ein mächtiges Wort, und nur des Frommen Werk darf auf den Segen hoffen, von dem das Wunder gedeiht."

Hier ſchwieg der Magier, und Pater Bernhard, welcher hinter dem Stuhle des Abts ſtand, ſagte ziemlich hörbar: „Bei meinem Schutzheiligen! dieſer Doctor führt einen ſo gelehrten Discurs, wie ich noch nie gehört oder geleſen."

Dieſe unzeitige Begeiſterung befremdete ſogar den König; der Abt blickte den Pater zornig an, und der wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu laſſen.

Der Magier aber nahte ſich demüthig und geſenkten Hauptes dem Abt. „Hochwürdiger Herr!" ſprach er, „ein Unwürdiger fleht um Euren Segen." Der Abt faltete die gelenkige Linke und gab ſeinen Segen laut und ſalbungsvoll, und der Magier erhob ſich und ſtellte ſich wie geſtärkt von ſolchem Segen. — Er ſchritt zu dem grünen Tiſch, ſetzte ſich rücklings darauf und bog ſich hinten über. „Ihr Geiſter", begann er, „die ihr unſichtbar den Gläubigen umgebt! fliſtert Eurem Knechte gnädigſt zu, was beginnt er, ſeine Zuhörer aufs würdigſte zu unterhalten?"

Und ſiehe! rechts, dann links, dann hier-, dann dorther fliſterte es vernehmlich: „Zeig' deine Theraphim! zeig' deine Theraphim!"

Der König entfärbte ſich, da er die Stimmen rauſchen hörte; im Saale herrſchte tiefes Staunen, und lächerlich war's, den Pater Bernhard zu ſehen, wie er hinter dem Stuhle des Abts mit aufgeriſſenem Mund und glotzenden Augen ſtand.

„Ein Theraphim", erklärte der Magier, „iſt eine verzauberte Wurzel, Rübe oder Rettig, mit plumper Kunſt zu

einer menſchlichen Geſtalt geſchnitzt. Man ſpaltet die Spitze, ſo weit die Beine reichen ſollen, und kerbt den Kopf am dicken Ende ein. Dann ritzt man einen großen Mund, damit der Theraphim deutlich rede oder ſinge. Auch ſeine Arme ſchlitzt man lang, damit er ſich behende zu allen Dienſten rege. Statt der Augen drückt man ihm zwei Apfelkerne ein, und Kopf und Kinn beſäet man mit Hirſe oder Brunnenkreſſe zu Bart und Haupthaar. Auf ſeine Stirn aber ſchreibt man eine Chiffer, welche einen heiligen Namen enthällt. Und durch dieſe Entweihung bewegt man den Böſen, den Theraphim gedeihen zu laſſen, daß er Alles verrichtet, was man ihm aufträgt. Verlöſcht man die Chiffer, ſo hört die Macht des Böſen auf und der Theraphim wird wieder zur plumpgeſchnitzten Rübe, Wurzel oder Rettig. — Der Böſe iſt erfinderiſch, und die weiße Magie hat Mühe, ihn Alles nachzuſchaffen. Ich werde jetzt die Nachahmung eines ſolchen Theraphim mittels der weißen Magie zeigen."

Er ſchlug mit ſeinem Zauberſtab auf den Tiſch. Es entſtand eine viereckige Oeffnung, aus der ſich eine abenteuerliche Figur erhob, mit dickem Kopfe, großen ſchwarzen Augen und einem ungeheuren, mit doppelten Zahnreihen bewaffneten Munde.

„Wie heißt du?" fragte der Magier.

Die wunderliche Puppe regte taktmäßig die Unterkiefer und ſprach mit heiſerer Stimme: „Ich heiße Nußknacker; alſo benamet durch meine ausbündige Fertigkeit, Nüſſe zu knacken, ſowol wälſche wie Haſelnüſſe, und Kerne jeglicher Frucht. Laßt mich eine Probe machen; achtet aber auf den Takt, den meine Zähne ſchlagen, damit Eure Finger nicht das Schickſal wälſcher Nüſſe haben; denn das Fleiſch durchbeiße ich, wie die grüne Schale, zerknacke die Knochen, wie die harte Nuß, und laſſe nur das Mark unbeſchädigt, wie den ſüßen Kern."

„Das iſt wenigſtens ein Troſt", antwortete der Magier, „und ich wage es darauf." Er nahm unter vielen höflichen Redensarten ein Schüſſelchen mit wälſchen und Haſelnüſſen von der Tafel, ſchob eine nach der andern raſch und geſchickt ſeinem Theraphim zwiſchen die Zähne, der munter darauf losknackte; und ſchnellte ſie ebenſo geſchickt wieder auf das Schüſſelchen. Dann zeigte er die Nüſſe und ſie waren ſehr

zierlich geknackt, die harte Schale ging mit der grünen ab, und der Kern war jedesmal ganz.

„Du haſt deine Sache gut gemacht!“ wandte er ſich wieder an ſeinen Theraphim. „Uebſt du deine Kunſt ſchon lange?“

„Seit geſtern!“

„Wie alt biſt du?“

„Acht Tage!“

„Biſt du ein Theraphim, dem der Misbrauch eines heiligen Namens das Daſein gab?“

„Ich bin keine Rübe, in der Vollmondnacht aus dem Acker, nah einem Hochgericht, geſtohlen, ſondern aus Buchsbaumholz ſauber geſchnitzt. Meine Stirn iſt glatt und durch keine magiſche Chiffer entſtellt.

„Kannſt du mehr als Nüſſe knacken?“

„O ja! ich ſchlage die Pauken. Schafft mir nur ein Paar!“

„Die ſollſt du haben!“ ſprach der Magier, ſchlug abermals auf den Tiſch, und ein Paar kleine Pauken erhoben ſich mit zierlichen goldgeſtickten Sammtbehängen. Die Schlägel ſteckte er in die dazu eingerichteten Hände des Nußknackers, und ſogleich regte er rüſtig ſeine Aermchen und wirbelte künſtlich über beide Felle hin.

„Genug!“ rief der Magier; „die Pauke allein iſt kein liebliches Inſtrument.“

„So ruft Renommiſt!“ entgegnete der verſtändige Nußknacker, „damit er auf ſeiner Trompete begleite.“

Der Magier ſchlug von neuem auf den Tiſch und rief: „He, Renommiſt, komm hervor!“ und ein anderer Theraphim erhob ſich, ſchwarz gekleidet, mit einem grauen Mantel, in einer Hand einen langen Stoßdegen, in der andern eine Trompete. Dreimal grüßte er mit der Klinge nach Fechterart, dann ſetzte er die Trompete an den Mund und ſchmetterte eine kräftige Fanfare. „Dies zum Gruß!“ ſprach er mit kräftiger Stimme.

„Wer biſt du?“ fragte der Magier.

„Ein fahrender Schüler: Fürchte dich nicht vor meiner bloßen Klinge, denn ich habe Weltweisheit ſtudirt, und weiß, daß man kein Menſchenblut vergießen darf. Aber gib mir zu trinken, denn ich leide am ewigen Durſt und ewig leeren Taſchen.“

„Ei!“ ſagte der Magier, „du machſt wenig Umſtände. „Zum Glück aber gibt es zum Trinken hier mehr wie genug.“

„Mehr wie genug — iſt viel geſagt.“

Der Magier holte einen großen Becher herbei. „Dieſer wird dir genügen!“

„Er iſt zu klein!“ ſprach Renommiſt.

„Er iſt größer wie du!“

„Mein Durſt iſt größer, als irgend ein Becher!“

„O!“ antwortete der Magier, „in dieſen Becher geht mehr, als man glaubt!“ Er erbat ſich vom Abt die Erlaubniß, Wein vom Schenktiſche nehmen zu dürfen, um den Becher zu füllen, ſchleppte eine große Kanne herbei, die wol zehn Maß enthielt, und goß ſie in den Becher aus, der keine zwei Maß faſſen mochte. Die leere Kanne aber ſchwang er leicht in die Luft, zum Zeichen, daß kein Tropfen mehr darin ſei. — Mit einer zweiten und dritten Kanne machte er es ebenſo, und wir Alle wußten nicht, was wir denken ſollten und wo der Wein blieb.

„Faſt iſt es mir gelungen“, ſprach der Magier, über unſer Erſtaunen lächelnd, „den Boden des Bechers zu bedecken. Ich zweifle nicht, mit noch ſieben Kannen ihn bis an den Rand zu füllen.“

Ein herzliches Gelächter lohnte dies auserleſene Kunſtſtück. Der Magier leerte noch ſieben Kannen in den kleinen Becher und ſchwang jedesmal das erleichterte Gefäß hoch in die Luft. Dann ſprach er: „Richtig, der Becher faßt gerade hundert Maß! Nicht wahr! Man ſieht es ihm nicht an?“ — Neues herzliches Gelächter.

Der Becher war natürlich um ſo ſchwerer geworden, und mit großer Mühe hob ihn der Magier und brachte ihn an die Lippen ſeines Theraphims. Nun ging es „Glucks! glucks!“ und eh' man ſich's verſah, hatte der kleine Renommiſt den Becher geleert. Er ſtöhnte ein behagliches „Ach!“ und fügte hinzu: „Nun habe ich mir wenigſtens die Lippen genetzt, um eine neue Fanfare zu blaſen.“

„Die Lippen genetzt, Unverſchämter!“ rief der Magier. „Und dazu bedarfſt du hundert Kannen Wein?“

„Ja“, ſagte Renommiſt, „denn mein Durſt iſt groß!“

Auch der König gerieth in die froheſte Laune und ſprach:

„Es soll mich nicht wundern, wenn Renommist sich anheischig macht, das Weltmeer zu leeren.“

Ohne Aufforderung des Magiers wagte Renommist dem Könige zu antworten: „Warum, Ew. Majestät, sollte ich mich dazu nicht anheischig machen? Vorausgesetzt, im Weltmeere fließe so guter Wein, wie in den Kellern der Herren Dominicaner.“

Von neuem ertönte Gelächter, und nachdem es sich gelegt, sprach der Magier zu dem Theraphim: „Still, du unverschämter Prahler! — Um Gottes Willen, gnädiger Herr!“ wandte er sich an den König, „glaubt dieser unverschämten Puppe kein Sterbenswort. Ihr Name ist Renommist, zu deutsch: Prahlhans. Sie kann nicht trinken — ihre Lippen sind trocken — Alles war nur Schein und Blendwerk — die Kannen sind auch nicht leer, und aller Wein ist noch darin, wie vorher.“

Er hatte die leeren Kannen jedesmal hinter den Tisch gestellt. Jetzt schleppte er sie, eine nach der andern, wieder hervor, und sie waren alle voll.

„Renommist!“ fuhr er fort, „deine Schalkheit und Aufschneiderei sind weltbekannt! Auf! bessere deinen Ruf und blase uns ein treffliches Trompeterstückchen!“

Renommist sprach: „Bramarbas bläst die Posaune, rufe ihn, daß er mich begleite!“

Wieder schlug der Magier auf den Tisch, und ein dritter Theraphim erhob sich in einer staubigen und zerhackten Rüstung. Das aufgeschlagene Visir zeigt ein plumpes rothes Gesicht. In der einen Hand hatte er ein abgebrochenes Schwert, in der andern eine Posaune.

„Schämst du dich nicht“, fragte der Magier, „in solchem Aufzuge hier zu erscheinen?“

„Das macht“, antwortete der dritte Theraphim mit tiefer Stimme, — „ich komme soeben von Jerusalem, und habe die heilige Stadt von den Ungläubigen befreit. Mein Herr war in der Wüste vor Hunger und Mühsal umgekommen; ich aber liebe kein unvollendetes Werk, und rückte ganz allein vor Jerusalem und kündigte den Heiden Krieg an, damit es nicht heiße, ich hätte sie auf unritterliche Weise überfallen. Da lachten die Heiden, weil ich nur ein Einziger war. «Ei», dachte ich, «das Lachen will ich Euch vertreiben!» Und weil

Jeruſalem feſte Mauern und Thürme hat, ſetzte ich meine Poſaune an und blies das große C mit ſolch einer Kraft, daß die Mauern und Thürme erſt bebten, dann wankten und zuletzt einſtürzten. Das verdroß die Türkenhunde, denn ihre feſte Stadt war ihr Stolz; und da hätte Einer die Wuth ſehen ſollen, mit der ſie auf mich anrückten. Weil ſie aber ihren Allah anriefen, ward ich meinerſeits auch wüthend bös, und das will was Anderes ſagen. «Ihr vermaledeiten ungläubigen Hunde!» rief ich, «ihr nichtswürdiges türkiſches Geſindel! weil ihr Allah ruft, verdient ihr keinen ritterlichen Tod!» Darauf nahm ich die Fläche meines Schwertes und klatſchte ſie wie die Fliegen. Mein gutes Schwert hat manchen ſcharfen Hieb gethan. Es waren aber der Heiden zu viel; und als ich juſt den letzten erſchlug, brach es. — «Ei nun!» dachte ich, «ich hätte wol auch meinen Stock gebrauchen können!»"

„Bramarbas!" ſagte der Magier, „man kennt dich und deine Thaten. Du biſt nicht des Redens halber hier, ſondern zum Muſiciren; aber mache es ſacht und ſäuberlich, damit hier Alles ganz bleibe."

Bramarbas antwortete: „Soeben iſt mir Nimrod begegnet. Er bläſt ganz neue Stückchen auf dem Silberhorn. Ruft ihn, ſo muſiciren wir ſelb vieren."

Und der Magier ſchlug wieder auf den Tiſch und rief: „Nimrod!" Da erſchien der vierte Theraphim, der zierlichſte von allen. Er war grün gekleidet, hatte Armbruſt, Köcher und ein Silberhörnchen.

„Hier bin ich!" ſprach er mit heller Stimme. „Seid mir gegrüßt, hohe, edle und hochwürdige Herren! Und wofern es Euch genehm iſt, mögen Wölfe, Bären und Auerochſen einſtweilen leben, bis ich hier ein künſtliches Stückchen auf dem Silberhorn geblaſen."

Er ſetzte an und blies die Melodie erſt allein, dann ſtimmte Bramarbas ein, dann Renommiſt, und nun ward's lauter und voller, und Nimrod blies ſo künſtlich, wie ich von keinem Menſchen noch gehört. Endlich wirbelte auch Nußknacket drein, ſo luſtig, daß uns das Herz im Leibe lachte.

Der Magier erhielt großes Lob, — und der zweite Gang ſollte aufgetragen werden, — da bat er um die Erlaubniß, die Tafelmuſik machen dürfen. Seine Theraphim, behauptete

er, könnten auch viel lauter spielen, und auch Pfeifen und Schalmeien, Zimbeln und türkische Trommel sollten ertönen. „Ich rufe mir meinen fünften Theraphim", fuhr er fort, „der dies Alles auf der Orgel macht. He, Windbeutel!" rief er, und schlug auf den Tisch.

Es erfolgte keine Antwort und keine neue Puppe wollte sich zeigen.

„Windbeutel! hörst du nicht?" rief der Magier erzürnt.

„Ich höre!" tönte ein feines Stimmchen ganz fern.

„Warum erscheinst du nicht?"

„Ach, das könnte ein Unglück geben!"

„Was für ein Unglück?"

„Ihr wißt, gestrenger Herr Zauberer! wie ich von ausbündig schöner und liebreizender Gestalt bin. Wo ich erscheine, setze ich alle Herzen in Flammen, und bin leider ebenso stolz und kaltsinnig als wohlgebildet; auch bin ich es so gewohnt, unter allen weiblichen Herzen eine Niederlage anzurichten, daß ich nicht einmal Mitleid hege mit den armen Opfern meiner Reize. Was würde also aus den edlen und schönen Damen werden, wenn sie mich sähen? Und ratzet Ihr ihnen auch, die Blicke ihrer süßen Augen fern von mir zu halten, so sind die holden Evatöchter neugierig und vorwitzig, und es würde sie nur um so mehr bewegen, sich in ihr Verderben zu stürzen." Diese Worte wurden ganz in der Ferne gesprochen; doch hörte man sie deutlich.

„Deine Bedenklichkeiten sind unnütz", antwortete der Magier; „denn Damen sind hier nicht zugegen. Erscheine also!"

„Da bin ich!" rief dasselbe Stimmchen hell und ganz in der Nähe, und ein fünfter Theraphim erschien, den man nicht ansehen konnte, ohne zu lachen. Er trug ein Kleid von weißem Atlas, mit Silber gestickt, und ein rosenfarbenes Mäntelchen mit goldenen Tressen. Sein Antlitz war ein zartes Wachslärvchen, weiß und roth, mit einer langen gebogenen Nase, kornblauen Augen und einem kleinen rosenfarbenen Mund. Um Schläfe, Kinn und Nacken wallte ein unmäßiger Schmuck kleingekräuselter, flachsblonder Locken. Es schien, als habe sich Windbeutel alle möglichen Reize auf einem Weihnachtsmarkt zusammengekauft.

Vermuthlich wollte der Magier das Marionettenspiel noch weiter fortsetzen; der König schien aber an dem Scherz keinen

Gefallen mehr zu finden; so begnügte sich denn der Magier zu sagen: „Schwatze nicht erst lange, Windbeutel; denn wo Windbeutel, Renommist, Bramarbas und Nimrod in ein Gespräch kommen, ist kein Ende abzusehen. — Hier ist deine Orgel, thu' deine Schuldigkeit!"

Aus dem Tische erhob sich eine Orgel, die fast bis an die Wölbung des Saales reichte, und man sah Windbeutel die kleinen Finger, die in gelben Handschuhen steckten, auf die Tasten legen. — Ich meinestheils hätte die vier Prahlhänse lieber miteinander reden als musiciren hören. Aber sie musicirten wacker; die Orgel klang bald wie eine Querpfeife und bald wie ein Dudelsack, und Renommist, Bramarbas, Nimrod und Nußknacker wirbelten und schmetterten drein, als gälte es, sich den Rang abzugewinnen. — Indeß ward der zweite Gang aufgetragen, und die Spielleute, welche vorausschritten, hatten ihre Instrumente unterm Arm. Der Zug ging rund um die Tafel, die Gerichte wurden zur Schau gestellt und die Vorschneider nahten sich. — Während des Schmauses konnten wir unser eigen Wort nicht hören, so gewaltig hallte die Musik in dem gewölbten Saale. Als sie endlich schwieg, freuten wir uns Alle der behaglichen Stille. — Aber siehe! der Magier hatte sich entfernt, vielleicht um neue Operationen vorzubereiten, und unsere fünf kleinen Musikanten, die sich ohne Aufsicht sahen, fingen einen Zank miteinander an.

„Nimrod!" begann Windbeutel, „wo hast du deine Fanfaren gelernt? Etwa von deinen Hunden, wenn sie unter deinen Schlägen heulen?"

„Ich hätte Lust", antwortete Nimrod, „solch eine Fanfare dir aufzuspielen, daß du einschnurren sollst, wie ein zerrissener Balg!"

„Zankt euch nicht, lockeres Gesindel!" bemerkte der ehrsame Nußknacker, „sondern betragt euch, wie es weltberühmten Virtuosen geziemt!"

„Wak!" schrie Renommist, „dieses zähneklappernde, heisere Paukenfell, dem das Nüsseknacken die Gehörknochen verschoben, will mit von Musik reden?"

Und Bramarbas streckte sein abgebrochenes Schwert aus und rief: „Euch All zusammen spieß' ich auf mein halbes

Schwert, wie die Lerchen; da könnt ihr ein Quartett singen, um Steine zu erbarmen!"

Da erschien der Magier. „Was ist das? was unterfteht ihr euch?" fragte er erzürnt. „Fort mit euch! Hinweg, Alle!" — Er schlug auf den Tisch, und Alles war verschwunden, bis auf die Orgel, die wol zu groß sein mochte, um, eh man sich's versah, davon zu sein.

Der Magier fing jetzt an zu metamorphisiren, und vor seiner Macht schien nichts sicher. Er verwandelte brennende Lichter in Blumen und Blumen in brennende Lichter. Er warf volle Becher in die Luft, daß sie verschwanden, und griff ins Leere und brachte sie wieder. Geflügel, was mit ganzem Federschmuck in der Schüssel lag, nahm er zierlich bei den Schwänzen, warf es empor, und es war lebendig; dann fing er es wieder ein, und zubereitet legte er es in die Schüssel zurück.

Ich konnte aber nicht umhin, von einer Ente zu kosten, mit der er solch eine Metamorphose unternommen, und siehe! ich schmeckte deutlich eine wilde Ente. Der Wunderthäter dagegen hatte eine zahme Ente laufen und schreien lassen. Weil ich ein wenig laut darüber mich äußerte, trat der Magier mit einem vollen Becher zu mir und fragte: „Habt Ihr Muth, diesen Becher zu leeren?"

„Muth wol", sagte ich, „vielleicht aber nicht Lust."

„Ihr müßt!" rief er, „oder ich gieße den Becher über Euch aus!"

Eben wollte ich ihm die Antwort geben, die seine Ungezogenheit verdiente; aber schon rief er: „Da!" und ich glaubte den Wein über Kopf und Kleider zu haben. Doch waren es Rosen- und Blumenblätter, mit denen ich überschüttet war und die einen köstlichen Wohlgeruch verbreiteten. Der Becher aber wollte wieder nicht leer werden, denn noch ganze Hände voll Rosen und andere Blumen holte der Magier heraus und streute sie um die Tafel. Endlich kippte er den Becher um, da flogen Kanarienvögel heraus und setzten sich flötend und zwitschernd in die Gesimse.

Prinz Heinrich hatte es ungnädig genommen, daß ich mich mit dem Gaukler so weit eingelassen. Und in seinen Trauerkleidern, das edle Antlitz todtenbleich, mit dunklen Augen vor sich hinstarrend, saß er wie ein Rachegeist da, inmitten der sorglos heitern Fröhlichkeit.

Ach, es war der letzte Abend meines Erdenglücks! und ich will fortfahren in der ausführlichen Beschreibung desselben bis zu seinem schrecklichen Ende.

Der Magier schritt nunmher zu seiner großen Operation, nämlich Gold zu machen. Er ließ sich einen kupfernen Kasserolldeckel bringen, brach den Henkel ab und legte ihn, an einem Faden befestigt, in einen Becher, den er sodann mit Wasser füllte. — Er zog ihn wieder heraus, zersägte ihn in kleine Stücke und warf diese in einen Tiegel, den er auf Kohlen stellte. — Nachdem das Metall geschmolzen, goß er aus einer kleinen Phiole eine ölartige Feuchtigkeit hinein, und nun knisterte und prasselte die Masse, zischte in Blasen auf und sprühte weiße und blaue Funken und wollte sich nicht stillen, bis der Magier mit einer Zange den Tiegel vom Feuer nahm und das flüssige Metall in ein bereitstehendes Gefäß mit kaltem Wasser goß.

„Es ist vollbracht!" stöhnte er, streifte seinen Aermel auf und langte die einzelnen Körner heraus, um sie in den Becher zu legen, bis das Wasser wieder an dem Rande stand. „Dies geschieht", sagte er, „zum Zeichen, daß ich gerade so viel Gold gemacht, als ich Kupfer hatte."

Die Goldkörner wurden auf einen Kredenzteller gelegt, und ein Probirstein war dabei; so gingen sie an der Tafel herum, und Jeder bestätigte, daß es das feinste Gold sei. Und der Magier fügte die großmüthige Bitte hinzu, daß man zum Andenken an seine Kunst die Körner behalten möge.

Jeremias Gotthelf.

16. Der Bauerngroßvater und die Bauerngroßmutter.

Ich bin geboren in der Gemeinde Utzendorf, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus. Mein Vater war der älteste Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof besaß, und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; Beide viereckigt und rüstig früh und spät. Er war Meister in Feld und Stall. Das erstere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, dessen Same ihm nichts kostete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müssen. Aus dem Stalle zog er die Zinsen der schuldigen Capitale. Er mästete alle Jahre Etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als sein Vater. Im Hause schaltete und rumorte die Großmutter, und Alles mußte sich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte Alles selbst für die Menschen und die Schweine, besorgte den Garten und die Plätze so viel möglich allein und spann dabei Kuder fast zu Tode. Das Geld hatten sie im Genterli und die Großmutter immer so viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater sehr munter von einem Märit heimkam, ich die Großmutter in der Nacht aufstehen, dem Großvater die Hosen erlesen und das Geld zählen sah und sie brummeln hörte: „Dä het afa g'hudlet, es hät es stifs Säuli gäh, was er versoffe het; dem will ig morn d's Kapitel lese.“ Richtig waren sie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was sie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein und dem wahren Christenthum; schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch

machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken, kein Garnhändler, obgleich die Letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Vierer beluren. Daher hielten Beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur nothdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigtste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühsten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend weg als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen that der Großvater selbst, aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn Etwas mislang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der Erste und Letzte dabei sein müssen, an die Fuhrungen seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmähte der Großvater niemals; es ging nicht aus seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten Jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder gar abgeputzt, wenn sie anders heimgekommen wären. Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen Vater gar vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel, nur im Zorn, der aber selten ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einsehen thun werde.

17. Wie ein Vater Kinder prellt.

— — — So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine sehr seltene Sache in unserm Hause war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierschrötiges Mädchen mit plumpen Gesichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeigte von Reichthum, aber sie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer gewesen wäre (so äußerte sich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäuerischen Stolzes und Hochmuths. Der jüngste Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerschweren Kommet an hatte und in demselben dahertrampelte, fast wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großältern empfingen die Gäste mit sichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkel und Tanten hingegen wirkte die Erscheinung dieser Leute wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, sie schossen nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang sah man noch bald das Eine, bald das Andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürspalt hervorgucken; bald aber verschwanden sie Alle und Keins zeigte sich mehr bis am späten Abend, ja zwei der Onkel kamen erst am Morgen wieder zum Vorschein. Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, welche in jedem Bauernhause eine sehr wichtige Rolle spielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alsobald wieder in die Küche, nachdem sie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewischt hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brot gehörte dazu, nachher aber mit Allem, was Sitte ist. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brot, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleisch herabgeschnitten, Aepfelschnitze gewaschen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. Sie war eine rüstige Frau, aber

zehn Beine und zwanzig Hände hatte sie doch nicht, sie rief daher Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann Stüdi, Lisebeth, Bäbi! aber Niemand gab Bescheid; sie rief Hänsli, Joggeli, Christi, Peterli, und wieder Hans, Joggi, Christen, Peter! aber Niemand kam. Man kann sich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchte, sogar ich bekam einen Mupf, dazu durfte sie ihn nicht laut werden lassen und Alles mußte doch gemacht werden, wenn sie nicht mit Schanden bestehen sollte, ob welchem Gedanken es ihr fast g'schmuchten wollte. Trotz meinem erhaltenen Mupf tröstete ich die Großmutter und versicherte sie: ich und meine Geschwister wollten ihr so gut und besser helfen als die Andern; und so geschah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Lust die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hause in die Wüste, ins Elend trieb. Kätheli holte das Brot und wusch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röstete, mahlte, erwellte, und Alle machten der Großmutter es zum Dank, vor allem ich, der zum Feuer sah und ihr das Leiterli hielt, als sie Speck und Fleisch herunterschnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein schön gelöchert Tischlachen gebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenstern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewischt und eingeschenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht mir meinen Theil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen noch einmal zugefüllt hatte, denn sie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäste ihre Kacheli umgestürzt ins Blättli gestellt und das Meitschi betheuert hatte: es müßt si Seel oben ab gäh, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hinterdrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauer herwanderte durch Wald und Felder, sah hinterdrein die Tochter marschiren und dachte dabei nichts anders, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte als eine arme Seele im Fegfeuer,

mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft still und verwarf die Hände, dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind geworden, die Küchli standen an der Wärme, ein Theil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daherkamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchelschnitte, fortgeschickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „göt doch yche" hatte sagen müssen. In meinem Leben kömmen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; Jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vors Gesicht und ging dann seiner Wege. Hier und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Misgeschick oder die schlechten Zeiten, oder die Großmutter sprach zu einem der Kinder: „Hest no nit gnue? es düecht mi, du chöntisch's afe mache."

Wie ging das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüsseln herum und legte den Gästen gar wol aufs Teller, als ob sie keine Arme hätten; sie sagte in einem fort: „Nät doch! äßit doch!" Dann entschuldigte sie sich, daß man es so schlecht bei ihnen habe, daß sie nicht besser aufwarten könne, und rief dann wieder: „Sami, schäych doch y, u mach G'sundheit!" Obgleich Alles gut war, aßen der Bauer und seine Tochter doch als ob ihnen das Essen zuwider sei, sie gabelten auf dem Teller herum, als ob sie Spreuer auf demselben hätten, und doch rühmten sie die Großmutter und ihr Essen! mit dem Trinken machten sie es ebenso, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwischendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmsel, das er anbrachte über seine Habe und über seine Kinder. Daß die

Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis sie das Vreneli, so hieß nämlich das große Mensch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und seine Tochter so viel sie z'Platz kommen konnten. Der Erstere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die Letztere, wie früh sie aufstehe, für wie viel Schweine und wie viele Menschen sie koche, wie viel sie zwischendurch spinne ꝛc. Das Reden schien ihnen Hunger zu machen, je länger sie aßen und tranken, desto geschwinder wurden sie mit ihren Gläsern fertig und desto geschwinder räumten sie ihre Teller ab. Ja als es zu dunkeln anfing und von der Heimreise die Rede war, konnte Sami mit Einschenken nicht fertig werden, so daß es der Großmutter Angst machte, sie hätte nicht Wein genug holen lassen, und sie nach und nach mit Pressiren nachließ; aber sie nahmen unpressirt; es war als ob sie Alles reue, was sie übrig lassen müßten. Ich saß da ganz voll Verwunderung, hatte längst genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu sagen: „Großmutter, es düecht mi, si chöntis afe mache!" Ich erhielt die erste Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wissen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeschickt. Diese Behandlung schmerzte mich tief, ich weinte bitterlich, bis Sami das Roß einspannte, die Gäste aufbrachen und aufsaßen unter vielen Danksagungen und Entschuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös sei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt sei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hause. Die weggelaufenen Söhne und Töchter stellten sich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgescholten, und wenn nicht allzu viel Versäumtes nachzuholen gewesen wäre, so daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, sich prügeln zu lassen, sie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen schlief ich betrübt ein und erwachte erst am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles sah am Morgen noch zerstört aus; wo man hinsah, steckten Einige die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander. Ich glaubte, sie klagten sich ihre gestern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiseits, um mich auszufragen, wie in der Stube Alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegessen worden und wie man einander angesehen u. s. w. Hier hörte ich, die Gäste seien der reiche Bauer Niegenug zu Unsegen sammt seiner Tochter gewesen, welche der Onkel Sami heirathen solle. Nun zog die Mutter los zuerst über den Bauer und seine Tochter, dann über Großvaters. Ueber die ersten wußte sie hundert Geschichten von ihrem Geiz und Stolz und dem gewöhnlich damit verbundenen Unverstand. So behauptete sie, der Bauer stehle seinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von seiner Frau und Tochter, daß sie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde säßen, um die Kittel nicht zu verribsen, und ihre Erdäpfelrösti thäten sie auf die Fenstersimse an die Sonne, um sie zu wärmen und Holz zu sparen. Großvaters seien aber um nichts besser, sonst würden sie einen solchen Geizhund nicht ins Haus begehren, aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heiratheten, sobald sie nur goldene Hörner und einen silbernen Schwanz hätten u. s. w. Die Heirath war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großältern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle kostete, die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hemder her: nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der Uebrigen erweckte, kann man sich leicht denken, daß Niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen, man hatte Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heim kam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am

andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Mayen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. s. w.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt, wie man erwartet hatte, bei ihren Aeltern bleiben solle. Das erschreckte Alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man so viel Böses von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trab durch eine Fremde mochte unterbrochen sehen. Doch fand man bald Ursache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Bestürzung. Als der Trossel abgepackt werden sollte, fand man Trog und Schaft sehr schwer und fürchtete sie zu verletzen; daher packte man sie auf dem Wagen aus. Zum Vorschein kam nun das sämmtliche Zeug der jungen Frau; aber Alles ungewaschen. Wahrscheinlich hatte sie zu Hause die Seife gereut und das Holz, und gefunden, Großvaters könnten wol Beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und Alle, die damit zu thun hatten, sorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; Alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamlosigkeit zusah und mit aller Gleichgültigkeit diese Lüfteten geschehen ließ.

---

18. Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

— — — Eines Abends nach einem heißen Tage stieg ich müde einen Hügel hinan, und setzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein alterthümliches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren That, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Aeußern der Menschheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und ver-

ſchiedenen Geſichtern, was würde man da wol Alles hören? Haben nur die Gewänder ſich geändert, oder auch die Geſichter, haben nur die Namen ſich geändert, oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eiſern um und um, eiſernen Leibes, eiſernen Herzens, hoch herabſehend vom hohen Roſſe; verſchwunden jetzt die Ritter, ihre Hengſte, der eiſerne Leib, aber auch die eiſernen Herzen und die Augen, die hoch herabſehen möchten aus Chaiſe und Charabank? Ehedem zerknirſchte Leibeigene halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des geſtrengen Herrn Fauſt und Peitſche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne ſich ſenkte über des grauen Schloſſes Zinne und ſchlafen ging ins große Vaterhaus und ſcheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke ſanft und mild über die Erde warf. Ich verſank in Andacht, dachte Deſſen, was niedergeht und auferſteht, was bleibt, was ſchwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich ums Herz, und da ich der himmliſchen Heimat gedachte, verlangte mich auch nach einer irdiſchen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reiſe zu gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in ſeinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens ſtieg ich nieder, und mir ward, als ob der Herr läuten laſſe zu meinem Einzuge, nur mir verſtändlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mich feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: wenn du wüßteſt, für was ich komme, und was ich dir einſt ſein werde? und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmüthige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuſer, die Gegend; reinlich war es, und ſauber aufgeräumt, die Kinder mit ihren Beſen vor den Häuſern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hoſen fuhren die Burſche Stoßbären hochaufgethürmt mit wohlriechendem Kühd..k auf die gewaltigen Miſthaufen. Vor dem Wirthshauſe ſtand die alterthümliche Linde, und Kinder mit rothen Backen herbeten da wohlgemuth. Freundlich wurde ich im Wirthshauſe

empfangen von der rührigen Wirthin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rothverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut stand. Alles gefiel mir gar gut, Alles wie gewünscht; die mit Alt und Jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein, und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel Anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draußen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wol Bauern darunter mit breiten Rücken und schwieligen Händen, aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht Bauern. Einer glich wol von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer, an andern gehörten nur die Beine einem Herrn mit gewichsten Stiefelchen, aber oberhalb war er accurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem Einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingender Uhr behängt, fast wie der schöne Herr zu —, so sah man beim zweiten Blick beschmutzte Hände, ein zerrissenes Nastuch, ein schlechtes oder gar nicht gebleichtes Hemd; es soll sogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen schienen. Baschkiren waren es auch nicht, denn Mancher hatte eine gar schöne große rothe Nase; auch nicht Kosaken, denn Manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn sie tranken ungenirt Wein, besonders rothen; zudem redeten Alle deutsch, Einige sogar versuchten das Hochdeutsch in etwas, wenn auch schlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, schnatterten durcheinander, daß ich wenig verstehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Gespräche in meiner Nähe, daß der steifbeinigste unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein saßen, ein Erbe, das hinter der Gemeind' lag,

abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es seien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirthin Saufüße und Sauohren, eine ganze Platte voll, über die fielen sie her wie die Habichte; es waren also wieder nicht Juden. Während sie nun handlich in die Saufüße und Sauohren bissen, konnten sie nicht Alle auf einmal reden, sie schrien aber Alle, und was Die sprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verstehen. Es war von Gerichts- und Geldstagen, von Notificationen und Moderationen, Inventarisationen, sogar von Insinuationen, die Rede, von Käufen und Contracten, Testamenten und Betreibungen. Aha, so, dachte ich, das wird eine Versammlung der Schuldenboten des ganzen Landes sein, so eine Art von Verein, um einander das Saugen abzulernen. Ich sagte meine Meinung der Frau Wirthin. „B'hütis Gott nein", sagte die, „das isch ke apartigt Versammlig, die sire all Abe da, si sy all usem Dorf oder us d'r Nächstsami, es isch d'r Amtsschriber u d'r G'richtsschriber u d' G'meindschriber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerator, u de zwei Agente, u de nö ihre Knechte u Buebe; das sy guti Lüt, si gäh nis am mehre z'verdiene." „B'hütis Gott", dachte auch ich, „so viel Schreiber an einem Haufen, geben so viel zu verdienen, müssen also auch viel verdienen, und von wem?" Ich zählte, und zählte sie wieder, und zum drittenmal, und es waren und blieben immer siebenundzwanzig.

Ich vernahm später, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geschäfte verrichtet, und zusammen den Wirthen nicht halb so viel als Einer von den siebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Also das die zweibeinige Schaar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrschend und mächtig, wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wennschon nicht unterthan, doch zinsbar waren.

Und wenn man die Augen zuthat, so klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten sie etwas fistelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz, als wie Eisen, und sie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man sich allerdings noch einen Tisch voll Zwingherren und Raubritter hätte vorstellen können, mächtigen Leibes, eisernen Fäusten,

die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man sich das so recht lebhaft vorgestellt hatte, die Augen dann wieder auf that, und an den Tischen die siebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein sah, mit den spitzigen Gesichtern, den langen schwarzen Fingern, den halbseidenen schwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüseln angefressenen Gesichtern, mit vergessenen Federn hinter den Ohren, und steifen, gen Himmel schreienden Haaren, mühselig und unbeholfen handthieren mit Gabeln und Messern — hei, wie war da Einem wunderlich zu Muthe! Hei, was hätte da wol einer der Ritter gesagt zu ihnen, zu dessen Thoren sie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein solcher Ritter hätte allen diesen seinen Nachzüglern vor dem Frühstück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelfänger leipziger Lerchen. Und doch hatte dieses baumwollene Völklein wieder eine Aehnlichkeit mit jenen eisernen Mannen. Diese eisernen Mannen, wenn sie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, so saßen sie hinter ihren hohen Humpen, und wenn sie satt waren vom Habermuß und Rehschlegel, so schwemmten sie Habermuß und Rehschlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit saurem Wein, und einer erzählte: wie er einem Bauer die Hunde durchs Korn gehetzt und hinten drein geritten; ein zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitschenknall von seiner Hufe gejagt, ein dritter einen Leibeigenen versandt, und unterdessen mit seinem Weibe oder dessen Töchtern Kurzweil getrieben, ein vierter ein Wildschwein abgefangen, und ein fünfter das Lager eines Sechzehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber sprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geschlagen und empfangen hatte, und pries seine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, so redeten auch die Dasitzenden, nachdem sie die Säuohren versorgt hatten, von ihren schreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren bei einem Vergleich gewesen, und hatten Gottlob (wie sie meinten) die Vermittelung hintertrieben; andere hatten Erscheinungen und glücklicherweise Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach sich zogen. Einer rühmte: wie er in

einem Beneficium heute wieder 137 Briefe habe ausfertigen laſſen. Wenn einer mit ſolchen Briefen jährlich nicht 2000 Pfd. zu machen wiſſe, ſo müſſe er ein Lümmel ſein. Wenn einem Wirths- oder Krämerbeneficien in die Hände kämen, ſo ſeien das wahre Herrenfreſſen, und der halben Welt könne man da ungenirt Briefe ſchreiben à 4 Batzen das Stück. Ein anderer war an einer Gantſteigerung, und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein anderer kam von einer Geldstagsſteigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei ſich, das er benutzen wollte, ſo lange er die Ausfertigung des Geldstags hinausſchieben konnte, und noch einige Neuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zuſendung der Collocationen nicht preſſire; ein anderer hatte einen Contract aufgejagt, und ſeinem Meiſter in die Bähre, und einer einen Proceß, zu dem er einen reichen Bauer angeſtiefelt; einer zweien Branntweinrülpſen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipſt, und einer nebenbei manches galante Abenteuer beſtanden, wie er mit grinſendem Munde verblümt zu verſtehen gab, daß man es mit Zwilchhäntſchen greifen konnte (derſelbe hatte impertinent blonde Haare); einer durch Vergeßlichkeiten in Aſſecuranzſcheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauer weißgemacht, für einen Hof, den er von ſeinem Vater um 25,000 Pfd. gekauft, müſſe er von 40,000 Pfd. den Ehrſchatz geben, der nach dem wahren Werth zu entrichten ſei. Einer endlich, nachdem er eine Flaſche Neuenburger 1834r kommen ließ, las eine Bittſchrift an den großen Rath vor um Vermehrung ihres Einkommens, indem darin klar dargethan war, daß ſie nicht das klare Waſſer verdienten. Ich ſah ſie allerdings kein Waſſer trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler geweſen ſein als das Waſſer an ſelbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie ſie Bauern abgeſchnauzt und zum Narren gehabt, halbe Stunden ſtehen laſſen, ehe ſie dieſelben nur angeſehen. Doch nach und nach, beſonders bei Anlaß der Bittſchrift an die Regierung, nahmen ſie einen höhern Schwung, und verſtiegen ſich ins Gebiet der Politik und in das der Geſetzgebung, beide miteinander verwechſelnd, Alles durcheinander werfend, wie Kraut und Rüben, mit nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verſtunden

nicht e Dreck viel von Diesem, und nicht e Dreck viel von Jenem; zudem war Allen nicht zu trauen. Von dem Einen wußten sie Das, von einem Andern etwas Anderes: höchstens fand der Eine oder der Andere bei ihnen Gnade, der einst mit ihnen aus dem gleichen Tintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Esel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wisse. Andere meinten, wenn nur die weg wären, die da seien; das Volk sei nicht mehr so dumm, und würde die Rechten schon finden, und räusperten sich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, stießen die Gläser an, und sagten mit verschmitzt sein sollenden Gesichtern: „Gesundheit". Und Einer mit unsichern Augen, aber struppigem schwarzen Backenbart, ripfete denselben eine Weile an dem Halstuche, und schrie dann in heisern Tönen und landschäftlerischem Dialekt: „Zu Gunsten der Freiheit!"

Plötzlich fragte Einer mitten aus wirrem Gespräch: „Wer geit morn z'Predi?" „Wer wett doch dä D..-Pfaff möge ga lose, er seit alli Sundi z'glyche", meinte Einer; „er weiß nit, was er seit", ein Zweiter; „er isch e dumme Tüfel, Alles, was er weiß, wett ih ih vierzehn Tage lerne", ein Dritter. Endlich erhob sich ein Gespräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge standen, und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu Allem geschwiegen, aber als Einer sagte: „Ih glaube numme was ih g'seh, u was ih nit cha g'seh, das isch o nüt"; da konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu sagen: „Ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, sie wär aber nur von Similor, und ging grundschlecht." Sie sahen über die Achseln nach mir hin, ließen sich aber nicht stören. Ich merkte, daß ich zu verblümt gesprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verstanden sein. Als der unter ihnen, welcher die steifsten Beine hatte, und fast aussah wie ein Landsknecht, meinte: „o todt isch todt", entgegnete ich lauter: „Zu Paris im Thiergarten sind Thiere, man zählt sie zu dem Federvieh, und doch sehen die einen vor ihnen aus wie giftige Kröten, die andern wie Frösche auf den Dünkeln, die einen werden so fett, wie italienische Schweine, die andern bleiben dürr, und gleichen hundshärigen Besenstielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen sich aber gern im Dreck. Sie gehören zu den fleisch-

freſſenden Thieren, trinken aber gern Wein, beſonders rothen, und wenn ſie knüll auf dem Rücken liegen, ſo glauben ſie auch an keine Auferſtehung. Am Morgen nach der langen Nacht ſind ſie aber doch wieder auf den Beinen, ſehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verſtoßene Sünder, und ſtehen da nicht nur mit Zähneklappern, ſondern auch mit ſchlotternden Armen und Beinen." — Sie ſahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich ſetzte noch hinzu, daß ich die Thiere oft mit Erſtaunen betrachtet, und endlich den Wärter gefragt, wie ſie hießen? Dieſer ſagte mir, ſie hätten verſchiedene Namen, das gemeine Volk nenne ſie Bauernzägge, die Gelehrten aber Tintenſchlecker oder Papierfreſſer, und einige nährten ſich blos durch Agentiſiren.

Potz Million, wie hatte ich in die Weſpen geguslet! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzſtrahl in den Tiſch geſchlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich ſo lang aufſtand, als ob es kein Ende nehmen wollte, und ſo breit da ſtand, trat die halbe Mannſchaft ins hintere Glied, und verſuchte mit Wurfgeſchütz die vordere Colonne zu unterſtützen, aber ſehr unglücklich, denn ſie ſchlugen mit den geworfenen Gläſern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die Andern fuhren um mich her wie gehetzte Pommer, aber trotz aller Wuth und allem Lärm war doch keiner gern der Erſte. Endlich wagte es einer mit langen Beinen, und ſtüpfte mich in die Seite, aber ſeine langen Beine ſchützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdeſſen hämmerten ſie von der andern Seite mit ihren luggen Fäuſten auf mich ein, ſo gut ſie es vermochten, und Andere wollten eben wie Zäggen ſich feſtmachen an mir, aber gelaſſen ſchüttelte ich das Ungeziefer ab, wiſchte gelaſſen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein, und kam mir vor, als ſei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in ſeine Burg verwehren, und der nach langer Abweſenheit Ordnung ſchaffen wolle auf ſeinem Grund und Boden. Die Angriffscolonne wurde immer dünner, wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite und trat ins hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel

ſtand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen, oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat ſchnell der Aelteſte, eine hagere lange Figur, vor, that, als ob er erſt hereinkomme, und rief: „Halt! was iſch das? wer biſch du, daß du da chunſt cho Stryt afa? du mußt uf d'r Stell id Käft, u de we m'r ungerſuche, was du für e Kerli biſch, m'r wey di ſcho ringgle, reich me uf d'r Stell d'Landjäger.“ Ich ſollte erſchrecken, aber ich erſchrak nicht, ich erbot mich, ins Gefängniß zu gehen, wenn alle Mitſtreitenden mitgingen, bis die Unterſuchung ausweiſe, wer die Schuldigen ſeien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wolle ich Denen zeigen, die das Recht hätten, danach zu fragen; auch zweifle ich daran, daß er das Recht hätte, Jemanden zu verhaften. Er ließ ſich hoch auf, und alterte mich nicht übel an, winkte aber Einem mit den Augen, daß es Zeit ſei, einen andern Weg zu verſuchen. Der rief nun: „wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, ſo könne ich vielleicht noch ohne Käfticht davonkommen.“ „So“, dachte ich, „wie die Juden allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern.“ Ich ſetzte mich ſtillſchweigend nieder, ſie traten zuſammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben ſollte, zuſammen, und ließen mich fragen, ob ich es mit allen zuſammen in einen Klapf ausmachen wolle? Ich fragte, wie viel denn geprügelt worden ſeien von mir? Nun ward es recht lächerlich, wie Jeder etwas erhalten haben, die geſammte hintere Colonne im Gefecht geweſen ſein wollte; es nahm mich Wunder, daß aus den ſiebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei hauen kann, und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieſes Schreien eines Jeden, über dieſen Drang, geprügelt worden zu ſein, um etwas zu verdienen, erſchrak dennoch der Klügſte unter ihnen, fürchtend, ſich lächerlich zu machen, wenn ſiebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt ſein wollten, drängte ſich an meine Seite, und verſprach: wenn ich Wein kommen laſſen wolle, ſo wolle er es für mich mit Allen zuſammen ausmachen; wenn ich mit Jedem apparti ausmachen müſſe, ſo komme ich gar zu keuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten,

auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: „sie sollen heuschen!“ sie riefen: „er soll bieten!“ Nachdem das lange so gegangen war, sagte er: „heuschet afe 20 Dublone, m'r wei de lose.“ Sie redeten mit einander, und foderten 30 Dublonen, Richters Buße vorbehalten; sie handelten lange mit einander. Ich saß stumm da, und ließ sie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geschrien wurde ärger als in einer Judenschule. Endlich wurden sie um 25 Dublonen einig, die sollte ich baar darlegen oder versichern, und die Uerti sammt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu sagen hätte, und man fragte mich: ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Versicherung zu geben habe? Und Alle sahen so glücklich d'rein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend schmarotzen zu können auf eines armen Teufels Kosten, und dazu noch baar Geld kriegen durch eine Prellerei, das ist für solche Leute der Himmel, und ich glaube, daß Viele an keinen andern glauben können. Aber wie versteinerten die Gesichter, als ich weder das eine, noch das andere wollte; als ich auf das Geschrei: Jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müsse halten, fragte, wo er seine Procur habe, und ihnen sagte: sie seien Alle zu dumm für Einen, der lange Jahre in Paris gewesen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkessel, aber die Einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die Andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügsten hatten Respect vor Paris, und merkten, daß sie mich nicht beschummeln könnten wie einen Bauern, der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung versuchten sie mich zum Zahlen der Uerti zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über diese Schamlosigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verstehen, erklärte fest, daß ich Ursache zu klagen hätte, wenn ich sie nicht zu sehr verachtete; bis morgen Nachmittag werde ich hier im Wirthshause warten, damit sie mich finden könnten, wenn sie noch etwas wollten. Nun stand ich auf, und ging ins Bett.

19. Wie Uli um eine Kuh handelt und fast eine Frau gekriegt hätte.

Uli (der auf dem Markte die Kuh verkauft hatte) war noch nicht weit außerhalb der Stadt, als er ein größes Weibsbild mit vier kleinen Schweinen herumtreiben sah. Diese wollten nicht pariren, und alle Fünf lechzten und schnauften zum Erbarmen. Er erkannte die Tochter eines ihrer Nachbarn, die fast athemlos und erschöpft ihn um Gotteswillen bat: er möchte ihr beistehen, sie bringe sonst die Ketzern nicht lebendig heim. Uli half mit etwas mehr Ruhe, als das Mädchen gehabt, und bald brachten sie auch die Schweinchen in einen ruhigen Gang. Denn wie die Thiere thun, hängt meist von ihren Treibern ab. Es ließe sich da ein merkwürdig Capitel für Aeltern und Regenten anknüpfen. Doch diesmal haben wir nicht Zeit, uns mit ihnen abzugeben; wir müssen jetzt erzählen, wie Käthi wieder zu Athem kam, und wie sie mit den ersten freien Athemzügen zu erzählen begann, wie manches Schwein sie daheim hätten und wie viel sie jährlich nur mit dem Schweinemästen gewönnen. Aber die Mutter verstehe das ganz besonders; sie gebe aber ihren Mastschweinen im Winter mehr Sahne als nur so bloße Milch. Aber mit Flachs und Hanf machten sie noch viel mehr. Sie pflanzten alle Jahre grausam viel und alle Jahre gerathe es ihnen besonders wohl, und dann hätten sie Fleiß mit Spinnen und schon zu Weihnacht die ganze Stube voll Stangen gesponnenen Garns. Der Händler habe schon manchmal gesagt, er treffe in keinem Hause so vieles und so schönes Garn an. Und wenn die Mutter schon weben ließe, daß man sich schrecklich verwundern müsse, sie hätte den halben Speicher und alle Tröge voll Leinenzeug, so könne doch die Mutter von Weihnacht bis Ostern alle Wochen mit großen Bürden Garn zu Markte gehen. Für ein jedes Kind hätte sie schon lange die Aussteuer bereit: da seien Anzüge und Ueberzüge und flächsene Leinwand für Hemden und feineres zu Tisch- und Betttüchern; man könne weit laufen, ehe man Solches sähe. Schon manchmal, wenn sie Besuch bekommen und die Mutter die Leute in den Speicher geführt

hätte, so hätten sie die Hände über den Kopf zusammen geschlagen vor Verwunderung, und hätten gesagt, so viel Sachen und so schöne hätten sie noch nie beieinander gesehen. Wo Das sei, werde auch noch Anderes sein; da möchten sie einst helfen theilen. Der Vater hätte aber auch schon manchmal gesagt, es sei Mancher, er meine, er sei ein Bauer, aber er stände es nicht aus, nur was jährlich die Mutter an Weber- und Bleicherlohn ausgäbe. Es käme ihm wohl, seien die Zinse gegeben. Es käme ihm wohl, wüßte er aus dem Stall zu lösen mehr als ein Anderer; da vermöchte man wol so etwas. „Aber das ist noch Alles nichts", fuhr Käthi fort; „aber es hat mir manchmal übel gruset, was jährlich der Müller dem Vater für Geld geben muß; ich glaube, viele hundert Kronen. Aber er sagt auch allemal, so gutes Korn, wie unseres, finde er nirgends, es sei allemal wenigstens eine halbe Krone mehr werth als das der andern Bauern im Dörfli. Aber wir haben auch Acker dafür, viel Jucharten aneinander, ich weiß nur nicht, wie viel, und Alles eben wie ein Teller, und so schöne, schwarze, mürbe Erde, man kann nicht genug sehen, und die Leute haben schon manchmal gesagt, solchen Acker treffe man nirgends an, das Land auf das Land ab, man möge hinkommen, wohin man wolle." Es sei kein schönerer Anblick als einer ihrer Aecker voll Korn, wenn es so schön gerade aufstehe und dicht wie eine Bürste, und alle Halmen gleich lang, wie wenn man sie mit der Scheere verschnitten hätte. Es stünden dann alle Leute dabei still und sagten, sie wüßten doch nicht, wie es der Vater auch mache, aber solches Korn sehe man nirgends, und es dünke Einem, er müsse es voraus wissen, ob es einen frühen Winter gebe oder nicht; ob er dichter oder dünner säen müsse; er treffe es allemal und hätte alle Jahre immer gleich schönes Korn, immer eben recht dicht, und ihm falle es nie, nur hier und da eine Hand voll an einem Abhang. So schwatzte Käthi in Einem fort, während der Schweiß ihr von der Stirne rann, und es Einem dünkte, der Mund solle ihr zusammenkleben und nicht mehr voneinander wollen. So Etwas muß wahrscheinlich auch gewesen sein; denn als man zu einem Wirthshause kam, sagte Käthi: wenn es die Ferkel könnte in einen Stall lassen und ihnen etwas zu saufen vorhalten, so glaube es, es

thäte ihnen wohl. Unterdessen könnte sie Uli eine Halbe zahlen, weil er ihr so behülflich gewesen; sie glaube nicht, daß sie dieselben allein heimgebracht hätte. Uli sagte, es sei ihm recht, eine zu haben, wenn sie sich nicht schäme, nur so mit einem Knecht im Wirthshause zu trinken; er hätte aber auch Geld, um eine zu zahlen. Käthi sagte: er solle nicht spotten; sie sei schon mit manchem Bauernsohn im Wirthshause gewesen, der weniger vorgestellt als er. Der Vater hätte ihn auch schon manchmal gerühmt und gesagt: er wollte, er hätte einen Knecht, wie er sei, und er wüßte manchen Bauernsohn, er wäre ihm als Tochtermann weniger anständig als Bodenbauern Uli, wenn der schon nur ein Knecht sei.

Der Stall fand sich und eine Halbe auch. Es waren nicht viel Leute im Wirthshaus. Zwischen drei und vier Uhr findet man nicht auf dem Heimwege, wer an einer ordentlichen Mahlzeit sitzt oder tanzen will. Die gehen heim, welche mit einem halben Schoppen vorlieb nehmen; Butter, Garn verkauft haben, oder sonst Etwas; Ziegen, Schafe, Schweine gekauft; die sogenannten kleinen Hausväter oder die Hausmütter, welche sich nicht gerne lange säumen und doch noch Etwas möchten, ehe sie heim an den dünnen Kaffee müssen. Derlei Leute saßen einige in der Gaststube, hatten ihre halben Schöpplein vor sich, ihre Körbchen oder ihre Marktsäcklein neben sich und verhandelten den Markt, und was Dies oder Jenes gegolten, und wenn man es nur gewußt hätte, wie es ginge, so hätte man etwas Anderes auf den Markt gebracht, das gesuchter gewesen als die Butter, welche man gehabt. Es sei gar schrecklich viel gewesen, fast hätte man glauben sollen, die Körbchen mit Butter wüchsen aus dem Boden heraus und die Leute sollten aus Wasser Butter gemacht haben. Käthi rühmte, wie sie es getroffen. Sie hätten auch Butter gehabt, aber die Mutter hätte es gesagt: heute solle man nicht mit Butter kommen, die Leute, welche einen Kreuzer Geld brauchen, werden alle heute Butter verkaufen wollen. Es dünke ihns, sagte sie zu Uli, sie möchte Etwas essen, der Wein mache ihr Hunger; ob sie etwas bestellen wollten? Es sei ihm recht, sagte Uli. Er könnte es machen, aber wolle mithalten. Käthi rief den Wirth und fragte: was sie hätten? Der Wirth sagte: wenn sie noch ein wenig Geduld hätten, so könnten sie Braten haben

und Würste und von einem Schinken; aber es sei noch Alles über dem Feuer, sie hätten nicht geglaubt, daß die Leute heute so früh kämen. Käthi war es recht, zu warten, von wegen den Schweinchen, sagte es; es werde unterdessen kühler. Da werden sie noch eine Halbe haben müssen; sie hätte zu rasch getrunken und nicht daran gedacht, daß sie noch etwas essen wollten. Endlich war aufgegessen und ausgetrunken, und Käthi rief: „Wirth, was sind wir schuldig?" „Kann man euch nicht noch mit Etwas aufwarten?" sagte er, „etwa noch mit einem Schoppen?" Als er das Nein vernahm, sagte er: „He nun, wenn es denn sein muß, so ist es 16 Batzen." Sie fuhren Beide in die Taschen, und Käthi sagte dem Uli: er solle nicht Geld hervornehmen, sie wolle zahlen. Uli sagte: das wäre ihm lustig; er sei auch froh gewesen, Etwas zu nehmen. Uli zog eine Hand voll Münze hervor und Käthi nur sechs Kreuzer oder drei Batzen, dazu dann drei oder vier große Thaler. Sie müsse wechseln lassen, sagte Käthi, aber seine großen Thaler reuten es schier, man bekäme immer so schlechte Münze in den Wirthshäusern. Sie hätte einen ganzen Sack voll Münze bei sich gehabt, aber dem Vater davon geben müssen, als er die Schweinchen gezahlt habe, sein Geld habe ihn gereut. „Weißt was, Uli", sagte Käthi, „zahle du auch für mich; ich will es dir wieder geben, sobald wir heim sind. Ich habe zu Hause noch mehr Geld als dies da; es hat noch Manche nicht so viel als ich; es wäre mancher Bauer froh, er könnte mit mir tauschen. Die Mutter sagt immer: es sei nicht manche Bauerntochter z'Land auf und z'Land ab, die so viel Sackgeld habe, wie ich. Aber ich bekomme Trinkgelder allemal, wenn wir Schweine verkaufen, auf das Mindest immer fünf Batzen von einem. Und wenn etwas zu vertragen ist, kömmt es an mich. Die Metzg ins Pfarrhaus trage ich auch! aber dort ist es böser geworden. Die vorige Pfarrerin hat fünf Batzen gegeben, wenn ein Schinken dabei gewesen ist; diese gibt nur drei und einen halben Batzen, wenn es viel gibt. Alle Jahre habe ich einen eigenen Flachsplatz, auf welchem ich schon manchmal 25 Pfund gemacht habe. Aber die Mutter sagt, es sei nichts als billig, daß ich für mich pflanzen könne; es gebe z'Land auf und ab nicht Viele, die sich zum Spinnen hielten, wie ich, und sie wolle aus-

bieten, es seien im ganzen Canton nicht ein Dutzend, die mit mir arbeiten könnten. Dann ist auch der Vater gar gut gegen mich; wenn ihm Geld eingeht, und ich bin zugegen, so thut er es nicht in den Kasten, ehe er mir einen oder zwei Neuthaler gegeben; ja ich weiß schon, ich habe einen Louisdor bekommen. Aber der Vater hat schon manchmal gesagt, das sei nichts als billig. Wenn er einen Knecht bekommen sollte, der mir die Stange hielt, und den er brauchen könnte wie mich zu aller Arbeit, er müßte ihm vierzig bis funfzig Thaler Lohn geben, und dann könnte er ihn im Winter doch nicht zum Spinnen brauchen, wie mich. Er hat schon manchmal gesagt, er hätte noch kein Mädchen gesehen, welches mähen könne wie ich. Als er jung gewesen sei, hätte er mich müssen fürchten; und doch hätte nie Einer ihm nachgemäht. Aber das Wetzen verstehe ich aus dem ff, es haut mir durch Maulwurfshaufen und durch die Wurmerde wie durch Schnupftabak, und ich fahre noch lange zu, wenn die Andern schon lange nichts mehr machen können. Aber sie haben mir auch schon manchmal Alle ihre Sensen zu wetzen gegeben und haben gesagt, es nehme sie nur Wunder, wie ich es mache; so scharf hätten sie noch Niemand wetzen sehen, und doch meine man, ich nehme die Sense blos in die Hand und richtig sei es, so leicht gehe mir die Sache. Da bin ich am Morgen immer zuerst auf, und wenn Abends die Knechte schon lange im Bette sind, so schaffe ich noch in der Küche und wasche ab, und helfe der Mutter das Frühstück für den nächsten Morgen bereiten. Sie hat schon manchmal gesagt, es nehme sie nur Wunder, wie ich es ausstehen möge. Aber schau meine Arme, Uli, und Beine habe ich noch dickere, da ist was darin. Voriges Jahr habe ich 2000 Korngarben, so schwer wie wir sie machen, wo wir von acht immer einen Malter dreschen, in einem halben Tag allein auf den Wagen gegeben: Der, welcher sie hat abnehmen müssen, ist ohnmächtig geworden. Die Leute haben von allem Wunder erzählt und gesagt, das sei noch nie erlebt worden, daß ein Mädchen 2000 solcher Garben in einem halben Tage allein hinaufgegeben habe, und ich bin doch gar nicht müde gewesen. Unser Melker hat gesagt, jetzt werde ich doch steif und müde sein. Und da habe ich ihm gesagt, ich wolle ihm es zeigen, wenn er wolle; und da

habe ich ihn drei Mal auf den Rücken geschlagen. Da hat er gesagt, es sei im ganzen Berner Gebiet keine Kühers-tochter so stark wie ich, und es werde es wol auch kein Kühersſohn sein. Aber wie hat der ein Gesicht gemacht, als ich ihm einmal habe melken helfen und immer zwei Kühe ge-molken habe, ehe er eine. Da hat er gesagt: es sei ver-flucht schade, wenn ich nicht eine Kühersfrau gebe. Es könnte Einer denken, er wäre glücklich, wenn er mich bekäme; der wüßte dann, daß er eine Frau hätte, und der könnte aus-bieten; im Berner Gebiet und im Luzerner Gebiet fände man keine solche. Aber da hat unser Aetti gesagt, und das Augenwasser ist ihm gekommen, so wahr ich lebe wie ein Hausbrunnen, er begehre nicht, daß Einer käme, und wenn ihm Einer die beste Kuh im Stall wegnähme, es ginge ihm nicht so übel, als wenn ich ihm fortkäme, und es müßte nichts mehr zu machen sein, sonst lasse er mich nicht. Und darauf ist er ins Stübli gegangen und ist mit einer ganzen Hand voll großer Thaler herausgekommen und hat mir sie gegeben und hat gesagt: eine ganze Schürze voll reueten ihn nicht für mich, wenn es sein müßte. Und im Aargau habe ich vier reiche Basen, und wenn es zu machen ist, so erben wir sie alle; und die kommen nie zum Besuch, daß sie mir nicht Röcke und Schürzen mitbringen, von den schönsten, welche es gibt; und wenn sie fortgehen, so drückt mir eine jede noch Silber in die Hand, so viel dieselbe fassen kann. Diese sa-gen aber allemal: erst wenn sie mich sähen, werde es ihnen recht leid, daß sie keinen Sohn hätten; wie der doch glücklich mit mir sein könnte. Im ganzen Aargau sei Keine, die mir nur von weitem die Schuhriemen auflöste. Sie hätten es schon manchmal drunten gesagt; und es nähme sie Wunder, daß nicht ganze Haufen aus dem Aargau gekommen seien, die mich hätten haben wollen, denn da wäre ich doch von anderm Zeug als ihre baumwollenen Mädchen, welche man entzwei sehen könnte. Aber das seien gar einbildische Leute da unten. Die meinten, es gebe nirgends etwas Gutes als in ihrem Aargau, wo der Wein Einem die Zähne abfresse, und die Rüben Magen und Bauch verderben und verkälten thäten, daß man glaube, man habe ganze Körbe voll Eis-zapfen im Leibe. Der Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich wollte bei ihm bleiben, und die Basen gestorben

seien und sie dieselben beerbt hätten, so wollte er mir ein Wohnhaus bauen lassen, wie in der ganzen Stadt Bern keins sei; und Land zum Pflanzen müßte ich genug haben." Da könnte ich mir lassen wohl sein, besser als manche Herrenfrau. Sie wisse es noch nicht, sagte Käthi, wie sie es machen wolle. Ja, ein schönes Wohnhaus sei schön. Aber sie wisse es nicht; so ein arbeitsam Mensch, wie sie sei, fürchte sie, hätte nur Langeweile. Was sie doch anfangen wollte so alleine? Es dünke sie immer, wenn so Einer käme, der ihm anständig wäre, sie wollte noch lieber heirathen. Sie hätte schon Manchen haben können; aber einen Jeden nehme sie nicht, sie wolle dann auslesen, sie könn's, und wenn ihr Keiner anständig sei, so hätte sie sonst zu essen, und dann sei es noch früh genug mit dem Wohnhause. Sie sehe nicht auf den Reichthum, sie hätte schon Solche haben können, welche eigen Haus und Hof gehabt hätten, und große, aber die Person habe ihr nicht gefallen. Sie wolle einen Hübschen und einen Sanftmüthigen, auf das Geld brauche sie nicht zu sehen, sie bekäme für sich und noch Einen genug. Es dünke sie, wenn sie so Einen bekäme, sie wollte sich nicht lange besinnen, und die Aeltern hätte sie nicht zu scheuen, besonders wenn der etwa bei ihnen bliebe. Wenn Einer käme, so ein rechter Bursche, der ihm anständig wär' und sagte: Er wolle Käthi ihnen lassen, so lange sie es nöthig hätten, und wenn man ihn etwas schätzte, so wolle er auch kommen, so glaubte sie, sie würden ihm manch tausendmal lieber Ja sagen, als dem Reichsten, wenn der sie fortnehmen wollte. Sie haßten die Dienstboten gar; denen sei es nicht zu treffen. Wunderselten treffe man Einen an, der zufrieden sei mit Dem, wie man es selbsten habe, und sie hätten es doch bei ihnen gut; aber sie meinten, man solle die Erdäpfel selbst fressen und ihnen Pfannkuchen backen. Ja, wenn sie Alle wären, wie Uli, sagte Käthi, so wollte sie nichts sagen; aber solche treffe man unter Hunderten nicht Einen mehr an. „Es nimmt mich, mein Seel, nur Wunder, daß du immer dienen magst; so Einer, wie du, so ein mächtiger und sparsamer Bursche, der schon Etwas erspart hat, der kann Etwas wagen, wenn er will; und wenn ihm das nicht pressirt, so kann er eine Frau bekommen, wo er zu essen hat, wenn er schon nicht Knecht ist." Es wäre Manche froh, wenn sie so Einen ge-

nommen hätte, statt so einen reichen Geizhund, der ihr nichts gönnt, und ihr alle Tage vorhält, wie reich er sei. Die Mutter hätte manchmal gesagt, ehe sie ihre Tochter so Einem geben wollte, wollte sie sie lieber dem ersten Besten von der Gasse geben. So Einen aber möchte sie doch nicht, sagte Käthi: aber sie wolle nicht sagen, daß sie sich lange besinnen würde, wenn ein rechter Bursche käme; eigentlich sei man doch auf der Welt, um zu heirathen, und man hätte Exempel, daß Die, welche am sorgfältigsten ausgelesen, die unglücklichsten Creaturen auf der Welt geworden seien. Und wenn sie Einen hätte, so wollte sie, sein Seel, eine manierliche Frau sein, und zu essen müßte Einer haben, so gut als sie selber. Da sei sie doch nicht von Denen Eine, die etwas Appartigs fressen und dem Manne nichts davon geben. Das scheine wüst; es scheine ihr, wenn man Alles gemeinschaftlich habe, so sollte man das Essen auch gemein haben; es hälte es ja Eins vom Andern zu genießen.

Käthi erzählte, Uli konnte nicht mit einem Hämmerlein dazwischen; und so kamen sie bis zu ihrem Scheideweg. Da dankte Käthi dem Uli gar schön, und sagte, sie hätte die Teufelsthiere nicht heimgebracht ohne ihn. „Sollst Dank haben dafür; dann bin ich dir noch acht Batzen schuldig, und ich bin nicht gerne etwas schuldig, man könnte es vergessen, und das hätte ich ungern. Komm bald und hole es, hörst! sonst hab' ich's ungern. Oder weißt was", sagte Käthi, schon zehn Schritte weiter mit seinen Schweinchen: „Komm schon diese Nacht, es einzuziehen!" „Ist's Ernst?" frug Uli. „Ja, bei meiner armen, theuren Seele", antwortete Käthi.

Ganz wunderlich ging es dem guten Uli im Kopfe herum. Käthi war eine Person, wie man sagt, von den Stattlichsten eine, hatte eine Positur wie ein Fluh, einen Kopf wie ein Mäs, Arme wie ein Butterfaß, und Beine, wie es selbst gesagt, noch dickere. Käthi war eine Bauerntochter; der Vater hatte ein großes Heimwesen; Käthi hatte Sackgeld, mehr wie mancher Bauer Geld; die vier Basen im Aargau waren auch nicht zu verachten, und Käthi war nicht spröde, und Käthi heirathete vielleicht Uli, er glaubte das aus dessen Worten abnehmen zu können. Ein glücklicher Bursch war, wer Käthi erhielt, so ein arbeitsam Mensch! Das Alles machte Uli sturm, daß er fast den Weg nicht getroffen hätte.

Als Uli vom Stolpern sich aufschnellte, sah er das Haus des Meisters in der Nähe. — — —

20. Der Gang auf die Freit.

— — Vom Herde weg kam eine rundliche Fra mit stattlichen Armen und behaglichem Gesichte, und fragte: „Was hättest welle?“ „Hätt' Reuis mit dem Meitschi welle, wenn's daheim wär“, antwortete Christen. „Es wird nicht weit sein“, sagte die Frau; „komm herein, wenn d'Reuis wottst, hab' die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon!“ — Christen ließ es sich nicht zwei Mal sagen, trat zu der Frau an den Herd und gab manierlichen Bescheid auf die Fragen: „Wem bist? woher kumst?“ Neben der Milch stand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Wasser gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wär', sagte Christen, so nähmte er einen Erdapfel aus dem Hafen, er wäre neue hungrig. „He“, sagte die Frau, „ich wollte warte, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne; aber sie werden noch nicht lind sein.“ Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts dawider habe, so nehme er doch ase einen, das Thau*) sei ihm neue von dem Magen; wenn man so lauf', so werde man neue hungrig, und all' Schritt einzukehren, sei ihm zuwider, d'sunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Musterung müsse öppe Jede machen, was der Brauch ist. „Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: «Bub, nimm Geld so viel als du willst, aber z'unnutz brauch's nit, und je mehr du heimbringst, desto lieber ist's mir.»“ — So redete Christen, und nahm einen Erdapfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose, schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn un-

*) Redensart, wenn es Zeit zum Essen wird.

ter schauerlichen Geberden so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, sagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es hätte ihn schon viel g'wohlet. „Du kannst mich fry buren", sagte die Frau, „nimm doch so viel du magst: aber wir essen bald z'g'rechtem, und da nimm nit z'viel diesen Weg, sie sind allweg noch nicht gut." Damit ging sie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdessen stellte der Ringgi ungeheißen sich mit den vordern Beinen auf die Küchenschwelle und sah schweigend zu, wie Christen seinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den schauerlichsten Geberden sich ans Essen machte. Christen war klug, verließ sich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm gelüstete, er wußte, daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hause selten vor Verräthern sicher ist, geschweige denn in einem fremden.

Von ferne schon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt sich nahen, sich verbergen konnte, sagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi, es ist Einer da, der wird für dich sein, traue ich; er g'fallt mir b'sunderbar wohl, so ein Häuslicher und Manierlicher ist noch Keiner gekommen. Komm bald heim, und mach' dich ein wenig z'weg, ehe du dich zeigst." Stüdi sprang vor Freuden weder die Wände auf (was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunst gewesen wäre), noch machte es die Spröde und that zimpfen; es benahm sich kaltblütig, wie Eine, die gerne heirathet, wenn sie es gut machen kann, und dessen kein Hehl hat, es aber auch füglich lassen kann, sobald eben nichts Anständiges sich bietet. „Wie ist's Einer, und woher kommt er?" fragte es. „Es ist ä tolle brave Bursch, von den Brävsten einer, und ist Wirthssohn bei der Tanne; ich habe schon von ihnen gehört, brave Leute sollen es sein; der Vater ist gestorben, er ist einziger Sohn, und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen, und kehrt an einem heilgen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg selber, aber wenn's jetzt nichts gibt, so traue ich fast, es wolle sich nicht schicken, daß du Einen bekommst, der dir anständig ist." „Me cha luege", sagte Stüdi, ging wieder zum Volke zurück, arbeitete noch eine kleine Weile, sagte dann, es wolle

vorab heim, noch Samstag machen (aufräumen), die Mutter balge, wenn man an einem Samstag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannst mitkommen", sagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht seine Freundin, so doch seine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und sie waren miteinander unterwiesen worden.

Unterwegs sagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach, und zähl nicht auf mich, es soll Einer da sein, die Mutter hat Neuis davon gesagt." „He nun so denn", sagte die Magd, „aber nimm dich in Acht, es gibt sie heutzutage gar schlimm, die Welt ist afe bös." „Häb nicht Kummer", sagte Stüdi, „ich kenne das Kraut neue afe, bi nimme hüttig (von heute)." „He nun so denn", sagte die Magd, „aber vergiß nicht, daß schon oft der schlauesten Katze eine Maus entronnen ist." „Allweg", sagte Stüdi, „aber geschehen thut es auch, daß, wer am nöthlichsten thut, ganz hinten abkommt." „Ja, ja", sagte die Magd, „z'mitts Dure wär wol am besten." — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre hinein, stellte ihr Werkholz, wie üblich, im Gang ab und ging der Meisterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Christen meinte, es sei Stüdi, und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da sagte die Bäuerin: „Häb nit Müh, es ist numme d'Jumpfere." Christen hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er fesselte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majestätsverbrechen werden in vielen Häusern. „He ja, ja", sagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, Alles werchet und man doch keine Fötzeln (Lumpen) begehrt und die Leute recht hält, ist am Werchtag öppe kein großer Unterschied; es ist bei uns auch so, und wenn sich Jemand verschießt, so hat es Niemand ungern, wenn es schon etwas zu lachen gibt." „He ja", sagte die Bäuerin, „öppe an rechten Orten geht es so, aber nicht allenthalben!" „He ja", sagte Christen, „es wird bei Euch sein, wie bei uns, es gibt allenthalben zweier Gattig, aber wo am Werchtag Alles in den Fötzeln ist, und am Sonntag Alles glitzert und glänzt, äußefert (auswendig) Alles in der Hoffart ist, und wenn man sich in Acht nimmt, Alles halbbatzig ist und ungewaschene Rustig (Zeug) bis zu oberst ans Göller, daß kein Unterschied ist, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruset

es Einem, man hält vorume." „Du visitirst z'Sach gut mit Schyn, Bürschli", sagte die Bäuerin. „O", sagte Christen und machte ein schalkhaftes Gesicht, „viel hört man reden, wenn man sich achtet, und junge Bursche haben öppe nicht immer die feinste Nase, Alles riechen sie nicht, sie müssen es erst greifen. Da zeigt sich dann der Unterschied, wenn es darab gruset, geht nebe ume, wer d'Art hat, scheut sich nicht und hat Freude daran." Die Antwort gefiel der Bäuerin b'sunderbar wohl; das sei Einer, dachte sie, der z'Sach schmöck (rieche), aber sie doch für Das halte, was sie sei, und d'Nase abseits dreh'. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi bliebe, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Ursache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Gesicht gewaschen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man sie zu tragen pflegt, wenn man aufs Feld vor der Leute Augen geht (wäre wol gut, wenn man immer daran dächte, daß Alles rein sein sollte, was vor Augen kommt, und nicht blos vor der Menschen Augen, sondern auch vor die Augen, die dahin sehen, wohin noch keine Sonne geschienen, keines Menschen Auge je gedrungen ist). Mit den nassen Händen strich es sich nun die Haare zurück, was ganz geschwind sich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitschi sie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hing, schlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi. Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi seine Verlegenheit aus, noch verbarg es sie hinter einem andern Gegenstande, sondern als Christen zur Mutter sagte: „So wird doch Das das Rechte sein", und hinzusetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb dir Gott!" sagte es: „Grüß Gott dich wieder; schön warm hat es gemacht heute!" „Ja", sagte Christen, „das hab' ich auch erfahren, besonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskessi, ich habe fast geglaubt, es müsse geschieden sein und ich müsse von einander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg, wie ich habe mögen merken." Das lächerte Mutter und Tochter,

und die Letztere sagte: „Oeppe viel Nar's wär's wol nicht gewesen, wenn du bist wie die Andern.“ „Ho“, sagte Christen, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anstellen, wie man will, und sollte es hundert Jahre gehen. Aber was Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Herrgott ein großer Sünder bin, so ist's doch nicht, daß ich meine, ich müsse Alles mitmachen, was die Andern machen. Einer hat seine Freude den Weg, der Andere diesen Weg; mir gefällt es daheim am besten, wenn man im Frieden sein kann und Alles gut geht, wie an einem Schnürchen.“

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'sunderbar wohl, aber sie sagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Essen rufen, dasselbe hineintragen, Christen hineingehen; er werde müde sein und froh, abzusitzen, hier sei er ihr nur im Wege. Das wunderte Christen, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen solle; aber es gefiel ihm; er hatte es sonst schon erlebt, daß man ihn in einem Hause sorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß setzen durfte, und ihm das Essen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Diese Oeffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gern gewußt, war sie Hausſitte oder ein Zeichen besondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauses traulichen Kreis. Das sah er wohl, die Leute wiesen ihn nicht von der Hand; sie schienen ihn erheblich, näherer Untersuchung werth zu finden, nicht ungünstig für ihn gestimmt zu sein. Während Stüdi den Tisch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieser ihn Gottwillchen und gab ihm die Hand.

Beim Essen that Christen bescheiden, betete etwas länger als die Andern, langte aber seltener in die Milch, redete wenig, machte sich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brot umging, gab er es weiter ohne abzuhauen. „Willst nicht Brot?“ sagte Stüdi und reichte dasselbe ihm wieder. „Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel sind mir das Liebst'“, antwortete er. Christen aber hatte Takt: da die Dienſten mit am Tische saßen, so setzte er hinzu: „die Andern nehmen immer Brot daheim, derent

wegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die Andern sollten es auch so machen, da läßt man ein Jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen soll, muß auch recht zu essen haben, sagt die Mutter, und mir ist's auch so." „He, ja", sagte ein alter Knecht, „es wäre so, aber an allen Orten ist's nicht so. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß Jedes Brot nehmen konnte, so viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu essen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, sie wurden so dürr und spröd, daß sie brachen wie dürre Glasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schneseli (Stückchen) Brot, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; so wie ich ein Schnittchen Brot auf dem Löffel sah, nahm ich es geschwind, hielt es dem Nebenknecht dar und sagte: g'schwind, g'schwind, häb mr's, hät mr's, ich will hurtig noch ein anderes fangen, wenn's noch möglich ist. Es hat noch lang nachher Alles g'lachet. Sie haben es öppe ungern genug gehabt." — Das war die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlasse, und verübeln that es ihm Niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtsein gab, daß er Etwas sei und Etwas thun könne. Christen sagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er stand, zu wenig, um sich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeste zu lassen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel schwatzen; wer viel schwatzte, kam zu kurz mit dem Essen, denn länger als die Andern am Tisch zu sitzen, dessen schämten sich auch Die, die sonst gerne viel schwatzen. Als wieder gebetet worden, Alles aufstand und die Diensten zur Thür hinaus waren, sagte Christen, er hätte fragen wollen, ob er da über Nacht bleiben könne? „Sag' du, Hans", sagte die Frau. „Hab' Aparts nichts darwider", sagte Hans. „He nun", so sollt Ihr Dank haben aufs allerhöchst und vergelt's Gott", sagte Christen. Darauf ging

Christen mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer Die bestehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieses Examen ist so leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wol gibt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei solchen Examen sind keine Halunken, welche die Sachen karten, für oder gegen, zum voraus, und ebenso wenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieses Examen besonders schwer macht, ist die Kunst, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Besitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu schätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, besonders hervorzuheben oder aufzudecken. Das Ding ist nicht ganz leicht, aber Christen bestand gut, bestand auch am späten Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterstube bei einer Maß Wein saß, gut, redete verständig über seine Lage, ohne mit der Thür ins Haus zu fallen, sagte, wie seine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht, daß sie es böser bekomme, sondern besser; sie hätte ihm, seit der Vater gestorben, b'sunderbar gut g'huset, und er möchte, daß sie in ihren alten Tagen recht gut hätte, z'Sach brauchen, wo sie gelüste, und d'Arbeit an Jemand anders lassen. Er hätte schon Manche haben können, aber die Eine, so er möchte und wie er sie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden; es sei neue afe bös mit der Religion und öppe, was Recht sei, finne man nicht. Kurz, Christen kaufte sich ein und sie kriegten ein b'sunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er sei selbe Nacht bei Stüdi z'Kilt gewesen, und als er am nächsten Morgen fortging, wußte er, daß er sie am nächsten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daselbst antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Augen machen, dachte er, und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollt' ihm fast die Brust versprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?" fragte am Morgen die Mutter. „Gut", sagte Stüdi, „es dünkt mich fast, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die Andern ist: ich glaube, ich plärete, was ich noch bei Kei

nem gethan." „Ja", sagte die Mutter, „erleidet bist du mir nicht, es geht Niemanden übler als mir, wenn du manneſt (heiratheſt), aber wenn ich dir etwas zu rathen habe, ſo nimm den, wenn't einmal mannen willſt. Der Reichſt' iſt er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habt ihr, und Einer, der huſet, hat geſchwind noch einmal ſo viel, als Einer, der z'halb reicher iſt, aber nichts weiß als zu brauchen."

Die Mägde konnten ſich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübſchern und Töllern ſehe man nicht bald, er wiſſe b'ſunderbar ſtyf (männlich) zu reden, thue nicht ſo wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälſig (Strick) ſei, wie ſo mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig ſei er nicht, mit einem Jeden habe er geredet und die Zeit gewünſcht; brav ſei er daher gekommen, aber doch nicht ſo narrochtig, wie es heutzutage der Brauch ſei. Sie fanden Alles an ihm rühmenswerth, und Jede war der Meinung, wenn ſie je Einen möchte, ſo wäre es der; es ſei nur Eins läz, daß es ihm nicht auch ſo ſei. Wenn Alles einander hilft, ſo kann es nicht fehlen, und wenn Alles bläſet, ſo muß ein Feuerfunken zur Flamme werden; ſo ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm ſo Angſt dabei, daß es faſt nicht ohne Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen thäte! mußte es immer denken.

Vom Fülli wußte Chriſten der Mutter nicht viel zu ſagen, hingegen b'richtete er deſto mehr von Küherſäuen, die er geſehn und wie die ihm gefallen, ſo ſchöne, glatte, lange, auf kurzen Beinchen, aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie geſehen. O, wenn doch die Mutter die ſehen könnte, wie würde die lugen, hätte er immer denken müſſen. Sie ſeien noch zu klein geweſen, ſonſt, glaube er, er hätte ſich unterſtanden und zwei heimgebracht, ungefragt und ungeheißen. Sie hätten ihm aber geſagt, ſie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müſſe die Mutter mit ihm dorthin, ſie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müſſe ſie ſehen, und wenn ſie ſie ſehe, ſo kaufe ſie dieſelben auch. So redete er alle Tage von dieſen Schweinchen, daß die Mutter ſagte, er ſolle doch aufhören mit dem G'ſtürm, es erleide ihr, ſie wiſſe gar nicht, wie das gegangen, daß

ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe seien, er hätte sich ja deren sonst gar nicht geachtet, und sich ihrer nicht annehmen wollen. Sie müsse sagen, sie fange bald an zu glauben, es sei ein schön Kühermeitle, das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber sie müsse sagen, deren eine begehrte sie nicht, vom Pflanzen verstände die nichts, und wenn die nicht alle Tage frischen Anken und süßen Zieger hätten, so lägen sie auf dem Rücken und meinten, es müsse gestorben sein. „Mira", sagte sie, „fahr, wenn du doch den Narren gefressen hast an deinen Kühersäulene, du weißt ja, daß ich nie z'Langnau z'Märit gewesen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing, in der Welt herumzufahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es sei mir gegangen, wie es den Witweibern sonst allen geht: z'Manne sei mich angekommen, und jetzt müsse ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache." Trotz diesen Reden, diesem Sträuben, saß doch die Wirthin aufs Wägeli früh am Tag, als Langnauer Märit war; der Verdacht wegen der Küherstochter hatte sich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte sie ein Ende machen, und dem Lumpenmensch die Sache verleiden, dachte sie. Christen, der Schalk, hatte diesen Hebel rasch erkannt, und nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn sie über das Kühervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine wie Die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau sich auf die Schweine wohl verstünde, so sei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

21. Ein berner Frühstück.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunnentroge stillten behaglich blinkende Kühe ihren Durst, und zweimal mußte der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit

nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchfetzen stämmige Mägde ihre rothbrächten Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eilfertiger Aemsigkeit Wasser durch die geöffnete Thüre, und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornsteine die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Muthwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hie und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, und seine Pfeife, an der er des Morgens, trotz ihres schweren Athems, so wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Thüre saß die Großmutter, schönes Brot schneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen, an denen ein Walfisch ersticken müßte. Wohlgenährte stolze Hühner und Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigends zu, es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der andern.

Drinnen in der weiten, reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinanderrührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knien einer frischgewaschenen Magd, unter der offenen Stubenthüre aber stand, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne, etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich hätte das Pulver sparen mögen. Des Göttis (Pathen) Frau ist gar grausam mistren und legt Einem Alles zu Ungunsten aus. Es kömmt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht das Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kinds-

taufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du. Dort in der Schüssel auf der Kachelbank ist Safran und Zimmet, der Zucker ist hier auf dem Tische, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es sei wenigstens halb zu viel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß sich die Sache nicht brauche."

Man hört, es soll heute die Kindtaufe gehalten werden im Hause, und die Hebamme versieht das Amt der Köchin ebenso geschickt, als früher das Amt der Wehmutter; aber fluten muß sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herde Alles kochen soll, was die Sitte fordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm von blanker Kachelbank den ersten besten Teller, legte den Käse darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch tragen von braunem Nußbaumholz. „Aber Benz, aber Benz!" rief die schöne, blasse Frau, „wie würden sie lachen, wenn wir keinen bessern Teller hätten an der Kindstaufe." Und zum glänzenden Schrank aus Kirschbaumholz, Buffet genannt, ging sie, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenstrauß, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, z. B.:

O Mensch, faß in Gedanken,
Drei Batzen gilt z'Pfund Anken.

Gott gibt dem Menschen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.

In der Hölle da ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Mensch, der muß ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Züpfe, das eigenthümliche berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der

Weiber, schön braun und gelb, aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgethürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein, Habküchlein auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heiße dicke Neidel stand in schön geblümtem Hafen zugedeckt auf dem Ofen und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt, als die berner.

— — — — — — — — — —

22. Liebiwyl.

In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Halblein der Mann, und die Erste des Morgens und die Letzte des Abends schaltet die Frau im Hause, und keine Speise kömmt auf den Tisch, welche sie nicht selbst gekocht, und keine Melchter in den Schweinstrog, in die sie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund.

Wer solche adelige Ehrbarkeit sehen möchte, der gehe nach Liebiwyl (wir meinen nicht das in der Gemeinde Könitz, wissen auch nicht, ob sie dort gefunden würde). Dort steht ein schöner Bauernhof, hell an der Sonne, weithin glitzern die Fenster, und alle Jahre wird mit der Feuerspritze das Haus gewaschen. Wie neu sieht es daher aus, und ist doch schon vierzig Jahre alt, und wie gut das Waschen selbst den Häusern thut, davon ist es ein täglich Exempel.

Eine bequeme Laube, schön ausgeschnitzt, sieht unterm Dach hervor, ringsum läuft eine Terrasse, ums Stallwerk aus kleinen, eng gefügten Steinen, ums Stubenwerk aus mächtig großen Platten. Schöne Birn- und andere Bäume stehen ums Haus, üppig grünt es ringsum; ein Hügel schirmt gegen die Bysluft, aber aus den Fenstern sieht man die Berge, die so kühn und ehrenfest Trotz bieten dem Wandel der Zeiten, dem Wandel der Menschen.

Wenn's Abend ist, so sieht er neben der Thüre auf einer Bank einen Mann sitzen, der ein Pfeifchen raucht, und

dem man es nicht ansieht, daß er tief in den sechziger Jahren steht. Unter der Thüre sieht er zuweilen eine lange Gestalt mit freundlichem Gesicht und reinlichem Wesen, welche dem Mann etwas zu sagen oder etwas zu fragen hat, das ist' des Mannes Frau. Hinten im Schopf tränkt ein hübscher Junge, schlank und keck, die schönen Braunen, während sein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt sich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein lustig Meitschig'sicht und frägt die Mutter: ob es etwa kommen solle und helfen, oder schimpft über Währen im Kabis, über Katzen im Salat, über Mehlthau an den Rosen, und frägt den Vater, was gut sei dagegen? Diensten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem andern geht z'Sädel, während der Tauber seinem Täubchen noch gar ämsig den Hof macht.

Ein solches Bild hätte man fast alle Abende vor Augen gehabt, wenn Einer vor fünf oder sechs Jahren vor jenem Hause zu Liebiwyl stille gestanden wäre, und wenn er dann die Nachbarn oder eine alte Frau, welche etwas unterm Fürtuch gehabt, gefragt hätte, was das für Leute wären, so hätte er in Kürze ungefähr Folgendes vernommen:

Das seien b'sunderbar gute und grausam reiche Leute.

Als sie vor ungefähr dreißig Jahren Hochzeit gehabt hätten, da seien sie das schönste Paar gewesen, welches seit langem in einer Kirche gestanden. Mehr als hundert Wägelein hätten sie zur Hochzeit begleitet, und noch Viele seien auf den Rossen gekommen, was dazumal viel mehr der Brauch gewesen als jetzt, ja sogar das Weibervolk hätte man zuweilen auf Rossen gesehen, und b'sunderbar an Hochzeiten. Das Hochzeit habe drei Tage gedauert, und an Essen und Trinken sei nichts gespart worden, man hätte Land auf, Land ab davon geredet. Aber dann hätte es auch Hochzeitgeschenke gegeben, daß es ihnen selbst darob übel gegruset hätte. Zwei Tage lang hätten sie mit Abnehmen nicht fertig werden können, und noch Leute zur Hülfe anstellen müssen; aber ein berühmterer Bauernert sei auch noch nie gewesen das Land auf, das Land ab.

— — — — — — — — —

23. Resli.

Es ist Einer glücklich, wenn er eine Mutter hat, mit welcher er vernünftig über die Meitscheni reden kann, und die nicht meint, das Himmelreich bestehe in einem Geldsack, und wenn ihr Sohn schon eine dumme Frau kriege, so mache es nichts, weil er gescheit für zwei sei.

Mehrere Jahre hatte Resli bereits in der Welt gelebt, und hatte schon an viele Mädchen gedacht, hatte schon manchmal g'werweiset: will ich dies oder will ich jenes; das wäre reicher, das wäre schöner, das wäre lustiger, und jenes e Werchadere vom Tüfel; aber noch keins hatte er angetroffen, bei dem er in sich selber dachte: das will ich und kein anderes, und wenn ich das nicht haben kann, so will ich gar keins, und wer weiß, vielleicht hänge ich mich noch.

Da war einmal ein schöner Sonntag, und es dünkte Resli, er möchte auch einmal baden. Er machte sich z'weg, steckte eine schöne Rose auf den Hut, legte das schönste Halstuch um und sagte, man solle Abends zum Essen und Füttern nicht auf ihn warten, man wisse nie, was es gebe, und säume sich manchmal ung'sinnet.

Gleich nach dem Mittagessen ging er alleine; denn sein Bruder hatte gerade seine kranke Laune, und einen Knecht so gleichsam als Sicherheitswache mit sich zu nehmen, wie es oft geschieht, der dann mit des Meisters Sohn ißt und trinkt, sich aber auch für ihn schlägt und prügeln läßt, das mochte er nicht.

Es war ein heißer Tag, der Staub lag Hand hoch auf der Straße, und als Resli aus dem Bade kam, dünkte es ihn, er sei ein ganz neuer Mensch, er hätte Flügel und könnte fliegen über Berg und Thal. Zwei lustige Geiger riefen zum Tanze, und rasch hörte er die genagelten Schuhe den gygampfenden (auf- und niedergehenden) Boden stampfen. In langsamer Ruhe stieg er die Treppe auf, trat unter die Thüre, sah im öden Saal ein halbes Dutzend Paare dampfen und stampfen und ein Dutzend Mädchen an den Wänden stehen, welche auch gerne gezeigt hätten, wie sie ihre Kittel schwingen könnten, und wie sie das Stam-

pfen erleiden möchten, auch wenn es auf ihren eigenen Füßen (Füßchen kann man nicht wohl ſagen) ſtattfinden ſollte.

Resli gehörte nicht zu den weichen Herzen, die ſich aller verlaſſenen Mädchen erbarmen, die meinen, wenn ein Mädchen tanzen möchte, oder ſonſt etwas, ſo hätte ſie der Herrgott apart dazu geſchaffen, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Zudem iſt es bei uns zu Lande nicht ſo mit einem Tanze abgethan, ſodaß, wenn der Geiger den letzten Strich thut, man das Mädchen flädern (halb fliegen) laſſen kann, unbekümmert, in welche Ecke oder an welche Wand es geräth, wie es unter den heutigen Zierbengein Mode wird. Reicht ein Burſche einem Mädchen zum Tanze die Hand, ſo ſteigen in demſelben gleich ein Fuder Hoffnungen auf. Zuvörderſt ſteht eine Halbe Wein, welche der Tänzer kommen läßt, hinterdrein kömmt Eſſen, ein ſchönes Schnäfeli Bratis, dann eine ſchöne Heimfahrt, und endlich ein luſtiger Hochzeittag. Das ſteigt Alles auf, ſobald ein Mädchen eine Hand zum Tanzen kriegt, und ſo eine Hand iſt gleichſam der Schlüſſel zu einem Schranke, der voll Herrlichkeiten iſt, und der Einem aufgeht, ſobald man mit dem Schlüſſel recht umgeht. Wenn aber nach ein oder zwei Tänzen ſonder Complimente ein Burſche ſeine Tänzerin fahren läßt, ſo verſinken auf einmal alle dieſe Hoffnungen, und aſchgrau wird es dem Mädchen im Herzen, wie es uns Allen würde, wenn wir das Morgenroth geſehen hätten, und nach dem Morgenroth käme keine Sonne, ſondern wiederum die Nacht.

— — — — — — — — — —

24. Sabbathruhe auf einem Bauernhofe.

An ſchönen Sonntagen und beſonders, wo keine kleinen Kinder ſind, iſt es oft einſam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zwei Mal ums Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges als vielleicht ein Schwein, das ſich kündet, wenn man dem Troge zu nahe kömmt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen ſieht man beim dritten Mal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes wohl ſchläft, das Geſicht

nach unten gekehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel geſtreckt. Sehr oft aber ſucht man umſonſt unter den Bäumen nach ſolchen Himmelszeigern, man muß am Hauſe hoſchen, muß drei, vier Mal hoſchen, ſtark aber geduldig; dann kömmt endlich beim ſiebenten oder achten Mal eine ingrimmige Stimme aus der hintern Stüblisthüre. Doppelt Neuer (klopft Jemand)? Es iſt die Stimme der Bäuerin, welche ſich vor dem Fliegenheer ins Hinterſtübli geflüchtet hat, erſt leſen wollte in einem geiſtlichen Buche, aber unwiderſtehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang ums breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein ſeliges Schläfchen ſie umfing, bis der unwillkommene Doppler ſie weckte. Nachdem ſie denſelben abgefertigt, ſieht ſie ihm ein Weilchen nach, geht zum Brunnen, weckt ſich durch einige Züge des ſchönen, Bläschen werfenden Waſſers, und macht dann die Runde ums Haus und in der Hofſtatt, bis es Zeit wird, das Nachteſſen zu rüſten, oder es ſie gelüſtet, privatim einen Kaffee zu machen.

25. Die Frau Landvögtin.

In den theuren Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!“ ſagte ſie. „Aber, meine gute Frau“, ſagte die Frau Junker Landvögtin mit weiſem Geſicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht ſo jammern! Wir ſind auch ſchon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß ſich immer zu helfen wiſſen, meine gute Frau. Wenn Ihr keine Erdäpfel habt, ſo machet öppe ein Aepfelmüßli, oder einen Eiertätſch, oder eſſet es Blitzli kalts Bratis aus dem Kuchiſchäftli. Mi muß nit ſo meiſterloſig ſy und meine, mi müß geng Erdöpfel ha; mi muß ſi öppe lern i d'Sach z'ſchicke und z'eſſe, was da iſt!“

Karl Leberecht Immermann.

26. Vorbereitungen zur Hochzeit im Oberhofe.

An einem klaren Auguſtmorgen brannten im Oberhofe ſo viele Kochfeuer, als ob die Bevölkerung ſämmtlicher Ortſchaften in der Runde zum Mittagsmahle erwartet würde. Ueber der Herdflamme, durch groſſe Klötzer und Scheite zu ungewöhnlicher Gröſſe entzündet, ſchwebte an dem eingezahnten eiſernen Haken der mächtigſte Keſſel, welchen die Wirthſchaft bewahrte. Sechs oder ſieben eiſerne Töpfe umſtanden mit ihrem ſiedenden und brodelnden Inhalte dieſe Gluten. Auf dem Platze vor dem Hauſe nach dem Eichenkampe zu praſſelten, wenn die Geſchichte die Wahrheit ſagt, neun Feuer, und ebenſo viele, oder höchſtens eins weniger auf dem Hofe in der Nähe der Linden. Ueber allen dieſen Kochſtätten waren Böcke oder Roſte errichtet, auf welchen Bratpfannen ſtanden, oder an welchen Keſſel von nicht geringer Gröſſe hingen, obſchon keiner derſelben ſich mit dem Umfange deſſen, der über dem Herde ſeine Pflicht leiſtete, vergleichen durfte. Die Gluten verbreiteten in dem Hauſe und um daſſelbe eine ſtarke Hitze, rothe Funken ſprühten allenthalben empor und flogen wol auch unter das Strohdach, erloſchen aber unſchädlich inmitten des gefährlich Brennbaren, gleichſam als wollte das Element dem argloſen Zutrauen, welches die Hofsbewohner in ſeine Treue ſetzten, dankbar entſprechen.

Die Mägde des Oberhofs gingen mit Schaumlöffeln oder Gabeln zwiſchen den Kochſtätten geſchäftig hin und her. Es durfte, ſollte die Speiſe den Gäſten munden, nicht gefeiert werden mit Abſchäumen und Umwenden, denn in dem groſſen Keſſel über dem Herde gaben acht Hühner die Kraft zur Suppe her, und in den übrigen dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Töpfen, Keſſeln oder Pfannen ſotten oder brieten ſechs Schinken, drei Truthähne, fünf Schweinsbraten, nebſt der entſprechenden Anzahl von Hühnern.

Dieſem Geflügel war nämlich das bevorſtehende Feſt am verhängnißvollſten geworden. Der Hahn, welcher die gelichteten Reihen ſeiner Theuren über die Nährplätze des Hofs führte, ſah ſich unterweilen wehmüthig um, oder blickte zor-

nig nach den Feuern, die sein Liebstes für fremde Freuden zurichteten, und in einer entfernten Ecke des Hofs bewegte der Morgenwind einen großen Haufen brauner, gelber und weißer Federn, hin und wieder eine derselben bis in die Nähe der Feuer wirbelnd.

Während die Mägde in den Bratpfannen nachgossen, die Schinken anstachen, unter den Truthähnen die Glut erfrischten, von den Hühnern und der Suppe den Schaum hinwegnahmen, waren auch die Knechte fleißig an ihrem Werke. Der schwarzäugige Verwegene richtete im Baumgarten mit Böcken, Blöcken und Bretern eine gewaltige lange Tafel zwischen den Blumenbeeten und unter den Fruchtstämmen zu, nachdem ihm ein ähnliches Gerüst bereits im Flure gelungen war. Der dicke Langsame bekleidete die Pforten des Hauses, die Wände des Flurs und die Thüren der beiden Zimmer, in denen wir den Diakonus und seinen Küster einstmals haben speisen sehen, mit grünen Birkenstämmen. Er seufzte nachdrücklich über diese grüne und lustige Arbeit, auch fiel ihm, wie es schien, die Glut beschwerlich. Dennoch war ihm ein nachgiebigeres Geschäft zugefallen als seinem Mitknechte, dem zornigen Rothhaarigen. Denn er hatte doch nur mit schmiegsamen Maien zu thun, Jenem aber lag ob, das Vieh festlich zu zieren. Den Kühen nämlich und Rindern, welche an der einen Seite des Flurs hinter ihren Krippen standen, vergoldete der Rothhaarige mit Schaumgold die Hörner, oder band ihnen bunte Schleifen und Quasten um dieselben. In der That war dieses eine verdrießliche Arbeit, besonders für einen jähzornigen Menschen. Denn manche Kuh und dieses und jenes Rind wollte schlechterdings nichts von dem Feste wissen, schüttelte mit dem Kopfe oder schwang die Hörner seitwärts, so oft ihm der Rothhaarige mit dem Leimpinsel und den Schaumgoldblättern nahte. Er bezwang lange seine Natur und gab nur zuweilen ein dumpfes Murren von sich, wenn ihm ein Horn den Pinsel oder die Blätter aus der Hand schlug — Laute, welche die allgemeine Stille, womit alle Beschäftigte ihre Arbeit verrichteten, kaum unterbrachen.

Als aber die Zierde des Stalls, eine große Weißgefleckte, mit welcher er sich wol schon eine Viertelstunde lang umsonst abgemüht hatte, endlich sogar heimtückisch ward und ihm einen gefährlichen Stoß versetzen wollte, da riß dem Roth-

haarigen die Geduld. Er sprang zur Seite, ergriff jenen Zaunpfahl, mit dem er einst den Pitter vom Bandkotten verschont hatte, und der sich zufällig in der Nähe befand, und gab dem widerspänstigen Thiere mit dem dicksten Ende des Pfahls einen so gewaltigen Schlag in die Weichen, daß die Kuh aufstöhnte. Ihre Seiten begannen zu fliegen und ihre Nüstern zu schnauben.

Der Langsame ließ die Maie, welche er in der Hand hielt, sinken, die erste Magd sah vom Kessel auf, und Beide riefen wie aus einem Munde: „Gott behüt uns! Was thust du?"

„Wenn so ein Aas keine Raison annehmen will, und will sich nicht mit Manier vergolden lassen, so soll ihm das Donnerwetter die Knochen zerschmeißen!" rief der Rothhaarige. Er riß der Kuh das Haupt herum und schmückte sie nun schöner als alle ihre Gefährtinnen. Denn das Thier, in seinen Schmerzen sanftmüthiger geworden, stand jetzt ganz still und ließ mit sich vornehmen, was der rauhe Künstler wollte.

„Das kann Euch eine theure Hochzeit werden", sagte die erste Magd. „Denn die Bliesse ist melk, und wenn sie verkalbt, so seid Ihr vom Hof."

„Und wenn Ihr noch ein einzigesmal Euren Rachen aufreißt, so kriegt Ihr auch den Zaunpfahl an den Hirnkasten!" rief der Zornige. — „Denn der Baas hat mir lange keinen Spruch mitgetheilt und jach sein zum Hader thut auch mitunter gut, und an so einem Ehrentage muß man keinen Menschen enjoniren." — Er gab der geschmückten Bläße einen Schlag auf die Hüften und sagte: „Nun stehe gerade und halte die Hörner steif, damit du nach Etwas aussiehst, wenn die Herrschaften hier speisen."

Während auf diese nachdrückliche Weise unten die Hochzeitsanstalten betrieben wurden, legte der Hofschulze oben in der Kammer, worin er das Schwert Karl's des Großen verwahrte, seinen Staat an. Das hauptsächlichste Stück des Feierputzes, welches die Bauern der dortigen Gegend tragen, ist die Menge der Jacken, welche sie unter dem Rocke anziehen. Je reicher der Bauer ist, um so mehre Jacken zieht er bei außerordentlichen Gelegenheiten an. Der Hofschulze besaß deren neun, und alle waren von ihm bestimmt, sich

am heutigen Tage auf seinem Leibe zu versammeln. Er hatte sie hinter einem Saatlaken, welches wie ein Vorhang den einen Theil der Kammer von dem andern schied, der Reihe nach an Pflöcken nebeneinander aufgehängt, erst die untern von wollenem geblümtem Damast, silbergrauem oder rothem, dann die obern von braunem, gelbem, grünem Tuche. Diese waren mit schweren silbernen Knöpfen geziert. Hinter dem Saatlaken besorgte der Hofschulze seinen Anzug.

Er hatte sein weißes Haar sauber gekämmt, und das gelbe, frischgewaschene Antlitz leuchtete darunter hervor wie ein Rübsenfeld, über welchem im Mai Schnee gefallen ist. Der Ausdruck natürlicher Würde, welcher diesen Zügen eigen war, hatte sich heute noch um ein Großes vermehrt; er war Brautvater und fühlte das. Seine Bewegungen waren noch langsamer und gemessener als damals, wo er mit dem Roßkamm feilschte. Sorgfältig prüfend beschaute er jede Jacke, bevor er sie von ihrem Pflocke nahm, und legte sie darauf bedachtsam eine nach der andern an, ohne sich bei dem Zuknöpfen irgend zu übereilen.

Eben war er mit den damastenen fertig geworden und wollte zu denen von Tuch übergehen, als draußen vor der Thüre der Kammer ein Leierkasten erklang, und folgendes Lied aus einer von Trunk und Heiserkeit verwüsteten Kehle zu tönen begann:

Fordre Niemand mein Schicksal zu hören,
Dem das Leben noch wonnevoll winkt;
Ja wol könnte ich Geister beschwören —

Weiter ließ der Hofschulze den Schwanengesang Kosziuszko's nicht kommen, sondern rasch hinter dem Saatlaken hervortretend, ging er zur Thüre und rief ärgerlich hinaus: „Was soll das? Was soll das Geplärr im stillen Hochzeitshaus?"

„Ich wollt' mich nur anmelden", erwiderte die heisere Stimme, indem die Pfeife des Leierkastens, welche bei dem letzten Worte des Liedes in Thätigkeit gewesen war, auspfiff. Herein trat, oder vielmehr drängte sich eine misgewachsene kahlköpfige Gestalt, in eine kurze, grobe Jacke und zerrissene Hosen gekleidet, mit Holzschuhen an den Füßen. Es war der einäugige Spielmann, der bei den Bauern in der Gegend der Patriotenkaspar hieß, weil er in den Unruhen

von 1787 als fünfzehnjähriger Knabe zu den holländischen Patrioten gelaufen war. Er wußte viel von Schonhoven, Gorkum und Nieuwport zu erzählen; jener Feldzug war die große Zeit seines Lebens gewesen. Uebrigens galt er für einen schlechten Menschen, dem man nicht gern begegnete, schützte sich vor dem Hungertode durch den Pfennigerwerb seines Leierkastens, und lag oft wochenlang unter freiem Himmel, oder in einsamen Schoppen und Ställen; denn ein eigenes Obdach besaß er nicht, obgleich er in seiner Jugend ein artiges Erb angetreten hatte, welches ihm aber in sonderbarer Weise verloren gegangen war. Neben seinem Singen schöner neuer Lieder, gedruckt in diesem Jahr, trieb er auch einen kleinen Handel mit Schriften, wie: „Des Herzogs von Luxemburg Verbündniß mit dem Satan" oder „Die schöne Karoline als Husarenoberst", welche auf dem Leierkasten zur Anreizung der Wißbegierigen ausgebreitet lagen, wenn er sang und spielte.

Der Hofschulze war, verdrießlich über die Unverschämtheit des Patriotenkaspars, zurückgetreten, stemmte die Arme in die Seiten und rief: „Wer ruft Euch? Schert Euch vom Hofe! Hier wird Euch nichts gereicht."

„Nein", versetzte der einäugige Spielmann, indem er das unversehrt gebliebene Auge tückisch unter den dünnen Brauen zusammenkniff, „hier wird mir nichts gereicht, das weiß ich wol, Hofschulze. Ihr laßt mich durch den Hund vom Hofe herunter hetzen, wenn ich hier anstimmen will: «Auf, Ihr Brüder, und seid stark!» oder das «Mantellied», oder: «Das Kanapee ist mein Vergnügen». Ja, so thut Ihr, und wenn es nach Euch ginge, wäre ich längst vor Hunger zusammengeschnurrt wie eine Backpflaume. Dieses verrichtet Ihr an mir, obgleich Ihr wohl wißt, daß Ihr Derjenige seid, welcher einstmals mir Haus und Hof abfeimte und mich zu diesem Leierkasten daniedergebracht hat."

Der Hofschulze warf einen Blick auf den eisenbeschlagenen Koffer, worin sein Richtschwert lag, dann trat er dem einäugigen Spielmann einen Schritt näher, sah ihn lange groß und gelassen an, und fragte ihn darauf: „Wer ist Schuld, daß der Oberhof nach meinem Tode in die fremde Freundschaft übergeht und nicht bei meinem Samen bleibt?"

„Ich", antwortete der Spielmann, und drehte am Leier

kasten, daß dieser einige Mistöne von sich gab. „Ich habe Euch dazumal Euren Jungen und Erben todtgeschlagen. Ihr wißt aber wol, was der Junge wider mich ersonnen hatte, und wie ich um mein linkes Auge gekommen bin. Und deshalb hättet Ihr nicht so mit mir verfahren dürfen, wie Ihr verfahren seid, denn man darf den Menschen wol abthun, aber nicht elend machen."

„Seid Ihr anders als gehörig geheischen und geladen worden?" fragte der Hofschulze kalt. „Habe ich Euch nicht nach richtigem Freistuhlsrecht und Königsbann vermaledeiet und Euch gewiesen echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, misthätig? — He?"

„Nein", versetzte der Spielmann und lachte höhnisch. „Mein Fleisch und Blut und Gebein ist, wie es sich gebührt, gewiesen und zugetheilt den Krähen und Raben und den Vögeln und andern Thieren in der Luft, meine Seele aber dem lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will."

„Amen", sprach der Hofschulze. „Warum rührt Ihr diese Dinge auf?"

„Es sind alte Geschichten, sie mögen schlafen", sagte der Spielmann, ingrimmig eine seiner fliegenden Schriften zerreißend, welche auf dem Deckel des Leierkastens lag und das höllische Verbündniß des Herzogs von Luxemburg enthielt. „Ich komme wegen Hungers zu Euch. Mich hungert. Ich hab' seit drei Tagen nichts gefressen. Die Leute wollen mir nichts mehr geben, weil sie der Lieder überdrüßig sind. Hochzeitshaus ist offen Haus. Deshalb habe ich das Recht und die Befugniß, auf den Oberhof zu kommen. Ich wollte Euch gebeten haben, daß Ihr mich zum Spaßmacher für heute Nachmittag annehmt und mir dafür, wie Recht, Speise und Trank reichen laßt."

Der Hofschulze besah den unglücklichen Spaßmacher von oben bis unten und sagte dann langsam: „Ihr habt nicht die Natur und Manier, daß die Leute über Euch lachen können. Auch ist Steinhausen bereits genommen worden und mit zwei Spaßmachern gibt es Zank."

„Steinhausen", rief der Spielmann zornig, „weiß nicht halb die Späße, wie ich! Ich habe die besten und neuesten, von denen sich Steinhausen nichts träumen läßt."

„Dennoch bleibt es bei Steinhausen", erwiderte der Hofschulze, ohne die Miene zu verziehen, denn er hatte im Laufe des Gesprächs die gewöhnliche Ruhe bald wieder gewonnen. Er fügte aber dem abweisenden Bescheide hinzu, daß der Andere sich fern von den Gästen in den Eichenkamp setzen dürfe und dort der Stillung seines Hungers gewärtig sein könne.

— — — — — — — — — —

„Hofschulze", versetzte der Spielmann mit erheuchelter Demuth, „Hunger thut doch gar zu weh und Standhaftigkeit hält nicht vor gegen knurrende Eingeweide. Ich wollte Euch nur noch sagen, daß ich im Eichenkampe heute Nachmittag sitzen und auf die Brocken warten werde, die von Eurem Tische fallen."

„Ich dacht's wol", sagte der Glückliche stolz. „Hochzeit macht Alle satt, ist ein Sprüchwort, es soll bei Euch auch zutreffen." — Er wollte gehen. Der Spielmann vertrat ihm den Weg. „Erlaubt", sagte er, „daß ich Euch noch einen Augenblick betrachte. Ihr seid trefflich gekleidet. Der Rock kostet seine Mandel Thaler. Aber eine Sitte will mir nicht gefallen, die mit den neun Jacken. Wenn man herumgekommen ist in der Welt, wenn man dabei war, wie die alte Orange dazumal in Schonhoven vermolestirt wurde*), und bei der Uebergabe von Gorkum und hernach auch noch allerhand Dieses und Jenes in der Fremde gesehen hat, so lobt man nicht Jegliches, was die Leute daheim thun. Neun Jacken, eine unter der andern — darin könnt Ihr Euch ja gar nicht rühren, und werdet müssen, besonders beim Essen, eine Hitze ausstehen, nicht zu ertragen."

„Für Plaisir wird dergleichen überhaupt nicht angezogen", antwortete der Hofschulze feierlich. „Sondern weil ich neun Jacken bezahlen kann, so trage ich neun Jacken, und weil es so hergebracht ist seit hundert und mehrern Jahren, und die gute Sitte es erfordert, und mein Vater und mein Großvater immer neun Jacken trugen auf allen Hochzeiten und Kindelbieren. Wie viele sollte ich denn nach Eurem Rathe anziehen, Kaspar?"

---

*) Er meint vermuthlich den Vorfall, den die Erbstatthalterin in den holländischen Unruhen auf ihrer Reise nach dem Haag erlebte.

Der Patriotenkaspar dachte nach und sagte dann: „Etwa sechs.“

„Gut. Also die siebente, achte und neunte lege ich ab, wenn ich Eurer Meinung folge. Nun kommt aber Einer, dem die sechste Jacke nicht gefällt, und ein Anderer, dem die fünfte misbehagt, und wieder Einer, dem die vierte anstößig ist. Dieses geht nun so fort. Es werden sich, wenn ich erst bis zur dritten Jacke herunterprocessirt bin, stets Leute finden, die mir diese, und Freunde, die mir die zweite widerrathen. Kein vernünftiger Grund ist aber vorhanden, warum ich diesen Leuten abschlagen soll, was ich Euch gewährte. Jetzt trage ich also noch eine Jacke und meinen Rock darüber. Weil ich jedoch einmal in das Ausziehen gekommen bin, und weil mir in der Sommerwärme überhaupt alles und jegliches Zeug auf dem Leibe Beschwerniß macht, ei, so bleibe ich vielmehr in der Uebung, werfe erst den Rock ab und dann die letzte Jacke, und wofern die Hitze einigermaßen stark ist, auch noch endlich das Hemde, gehe dann also splitterfaselnackt umher, wie ein gerupfter Sperling, was eine Schande ist und nicht gut läßt.“

„In allen Sachen muß man daran halten, wie sie eine Ordnung und ihren Bestand haben und des Herkommens sind. Wärt Ihr nicht zu den holländischen Patrioten und noch sonst allerwärts herumgelaufen, sondern hübsch im Colonate sitzen geblieben, so wären Euch die dummen Dinge und Hoffärtigkeiten aus dem Kopfe geblieben. Weil Ihr aber die alte Orange draußen mit hattet vermolestiren helfen, so dachtet Ihr, Ihr dürftet uns hier auch Molesten machen, die Welt gehöre Euer und außerdem noch Etwas. Ihr erhobt Eure Augen zu meiner Tochter, was Ihr als Colon nicht durftet, und daraus entsprang Sünde und Schande, Vergewaltigung, Mord und Todtschlag. Ich mußte an Euch Recht nehmen, Ihr seid bis zum Leierkasten heruntergekommen, und ich trage noch meine neun Jacken. Wer dazu die Macht und Gewalt hat, der soll sich auch die neunte nicht abdisputiren lassen, denn er weiß wol, womit er anfängt, aber nicht, wo er aufhört, und dieses ist die Moral von der Sache.“

Der Hofschulze war nach seiner Rede langsam aus der

Kammer und die Treppe hinuntergegangen, gefolgt von dem Spielmann, der auf die Schlußfolgerungen des Alten nichts zu erwidern wußte und ſich unten aus dem Hofe ſchlich. Im Flur überſchaute der Hofſchulze die getroffenen Anſtalten: die Feuer, die Keſſel, die Töpfe, die grünen Maien, die bebänderten und vergoldeten Hörner ſeines Rindviehs. Er ſchien mit Allem zufrieden zu ſein, denn er nickte mehrere Male wohlgefällig mit dem Kopfe. Er ſchritt durch den Flur hofwärts und dann nach der Seite des Eichenkamps, ſah die dortigen Feuer lodern und gab gleiche Zeichen des Beifalls, jedoch immer mit einer gewiſſen Hoheit. Wenn der weiße Sand, womit der ganze Flur und der Platz vor dem Hauſe dick beſtreut war, unter ſeinen Füßen ſo recht lebhaft rauſchte und knackte, ſchien ihm dies ein beſonderes Vergnügen zu machen.

Jetzt war er von ſeinem beaufſichtigenden Gange in die Nähe des Herdes zurückgelangt. Ein Topf, welchen die Mägde zu tief in die Gluten geſchoben, war im Ueberkochen begriffen und drohte, ſeinen Inhalt zu verſchütten. Schon war ein Theil des letztern in das Feuer gewallt, welches ſich ziſchend, gegen dieſen Feind wehrte. Von den Mägden und Knechten war eben zufällig Niemand im Flur, da ſie im Baumgarten ſich mit der Tafel beſchäftigten. Der Hofſchulze hätte nun allerdings dem Fortſchritte des Unheils durch Abrücken mit eigener Hand Einhalt thun können, aber er war weit entfernt, ſo die Haltung des Brautvaters, welche ihm verbot, irgend Etwas an dieſem Tage ſelbſt anzufaſſen, zu verlieren. Vielmehr ſtand er ruhig neben dem überkochenden Topfe, ruhig wie jener ſpaniſche König, welcher die glühende Kohle lieber ſeinen Fuß verſengen ließ, als daß er ſie etikettenwidrig ſelbſt weggenommen hätte. Er begnügte ſich damit: Gitta! zu rufen, auch nicht haſtig und leidenſchaftlich, ſondern langſam und ruhig. Es dauerte daher einige Zeit, bevor die Magd Gitta herbeikam, und als ſie endlich gekommen war, erſchien die Hülfe zu ſpät, denn der Topf hatte nichts mehr zu verſchütten.

Der Hofſchulze ließ ſich dieſen Verluſt nicht kümmern, die Magd mußte ihm einen Stuhl vor das Haus ſetzen, er nahm dort, dem Eichenkampe gegenüber, Platz, und erwartete, die Schenkel gerade vor ſich hingeſtreckt, Hut und Stock

in der Hand, von der goldenen Sonne prächtig beleuchtet, still und wacker den weitern Fortgang der Dinge.

Karl Stöber.

27. Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte in Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuh unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzerne Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeitlang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über funfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Witwe in mittlerm Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden fast so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benach-

barten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerſeiten der Berge, wo die Februarſonne die dünnern Schneeſchichten weggeleckt hatte, fingen ſie nun an zu ſchürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und ſie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geſchöpfe, denen der Hunger aus den Augen ſah. Das Einzige, was ſie noch unter ſich theilen konnten, war eine Kufe mit eingeſtampften Rüben und weißem Kohl, und auch dieſe ſtritten ſchon mit der Verweſung, weil ſie nur wenig geſalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für ſich und ihren Knaben kochte die Witwe und ſalzte ſie oft mit ihren bittern Thränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Witwe von Zarpath, als ſie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Kruge. Und ſiehe, ich habe Holz aufgeleſen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir eſſen und ſterben.“

Der Knabe liebte ſeine Mutter, und bewies ſeine Liebe meiſtens dadurch, daß er nie über ſeinen Hunger klagte, ſondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch ſchwerer machen konnte. Aber faſt die ganze andere Hälfte ſeines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er ſah, wie ſie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufſprangen und vergebens Hals und Zunge ſtreckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten ſie von ſeinen ſchönen Worten und Vertröſtungen auf den Frühling ſatt werden können, dann hätten ſie mehr als genug gehabt. Aber ſo wurden ſie immer magerer, und der Knabe entſchloß ſich endlich, für ſie zu thun, was er noch nicht einmal für ſeine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benedictinerkloſter. An die Pforte deſſelben pochte der Knabe mit dem ſchweren eiſernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach ſeinem Begehren fragte, er müſſe mit dem Abt ſelbſt reden. Er wurde vor dieſen ehrwürdigen Diener Gottes

geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Kloster-kühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht misbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anfoderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser, nebst einigen andern kürzern Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter." Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedict trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirthin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benedictinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenutzte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedict legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoos, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach

dann bei sich: „Wenn ich fünfzig solche viereckige Tafeln hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstrichs mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedict, so kann es bei den übrigen drei Seiten ebenso gehen. Und hämmerte auch auf den zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf seinen Knien. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indeß trieb er dies Alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln barg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte, und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedict.

„Er stund“, antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dies, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: «Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hierher be-

ſtellt und wollen die Proben beſchauen, die ſie von allerlei Sand- und Marmelſteinen bei ſich haben. Aber wir fürchten, ein ſolches Pflaſter möchte für unſern biſchöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wol die Backſteine gefallen laſſen müſſen, die am wohlfeilſten ſind.»"

„So, ſo!" verſetzte Benedict, warf ſeinen Löffel von Horn in die Tiſchlade, wünſchte ſeiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in ſeine Schlafſtätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürſtbiſchof ganz recht verſtanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens verſammelten ſich in der neuen Kirche zu Eichſtädt, in der von der Hand des Maurermeiſters nichts mehr fehlte als das Pflaſter, etliche Steinmetzen, die der Biſchof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf ſeine Koſten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Geſellen in kleinen hölzernen Käſten nach und ſtellten ſie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden ſich nach und nach mehre Grafen und Herren aus der Nachbarſchaft ein, die ſchon reichlich zu dem Kirchenbau beigeſteuert hatten, und nun auch noch bei dem Pflaſter ein Uebriges thun ſollten. Endlich erſchien auch der Fürſtbiſchof mit der ganzen Geiſtlichkeit und ſeinen weltlichen Beamten hinter ſich. Und als Alle beiſammen waren, ſchien es faſt, als ſollte eine Kirchenverſammlung gehalten werden, ſo Viele waren ihrer.

Der Biſchof nahm nun die ſchön geſchliffenen Proben aus dem Käſtlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und ſeinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelſteine in den Schubladen ſo nebeneinander gelegt, weiße und ſchwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man ſchon im Kleinen ſehen konnte, wie herrlich ſchön davon ein Steinpflaſter im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nacheinander ſagten, was der Quadratfuß davon ſchon an Ort und Stelle koſte, und als der Baumeiſter an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeiſter die Totalſumme in Goldgülden ausſprach, fuhr der Biſchof mit der Hand hinter das Ohr und ſein Schatzmeiſter ſchüttelte mit dem Kopfe, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferſtock ſeines

Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle staunten und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblicke entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauerknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Knie, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden nach dem Andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehr braucht, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedict, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus

den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedict krank. Sie nahm Geißel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunterging, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedict hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Witfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedict bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadratsteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

Alexander Weill.

28. Hochzeit im Elsaß.

In Sassenheim gab es einen Schmaus für das ganze Dorf. Eine Hochzeit in derselben Woche, als das Kirchweihfest gefeiert wurde. Das ist nun ein wahres Gaudium. Zuerst wurden alle Läden, die Bänder und Sträuße verkauften, belagert, denn die jungen Burschen wollten dem Bräutigam einen Gegenritt machen. Gewöhnlich versammeln

ſie ſich im Hauſe des Brautführers, wo ſie aufſteigen, um den Bräutigam aus dem nahe liegenden Dorfe abzuholen. Vorn reiten ein Stroh- und ein Laubmann, das heißt, nachdem ſie aufgeſeſſen, laſſen ſie ſich, der Eine mit einem Gebund Stroh, der Andere mit einem Gebund Laub ſo umwickeln, daß man glaube, es reiſe eine lebendige Garbe oder ein beweglicher Strauch voran; denn man ſieht ſogar ihren Kopf nicht, der, obſchon er Luft hat, doch ganz vermummt iſt. Ihnen folgt der Brautführer, reich mit Bändern und Sträußern verziert, dann die galanten Ritter, mit Schärpen geſchmückt, endlich ein Wagen, worauf die Muſik und die Unberittenen ſich befinden. Beim Anblick des Bräutigams und ſeines Gefolges, der eben zur Braut und dann zur Trauung geht, ertönt die Muſik, es krachen die Piſtolen und ein oft wiederholtes Hurrah erſchallt von allen Seiten. Die vermummten Spaßvögel, gewöhnlich die beſten Reiter, jagen um ihn herum, trennen ihn von ſeinen Gefährten und führen ihn dem Brautführer zu, der ihm einen Strauß überreicht und eine langweilige Rede, mit Deutſch und Franzöſiſch gemiſcht, herſagt. Der Bräutigam dankt für die Ehre und ladet ſeine Brüder ein, mit zur Braut zu gehen. Man kehrt um, und die Muſik ertönt von neuem, aber mit lauter abgebrochenen Tönen, denn das Holpern und Schüttern des Wagens ſetzt unſern Muſikanten hart zu. Noch aber iſt der Bräutigam nicht bei der Braut. Am Eingang des Dorfs iſt eine Kette quer über die Straße geſpannt. Der Strohmann verſucht zwar, ſie mit ſeinem Pferde zu ſprengen, aber vergebens. Das weiß man ſchon. „Qui vive?“ ruft er dann. „Antwort oder“ — —. Auf der Stelle erſcheinen einige zurückgebliebene junge Leute mit weißgekleideten jungen Mädchen, von denen eine, die Jüngſte, ſchon wieder einen Strauß überreicht. „Frieden?“ heißt es dann. „Ja, wir wollen auf die Geſundheit des Bräutigams trinken, wir wollen ihn betrachten und deswegen ſpannten wir die Ketten.“ Unterdeſſen wird leiſe parlamentirt, der Bräutigam bewilligt ihnen gewöhnlich eine Summe von vierzig bis fünfzig Franken, die dann vertrunken werden. Und „laissez passer!“ heißt es nun, und ein dickſtämmiger Burſche ſpringt wie wüthend aus dem Hauſe, ſchwingt eine ſchwere Keule, und ſprengt die Kette damit entzwei. „Glück

und Segen", ertönt es nun. — „Wir haben dem Teufel auf den Kopf geſchlagen. Fahre wohl!" Der Zug rückt vorwärts, indem die Menge, die ihn begleitet, immer größer und größer wird. Immer aber iſt man noch nicht bei der Braut. Auf der Brücke ſteht ſchon wieder ein Wagen, der den Weg verſperrt. „Drinnen", ſagt ein erſcheinender Bauer, „ſitzen ein Paar alte Schlucker. Sie wünſchen dem Hochzeiter Glück und wollen auf ſeine Geſundheit trinken." Der Bräutigam muß ſchon wieder ſchwitzen. Auch weiß er das zum voraus. Der Wagen wird nun weggerollt und nun geht's zur Braut. Hier ſind ſchon alle Gäſte verſammelt und bereit, in die Kirche zu ziehen. Nach einer kleinen Pauſe, während deren unſern Cavalieren ein Trunk gereicht wird, geht's in die Kirche. Voran erſcheint ein Trupp Genien, die nirgends fehlen, die Beine in der Luft und ein Inſtrument von eigener Erfindung ſpielend, dann der Fiedler und ſein Kumpan, der Schuhmacher Tripp, der die Clarinette bläſt. Unſer Fiedler erſcheint heute in großem Ornate. Er trägt einen dreieckigen Hut mit herabhängenden Krämpen, einen Frack mit weißem Revers und blauem Kragen, kurze Hoſen und Halbſtiefel. Er ſpielt die Baſtille oder die Marſeillaiſe auf; lauter revolutionäre Dinge. Unſer Fiedler aber hat ſonſt kein Sonntagskleid als ſeine alte Uniform vom Kaiſerreiche her und kann ſonſt keinen Marſch ſpielen. Sein Kamerad hingegen bläſt wacker zu, denn er hat die weiteſte Gurgel im Dorfe und ſpielt die Clarinette aus Leidenſchaft. Er wird nämlich dadurch beim Eſſen und Trinken freigehalten. Dieſen folgen die eingeladenen Jungfern, mit Blumenkränzchen geſchmückt, dann die Braut nebſt Brautführerin. Die Braut trägt einen Blumenkranz, von Rosmarin durchwunden. Der Rosmarin, als Symbol der Liebe, grünt nämlich das ganze Jahr, verurſacht aber bald Kopfſchmerzen. Ihr folgt der Bräutigam nebſt Brautführer. Auf beiden Seiten unſere Reiter, die ſchon auf ihren Pferden wanken und mit den Piſtolen den Baß zu der Fiedel ſpielen. Darauf die Männer, mit langen Röcken und großen ſtählernen Knöpfen, rothen Weſten, kurzen Hoſen und Schuhen mit Schnallen. Ihr Geſicht und ihre Haltung ſind ſo ernſt, als geleiteten ſie Jemanden zum Grabe. Endlich die alten Weiber mit ihren Roſenkränzen in der Hand, die

auch hier nicht fehlen. An der Kirche machen die Reiter Halt. „Meine Herren", sagt der Strohmann, „eben hat die Braut Ja gesagt, es soll zum ersten Male sein. — Sie hat geweint, sagt man, weil sie so lange warten mußte. — Wie meint ihr, wenn wir den Bräutigam ins Wirthshaus zum Löwen entführten? Der Wirth ist unser Pfarrer, die Flasche unsere Braut, die nickt immer Ja, und der neue Mann ihr Brautführer." Man weiß schon, was das sagen will. Sobald er an der Thüre der Kirche erscheint, ergreifen ihn die beiden Burschen, die jetzt ihr Stroh und Laub abgelegt haben, sie tragen ihn schwebend in das Wirthshaus und wenn er sich etwa weigert, so kann er allenfalls frisch in dem Rheinbache getauft werden. Die Unordnung nimmt dann immer mehr zu. „Meine Herren und Damen", schreit ein auf einem Wagen stehender Mann, „hier ist zu haben Wasser für die Flöhe und Wanzen, Wasser gegen das Vollwerden, Mittel für alle Krankheiten. Brecht euch die Beine einander, reißt euch die Köpfe einander ab und kommt dann zu mir und ich heile euch auf der Stelle." „Und wie macht man es denn", fragte einst in meiner Gegenwart eine alte Frau, „mit dem Wasser für die Flöhe?" „Ei", antwortete er auf Französisch, „man fängt sie und wirft sie hinein." — „Und für das Vollwerden?" fragte ein Anderer. „Man trinkt etliche Maß, ehe man ins Wirthshaus geht."

In eine Tanzbahn im Freien wird ein Maibaum gesteckt; darauf eine Laterne mit einem brennenden Lichte, dessen Größe je nach Belieben des Brautführers und der Witterung gewählt wird. Mitten in der Bahn befindet sich ein Tisch, worauf etliche Stühle, für die Spielleute bestimmt. Alle Burschen und Mädchen, die an dem Tanz Antheil genommen haben, versammeln sich um den Maien herum, wo sich das neuvermählte Paar befindet. Die Musik ertönt auf ein gegebenes Zeichen des Brautführers, der selbst den Reihen mit der Neuvermählten eröffnet. Ihm folgt der Mann mit der Brautführerin und so nach und nach die andern Paare. Der hierzu bestimmte Walzer ist traurig-schläfrig, doch etwas gemüthlich. Alle drei Touren wird gewechselt; das heißt, der Tänzer hält ein, verläßt seine Tänzerin und reicht der ihm folgenden den Arm, während die seinige an den Nächst-

stehenden übergeht. Jedoch darf der Ehemann nicht mit seiner Frau tanzen. Kommt die Reihe an sie, so macht er sein Compliment und übergeht sie. Es darf ferner der Eine weder schneller als der Andere tanzen, weil meistentheils verschiedene Gegenstände, z B. Uhren, Halstücher und dergleichen mit herausgetanzt werden. Dies geht so unter der Aufsicht eines handfesten Aufsehers fort, bis das Licht erlischt. Der Zweck dieses Tanzes ist dieser: es soll das Ehepaar hier zum letzten Male mit Andern tanzen. Sobald also das Licht ausgeht, ruft der Aufseher: „Todt!" Die Musik schweigt und die Paare recognosciren sich. Dann ertönt ein Galopp, und der junge Mann, der bekanntlich mit einem andern Mädchen tanzt, küßt sie dreimal, so oft er an den Muien kommt. Ebenso ergeht es der jungen Frau von ihrem Tänzer. Bei der letzten dritten Tour aber wird die Musik immer wilder. Man umarmt sich und sagt sich ein ewiges Lebewohl. Es soll dies der letzte Kuß sein. Das geküßte Paar jedoch, das heißt, der glückliche Bursche, der beim Erlöschen des Lichtes gerade mit der Neuvermählten tanzte, und das Mädchen, das in diesem Augenblicke mit dem Manne walzte, wird mit der Musik nach Hause begleitet, und nicht selten ist es, daß es ein wirkliches Paar gibt.

Josef Rank.

29. Vom Böhmerwalde.

Fast auf jedem größern Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigenthümliche Bevölkerung. Nicht blos scheidet sich Deutscher vom Czechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung vor den Augen des Beobachters. Dies besonders hinsichtlich der Tracht

und des Dialekts. Man vergleiche nur die Deutschen des herrschaftlichen Gebiets Bischof Leinitz oder Hostau mit denen der Herrschaft Kauth. Des auffallend singenden Dialekts wegen werden jene von diesen „Dagler" genannt. Nicht minder unterscheidet sich die Tracht. Dieser Umstand drängt daher ebenso zur Ausscheidung der Deutschen, welche sich durch zu auffallende Eigenthümlichkeiten von den in nachfolgenden Schilderungen auftretenden Deutschen unterscheiden, wie zur natürlichen Trennung dieser von Czechen. Meine eifrigste und Lieblingsbeobachtung schöpfte ich vorzüglich aus dem Nationalleben der Deutschen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebiets der königlichen Freibauern wohnen. In dieser Abgrenzung, östlich durch die anwohnende czechische Bevölkerung, westlich durch den Böhmerhochwald natürlich abgeschieden, bewegen sich streng die folgenden Lebensbilder. Hier gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt (bis auf einige unbedeutende Eigenheiten einiger Dörfer). Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber oder herüber fallend, ragen diese höchsten Punkte dieses böhmisch-bairischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 Wiener Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größtentheils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannichfaltigkeit entwickelt wird. Hoch- und Mittelgebirge bedecken frische Waldungen, welche sich hier und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlichern Theile, wo die czechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheils zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum Gebirgsstocke (Cerchow); aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwaldpanoramas, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithin verlaufenden Hügel-

und Flachlande bewahrt. Auf diesem Schauplatze haben sich in physisch-statistisch-geographischer Hinsicht neuester Zeit tüchtige Männer umgesehen, und in dieser das Ausgezeichnetste geleistet.

30. Volk im Böhmerwalde.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes am Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer deutschen Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitt über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden, gern an ihnen entschuldigen wird, wo man im Körper den gesunden Kern entdeckt, und um so mehr, als nie eine wirklich böse Gesinnung derlei Aeußerungen durchweht, die auf Schaden rechnet und anträgt, und nur durch diesen sich zufriedenstellen läßt. Die Frauen erreichen im Durchschnitte nur die mittlere Größe, theilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Scharen spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt, und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen seines Hauses gebraucht. Mehrere Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwarzschädel". Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauerssohn nicht Geige oder Clarinette, so beweist eines dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Hauswerkzeugen hängend, daß es der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mißtöne gibt. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen

singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Meistens sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnißlieder jener Gegend gebraucht, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erschallte, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte, was ihr begegnet sei? Sie antwortete, von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört Ihr? Ach, hört Ihr, wie sie mich zu Grabe singen?“ Und darin liegt wol ein Zug deutschen Ernstes. Das Nähere von einem deutschen Dorfe bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritte anziehender. Die heimkehrenden Heerden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlöscht plötzlich das lärmende Leben, die heimgehenden Kinder gehen schweigend und betend nebeneinander hinter ihren Heerden, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; Jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in Gegenwart der Familie, der Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft Stunden weit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hülfe kommen. Dieser Fall tritt häufig

zur Erntezeit ein, und für die Hülfeleiſtung wird nicht einmal Mittags- oder Abendeſſen angenommen. Abends kommen die Männer beiſammen und ſprechen über das ſegensreiche Tagewerk. — Für Böhmen als Vaterland zeigen dieſe Deutſchen keine Vaterlandsliebe. Das iſt wol zu begreifen und zu vergeben. So weit ſie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben dieſe wenig Anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht ſie dumpf verſchloſſen, argwöhniſch, ſtarr, oder, wenn ſie aufthauen, läſtig ſchmeichelnd. Harmloſe Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübſinns, ſo ſchwingt er die ſauſende Fackel wilder Luſt, um dann auf lange wieder ſeinem Robotpflug in träger Verſunkenheit nachzuſchlendern. Dieſer arme Czeche weiß, daß ihn ſein Fleiß in höchſter Potenz auf keinen grünen Zweig bringe; daher kein Funken Neuerungs- oder Verbeſſerungsgeiſtes aus ſeiner Beſchäftigung blitzt, wenn ihn nicht Zwang aus ſeiner lahmen Gleichgültigkeit ſchlägt. Wenn eine Familie zu zahlreich wird, ſo treibt man die Kinder wie entbehrliche Schafe in alle Welt. In der Fremde erſt, wo er mit ſeinem Fleiße frei iſt, beweiſt dieſer Czeche die unbändigſte Ausdauer, Sparſamkeit, Mäßigkeit, Ernſt, Geſchick und Luſt zu jeder kräftigen That. Daher muß ſich dieſer Czeche ſeine gute Meinung erſt aus der Fremde holen. Leider zeigt ſich aber in zu vielen Ausnahmen, wie Erſtarrung der geiſtigen und körperlichen Natur durch Druck auch ſpäter in den freieſten Elementen nicht mehr aufthauen kann. Was würde dieſes Volk aufbauen, wenn es zu einer großen That ebenſo geſucht und gerufen würde, wie zum Bau von Häuſern und Paläſten in der Fremde!

31. Die Verlobung in Böhmen.

Dazu wird immer eine Nacht beſtimmt. Gegen Abend begibt ſich der Burſche, welcher daran iſt, Bräutigam zu werden, mit drei oder mehrern verwandten Männern zuerſt in das Nachbarhaus der künftigen Braut und ſchickt Einen der letztern an den Vater der zu verlobenden Tochter, daß

er anfrage, „ob man kommen dürfe“? Der wohlvorbereitete Vater ladet natürlich sogleich freundlichst ein: „man möchte nur kommen, sei ihm ja immer lieb, den Burschen und die Männer zu sehen; und wenn man in Freundschaft und guter Absicht komme, ehre man ja immer sein Haus ...“ Auf diesen Bescheid hin kommen die Angemeldeten. Die Begleiter des Burschen heißen Beistände. Solche Beistände aber treffen nun auch von Seiten des Brautvaters ein. Nach wechselseitiger Begrüßung setzen sich beide Parteien um zwei getrennt stehende Tische. Weder die Mutter noch die Tochter lassen sich blicken; aber um die Fenster von außen drängen sich neugierige Zuschauer in Menge und in die Fensterrahmen drücken sich so viel Köpfe, als nur Platz finden. Nachdem die beiden Verlobungsparteien sich abgesondert im Geheimen verabredet haben, beginnt der Vater der Braut von seinem Tische hinüber zu reden nach dem Tische der Bräutigamspartei: „Nun und wie es denn stände mit des Burschen Habe und Mitgift?“ Einer der Beistände zergliedert die Habe und Mitgift des Bräutigams. Ueberlegen der Brautpartei; dann Debatten, bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „Nun wie es denn stände mit der Habe und Mitgift seiner Tochter?“ Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Ueberlegen der Bräutigamspartei; dann Debatten, bis man einig ist. Jetzt beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan hat, erscheint, geschäftig grüßend, und den Tisch deckend. Die Musikanten treten herein und spielen auf (starkes Boren der Köpfe in den Fensterrahmen, die alten Weiber müssen sich zurückziehen). Ein Faß Bier, welches der Bräutigam bereits einen Tag früher in das Haus der Braut bringen ließ, wird nun gezapft und die Verlobungsparteien sprechen voll hoher Fröhlichkeit zu. Sobald die Speisen aufgetragen werden sollen, wird nach der Braut gefragt, die nun vorgeführt werden muß. Musik ertönt und aus der Kammer wird ein Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „Ob die wol die rechte sei, oder ob er auf eine Andere warte?“ Der Bräutigam meint: „daß die Vorgestellte zwar kein übles «Irutscherl» sei, und daß er sie wol heirathen würde, wenn er

nicht schon eine Andere im Herzen hätte." Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fordert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams beruhigt es. Nun ertönt wieder Musik und die wirkliche Braut wird aus der Kammer geführt; sie ist in schönem Sonntagsputz. Wie man sie dem Bräutigam vorstellt mit der Frage, ob die es sei? steht Jener auf und gibt ihr die Hand mit der Antwort: „dö is!" (die ist's), indem er ihr zwei bis vier Kronthaler (Brautthaler, Brotölä) zugleich in die Hand drückt. Solange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag gültig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Präsente auf die Teller gelegt, und nachdem Bräutigam und Braut am Tische nebeneinander Platz genommen haben, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während dieses versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen draußen, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und oft den meisten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er eingefangen von seinen Kameraden, und nur ein Lösegeld macht ihn wieder frei. — Am folgenden Morgen werden die Verlobungspunkte zu Papier gebracht. Wenn hierauf das Brautpaar eine Religionsprüfung beim betreffenden Pfarrer bestanden hat, so dürfen die Brautleute mit ihren Heirathsbedingungen beim Oberamte eingetragen und mit dem Erlaubnißscheine versehen werden, daß sie als Willens, in den Ehestand zu treten, vom Geistlichen dreimal an hintereinander folgenden Sonntagen öffentlich aufgeboten werden. Acht Tage nach dem letzten Aufgebot folgt gewöhnlich schon die Hochzeit. Während dieser letzten acht Tage ladet der „Hochzeitlader" die Gäste zusammen, indem er nebst einer mündlichen in Verse gesetzten Rede noch auf jede Stubenthüre eines Gastes einen kleinen Kranz zeichnet, woraus sich ein Rosmarinstrauß erhebt. In den Kranz schreibt er den Preis, welchen jeder Gast am Hochzeitstische zu entrichten hat. Gewöhnlich beträgt die Summe 1 Fl. 12—30 Kr. C.-M.

32. Eine luſtige Burſchennacht.

Eine originelle Seite gewinnt das Volksleben im Böhmerwalde durch die luſtigen Streifereien der Burſchen Nachts in den Dörfern. Die Montags-, Dienſtags-, Donnerſtags-Nächte werden ſeltener und mit weniger Aufwand der Unterhaltungsgabe von Seiten Einzelner gefeiert. Doch wenn auch in ſolchen Nächten keine bedeutende Verſammlung und Unterhaltung der Burſchen ſtattfindet, ſo wird man gewiß häufig Einzelne jauchzen und ſingen hören; denn der Weg bis zum Liebchen, der allnächtlich, wenn auch einſam, gewandert wird, muß mit Roſen beſtreut werden. Dieſe Roſen ſind Geſang, Jauchzen, Pfeifen einer Melodie mittels der bloßen Lippen oder einer Mundharmonika *). Die Mittwochs- und Sonnabendsnächte ſind die herkömmlich feſtgeſetzten, wo man ſich zahlreich verſammelt, lärmt, jubelt, ſingt, Poſſen liebt und treibt, wo man die empfindlichſten Verlegenheiten und ausgelaſſenſten Tollheiten erlebt. Zu dieſen beiden letzten darf man auch (aber mit vielen Ausnahmen) die Sonntagsnächte rechnen. Dieſe Eintheilung behält während des längſten Theils des Jahres wenig abweichende Geltung. Am treueſten hält man ſich an dieſe Ordnung im Winter, wo die Strenge der Witterung dem jugendlichen Blute wenig brauſenden Uebermuth zuläßt, und zu Zeiten, wo allzu ſtrenge Tagesarbeiten den Körper der Burſchen ſehr erſchöpfen, wie z. B. während der Ernte. Im Frühling aber und während des Sommers vor der Ernte, wie nach mehrern beſonders arbeitfreien Tagen gilt gar keine allgemeine Regel. Da wird jede Nacht, oft bis zum hereinbrechenden Morgenroth, auf die luſtigſte Weiſe durchſchwärmt. Aber auch da jede Freitags- eine Ruhenacht. Ich will eine ſolche luſtige Burſchennacht, wie

*) Sonſt, vor dem Bekanntwerden mit den Mundharmoniken, waren in dieſen Gegenden die Rohrpfeifen allgemein gebraucht; ſie beſtanden gewöhnlich aus elf Rohrſtöcken, die ihre beſtimmte Stimmung von der Mitte (dem Orte des tiefſten Tons) gegen die beiden Enden hin hatten. Man beſaß die Fertigkeit, jeden Ländler darauf zu fpielen.

ich sie diesen Sommer (1842) als ungesehener Beobachter belauschte, nachfolgend schildern.

Es war gerade Sonnabend, die meiste Ernte vorüber. Gleich nach Sonnenuntergang verließ ich das Dorf. In den meisten Häusern nachtmahlte man eben bei Spanbeleuchtung. Indem man aber hier bei Tische aufgeräumt war und scherzte und lachte, kam ich auch manches Haus vorüber, wo man bereits gesättigt, schon das Nachtgebet begann. Da man fast überall während dieser nothwendigen Abendverrichtungen die Fenster geöffnet läßt, so vermengten sich Scherz und Gebet in meinen Ohren zu einem unverständlichen Gemenge von Lauten. Kaum war ich aus dem Dorfe, und im Versuch, eine leichte Anhöhe zu ersteigen, so begann die Dorfglocke zum Abendgebet zu mahnen. Durch die Dämmerung der stillen Luft schwebten nach und nach die Glockentöne aus allen umliegenden Dörfern um mich zusammen, und verhallten ebenso nach und nach wieder. „Liebliche Abenddämmerung! Holder Klang voll Gottvertrauen! Du Ende aller Dinge!" — und so weiter, was man sich denkt. Ich wollte auf der Anhöhe abwarten, bis mich irgendwo beginnender Gesang oder Jauchzen der Burschen wieder in das Dorf locken würde. Bald war das laute Leben in den Häusern erloschen, die Lichter ausgegangen. Ueber den vier großen Linden um die Kapelle glimmte der unruhig-heitere Abendstern bereits. Beim längern Betrachten aller Bäume, Häuser und anderer größern Gegenstände merkte ich deutlich die Wirkung, wie die tiefere Dämmerung denselben jenes Verschwimmen zu einer gewissen Rundform mittheilte. An den vier Linden war die Wirkung auffallend und gab nach und nach Charakter. Je mehr die Durchlichtung der Aeste sich verlor, und das Zurückschmelzen der vorspringenden Zweige an die Kernform der nebeneinander stehenden Linden überhandnahm, bildete sich auch auffallender ein regelmäßiger Mönchskopf heraus. Zwei große Aeste gegen Westen vorspringend und dann abwärts hängend stellten eine Adlernase vor, wie sie im Verhältnisse zu dem geschornen Scheitel und der Völle des übrigen Gesichts gerade groß und entsprechend genug sein mußte. Weil die Aeste der Linden von den Stämmen einige Länge herab verdeckten, so schien der Kopf mittels eines kurzen Halsstumpfes auf der Erde zu sitzen.

Und auf diese Täuschung sehend, bildete sich meine Einbildungskraft die verhältnißmäßige Körpergestalt nach Breite und Tiefe des umliegenden Bodens dazu — jene Anhöhe die rechte Schulter — Brust und Bauch — horch! da jauchzten zwei Burschen im Dorfe, und schnell Platz und Gedanken verlassend, eilte ich in das Dorf hinab, den Stimmen der Burschen nach, welche von Westen nach Osten ihren Weg durch das Dorf gingen. Und kaum angelangt, jauchzten die zwei Burschen schon an dem letzten östlichen Hause. Wie ich ihnen ganz nahe kam, ohne bemerkt zu werden, erblickte ich im Lichte des eben aufgehenden Mondes zwei Burschen, welche sich auf dem grasigen Platze vor dem Hause neben einem Haufen Reisig hinstreckten. Noch antwortete ihnen keine andere jauchzende Burschenstimme im Dorfe. Sie rückten aber näher zusammen, und indem sie leise zueinander sprachen, blickten Beide nach dem nahen Hause. Hierauf entfernte sich der Eine, schlich am Gartenzaune hin über den Bach nach der Scheune. Da rückte er ein Bret mit Leichtigkeit weg und stieg hinein. Der andere Bursche blieb liegen. In wenig Augenblicken darauf stieg der Erstere wieder aus der Scheune, zog geräuschlos eine Leiter nach sich, schob das Bret wieder passend vor die entstandene Spalte, und kam zurück. Als er am hölzernen Balken die Leiter festlehnen wollte, hörte er seinen Freund warnend zischen. „Wöärt! Städ! Der Säkarä wenst'lt wieda rum häd! Is a wieda weiä brunstä's Nöchtgäid, und kä näd brauä!" (Warte! Still! Der Sackermenter schleicht wieder herum heute! Ist wieder wie ein Gespenst, ein läufiges, und kann nicht ruhen!) Er meinte den Hausbesitzer, der eben mit einem Lichte durch die Kammer ging. Als dieses verschwand, lehnten Beide hastig die Leiter an den hölzernen Balken, Einer kletterte hinauf und sprang auf die Balken, worauf er an der Wand hinschlich, bis er an einem Fenster hielt und leise klopfte, indem er rief: „Nänö! Nänerlö! Heast? Heast ä nöd?" Mehr konnte ich nicht verstehen, denn das Mädchen mußte ihn jetzt gehört haben und leise mit ihm sprechen. Der andere Bursche hatte indeß die Leiter zum Reisighaufen getragen und neben sich gelegt. So lag er ganz ruhig, ohne das Jauchzen, welches jetzt von verschiedenen Seiten einzeln zu hören war, zu beantworten

Seine ganze Beschäftigung bestand im einförmigen Niederschlagen neben sich mit einem Stocke. Gegen die Südwestseite des Dorfs schienen sich die jauchzenden Burschen zu sammeln. Fernes Lärmen und Lachen machte bald die Versammlung unleugbar. Nachdem man allgemein bald durch Jauchzen, Pfeifen, bald durch nachgeahmtes Krähen eines Hahns oder Werfen nach breternen Scheuerwänden seine lustige Tollheit bemerkbar gemacht hatte, vereinten sich alle Stimmen, seltsam gemischt, zu einer harmonischen Wirkung.

33. Das Schönheit- und Stärketrinken.

Am „Gehöistö" (St. Martin) versammeln sich die Burschen und Mädchen in jedem Dorfwirthshause, um zu trinken. In dem Maße, als man dem Getränke zuspricht, trinkt man sich Schönheit und Stärke an. Damit jedoch bei Mädchen die zu lebhafte Sucht nach Verschönerung nicht zu weit verführe, bewachen Aeltern dieselben, ohne gerade durch Strenge den Scherz zu stören. Burschen wol lassen manchmal ein Beispiel an ihnen erleben, daß sie vor Eifer, Stärke anzutrinken, sich unter den Tisch trinken.

34. Leichenbrauch.

Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an dessen Haupte mit einem kleinen Glöcklein leise geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen feierlich betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar erfolgt, so läutet man mit dem Glöcklein weiter weg, immer etwas weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus, und einmal um das Haus herum, damit man so die Seele auf ihrem Scheidungszuge geleite. Hierauf wird ein Bote geschickt, mit der Dorfglocke das Absterben zu verkünden.

Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Bret (Toudebröd) gelegt, mit einem großen, feinen Leinwandtuche ganz überbreitet, und neben seinem Kopf eine ewige Oellampe gestellt, nebst einem Glas Weihwasser, worin man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestells des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Hauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. — Nach und nach kommt man die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit von Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Kunstblümlein, so weit nur Platz dazu da ist, überdeckt. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen: im Namen männlicher Leichen der ärmste Greis; und dieser Todesbote wird in jedem Hause reichlich beschenkt. Die drei Nächte, welche der Todte im Hause liegt, kommen abwechselnd alle ältern Bewohner des Dorfs, um da bei der Leiche wach zu bleiben, Kränze und sonst Nöthiges zu besorgen, und die betrübten Angehörigen zu trösten und zu zerstreuen. Daher auch mitunter recht lustige Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Berthold Auerbach.

35. Die feindlichen Brüder.

In der spärlich bewohnten kalten Gasse, „der Kniebis" genannt, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier

zugeklebte Fenster hat; oben am Dachfenster hängt ein Laden nur an einer Angel und droht jeden Augenblick herunterzufallen. Neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geschieden ist. In dem Hause wohnten zwei Brüder schon seit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindschaft. Wie im Garten so war im Hause Alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte Jeder seinen durch Latten abgetheilten verschlossenen Raum. Auch sonst waren an allen Thüren noch Hängeschlösser befestigt, als ob man stündlich den Ueberfall von Dieben fürchtete; der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder. Kein Wort wurde im Hause vernommen, wenn nicht einer bisweilen laut vor sich hin fluchte.

Michel und Koanradle, so hießen die beiden Brüder, waren Beide schon sehr bei Jahren und Beide unbeweibt. Dem Koanradle war seine Frau schon früh gestorben, und er lebte nun so für sich allein; der Michel war nie verheirathet gewesen.

Eine blauangestrichene lange sogenannte Bankkiste war die erste Ursache des Bruderhasses.

Nach dem Tode der Mutter sollte Alles getheilt werden: die im Dorfe verheirathete Schwester hatte schon ihr Pflichtstheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiste aus seinem eigenen Gelde gekauft, das er sich als Wegknecht durch Steinschlagen auf der Straße verdient, er habe sie nur der Mutter geliehen und sie sei sein eigen; der Michel aber behauptete, der Koanradle habe der Mutter Brot gegessen und habe somit kein eigenes Vermögen. Nach einem persönlich heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und sodann vor das Gericht, und es wurde entschieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen können, Alles im Hause sammt der Kiste verkauft und der Erlös getheilt werden solle. Ja das Haus selber wurde versteigert; da sich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und Anderes öffentlich wieder kaufen. Das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr

Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hause mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben sind: sie sind viel mehr werth, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen Andern in der Welt Werth haben.

Solche Sachen müssen sich still von Geschlecht zu Geschlecht forterben; dadurch bleibt ihr steter innerer Werth unangetastet. Muß man sie aber erst wieder aus den Händen Anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, so ist ein großer Theil ihrer ursprünglichen Weihe dahin: sie sind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht still, man möchte sagen, wie ein Heiligthum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf schüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräthe zugeschlagen wurde, und als das in schwarzen Sammt eingebundene Gesangbuch der Mutter mit den silbernen Spangen und den silbernen Buckeln zum Verkaufe kam, und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu schätzen, schoß ihm alles Blut in den Kopf. Er steigte das Gesangbuch um hohen Preis.

Endlich kam die Kiste an die Reihe. Der Michel räusperte sich laut und betrachtete mit einem herausfodernden Blicke seinen Bruder; er setzte sogleich eine namhafte Summe darauf. Der Koanradle bot schnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuschauen, und er zählte die Knöpfe an seinem Wamms. Der Michel aber bot, sich keck umschauend, höher; kein Fremder steigte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitsache lassen. Ein jeder dachte auch bei sich: du brauchst ja nur die Hälfte zu bezahlen, und so gingen sie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiste für mehr als das Fünffache ihres Werths, für achtundzwanzig Gulden, dem Koanradle zugeschlagen.

Jetzt erst schaute er auf und sein Gesicht war ganz verändert; Hohn und Spott sprachen aus den aufgerissenen Augen, dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze. „Wenn du stirbst, so schenk' ich dir die Kist', daß man dich drein 'neinlegt", sagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er seit vierzehn Jahren zu ihm gesprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kiſtengeſchichte zu allerlei Spaß und Luſtbarkeit benutzt, und wo Einer den Koanrable ſah, bemerkte er, wie ſchändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanrable redete ſich immer mehr in Wuth gegen ſeinen Bruder hinein.

Auch ſonſt waren die beiden Brüder ganz verſchiedener Sinnesart und gingen auch ihre verſchiedenen Wege.

Der Koanrable hielt ſich eine Kuh, die er mit der Kuh ſeines Nachbars Chriſtian zur Feldarbeit zuſammenſpannte. In der übrigen Zeit ſchlug er für fünfzehn Kreuzer des Tags Steine auf der Straße. Auch war der Koanrable ſehr beiſichtig; er trat unſicher auf, und wenn er ſich Feuer ſchlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Naſe, um dadurch gewiß zu ſein, daß er brenne. Er hieß im ganze Dorfe der „blind' Koanrable"; das le wurde ihm gegeben, weil er eine kurze unterſetzte Geſtalt hatte.

Der Michel hingegen war gerade das Gegenſpiel. Er war lang und hager und ſchritt ganz ſicher einher; er trug ſich vollkommen bäuriſch, nicht weil er ein beſonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, ſondern weil ihm das zu ſeinem Handel ſehr förderlich war. Er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das ſie von einem bäuriſch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufſchmied; er verpachtete und verkaufte zum Theil ſeine Aecker, legte ſich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Perſon in der ganzen Gegend. Er kannte auf ſechs, acht Stunden im Umkreis, im Württembergiſchen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle" und bis ins Badiſche hinein den Zuſtand und das Contingent der Ställe ſo gut wie ein großer Staatsmann die ſtatiſtiſchen Berichte fremder Staaten, und die Stellung der Cabinete; und wie dieſer in den Zeitungen, ſo ſondirte Michel die Stimmung des Volks in den Wirthshäuſern. Er hatte auch in jedem Orte einen Thunichtgut als Reſidenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfalle eine Eſtafette zum Michel ſandten, nämlich ſich ſelber, für die ſie weiter nichts verlangten als ein gutes Trinkgeld im buchſtäblichen Sinne des Worts. Dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die

die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und so kam es, daß in seinem Schuppen, der als Stall diente, fast immer ein Marodegaul war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markte zustutzte. Er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien fressen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er schlug es auf dem nächsten Markte unfehlbar wieder los.

Dabei hatte er seine besondern Kunststückchen: er stellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tausch mit ihm machen wollte; sie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauschen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin' weggeben muß, fort muß er!" Oder er machte es noch gescheiter: er stellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ sich ihn vorreiten und sagte: „Wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt' man einen schönen Gaul hin füttern; das Gestell ist überaus, die Knochen sind englisch, dem fehlt nichts als Fleisch und da ist er seine zwanzig Karolin werth." Dann brachte er einen Käufer, bedingte sich noch ein Unterhändlergeld und erhielt beim Verkaufe seines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit. Am meisten war der Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler garantiren mußte; er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er solche Verbindlichkeiten einging. Dabei hatte er aber doch manchen Proceß, der den Gaul sammt dem Profit auffraß; aber es liegt in dieser Art von Leben, von freiem, arbeitslosem Herumstreifen etwas so Verführerisches, und der Michel rechnete immer auch wieder Eins ins Andere, daß er vom Pferdehandel nicht lassen konnte. Sein Grundsatz war: „Ich geh nicht vom Markt, gepatscht muß sein." Damit meinte er, ein Handel muß abgeschlossen sein, wobei man die Hände schallend zusammenschlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behülflich, und er spielte wieder mit ihnen unter der Decke.

Wenn der Michel so zu Markte ritt, oder vom Markte

heimfuhr und der Koanrable an der Straße Steine ſchlug, da ſah er ſeinen Bruder halb mitleidig halb höhniſch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, ſchlägſt Steine von Morgens bis Abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur eine Bisle gut geht, fünfzehn Gulden.“

Der Koanrable, der das mit ſeinen blöden Augen doch bemerkte, ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherſpritzten.

Wir wollen aber ſehen, wer es weiter bringt, der Michel oder das Koanrable.

Der Michel war einer der beliebteſten Unterhaltungsmenſchen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, ſo viel Schliche und Streiche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann ſich auf dem Lande Keiner ganz ausſchließen; aber er ging eben in die Kirche, wie gar Viele, ohne etwas dabei zu denken und ſein Leben danach einzurichten.

Der Koanrable hatte auch ſeine Untugenden, und dazu gehörte beſonders ſein Haß gegen ſeinen Bruder und die Art, wie er denſelben äußerte. Wenn man ihn fragte: „Wie geht's deinem Michel?“ antwortete er immer: „Dem geht's noch ſo“; dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten ſchlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus, und ſtreckte die Zunge heraus. Er wollte, wie leicht erkenntlich, damit ſagen: Der wird noch gehenkt.

Natürlich ſparten die Leute dieſe Frage nicht ſehr, und es war immer ein beſonderes Halloh, wenn man den Koanrable zu ſeiner feſtſtehenden Antwort brachte.

Auch ſonſt ſchürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, ſondern weil es ihnen Spaß machte. Der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achſeln, wenn man von dem „armen Schelm“ ſprach.

Nie blieben die Brüder in Einer Stube; wenn ſie ſich nun in dem Wirthshauſe oder bei ihrer Schweſter trafen, ging immer einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, ſie zu verſöhnen, und wenn zwei Leute in Feindſchaft miteinander waren, hieß es ſprüchwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanrable.“

Zu Hause redeten die Beiden kein Wort, wenn sie sich begegneten, ja sie sahen sich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schwester, die in der Froschgasse wohnte und sagte: „Gang 'nuf, i glaub es ischt ihm ät reacht;" und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leise und ohne Geräusch, um den andern nicht zu stören.

Außer dem Hause aber und unter den Leuten lebten sie in gleichmäßiger Feindschaft, und Niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen sei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von seinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanrable aber hatte sich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und fast ganz bezahlt. Der Michel gab sich nun meist damit ab, andern Leuten beim Handel behülflich zu sein, und er dachte daran, durch den Verkauf eines neuen Ackers sich wieder flott und selbst handelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten", diesen Vers im zweiten Buch Moses, Cap. 1. V. 9, konnten die Leute im Dorfe auf eigene Weise auf sich anwenden. Der alte Pfarrer war gestorben; er war ein guter Mann, aber er ließ Alles gehen wie es ging. Der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann; er wollte Alles in Ordnung bringen, und er brachte auch Vieles zu Stande; bis er endlich in ein offenbares Verhältniß zu dem Schäfflewirths Lisle kam, worauf er sich eben auch nicht mehr in die Privatangelegenheiten der Leute mischte, denn man konnte sagen: kehr' du vor deiner Thür! Jetzt aber war noch Alles im frischen Schwunge.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da saßen die Leute beieinander auf dem Bauholz für das neue Feuerspritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er saß gebückt da und kaute spielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerle's Hannes vorbei. Einer rief das Kind herbei und sagte in die Tasche greifend: „Guck Peter, du kriegst ein Häufle (vier) Nuß, wenn du dem Koanrable

nachmachst, wie macht der Koanrable?" Der Bub schüttelte nein und wollte gehen, denn er war gescheit und fürchtete den anwesenden Michel, aber er wurde festgehalten und fast gezwungen, und endlich machte er das Knotenschlingen, das Ausziehen und das Zungenausstrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub die Nüsse wollte, zeigte sich's, daß der Versprecher keine hatte, und neues Gelächter entstand, als der Knabe mit den Füßen nach dem Betrüger ausschlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhause herabgekommen; er war stehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugesehen. Als nun der Knabe für seine dringende Forderung noch geprügelt werden sollte, da trat der Pfarrer schnell herzu und riß das Kind weg; alle Bauern standen schnell auf und rissen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter gewesen war, mit durch das Dorf und ließ sich von ihm Alles erzählen. Er erfuhr nun die Feindschaft der Brüder und Alles, was wir bisher erfahren.

Am Samstag darauf wurde der Koanrable, als er mitten im Dorfe Steine schlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen. Er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und fast zwei Secunden lang blieb der Stein unter seinem mit einem Brete beschlagenen Fuße unzerspalten, er konnte sich gar nicht denken, was es im Pfarrhause gebe, er wäre gern lieber gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaule „seine Sonntagsstiefel schmierte", so hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines unzüchtigen Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wol, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er sich auch noch auf eine tüchtig gesalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte; ein paar Brocken davon murmelte er schon jetzt leise vor sich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Psalm 129: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sitzen." Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig ist, wenn wir es nicht mit Denen genießen und theilen, die unter demselben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die

Aeltern diesseits nicht glücklich und jenseits nicht selig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt; er wies auf das Beispiel von Kain und Abel hin und zeigte wie der Brudermord die erste giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dies und noch viel mehr sprach der Pfarrer mit klangvoller donnernder Stimme, sodaß die Bauern von ihr sagten: „Sie druckt die Wänd' auseinander"; aber freilich ist es oft fast noch leichter, die Wände auseinander zu drücken, als die verhärtete verschlossene Brust der Menschen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht Diesen oder Jenen, sondern Jeder möge die Hand aufs Herz legen und fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen hege, so dachte doch eben Jeder nur: „Das geht auf den Michel und den Koanradle, das ist blos für die gemünzt."

Diese Beiden standen nicht weit voneinander, der Michel kaute an seiner Mütze, die er zwischen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als sich einmal die Blicke Beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand, und er bückte sich schnell.

Das Lied machte einen sanften beruhigenden Schluß, aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und stand vor der Thüre des Pfarrhauses. Sie war noch geschlossen; er ging in den Garten. Lange stand er hier an den Bienenstöcken und sah dem ämsigen Treiben der Thierchen zu:

Die wissen's nit, daß Sunntig isch,

und er dachte: „Du hast auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du hast auch keinen rechten Werktag", und er dachte wieder: „Wie viel hundert Geschwister in so einem Bienenstock beieinander wohnen, und alle arbeiten, wie die Alten"; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, sondern er nahm sich vor, sich von dem Pfarrer keine Predigt aufsetzen zu lassen, und als er nach dem Gottesacker drüben sah, dachte er an die letzten Worte Koanradles und seine Fäuste ballten sich.

Im Pfarrhause traf der Michel den Pfarrer und den Koanradle schon in eifrigem Gespräche beisammen; der Pfarrer

ſtand auf; er ſchien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben. Er bot Michel einen Stuhl an; auf ſeinen Bruder deutend, erwiderte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Reſpect vor Euch, aber ich ſetz' mich nicht wieder, wo der da iſt; Herr Pfarrer, Ihr ſeid erſt kurz im Dorf, Ihr wißt nicht, was der für ein Lügenbeutel iſt, das iſt ein ſcheinheiliger Duckmäuſer, der hat's aber fauſtdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach", fuhr er zähneknirſchend fort, „wie geht's deinem Michel?" er machte nun ebenfalls die uns ſattſam bekannten Manieren, dann ſagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da iſt an meinem Unglück ſchuldig, er hat mir den Frieden im Haus verſcheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit ſeinem Roßhandel ergeben. Du haſt mir's prophezeiht du", ſagte er auf ſeinen Bruder losfahrend: „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerſt mußt du dran."

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben; er gebrauchte ſeine Würde nur in ſo weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten. Er wußte wol, daß wenn der langverhaltene Ingrimm ausgeſchüttet, auch die Liebe zum Vorſchein kommen müſſe, aber er täuſchte ſich noch halb.

Endlich ſaßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, keiner regte ſich. Da ſprach der Pfarrer zuerſt mit ſanften Worten, er eröffnete alle verborgenen Falten des Herzens; es half nichts, die Beiden ſahen zur Erde.— Der Pfarrer ſchilderte ihnen die Qualen ihrer Aeltern im Jenſeits, der Konrable ſeufzte, aber er ſah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle ſeine Kraft zuſammen, ſeine Stimme dröhnte wie die eines ſtrafenden Propheten, er ſchilderte ihnen, wie ſie nach ihrem Tode vor den Richterſtuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe! Wehe! Wehe! ihr habt verſtockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, geht hin aneinander geſchmiedet, verſchmachtet ewig in der Hölle."

Alles war ſtille, der Konrable wiſchte ſich mit ſeinem Aermel die Thränen ab, dann ſtand er auf und ſagte: „Michel!"

Der Angeredete hatte ſeit ſo vielen Jahren dieſen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufſchaute, und der Konrable

trat näher und sagte: „Michel, verzeih!“ — Die Hände der Brüder lagen fest ineinander, die Hand des Pfarrers wie segnend darauf.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Konradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhause herunterkommen sah.

Bis nach Hause ließen sie ihre Hand nicht los, es war, als ob sie die lange Entbehrung einbringen müßten. Zu Hause aber rissen sie schnell die Hängeschlösser ab; dann gingen sie in den Garten und stürzten den Zaun um, so viel Kohl auch dabei zu Grunde ging, dies Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen sie zu ihrer Schwester und aßen an einem Tisch nebeneinander.

Nachmittags saßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Gesangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges

36. Zwei Briefe des Tolpatsch aus Amerika.

Erster Brief.

Es druckt mir oft schier das Herz ab, daß ich all das viele Gut so allein genießen soll. Ich wünsch' mir oft ganz Nordstetten herbei: den alten Zahn, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbasche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die sollten sich Alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können. Was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr denn auch sehen, wie der Tolpatsch jetzt seine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm 'was schicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich ins Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir. Die Mechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch keine Marannele. Wenn es ihm auch nur gut geht. Hat es schon Kinder?

Auf der Ueberfahrt iſt auch ein geſtudirter Landsmann, der Doctor Stäberle von Ulm, bei uns geweſen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß, wenn in Amerika Tag, es in Nordſtetten Nacht iſt, und ſo umgekehrt; ich hab' nicht mehr daran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und ſo denk': was machen ſie denn jetzt in Nordſtetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die ſchlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der Nachtwächter, ruft ſein: „B'hüt uns Gott und Maria." Am Sonntag iſt mir's am ärgſten, daß in Nordſtetten jetzt Samſtag zu Nacht iſt. Das ſollt' nicht ſein, es ſollt Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berge getanzt, da war ja Kirchweih in Nordſtetten. Ich vergeß' das nie, und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordſtetten ſein, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika iſt.

Zweiter Brief.

Nordſtetten in Amerika am Ohioſluſſe,
den 18. October 18—

Liebe Mutter! Da Ihr nicht wiſſet, wie mir's geht, ſo will ich's Euch ſchreiben. Ich hab's Euch von Anfang als gar nicht geſchrieben, wie hart mir's gegangen iſt; das iſt jetzund mit Gottes Hülf vorbei. Ich hab' als gedenkt: was braucht ſich dein Mütterle auch noch zu grämen, ſie kann dir doch nicht helfen, und da hab' ich Alles in mich 'nein verſchluckt, und hab' gepfiffen und dabei recht geſchafft.

(Hier hielt Ivo, der den Brief vorlas, einen Augenblick inne, er ſchien ſich das zur Lehre zu nehmen; dann fuhr er fort zu leſen:)

Nun, jetzt iſt Alles im Stand, es iſt kein' Kleinigkeit wenn man ſich ſo ein Haus bauen und alle Aecker zum erſtenmal umzackern muß, und neane*) kein Hülf und kein Rath von keinem Menſchen: jetzt ſteht's aber bei mir aus,

*) Nirgend.

schöner als beim Buchmaier. Es hat Armschmalz gekostet, wir sind aber doch gesund, und das ist das Best'. Viele von unsern Landsleuten sind hier und haben's hier ärger als drüben, und müssen hier an der Straße schanzen. Es gibt hier gar viel Verführer, wenn man ans Land kommt, die Einem, weiß nicht was, vorschwätzen, bis man keinen rothen Heller mehr im Sack hat, und darnach: hast nich gesehen, fort sind sie. Es gibt recht scheinheilige Menschen, hüben und drüben; die Ueberfahrt putzt nur den Magen aus, aber die Seel' nicht. Wir haben aber von dem Dampfschiffmann in Mainz ein' gute Anweisung gehabt an eine Gesellschaft von braven Männern, von lauter Deutschen, die Einem umsonst Weg und Steg zeigen, und Alles aufs beßt' rathen; von uns ist Keiner verunglückt. Saget das doch allen Denen, wo noch 'rüber wollen, sie sollen Keinem trauen als dem Mann und der Anweisung. Von Anfang, wie ich als ein bisle von meinem Führer weggegangen bin, allein in Neuyork 'rum, bis der Mathes kommen ist, da ist mir's oft g'rad gewesen, wie wenn ich unter lauter Vieh wär'. Verzeih mir's Gott, das waren ja auch Menschen, sie haben aber so miteinander gewälscht, wie der Franzosenstimpel, der Sepple von der Froschgass', der schwatzt auch holderdipolderle. Es ist aber Englisch gewesen, was sie miteinander schwätzen; ich kann jetzt auch ein bisle, es ist oft gerad wie deutsch, man muß nur ein Maul dazu machen, wie wenn man an einem unzeitigen Apfel die Zähn' verschlagen hätt'. Es sind noch viel mit uns gewesen, aber der Ein' ist da, der Ander' dorthin. Das ist nichts, wir Deutschen sollten auch so zusammenhalten. Ich hab' sonst immer als nur die Württemberger für meine Landsleut' gehalten, aber hier heißt man uns Alle Deutsche, und wenn jetzt Einer aus dem Sachsenland kommt, da ist es mir gerad', wie wenn er vom Unterland wär'. Geltet, ich schreib da Sachen, die Ihr nicht möget? Aber mir gehen die Gedanken so oft im Kopf 'rum, daß sie, eh ich mich verguck', 'rausplatzen.

Nun muß ich Euch was Anders sagen. Habt Ihr nicht schon aufgemerkt, daß ich da oben Nordstetten hingeschrieben hab'? Ja, so ist's und so bleibt's. Ich hab' einen Stock, nicht weit von meinem Haus, hingesteckt, mit einer Tafel, und darauf hab' ich mit großen Buchstaben hingeschrieben:

Nordſtetten Es wird ſchon kommen, daß noch mehr Leut' ſich hier anbauen, und da bleibt der Nam': dann bauen wir ein' Kirch, grad wie die daheim, ich hab ſchon das Bergle dazu da, grad 'rüber von meiner Scheuer, wir heißen's ſchon jetzt das Kirchbergle. Da laſſen wir hernach einen Pfarrer von drüben kommen, und meine Aecker, die haben auch alle Namen von daheim. Ich und meine Mechtild wir ſchwätzen oft Abends davon, wie das einmal ausſehen wird. Wenn wir's auch nicht mehr verleben, nachher verleben's unſere Kinder und Kindeskinder, und ich bin nachher halt die Urſach davon. Wenn nur einer von denen Nordſtetter G'ſtudenten dann 'rüber käm' als Pfarrer, er hätt's hier gut, aber im Feld ſchaffen müßt' er auch. Wir wählen uns hier ſelber den Pfarrer, wir nehmen den, der uns am beſten gefällt, wir laſſen uns keinen vom Conſiſtorium aufbinden. Da ſpielen die Pfarrer auch nicht die Herren gegen uns, hier iſt Alles gleich, ſie ſind halt grad wie wir auch, nur daß ſie eben geſtudirt haben und geweiht ſind; wir haben drei Stund von hier einen, der iſt von Rangendingen gebürtig. An meinem Haus haben ſich auch gleich Schwelben angebaut, ich hab' vergangenen Herbſt einer ein Zettele angehängt, und hab darauf geſchrieben: „Grüß Gott an Alle drüben", und meinen Namen drunter. Ich dummer Kerl hab gemeint, ſie käm' nach Nordſtetten, und da iſt ſie wieder kommen, da iſt auf einem Zettel geſtanden Χαιρε, ich hab' noch Niemand fragen können, was das heißt, es iſt gerad wie wenn's Kalbe*) hieß, das wär' doch ſchändlich.

(— „Weißt du vielleicht, Ivo, wie's heißt?" fragte Marei.

— „Ja wohl, Chaire, es iſt griechiſch und bedeutet: Sei gegrüßt!"

Die Frauen ſchlugen die Hände zuſammen vor Erſtaunen über die große Gelehrſamkeit Ivo's.

— „Wo hat denn die Schwalb' überwintert?" fragte Marei wieder.

— „Wahrſcheinlich bei den Feuerländern", erwiderte Ivo, und las nach einer Pauſe weiter:)

Ich hab' daheim gar nicht gewußt, daß die Lerchen ſo ſchön ſingen. Denket nur einmal! hier zu Land gibt's gar

*) Kalb, ſo viel als Lump, Schuft.

keine, und auch keine Nachtigallen; aber andere viel schöne Vögel, auch hat's schöne Fichten und Eichbäum' und noch andere prächtige Bäum', die geben ein Staatsholz.

Liebe Mutter! Ich hab' das da schon vor acht Tag geschrieben, und wie ich's so überlug, sag' ich: Ei du schreibst Larifari, aber mir ist's alleweil, als wie wenn ich bei Euch sitzen thät' vor des Schmied Jakoben Haus, am Brunnen, und da gehen die Leut vorbei und sagen: „Heut ihr gute Roth?" und da ist mir das Herz so voll, und ich weiß nicht, was ich zuerst sagen soll. Wir sind, Gott Lob, Alle recht gesund, das Essen und Trinken schmeckt uns wohl und schlägt gut an. Wir haben alle unsere Kleider von drüben weiter machen müssen. Es ist gut, daß die Mechtild das Nähen gelernt hat.

Wenn ich als einen guten Bissen ess', denk' ich: Wenn nur auch dein Mütterle da wär', da thät' ich das Best' neben 'nauslegen, und thät' sagen: da Mütterle, da müsset Ihr 'reinlangen, da liegt ein herzig's Bröckele, und es thät Euch gewiß weidlich bei mir schmecken.

Unser Basche, der geratbet prächtig, es hat ihm noch kein Bröfele gefehlt. Ach Gott! wenn das kleine Mareile noch leben thät', das wär' bis nächste Michaeli ein Jahr alt, das ist ein gar lieb Engele gewesen; es war doch erst drei Wochen alt, aber wenn man's gerufen hat, da hat's Einen so gescheit angesehen, und hat Einen nach den Augen gegriffen. Auf Allerseelen lassen wir ihm ein eisern Kreuz setzen. Ach du lieber Heiland! Das Kind ist jetzt im Himmel, und der Himmel ist doch erst das recht' Amerika.

Ich muß Euch noch mehr von meinem Hauswesen schreiben, ich darf nicht so viel an das Kind denken, es geht mir so zu Herzen: ich sag', wie der Pfarrer gesagt hat: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

Wenn uns nur Gott jetzt Alles gesund beieinander erhält. Unser Herrgott hat mich auch noch immer mit dem Vieh glücklich erhalten, es ist uns noch keines gefallen, Alles kerngesund, und das ist mir eine besondere Freud', daß das Vieh hier alleweil genug zu fressen hat. Ich werd's mein Lebtag nicht vergessen, was die Futterklemme ein Kreuz und ein Elend gewesen ist: gerad selben Sommer, eh ich zum

Militär kommen bin, wo's faſt kein Hälmle Futter geben hat, — wiſſet Ihr noch, wie's Einem da ums Herz geweſen iſt, wenn man Morgens aufgeſtanden iſt, und hat dem Vieh nur viertelsſatt zu freſſen geben können, und hat zuſehen können, wie ihm das Fleiſch abgefallen iſt? Ich hätt' oft vor Weitag*) verlaufen mögen. So ein Thierle iſt angebunden, und kann nicht ſchwätzen und deuten, und muß ſich Alles gefallen laſſen. Hier geht das Vieh faſt das ganze Jahr auf die Waid und hat alleweil vollauf, und es iſt mir noch nicht vorgekommen, daß ich hab' eins ſtechen müſſen, weil es zu viel gefreſſen hat. Drüben, weil ſie das ganze Jahr im Stall ſtehen, freſſen ſie, bis ihnen der Bauch aufſpringt, wenn ſie einmal an einen Kleeacker kommen; und wie's beim Vieh geht, ſo geht's auch bei den Menſchen; die müſſen drüben auch im Stall ſtehen, vom Schultheiß und dene Amtleut anbunden, bis ſie ellenlange Klauen kriegen, daß ſie nimmeh laufen können, und wenn ſie einmal ausreißen, oder man's 'nausläßt, werden ſie toll und voll. Das hat Einer in einer Volksverſammlung ganz ſchön ſo ausgelegt: Mutter! das iſt was ſchön's, ſo ein Volksverſammlung, das iſt grad wie wenn man in der Kirch' wär': aber nein, es iſt doch nicht ſo, denn da red't ein Jeder, wer nur kann und mag, da gilt Alles gleich. Gucket, ich will's Euch erzählen, wie das iſt, aber ich kann's doch nicht recht. Ich muß Euch nur noch ſagen, daß unſer Mathes ein Hauptſprecher iſt, dem geht's vom Maul weg, wie dem beſten Pfarrer; ſie haben ihn auch ſchon in die Abtheilung gewählt, er gilt viel, und der Nam' Mathias Scherer, das iſt ein Wort, vor dem Alle Reſpect haben. Ich hab' aber auch ſchon einmal vor alle Leut' geſprochen. Ich weiß gar nicht, von Anfang an hat mir ein bisle das Herz puppert, nachher iſt mir's aber grad geweſen, wie wenn ich zu Euch reden thät', ſo frank von der Leber weg. Sie haben ſich da drum geſtritten, es iſt ein Deutſcher, ein Württemberger, oder wie man's hier heißt, ein Schwab ankommen, er iſt Offizier geweſen, und der König hat ihn begnadigt, er hat ein' Verſchwörung angeſtift't gehabt unterm Militär, und hat nachher alle ſeine Kameraden verrathen, hier hat er ſich für ein

*) Webe.

Freiheitsmann ausgeben, da ist aber ein Brief von drüben 'rüber kommen, daß er dem Teufel vom Karren gefallen und für den Galgen zu schlecht sei. Da haben sie lang gestritten, ob er bei uns hier Offizier werden kann, da hab' ich endlich gesagt: Zu der Haue kann man einen Stiel finden. Er soll einen Brief beibringen von seinen Kameraden, daß er den Braven an ihnen gemacht hat. Ich kann's nicht glauben, daß ein Württemberger so schlecht ist, daß er zuerst den König und nachher seine Kameraden verrath't; und das ist auch beschlossen worden, wie ich's gesagt hab'. Wie ich aber den Mann mit seinem Gesicht wieder angesehen hab', da hab' ich denkt: das Letzt' hätt'st können bleiben lassen, der sieht ja aus wie wenn er die Geis gestohlen hätt'.

Ich bin auch Offizier bei der Nationalmiliz, so was man bei uns Leutnant heißt; weil ich beim Militär gewesen bin und die Sach' gut versteh', haben sie mich dazu gewählt. Wir wählen uns hier selber die Offiziere, hier ist Alles frei. Der Schultheiß von Nordstetten ist doch nur Feldwebel gewesen. Wenn ich heimkommen thät', nein, ich thät' mich doch nicht als Offizier anziehen; ich bin ein freier Bürger, und das ist mehr als Offizier und General, ich tausch' mit keinem König. Mutter! Es ist ein prächtig Land das Amerika, schaffen muß man, und das recht tüchtig, aber darnach weiß man auch warum: die Zehnten und Steuern nehmen nicht den Rahm oben 'runter. Ich leb' hier auf meinem Hof, da hat mir kein Kaiser und kein König was zu befehlen, und vom Presser weiß man hier gar nichts. Du lieber Gott! wenn ich dran denk', wie der mit einem langen Zettel in der Hand, mit sammt dem Schütz durchs Dorf gangen ist, und die Leut' in den Häusern haben gebeult und geschrien und die Thüren zugeschlagen, und da hat der Presser einen zinnernen Teller, einen Kupferhafen, eine Pfanne und eine Schabeslamp von einem armen Juden zum Schultheiß tragen. Es ist ein Kreuz, daß das Elend bei uns so ist: ich mein', das könnt' und müßt' anders sein. Ich möcht' aber doch Keinen dazu aufstiften, 'rüber zu kommen. Es ist kein' Kleinigkeit, so weit weg von daheim zu sein, wenn man's auch noch so gut hat. Allbot überkommt mich ein Jammer, daß ich mich vor mir selber schäm', da möcht' ich grad Alles aufpacken und fort nach Deutschland; einmal muß

ich's noch sehen, so lang mir ein Aug' offen steht. Ich kann's nicht sagen, wie mir's ist, aber ich verzwazel*) oft schier, und möcht' oft grad heulen wie ein Schloßhund. Ich weiß wol, das schickt sich nicht für einen Mann, aber ich kann nicht anders, und vor Euch brauch' ich mich ja nicht zu schämen. Ich glaub' als, es ist eigentlich nur der Jammer nach Euch. Schon mehr als tausend Mal hab ich so vor mich hingesagt: wenn nur auch mein Mütterle da wär', mein gut, gut Mütterle, wenn sie nur einmal dort auf der Bank gesessen hätt', da thätet Ihr Euch freuen mit denen großen Milchhäfen, und o du lieber Heiland! mit meinem Vasche, und mit Dem, wo jetzt auf dem Weg ist. Wenn ich Euch was Leid's than hab', so verzeihet mir's, es hat Euch g'wiß kein Mensch auf der Welt lieber als ich.

Ich hab ein bisle ausschnaufen müssen, und schreib' jetzt weiter. Es ist doch ein' schöne Sach', daß wir ordentlich schreiben und lesen gelernt haben; ich dank's Euch tausend Mal, daß Ihr uns recht dazu angehalten. Ihr müsset aber nicht denken, daß ich traurig bin. Freilich bin ich nimmeh alleweil so lustig, wie vor Zeiten, ich bin halt auch älter und hab' viel erfahren; aber manchmal bin ich doch so froh, und hab' Alles so gern auf der ganzen Welt, daß ich pfeifen, singen und tanzen kann. Manchmal thut mir's als noch ein bisle weh, wenn ich an etwas denk', aber ich mach' Prrr! und schüttel' mich wie ein Gaul, und fort muß es. Ich und mein' Mechtild wir leben wie zwei Kinder, und unser Vasche, der hat Knochen, so fest und stark wie ein jung's Kalb, und Fleisch wie ein Nußkern.

Am Sonntag, wenn wir zur Kirch' fahren, da nehmen wir uns Salz mit und was man sonst noch braucht, und mein Mechtild hat gesagt, wir holen uns auch himmlisch Salz, aus der Mess' und der Predigt, und damit salzen wir unser Seel. Die Mechtild macht oft gar schöne Räthsel und Gespäß. Wir haben uns auch ein Ritterbuch gekauft, von dem Rinaldo Rinaldini, das ist ein gar grauselige Räuberg'schicht', und das haben wir schon mehr als zehn Mal gelesen; und wie ich vorlängst verschlafen bin, ist die Mechtild kommen, und hat das Lied gesungen und hat mich g'weckt.

*) Verzwazeln, so viel als verzweifeln, spöttisch gebraucht.

Weil ich grad von Lieder red', hätt' ich ein Bitt', Ihr müsset mich aber nicht auslachen.

Gucket, wenn man so in der weiten Welt draußen ist, und allein für sich singen soll, da merkt man erst, wie man von so viel Liedern blos den Anfang kennt, und das Andere hat man eben blos denen Anderen im Tralatel nachg'sungen, und da möcht' man sich schier den Kopf 'runterreißen, weil Einem das Ding nicht einfallen will, aber man kriegt's halt nicht 'raus. Es geht Einem mit viel Dingen so, man meint, man kenn's, bis es einmal heißt: Jetzt Alterle, jetzt mach's allein.

Nun hätt' ich die Bitt', aber dürfet mich nicht auslachen lasset Euch alle Nordstetter Lieder vom alten Schullehrer aufschreiben, ich will's ihm gern gut bezahlen. Geltet, Ihr vergesset's aber nicht und schicket mir's oder bringet's mit, wenn Ihr kommet.

Ich muß Euch auch noch was erzählen. Denket nur einmal, Mutter! Ich sitz' am Dienstag vor drei Wochen an meinem Wagen und mach' die Deichsel zurecht — man kann hier nicht all' Ritt zum Wagner springen, da muß man Alles selber machen — wie ich nun so da sitz', da hör' ich auf einmal: „Bist fleißig, Aloys?" Ich guck' auf, wer steht da? des langen Herzle's Kobbel *), der bei der Gard' gewesen ist. Wir sind sonst nicht die besten Freund gewesen, aber ich hab' nicht daran denkt und bin ihm um den Hals gefallen und hab' ihn schier verdruckt.

Ich hab' Alles im Haus zusammengerufen und hab' einem wälschen Hahn den Kragen abgeschnitten. Der Kobbel hat mit mir gegessen, wie ein anderer Mensch auch. Die Gesetz' von denen Essensspeisen, die sind für die alte Welt und nicht mehr für die neu.

Der Kobbel ist acht Tage bei mir blieben und hat mir helfen schaffen im Feld, er kann's so gut wie ein Christ, das hat mir rechtschaffen gefallen, daß er einsieht: für einen Soldaten, der Ehr' im Leib hat, schickt sich's nicht mehr mit dem Zwerchsack 'rumzulaufen; er will sich hier herum Aecker kaufen, ich bin ihm dazu behülflich, ich muß auch meine lieben Juden von Nordstetten hier haben, sonst ist es gar kein

*) Jakob.

rechtes Nordſtetten. Darnach wird er auch zur Nazenalmiliz gehen. Er kann mit der Zeit auch Offizier werden. Hier fragt man Keinen nach ſeinem Glauben, wenn der Menſch nur brav und geſund iſt. Abends ſind wir als zuſammengeſeſſen, ich, mein' Mechtild, mein Schwäher und mein' Schwieger und ihre Buben und Mädle und der Kobbel, und da haben wir Lieder von daheim geſungen, es iſt mir grad g'weſen, wie damals, wo das Marannele mit ſeiner neuen Kunkel kommen iſt. Ihr müſſet aber nicht meinen, daß ich oft an das Marannele denk'. Ich hab' mein Mechtild rechtſchaffen gern und ſie mich auch. Ich wünſch', daß alle Leut' einander ſo gern hätten und ſo gut hauſen thäten.

Nun von wegen Eurem Kommen. Ich mag nicht zu arg bitten, der Mathes wird Euch Alles da drüber ſchreiben; aber wenn's möglich wär', nein, ich will ja nicht bitten. Der Kobbel ſagt mir, daß unſer Xaver zu des Zimmermann Valentin's Gretle geht; das wird ſich auch nicht vor der Ueberfahrt fürchten und wird mit ihm gehen. Es iſt jetzt eins, Nordſtetten hüben oder Nordſtetten drüben.

Schreibet auch bald Antwort. Schicket den Brief nur wieder an den Mathes, der kommt öfter nach der Stadt.

Nun wünſch' ich von Herzen wohl zu leben. Denket auch als einmal an mich. Mein' Mechtild und mein Baſche und meine Schwiegerältern grüßen Euch von Herzen. Mein Schwieger hat mein'n Baſche gelernt, wenn man ihn fragt: Wo iſt denn deine andere Ahne? hernach ſagt er: Drüben auf dem Schwarzwald. Ich verbleibe Euer getreuer Sohn

Alois Schorer.

37. Der neue Lehrer.

Eines Sonntags nach der Mittagskirche ging der Lehrer durch die am Hügel gelegene Straße „Bruck" genannt. Da ſah er eine alte Frau vor einem Hauſe ſitzen, ſie hatte die Hände ineinander gelegt und ihr Kopf wackelte: er ſagte freundlich:

„Guten Tag! Nicht wahr, der Sonnenschein thut Ihnen gut?“

„Dank schön, lieber Mensch“, erwiderte die Alte, ein mit dem Kopfe nickend.

Der Lehrer blieb stehen.

„Sie haben schon manchen Sommer erlebt“, sagte er.

„Achtundsiebenzig, es ist ein' schöne Zeit, siebzig Jahr ein Menschenleben, heißt es in der Schrift. Es ist mir oft, wie wenn mich der Tod vergessen hätt', nun, unser lieber Herrgott wird mich schon holen, wenn's Zeit ist, er weiß wol, ich verlauf' ihm nicht.“

„Sie können aber doch immer noch gut fort?“

„Nimmeh recht — der Krampf — aber das thut gut“, sie zeigte auf die grauen Fädchen, die sie um die beiden Arme gebunden hatte, an denen die Venen geschwollen waren.

„Was ist denn das?“

„Ei, das hat eine reine Jungfrau gesponnen, des Morgens nüchtern mit ihrem Munde und drei Vaterunser dabei gebetet. Wenn man das unbeschrien um den Arm thut und dabei neun Mal das Gebet in unsers Herrgotts heilige drei Nägel sagt, so stillt's den Krampf. Ich muß so viel husten“, sagte sie wie zur Entschuldigung ihrer oft unterbrochenen Rede auf ihre Brust deutend.

„Wer hat denn die Fäden gesponnen?“ fragte der Lehrer.

„Ei, mein' Hedwig, mein Enkelchen, kennt Ihr denn die nicht? Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin der neue Lehrer.“

„Und da kennt Ihr meine Hedwig nicht? Sie ist ja eine von den Kirchensängerinnen. Sag mir nur auch ein Mensch, was das für eine Welt ist, da kennt der Lehrer die Kirchensängerinnen nicht mehr. Ich bin auch Kirchensängerin gewesen, man hört mir's jetzt nimmeh an mit meinem Husten: ich bin ein sauber's Mädle gewesen, ja, ich hab' mich dürfen sehen lassen, und alle Jahr war das Jahresfest, da war der Pfarrer und der Schulmeister dabei; o! wie sind da g'spässige Lieder gesungen worden, der bairische Himmel und so Sachen, das ist jetzt auch nimmeh, ja die alt' Welt ist eben aus und vorbei.“

„Sie haben wol Ihr Enkelchen sehr lieb?“

„Es ist ja das jüngst'. O! mein' Hedwig, die ist noch

eine von der alten Welt, die hebt mich und legt mich, und da iſt kein unſchön Wörtle: ich wollt's ihr gunnen, daß ich bald ſterben thät', ſie muß ſo viel daheim bleiben wegen meiner, und wenn ich geſtorben bin, will ich auch recht für ſie beten im Himmel."

„Sie beten wol recht viel?"

„Ja, was kann ich Beſſeres thun? Mit dem Schaffen iſt es aus. Ich kann auch ein Gebet, das die Seelen vom Mond gerad in den Himmel bringt, und daß die Seelen gar nicht ins Fegfeuer brauchen. Die heilige Mutter hat einmal zu Gott Vater geſagt: Lieber Mann, ich kann das nimmeh hören, wie die armen Seelen im Fegefeuer ſchreien und heulen, es geht mir durch Mark und Bein, und da hat er geſagt: Nu meinetwegen, du darfſt ihnen helfen. Und da iſt in dem Tirol einem Manne, der acht Kinder gehabt hat, ſein' Frau geſtorben, und da hat der eben ganz ſchrecklich gejammert, wie man ſie auf den Kirchhof tragen hat, und da iſt alle Morgen die Mutter Gottes kommen, hat die Kinder geſtrehlt und gewaſchen und die Betten gemacht, und da hat der Mann lang nicht gemerkt, wer das thut, und da iſt er endlich zum Pfarrer gangen, und da iſt der ganz früh mit dem Heilig kommen, und da hat der geſehen, wie die Mutter Gottes zum Fenſter 'naus iſt, ſchneeweiß, und da iſt das Gebet auf der Simſe gelegen, und da hat man da ein' Kirch' hingebaut."

„Dieſes Gebet kennen Sie?" fragte der Lehrer, ſich neben der Alten auf die Bank ſetzend.

„Ihr müſſet nicht ſo Sie ſagen", begann die Alte, vertraulicher werdend, „das iſt nicht der Brauch."

„Habt Ihr noch mehr Enkel?" fragte der Lehrer.

„Noch fünf und auch vierzehn Urenkel, und von meinem Conſtantin krieg' ich auch bald eins. Kennt Ihr meinen Conſtantin nicht? Der hat auch geſtudirt, er iſt ein Wilder, aber ich hab' nichts über ihn zu klagen, gegen mich iſt er alleweil gut."

Plötzlich kam hinter dem Hauſe hervor ein Mädchen, dem ein ſchneeweißes Huhn auf dem Fuße folgte: „Hent Ihr guate Raoth, Ahne?" fragte das Mädchen im Vorübergehen, es ſchaute kaum eine Weile auf. Der Lehrer war ſo betroffen, daß er unwillkürlich aufſtand und nach der Mütze griff.

„Iſt dies Euer Enkelchen?“ fragte er endlich.

„Freilich!“

„Das iſt ja prächtig“, ſagte der Lehrer.

„Nicht wahr, es iſt ein ſauber's Mädle. Der alte Schmiedjörgli ſagt ihm immer, wenn es das Dorf hinein kommt, es wär' grad wie ſein Ahne. Der Schmiedjörgli iſt noch der einzig' von denen jungen Burſch, mit denen ich getanzt hab'; jetzt iſt es grad wie wenn wir hundert Stund von einander wären, er ſitzt drinnen im Dorf und kann nicht zu mir kommen und ich nicht zu ihm; wir müſſen halt warten, bis wir halbwegs auf dem Kirchhof zuſammenkommen, und da treff' ich die ganz' alt' Welt, und im Himmel da geht's erſt recht an. Mein guter Hansadam muß lang warten, bis ich zu ihm komm', die Zeit wird ihm lang werden.

38. Die Primiz.

An einem Samſtag Nachmittag wurde auf der Hochbur ämſig gezimmert und gehämmert. Der Zimmermeiſter Valentin ſchlug mit ſeinen beiden Söhnen ein Gerüſte auf, das nichts weniger war als ein Altar und eine Kanzel. Des Schneider Chriſtel's Grego, ſollte hier morgen ſeine Primiz *) halten, ſo nennt man nämlich die Feier des erſten Meßopfers und die erſte Predigt eines neugeweihten Geiſtlichen.

Ivo, der kleinſte Sohn Valentin's, ein blonder Knabe von ſechs Jahren, half ſeinem Vater mit wichtiger Miene bei der Arbeit. Barhaupt und barfuß kletterte er behend wie ein Eichhorn auf dem Gebälk umher, bei jeder Hebung eines Balkens ſchrie er gleichfalls: Holz her! ſtemmte ſich an und ſchnaufte, als ob er das Meiſte dazu vollbringe. Valentin gab dem kleinen Ivo auch ſonſt immer „etwas zu ſchaffen“; er mußte den Bindfaden auf die Spule wickeln, das (Handwerks) „Geſchirr“ zuſammentragen, oder die Späne auf einen Haufen ſammeln. Mit einem Ernſt und ämſigen Geberden, als ob er das größte Werk vollführe, be-

*) Primitiae, lat. Anfang.

folgte Ivo seinen Auftrag, und als er einmal als Beschwerungslast auf die Spitze eines schwankenden Balkens sitzen mußte, zitterten ihm die Bewegungen der Säge durch alle Glieder, daß er beständig laut auflachen mußte und fast herunterfiel, er hielt sich aber fest und bemühte sich, sein gewichtiges Amt still zu vollziehen.

Das Gerüst war endlich fertig. Der Sattler Ludwig war bereit, die Teppiche anzunageln. Ivo wollte ihm gleichfalls dabei helfen, aber der barsche Mann jagte ihn fort, und Ivo setzte sich still auf die zusammengelesenen Späne und schaute hinaus nach den jenseitigen Bergen, über denen die Sonne glühendroth unterging. Da hörte er den Pfiff seines Vaters, er sprang auf und eilte zu ihm.

„Vater", sagte Ivo, „wenn ich nur einmal in Hochdorf wär'."

„Warum?"

„Gucket, das ist nahe beim Himmel, und da möcht' ich einmal 'nauffleigen."

„Du dummes Kind, das ist nur so, wie wenn dort der Himmel aufstehen thät': hinter Hochdorf ist noch weit bis Stuttgart, und von da ist auch noch weit bis in den Himmel."

„Wie weit?"

„Man kann eben nicht hinkommen, bis man todt ist."

Seinen kleinen Sohn an der rechten Hand führend und am linken Arme das Handwerkszeug tragend, ging Valentin durch das Dorf. Ueberall wurde gescheuert und gewaschen, die Stühle und die Tische standen vor den Häusern; denn Jedes erwartete zu der heiligen Handlung auf morgen einen Besuch aus einem nahen oder entfernten Dorfe.

Als Valentin an des Schneider Christle's Haus vorüberging, langte er an seine Mütze, bereit sie abzuziehen, wenn Jemand herausſähe, aber es sah Niemand heraus, das ganze Haus war so still wie ein Kloster. Einige Bauernweiber gingen mit Schüsseln unter den Schürzen in das Haus, andere kamen mit leeren Schüsseln unterm Arme heraus; sie begrüßten sich still; sie hatten die Hochzeitsgeschenke für den jungen Pfarrer ins Haus gebracht, der ja morgen öffentlich getraut wurde mit seiner heiligen Braut, der Kirche.

Die Abendglocke läutete, Valentin ließ die Hand seines

Sohnes los, der schnell seine Händchen faltete; auch Valentin legte über dem schweren Handwerkszeuge die Hände über einander und betete ein Ave.

Andern Morgens schaute ein heller Tag auf das Dorf herab. Ivo wurde schon früh von seiner Mutter schön angekleidet, mit einem neuen Janker von gestreiftem Manchester und, wie ihm schien, silbernen Knöpfen und frisch gewaschenen kurzen, ledernen Beinkleidern; er sollte das Crucifix tragen. Gretle, die älteste Schwester Ivo's, nahm diesen bei der Hand und führte ihn auf die Gasse, damit es „Platz im Hause gebe". Sie schärfte ihm ein, daß er ja nicht mehr zurückkehren solle; dann eilte sie geschäftig ins Haus zurück. Ivo ging das Dorf hinein, überall standen die Männer und Burschen in Mädchen auf der Straße; sie waren nur in halbem Putze, ohne Jacke oder Rock, die weißen Hemdärmel zur Schau tragend. Hier und da sprangen Frauen und Mädchen, ebenfalls ohne Mieder, mit halb aufgelösten Haaren und das flatternde rothe Wickelband in der Hand tragend, von einem Hause ins andere. Es erschien Ivo als eine grausame Tyrannei seiner Schwester, daß er so aus dem Hause verstoßen war. Er wäre auch gar zu gerne wie die großen Leute zuerst im Negligée, und dann unter dem Geläute der Glocken in voller Pracht erschienen; aber er wagte es nicht, wieder zurückzukehren noch irgendwo sich niederzulassen, aus Furcht, seine Kleider zu verderben. Bedutsam ging er so durch das Dorf. Wagen an Wagen brachte fremde Bauern und Bäuerinnen, aus den Häusern wurden ihnen Stühle zum Absteigen entgegengetragen und sie freundlich bewillkommnet. Alle Leute sahen heute so in sich vergnügt, so erhaben aus, wie eine Einwohnerschaft, die einen sieggekrönten Helden aus ihrer Mitte im Triumphe empfängt. Von der Kirche bis zur Hochbur war die Straße mit Gras und Blumen bestreut, die einen würzigen Duft emporsteigen ließen. Der Schultheiß kam aus des Schneider Christle's Haus und setzte erst auf der Straße seinen Hut wieder auf. Der Soges hatte ein frisch lackirtes Bandelier an seinem Säbel.

Bald darauf kam auch die Frau Schultheißin, ihr sechsjähriges Töchterchen, Bäbele, an der Hand führend. Bäbele war geschmückt just wie eine Braut. Es hatte die Schaprel

ſammt dem Kränzchen auf dem Kopfe und war überaus gekleidet; in der That ſtellte Bäbele, als reine Jungfrau, die Braut des jungen Geiſtlichen vor.

Es läutete zum erſten Male, und wie durch einen Zauberruf zerſtreuten ſich plötzlich die Gruppen der hemdärmligen Leute; ſie gingen in die Häuſer, um ſich würdig anzukleiden; Ivo ging nach der Kirche.

Unter dem Geläute aller Glocken bewegte ſich endlich der Zug aus der Kirche hervor. Die Fahnen flatterten, die Stadtmuſik, die von Horb herbeigekommen war, ſchallte drein, und mitten drinne hörte man wieder die Gebete der Männer und Frauen. Ivo ging voraus neben dem Lehrer mit dem Crucifix. Auf der Hochbur war der Altar ſchön geſchmückt, die Kelche und Lampen, die Flitterkleider der Heiligen glitzerten im Sonnenlichte, und unabſehbar über die ganze Haide und über die Felder war die Menge der Andächtigen ausgebreitet. Ivo wagte es kaum, den Hairle*) anzuſchauen, der in goldburchwirktem Gewande, entblößten, nur mit dem goldenen Kreuze geſchmückten Hauptes und bleichen frommen Antlitzes unter dem Schalle der Muſik ſich ſtets tief verbeugend, die kleinen weißen Hände auf der Bruſt übereinanderlegend, die Stufen des Altars hinaufſtieg. Ihm voraus war des Schultheißen Bäbele gegangen, das als ſeine Braut eine mit Rosmarin umwundene brennende Kerze in der Hand trug. Es ſtellte ſich zur Seite des Altars auf. Das Hochamt begann, und als die Klingel läutete, ſtürzte Alles auf das Antlitz nieder, kein Laut war weit umher vernehmbar; nur ein Flug Tauben flog gerade über den Altar weg, und man hörte das Flattern und Zwitſchern dieſer Thiere, das man ſtets bei ihrem Fluge vernimmt. Um Alles in der Welt hätte Ivo nicht aufgeſchaut, denn er wußte wohl, daß jetzt der heilige Geiſt herniederſteigt, um die geheimnißvolle Wandlung des Weines in Blut und des Brotes in Fleiſch vorzunehmen, und daß kein ſterbliches Auge ſich zu ihm erheben darf, ohne zu erblinden.

Der Kaplan von Horb beſtieg nun die Kanzel und redete den Primizianten feierlich an.

Hierauf beſtieg der Hairle die Kanzel. Ivo ſaß nicht

*) Herrlein, Pfarrer

weit davon auf einem Schemel, den rechten Arm auf das Knie geſtemmt und das Kinn auf die Hand gelehnt, horchte er eifrig zu. Er verſtand wenig von Allem, aber ſein Blick hing an den Lippen und an den Mienen des Predigers, die ſo treuherzig ſprachen, und ſein Sinn war kindlich und liebend bei Gott und dem guten Hairle.

Als darauf unter abermaligem Geläute der Glocken und den Siegestönen der rauſchenden Muſik der Zug ſich wieder heim nach der Kirche bewegte, da faßte Ivo das Crucifix mit beiden Händen feſt: es war, als ob er mit erneuter Kraft ſeinen Herrgott vor ſich hintragen wollte.

Unter der Menge, die ſich nun zerſtreute, ſprach Alles mit Entzücken von dem Hairle, und wie glücklich die Aeltern eines ſolchen Sohnes zu preiſen wären. Der Schneider Chriſtle und ſeine Frau gingen, von ſeliger Luſt getragen, die überdachte Treppe an dem Kirchberg herab. Man achtete doch ſonſt wenig auf dieſe Leute, heute aber drängte ſich Alles mit ausnehmender Verehrung zu ihnen, um ihnen Glück zu wünſchen. Die Mutter des jungen Pfarrers dankte mit thränenverklärten Blicken, ſie konnte vor ſeligem Weinen nicht reden. — Ivo hörte von ſeiner Baſe aus Reringen, die zu der heiligen Handlung herübergekommen war, daß die Aeltern Gregor's dieſen nun mit Sie anreden mußten.

„Iſt das wahr, Mutter?“ fragte er.

„G'wiß, der iſt jetzt mehr als alle andere Menſchen“, lautete die Antwort.

Bei allem Entzücken blieb auch der wirkliche Vortheil des Schneider Chriſtle's nicht unbeſprochen. Man ſagte, der habe nun ausgeſorgt für ſein ganzes Leben; das Cordele, des Gregor's Schweſter, werde „Hauſere“*), und der Gregor ſei ein Glück für die ganze Familie und eine Ehre für das ganze Dorf.

Zwiſchen ſeinen Aeltern, von Beiden an der Hand geführt, ging Ivo nach Haus.

„Vater“, ſagte er, „der Gregor ſollt' hier Pfarrer ſein.“

„Das geht nicht, man macht nie Einen zum Pfarrer, wo er geboren iſt.“

„Warum?“

---

*) Hauſerin, Haushälterin.

„Mit deinem ewigen dummen Warum? weil's eben so ist", entgegnete Valentin. Die Mutter aber sagte: „Er hätt' sonst zu viel Anhang im Dorf und wär' nicht unparteiisch."

Entweder wußte sie es nicht, oder konnte sie dem Kinde nicht erklären, daß bei einem Ortsangehörigen die Heiligkeit des Amtes und die Ehrfurcht vor der Person des Priesters beeinträchtigt würde, da man seinen menschlichen Ursprung und sein Wachsthum kennt.

Valentin aber sagte nach einer Weile:

„Das best' Leben hat doch so ein Pfarrer. Er kriegt keine Schwiele in die Hand vom Pflügen und kein Rückenweh vom Schneiden, und die Pfarrscheuer ist doch voll Frucht; er legt sich aufs Kanapee hin und denkt sich sein' Predigt aus, und macht seine ganze Familie glücklich. Ivo, wenn du brav bist, kannst du auch Hairle werden. Möchtest du gern?"

„Ja", sagte Ivo mit voller Stimme und schaute mit weit aufgerissenen Augen nach seinem Vater auf, „aber Ihr dürfet nicht Sie zu mir sagen", setzte er dann hinzu.

„Das hat noch gute Weil'", erwiderte Valentin lächelnd.

Nach dem Mittagessen stellte sich Ivo hinter dem Tisch auf die Bank, dort in die Ecke unter dem Crucifix, wo der Vater gesessen. Zuerst bewegten sich seine Lippen leise, dann hielt er mit lauter Stimme eine Predigt. Mit der ernstesten Miene sprach er das kunterbunteste Zeug, er wollte gar nicht aufhören, bis ihm Valentin freundlich mit der Hand über den Kopf fuhr und sagte: „So, jetzt ist's genug."

Die Mutter aber nahm den Ivo herab auf ihren Schooß, herzte und küßte ihn, und sagte fast weinend: „O liebe Mutter Gottes! Ich möcht' nicht länger leben, als daß mich unser Herrgott den Tag sehen ließ, an dem du dein Primiz hältst"; dann setzte sie kopfschüttelnd und leise hinzu: „verzeih mir Gott meine Sünden, ich denk' schon wieder zu viel an mich." Sie stellte ihren Sohn nieder und hielt ihre Hand auf seinem Kopfe.

„Gelt", sagte Ivo, „und unser Gretle wird mein' Hauserin, und ich laß ihr auch so Stadtkleider machen, wie die Pfarrköchin hat."

Die gute Base Magdalena von Reringen schenkte dem

Ivo einen Kreuzer für seine Predigt. Schnell sprang er dann zu dem Knechte, der vor dem Hause unter dem Nußbaum saß, und erzählte ihm, daß er Hairle werde. Nazi schüttelte nur mit dem Kopfe und drückte den überquillenden brennenden Tabak in seiner Pfeife nieder.

Die Mittagskirche war nicht so feierlich und so besucht, wie sonst, die Andacht hatte sich heute Morgen erschöpft.

Gegen Abend ging der junge Pfarrer mit dem Kaplan von Horb und mehrern andern Geistlichen durch das Dorf. Alle Leute, die vor den Häusern saßen, standen auf und grüßten freundlich: die ältern Frauen lächelten dem jungen Pfarrer zu, wie wenn sie sagen wollten: „Wir kennen dich und haben dich gern; denkt dir's noch, wie ich dir ein' Birn geschenkt hab'? und ich hab's ja schon lang gesagt, der Gregor wird ein großer Mann." Die jungen Burschen zogen die Pfeifen aus dem Munde und die Mützen ab, und die Mädchen flüchteten sich unter ein Haus und stießen einander und blickten verstohlen heraus. Die Kinder aber kamen herbei, gaben dem Gregor die Hand und küßten die seinige.

Auch Ivo kam herbei. Der junge Geistliche mochte vielleicht das Zittern des Knaben und seinen andächtig frommen Kuß herausfühlen, er hielt seine Hand noch länger, strich ihm mit der andern Hand über die Wange und sagte:

„Wie heißt du, liebes Kind?"

„Ivo."

„Und dein Vater?"

„Der Zimmermann Valentin."

„Sag einen schönen Gruß von mir an deinen Vater und an deine Mutter, und sei recht fromm und brav."

Ivo stand noch lange wie festgezaubert da, als die Männer schon längst fort waren, es war ihm, als ob ihm ein Heiliger erschienen wäre und mit ihm geredet hätte. Er blickte lange staunend zur Erde, dann eilte er in großen Sätzen jubelnd nach Hause und erzählte Alles.

Die ganze Familie saß auf dem Bauholze unter dem Nußbaume, der Nazi nicht weit davon auf einem Steine an der Hausthür. Ivo ging zu ihm und berichtete auch ihm seine Begegnung; der Knecht aber war heut mürrisch und Ivo setzte sich zu Füßen seines Vaters nieder.

Es war Nacht geworden, man sprach wenig, nur der Schreiner Koch sagte noch:

„Ich will sehen, wo Ihr Geld krieget unter fünf Procent.“ Niemand antwortete.

Ivo blickte einmal zu seinem Vater auf, aus seinem Auge leuchtete eine stille Verklärung. Niemand konnte ahnen, was die junge Seele bewegte.

„Vater“, sagte Ivo, „schlaft denn des Schneider Christle's Hairle auch wie andere Menschen?“

„Ja, aber nicht so lange wie du; wenn man Hairle werden will, muß man früh aufstehen und beten und lernen. Gang jetzt, marsch ins Bett.“

Die Mutter begleitete Ivo ins Haus, und in sein Nachtgebet, das er ihr vorsagte, schloß er freiwillig neben den namhaft gemachten Verwandten auch den Hairle ein.

Die Primiz hatte die unmittelbarsten Folgen. Gleich andern Tages ging der Hansjörg mit seinem Sohne, Peter, nach Horb zum Kaplan; auch der reiche Johannesle von der Bruk, der den Beinamen der Schmutzig- hatte, brachte seinen Konstantin, einen aufgeweckten geschei-en Buben, zum Kaplan. Die beiden Knaben sollten fortan die lateinische Schule besuchen. Ivo war hierfür noch zu jung.

Wir treffen die beiden andern Knaben wol später wieder, jetzt bleiben wir beim Ivo und wollen sein ganzes Jugendleben möglichst genau beobachten. — — — —

39. Die Söhne des Schloßbauern.

Die schweren Zeiten, die durch Napoleon über Europa kamen, verschonten auch nicht das einsamste Bauernhaus im Schwarzwald. Strasburg war nicht weit, und Leute, die besonders gute Ohren hatten, wollten auf der Hochbur die in Strasburg abgefeuerten Siegesschüsse gehört haben; das sollte große kommende Noth anzeigen. Freilich war damals leicht prophezeien, daß Alles drunter und drüber zugehen werde.

Der Feldzug nach Rußland wurde mit aller Macht ge-

rüſtet. Auch der Philipp und der Kaspar, die beiden älteſten Söhne des Schloßbauern, mußten mit in den Krieg; ihr Vater wäre lieber ſelber mitgezogen, denn ihm war Alles verleidet, er ſah ſeine beiden Söhne mit einem Stumpfſinn und einer Gleichgültigkeit ſcheiden, wie wenn Einer ſagt: Mir iſt Alles eins, komm' was da wolle.

Der Philipp und der Kaspar ſind wahrſcheinlich im ruſſiſchen Schnee begraben, man hat nie mehr etwas von ihnen gehört; nur das Eine hat der General Hügel oft erzählt: Auf dem Rückzuge von Moskau aus ſah er einen Soldaten, der etwas abſeits ging, und dem die Kälte oder die Noth und das Heimweh, oder vielleicht Alles zuſammen, die Thränen ſtromweiſe über die Backen herunterrinnen machte. Der General ritt auf ihn zu und fragte ihn freundlich: „Woher?"

„I bin des Schloßbauern Bua vom Schwarzwald do obe 'ra!" erwiderte der Soldat nach der Seite zudeutend, als ob ſeines Vaters Haus nur einen Büchſenſchuß weit dort um die Ecke läge. Der General mußte über die Antwort des Soldaten, der in Gedanken ſo nahe zu Hauſe war, ſo herzlich lachen, daß auch ihm Thränen über die Backen lieſen, die aber in ſeinem langen Schnurbarte als Eistropfen hängen blieben.

Das iſt Alles, was die Geſchichte über das Leben und Ende der beiden Söhne des Schloßbauern berichtet.

40. Das Glück durch die Gelbwurſt.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geſchichte zu erzählen:

Ich war erſt kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hab' mein eigenes, kleines Geſchäft angefangen. Da war die Leipziger Oſtermeſſe, und ich reiſe hin, und nehme einen Creditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zuſammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und geſund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reiſ' alſo nach Leipzig, und geb' meinen Creditbrief im Hauſe Frege und Compagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen

in ſein Buch einſchreiben und wünſcht mir gute Geſchäfte. Ich ſeh' aber bald, daß ſich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, ſo geht wenig: beſſer leiern als feiern, ſagt das Sprüchwort. Ich ſuche mir alſo eine Parthie Wolle aus, und geh' hin, um mein Geld zu holen. Da ſagt mir der alte Frege, es ſei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich logire. Ich hatte das gerne nicht geſagt, da ich wieder, wie einſt als Handwerksburſche, in der Herberge wohnte. „Nun", ſagte der Herr Frege, „eſſen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Geſellſchaft finden." Ich konnte nichts Rechtes darauf erwidern und geh' weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer ſolchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man ſagt mir, daß es Sitte ſei, daß jedes große Handlungshaus ſeine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man ſagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Eſſen theuer bezahlen muß, indem es mindeſtens $1\frac{1}{2}$ Thaler Trinkgeld an die Bedienten koſtet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch $998\frac{1}{2}$ blieben, und für ein Mittageſſen konnte ich nicht ſo viel präſtiren. Andern Mittags war ich kurz reſolvirt. Ich kaufe mir für zwei Groſchen Gelbwurſt, für ſechs Pfennig Brot, ſteck' es zu mir, und geh' hinaus vor das Thor, in das ſogenannte Roſenthal. Mein Tiſch war ſchnell gedeckt. Ich ſetz' mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus, ich zerſchneide die Gelbwurſt in ſechs Theile, und lege ſie neben mich hin; das, ſage ich, iſt meine Suppe, das mein Fleiſch, das mein Gemüs mit Beilage, das meine Fiſche, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß ſie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen beſſer ſchmeckt. Ich war eben an der ſüßen Schüſſel, ſie war ſehr gut zubereitet, da ſeh' ich einen Mann auf einem ſchönen Braunen daherreiten; der, denk' ich, macht ſich noch ein bischen Bewegung vor dem Eſſen, daß es ihm beſſer ſchmeckt. Ich wünſchte ihm meinen geſunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies ſage und denke, iſt der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken ſeh' ich, es iſt der Herr Frege ſelber. In meiner Angſt fällt mir der letzte Biſſen von

meiner süßen Speise aus der Hand und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickele schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?"

Was soll ich darauf sagen? Ich denk', du bleibst bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht, wünsch' gesegnete Mahlzeit." Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll: ich denk' aber: nun, fressen wird er dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's also fünf Uhr gebembert hat, geh' ich hin, man weist mich in sein Contor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Cabinetchen, und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10.000 Thaler Credit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen." — Ich sag': „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Thaler." Da sagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe, Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heute Abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie." Und so hab' ich's auch gemacht, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wol gemerkt, daß es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, hab' ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

41. Sonderbare Zahlungsfriſten.

Ein Vetter des Doctor Gſcheitle, er iſt ein reicher Landwirth, treibt zur Zeit des Futtermangels im Jahre 1842 ſeine Ochſen wieder vom Markt heim; er hat ſie um den Spottpreis nicht hergeben wollen, denn ſie ſind unter Brüdern ihre zwanzig Carolin werth. Als er am Hofe des Hagenmaier vorübergeht, ſitzt der alte 84jährige Bauer vor ſeinem Hauſe und verſpottet den Gſcheitle, weil er keinen Handel machen konnte. „Kaufet Ihr mir die Ochſen ab", ſagt der Gſcheitle. „Ich brauch' ſie nicht", ſagt der Hagenmaier, „aber um fünfzehn Carolin nehm' ich ſie." „Bleibt dabei", ſagt der Gſcheitle, „fünfzehn zahlet Ihr gleich, und, daß ich mich nicht zu ſchämen habe, zahlet Ihr noch fünfzehn, wenn Ihr einmal nach Eurem Tode wiederkommet." Der alte Hagenmaier denkt: Das kann ich mir ſchon gefallen laſſen, und kurzum, ſie werden Handels eins. Im ganzen Ort lacht man über den Handel. — Als ums Jahr darauf der alte Hagenmaier geſtorben iſt, kommt der Gſcheitle mit ſeiner Handſchrift und ſagt: er leide nicht, daß das Erbgut getheilt werde, bis er bezahlt ſei; es könnte doch ſein, daß der Alte wiederkommt. Um keinen langwierigen Rechtsſtreit zu haben, vergleichen ſie ſich und geben ihm acht Carolin. Jetzt hat der Gſcheitle gelacht und der Doctor hat geſagt: Dieſe Pfiff' hat er von mir.

42. Garantirt.

Der Kronenwirth zu N. in der badiſchen Pfalz machte ſehr oft einen Handel mit einem ſogenannten Roßtäuſcher. Dieſer war zufällig ein Jude. Ich ſage zufällig, denn die jüdiſche Religion hat nichts mit dem Roßhandel und vorweg nichts mit dem Roßtäuſchen zu ſchaffen. Der Roßtäuſcher, obgleich ein Pfiffikus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder beim Ohrfeigenſpiel, und ſagte zu ſich: Gib's weiter. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt. Bald bekam er einen Kopper, bald ein

Pferd, das nicht einspännig ging, bald einen Lederfresser, der, wie du wol weißt, immer am Lederwerk knuppert. Einstmalen kam der Roßtäuscher wieder und sagte: „Kronenwirth, brauchst du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun gar bequem, daß ihm die Pferde so vors Haus gebracht wurden, und daß er weiter keine Mühe damit hatte. Er sagte daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Alterchen, ich lass' mich nicht mehr hinters Licht führen; du mußt mir, wenn wir Handels eins werden, schriftlich für das Koppen, Einspänniglaufen und Lederfressen garantiren.“

„Weiter nichts? Auch gut“, war die Antwort, und sie wurden Handels eins, und das Schriftliche wurde aufgesetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth zu dem Roßtäuscher und sagt: „Kannst deinen Gaul wiederholen, er koppt.“

„Das ist ja recht!“ sagt der Roßtäuscher, „ich hab' dir ja für das Koppen garantirt.“

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf, und er reitet zu einem Rechtsanwalt, bekommt aber den Bescheid, daß da nicht zu helfen sei, denn da steht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppen, Einspänniglaufen und Lederfressen wird garantirt“, statt daß es heißen sollte: „Gegen das Koppen u. s. w.“ Der Kronenwirth erhält nun den guten Rath, künftig vorsichtig zu sein. Was hilft aber der Herr von Künftig? Der Meister Jetzt gilt. Betrübt und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit seinem einfachen Verstand das rechte Loch gefunden, wo die Geschichte hinausmuß. Das Schriftliche in Händen haltend, fragt der Bierbrauer: „Koppt dein Gaul?“ „Freilich!“ „Geht er einspännig?“ „Ja!“ „Frißt er Leder?“ „Nein, das thut er nicht!“ „Halt! Jetzt muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt.“

Und so geschah es auch. Der Roßtäuscher mußte den Gaul wiedernehmen, weil er — kein Leder fraß.

43. Accordirt.

„Lieber Herr Gott!“ betete ein Mann mit Andacht, „beſcher mir doch hunderttauſend Gulden. Ich will ja gern und gewiß die Hälfte davon an Arme verſchenken. Oder, wenn du mir das nicht glaubſt, beſcher mir gleich nur funfzigtauſend.“

Kleine anonyme Stücke aus den münchener „Fliegenden Blättern“.

44. Der Vater und ſeine drei Söhne.

Der Bauer. Siehn ſe, Herr Farrr, da hon ich nunne drei Siehne, das ſulle o ä mol rächtſchoffene Menſche wäre un da wullt ich ſe laſſe ſchtudire. Me Karl ſull ä Ducter wäre; denn was der fer ä Schwein is, der ekelt ſich o fer jahr niſcht.

Der Pfarrer. So?

Der Bauer. Un der annere das ſull o ä Farrer gäh. Der hat erſcht wullt Bauer wäre; awer ich hoh's emmer fern jeſproche: das jieht nunne e mal nich, denn er hat ä ferchterlichen Leibesſchaden, un ſo bleibet niſcht ibrig als ä Farrer uder ä Schneider. Nunne hoh iche jemeent, es ſull ä mal ä ſchtulzen (ſtolzen, guten) Farrer jäh, denn er hat en richtigen Auswurf (Ausſprache) un en murd Orkan (ein gutes Organ).

Der Pfarrer. So?

Der Bauer. Un das Wilhelmichen, das ſull en Advocate jäh, denn was der Kerl liegt (lügt), der hat ſeit er in der Schule is, noch ke wahr Wort geredt.

Der Pfarrer. Ja, Herr Nachbar, da kann ich nicht abrathen, wenn Sie glauben es durchſetzen zu können, ich will Ihre Kinder um billigen Preis in den lateiniſchen Unterricht nehmen.

Der Bauer. Jawuhl, das Vermegen is ja do, un ich wes nich, iche hoh nunne e mal das richtige Klima (die Luft) dazu.

45. Ein Geſpräch vor Gericht.

Der Amtmann. Ich frage Ihn, Johann Chriſtian Herold, iſt Er der Vater des Kindes, welches die zeitherige Jungfrau Auguſte Kirſch am 15. Februar laufenden Jahres geboren?

Michel. Ja, Herr Roath (Rath)!

Der Amtmann. Will Er die beſagte Perſon heirathen?

Michel. Ne, Herr Roath!

Der Amtmann. Nun ſo muß Er ſich mit ihr abfinden. Will Er ihr eine runde Summe geben?

Michel. Ne, Herr Roath!

Der Amtmann. Nun ſo muß Er ihr jährlich ein Gewiſſes geben.

Michel. Ne, Herr Roath!

Der Amtmann. Aber, mein Gott, was will Er denn machen?

Michel. Iche? — Ich will's abſchwöre! —

46. Schönſter Traum eines Thüringiſchen Bauers.

Iche ſullte nur ä mol ä paar Munate Herſcht ſei: dä Herſche in Schwarzburger Wildzaune die ließ'ch alle merde, un de Saukerche im Schwarzethale, die werde o widder rabgerißen un kei Haſe därft ſich merre in Lanne laßen blicke, un nacher da ſchafft'ch auch dä Regierechen, e'Conſiſtorichen, de Suldaten un dä Schteiern ab. Die Paar Schrübichen, die wullt'ch ſchunne ſälber laßt mache von unſern Schulmeſter un ſer alles letzt da lieſch'n Amtman ä mol rächt karwatſche.

47. Das bescheidene Beichtkind.

Pfarrer. Was meinscht, was bascht du mit deinen Sünden verdient?

Beichtkind. Eh, i begehr nüt derfür, Herr Pfarrer.

J. F. Lentner.

48. Gutes Recht.

Es sind die Bürger und Insassen der alten Stadt Glurns im Vintschgau von je berühmt gewesen ob ihrer Gerechtigkeitsliebe; davon gibt schon einen schlagenden Beweis jener weltbekannte Proceß vom Jahre 1519, welchen sie mit ihren Feldmäusen führten, und diesen einen Fürsprecher beigaben, auch den billigsten Abzugscontract mit den Thierlein eingingen.

In dieser selben Stadt lebte in unsern Tagen ein stattlicher, wohlbeschlagener Hausknecht, der in der besten Herberge des Orts die einträgliche Gewaltherrschaft im Stalle führte, welche diesem Major domus nach gutem Brauche zufällt, und ihm Zinsen und Ehrengaben und zehnerlei Sporteln einbringt von Fuhrleuten, Landkutschern, Heu- und Strohbauern, Roßhändlern und ähnlichem Volke. Derlei angesehene Dienstmannen befleißigen sich daher auch eines ihrer Würde entsprechenden Prunkes in Kleidung und Putz, wozu sie neben sehr blank gewichsten hohen Stiefeln und einem rothseidenen Parapluie einen dicken silbernen Ring, eine silberbeschlagene Maserpfeife und vor allem einen ungeheuern, blauen, feintuchenen Mantel mit doppeltem Kragen rechnen, welches Kleidungsstück eigentlich ihre festliche Amtstracht ausmacht, und daher bei Hitze oder Kälte an allen Feiertagen getragen wird.

Im Vintschgau, wo es, wie die Leute dort selber sagen,

acht Monate lang Winter und vier Monate kalt iſt, mag ein ſolches Prachtſtück ſchon weniger als ein Luxusgewand gelten, und der Rößlmartin konnte für keinen Verſchwender ausgeſchrien werden, als er am Michaelismarkt von einem Juden Tuch zu einem neuen Mantel einhandelte, da er dieſem obendrein ſeinen alten als Abſchlag daran gab.

Mit dem ſchönen glänzenden Zeuge ging er zum Schneider Pancraz, welcher als der kundigſte Scheer- und Nadelführer gilt im ganzen Umkreis der Glurnſer Ringmauern, und betraute dieſen mit dem Auftrage, ihm bis Martini einen Mantel anzufertigen, der ſeinesgleichen nie gehabt hätte, ſolange es einen Rößlhausknecht und blaue Mäntel gibt. Der geehrte Meiſter verſprach das Niegeſehene zu leiſten und ſo ging einſtweilen Martinus in der kurzen Jacke fröhlich umher trotz der unſanften Octoberlüfte, es konnte ihn auch gar nicht frieren, da ihm im Geiſte der ſtolze Mantel fix und fertig um die Schultern hing.

Wenn er während der Zeit dem Meiſter Pancraz begegnete, fragte er immer: „Wird er ein wen'g ſauber, mein Mantel?“ und er antwortete: „Ich hab' ſelbſt in Augsburg und in Paſſau nie ſo ein Stück unter der Hand gehabt.“

Sechs Wochen waren um, der Sonntag vor Martini glücklich herangekommen, und nach gutem Schneidergebrauch erſchien auch ein kurzes Viertelſtündchen ehe es zur Kirche zuſammenläutete, der Pancraz mit dem ſorgſam eingewickelten Prachtſtücke vor dem Hausknecht im Rößl.

Als nun der Schneider mit ausgeſpannten Armen und einem feinen künſtlerſtolzen Lächeln das faltenreiche Ehrenkleid vor ihm ausbreitete und die Sonne ſpielen ließ auf der ſpiegelglatten Appretur deſſelben, da lachte der Martin mit dem ganzen Geſicht, und wandte ſich, um mit beiden Armen zugleich hinein zu fahren in die verklärende Hülle, durch die er ſich als die Zierde aller Hausknechte in Glurns und Mals, ja ſogar bis Nauders auf- und bis Meran abwärts zu betrachten vollkommen berechtigt war.

Doch ſiehe da: ſeine Arme konnten nirgends unterſchlüpfen, er fand keine Oeffnung, und ſagte endlich: „Habt Ihr mir etwa die Armlöcher zugenäht, daß ich nirgends durchkomme?“

Der Schneider dagegen fragte nicht ohne einige Ueberraschung: „Armlöcher? — Mit Erlaubniß, ich habe nie gehört, daß man Armlöcher macht, wo keine Aermel sind."

„Ja — was? — Hat mein Mantel denn keine Aermel?" — „Nein, er hat keine", entgegnete dem Verblüfften der Meister mit vielem Gleichmuth. Desto ungeberdiger schrie der Andere. „O du verwunschener Geisbock, warum hast du keine Aermel gemacht? Da möchte Einer doch gleich vor Gall' und Aerger aus allen neun Häuten fahren!"

„Das Zeug reichte nicht dazu — und weil Ihr nicht expresse Aermel begehrt habt, machte ich eben keine, was auch die neueste Mode ist."

„Wie — nicht genug Tuch hättst du gehabt? — Lüg', Schneider, lüg'! Die Hälfte davon hast du in die Hölle fallen lassen, sechs Aermel könnte der Mantel haben, wenn du mich nicht übers Ohr gehaut und sechs Hosen für deine Buben daraus gepfuscht hättest!"

Bei diesen ehrenrührigen Reden stellte sich das Meisterlein aber auch auf die Beine und schüttelte mit großem Ingrimme solche Zumuthungen von sich ab, und nach langen erläuternden Herzergießungen foderte er den ergrimmten Hausknecht heraus, ihm zu beweisen, daß man aus dem eingehändigten Zeuge einen Mantel mit Aermeln hätte machen können.

„Recht muß sein — das Gericht soll entscheiden", schloß er, „und wir werden sehen, wer den Kürzern zieht."

„Ja das werden wir sehen. Ich will meinen Mantel mit allen zwei Aermeln oder gar keinen", trotzte der Rößlmartin.

In der That stand am nächsten Gerichtstag der Letztere vor dem Bureaugitter des Herrn Landrichters, legte ihm den Mantel in einem Kissenüberzug mitten hin auf die Acten und sprach dazu: „Gnaden Herr Richter, ich thät halt schön bitten, daß Sie mir sagen, ob mein Mantel nicht zwei Aermel haben muß, wie sich's gehört, und ob der Schneider Pancraz nicht den Proceß verspielt?"

Darüber getraute sich aber bei all seiner Gelehrsamkeit der Beamte dennoch kein Urtheil ex abrupto abzugeben, nahm indessen hergebrachtermaßen den Rößlmartin und auf dessen ausdrücklichen Wunsch auch seinen Mantel zu Pro-

tokoll und versprach, die Streitsache zu ihrer gehörigen Entscheidung zu bringen. Sofort ward auch der Meister Pancraz vorgeladen und seine Angaben eines Breitern zu Papier gebracht, darauf wiederum der Martin verhört, und nach ihm noch einmal der Schneider, bis es endlich hieß, man müsse bei dem in praxi niemals vorgekommenen Falle Sachverständige zu Rathe ziehen.

Vergeblich hatte bisher der Rößlmartin in allen Winkeln gekauert, ob er nicht an einem der Pancraziſchen Sprößlinge die Aermel ſeines Mantels in Geſtalt eines Höckleins oder Wämsleins erſpähen könne; vergeblich ſelbſt den Lehrbuben mit einer Halben Wein beſtochen, bezügliche Andeutungen über die Fehlſchnitte ſeines Meiſters zu geben. In dieſer Beziehung ging Pancratius im ganzen Wortſinn fleckenlos aus dem Kampfe hervor.

„Recht muß ſein", ſprach dieſer würdige Glurnſer Bürger, „aber mit zehn Ellen Tuch macht man keinen Doppelradmantel mit Aermeln." — Die zwei vorgerufenen Schneidermeiſter nickten ihm ſtummen Beifall, und meinten: „Gnaden Herr Richter verſtehen es vielleicht beſſer, aber wir müſſen erklären, dieſes Kunſtſtück ginge über unſere Begriffe."

Somit wäre Pancraz gerechtfertigt geweſen, aber der Hausknecht ließ es dabei nicht bewenden. Er begehrte neue Commiſſionen, neue Schiedsmänner. — Sieben Schneider, das ganze Zunftcollegium im Gerichtsbezirk, wurden aufgeboten, mit ihrem Werkzeuge im Rathhaus zu erſcheinen, man verſperrte ſie ins Archiv, gab ihnen das Corpus delicti, und nun ſollten ſie judiciren, wie's um die Aermel deſſelben ſtehe.

Nach reiflichem Erwägen zertrennten ſie den Mantel, und maßen nun Stück um Stück. — Da fehlte — eine ganze Elle von den zehn! Triumph, der Hausknecht und die Juſtitia ſiegen, der Schneider und die Welt gehen zu Grunde! — Doch halt; Recurſe, Einwürfe, Reviſionen! Noch zwei Meiſter von Nauders, fern her, wurden berufen. Sie beſehen mit ſcharfen Brillen den zertrennten Mantel, — die ſieben Weiſen vor ihnen haben die Nähtenumſchläge auszubiegeln vergeſſen, — es geſchieht, man mißt abermals, und es fehlt kaum eine Drittelelle. — Wo iſt der Schnei

der, der aus einem Drittel Tuch ein Paar Aermel macht? — Pancraz ist nun abermals glorios gerechtfertigt.

Unterdessen war der Winter vorüber und Martin immer ohne Mantel umhergegangen. Nun konnte er desto leichter appelliren. Advocaten wurden angenommen, der Mantel nach Innsbruck geschickt, und wir zweifeln nicht, daß er noch nach Wien reisen wird, um Gungel's Urtheilsspruch unterlegt zu werden.

An dreißig Gulden hat das Prachtstück gekostet, die Proceßkosten haben die Hunderte schon überstiegen, — zwei Vintschgauer Winter hindurch fror der Rößlmartin ohne Mantel; — doch, — sei's drum, — „gutes Recht muß sein", sagen die Glurnser — und so erwartet er gefrornen Leibes den Ausspruch der höchsten Instanzen bis auf den heutigen Tag.

Friedrich Harkort.

49. Aus dem Jahre 1848.

Das Volk gleicht den schönen Frauen, es sind viele Schmeichler da, die es verderben! In Berlin fehlt es auch nicht an schlauen Briefstellern. Der eine bittet: „Liebes Volk, du bist allmächtig, schaffe mir eine Ministerstelle, ich werde schön danken"; der andere: „Liebes Volk, du bist zu ruhig, eine Hauptdemonstration könnte nicht schaden, da fischen wir im Trüben!" Der dritte schildert das Land Kanaan so natürlich, daß Mancher schon Milch und Honig für gemeine Waare hält, aber ich sehe noch keinen Redner und Briefsteller, der wirklich Brot und Sahne geliefert hätte! Unwillkürlich fallen mir dabei die alten biblischen Geschichten von den falschen Propheten ein und habe Angst, daß über kurz oder lang hin noch Einige derselben durch ihre betrogenen Jünger gesteinigt werden.

Da möchte ich nur um Erlaubniß bitten, einmal ohne Schmeichelei die Wahrheit sagen zu dürfen, große Umstände

brauche ich wol deshalb nicht zu machen, weil ich selbst zum Volke gehöre und seit dreißig Jahren alle Tage tüchtig mit ihm arbeite; ich weiß ziemlich genau, wo der Schuh drückt.

Von der Staatsverfassung, dem Prinzen von Preußen, Frankfurt und der deutschen Flotte zu reden fällt mir nicht ein, ich werde eine kleine Reisebeschreibung liefern. Fremde Länder sind häufig ein Spiegel, in dem man die eigene Thorheit schaut. Wie die französische Revolution ausbrach, war ich in Brüssel. Die Belgier haben träges Blut und dachten: man braucht's nicht gleich nachzumachen, wir wollen die Sache ein wenig ansehen, Holzäpfel blühen auch schön, warten wir auf die Frucht! Indessen der Schrecken vor Unruhen fuhr unter die Capitalisten, Handel und Fabriken stockten, der Adel flüchtete aufs Land und Bürger und Bauern vergruben ihr Geld, als stände der Dreißigjährige Krieg vor der Thüre.

Binnen vierzehn Tagen war die Noth da, man bildete Clubs, steckte die Köpfe zusammen und auf dem großen Platze standen finstere Gesellen. Da stieg ein Volksredner auf die Rathhaustreppe, er war aber nicht aus der Schule Derer, so hier unter den Zelten Volksherrschaft predigen und Hunger herbeiführen; — um ihn stand der ganze Haufen. „Was fehlt euch?" Antwort: „Brot!" — „Warum kauft ihr's denn nicht?" — „Schöne Frage, wir haben kein Geld!" „Und warum habt ihr kein Geld?" — „Nun ja, weil keine Arbeit ist." — „Ach, da wollen wir uns bald helfen", sagte der Redner. „Schaut, das Geld ist eine Maus, wenn sie Lärm hört, verkriecht sie sich, aber verhaltet ihr euch stille, so wird's bald wieder kommen. Adieu, macht euch zu Hause", und heim gingen die Leute, so Verstand im Kopfe und Liebe zur Ordnung im Herzen unter dem blauen Kittel trugen. „Vor solchen Leuten muß man Respect haben", sagte Friedrich der Große, und so dachte man auch in Brüssel. Die Bürger sprachen: „Das Volk ist brav, es muß nach Möglichkeit versorgt werden." Die Stadt ließ öffentliche Arbeiten verdingen; jeder Hausbesitzer Pflaster legen, anstreichen und repariren. Der Herzog von Aremberg und die Großen blieben nicht zurück; der König verließ Schloß Laeken und zog in die Stadt, Jedermann rief: „Es lebe der König!" wenn er öffentlich erschien.

Die Kammern setzten allen Hader bei Seite, handelten wie Ein Mann und bewilligten der Regierung eine Menge Geld für Kanäle und Straßen oder Unterstützungen an arme Gemeinden.

Man begriff, daß nur Eintracht den Staat und die Freiheit rettet zur Stunde der Gefahr.

So wuchs das Vertrauen. Reiche Franzosen und Engländer zogen in Masse nach Brüssel, Einer schrieb's dem Andern: „Hier ist's sicher!" Das Militär brachte auch viel Geld, man vertrug sich musterhaft miteinander; ich habe nicht eine einzige Unordnung gesehen. Maueranschläge gab's, allein es waren Aufforderungen zur Wohlthätigkeit und zu gemeinnützigen Zwecken; nichts von Politik, nur die Wählerlisten hingen aus, denn der Belgier vertraut seinen Kammern. Kein Franzose oder Pole durfte in den Kaffeehäusern schelten, das Gefühl für Ehre und Selbständigkeit entwickelte sich in der Nation zur schönsten Blüte. So kam, trotz der schlechten Zeit, die Geldmaus wieder aus dem Loche. An Sonn- und Festtagen sitzen die Leute mit ihren Frauen wohlgekleidet auf Stühlen vor den Thüren, eine blanke Kanne Bier auf dem Tische, wer daran zweifelt, schaue zu in der Vorstadt nach Namur.

Oft fragte man mich, wie steht's in Deutschland aus — ich zuckte die Achseln; ach Herr, hieß es, Ihre Landsleute wissen noch nicht, was eine Revolution kostet. Erfahrung machte uns klug, man kann Gesetz, Ordnung und Freiheit billiger haben! Wir reden fünf Sprachen, bestehen aus früher sich fremden Landestheilen und dennoch sind wir eine geachtete Nation durch die Majestät des Gesetzes und eine freie Constitution. Die Leute haben Recht, denn wie ich abreiste, stand eine wackere Armee von 80,000 Mann, wohl versehen und gerüstet da und die Franzosen zogen den Hut ab vor dem kleinen Volke von fünf Millionen Menschen.

Herzlich freute ich mich, nach dem schönen lustigen Berlin zu kommen, denn ich war in zwei Jahren nicht da gewesen und dachte die reiche Bescherung unterm Christbaum der neuen Freiheit zu finden.

Die Victoria stand noch auf dem Brandenburger Thore, allein die Bürger hielten Wacht, da denke ich: der Wrangel ist mit der Garde nach Holstein, um einen frischen Lorbeer

zu holen, und die braven Leute verwahren bis zur Heimkehr die Stadt. Unter den Linden spazierten junge Herren mit rothen Hahnenfedern auf den Hüten und Hirschfängern an der Seite, wie ich sie im «Faust» und dem «Freischütz» gesehen. Man sagte mir, das seien lateinische Schüler, welche Politik studirten und die Finanzen ihrer Aeltern in Ordnung brächten; ob ich meinen Jungen auch herschicke? Wenn die Examina nur abgeschafft wären! Alle Bäume bis an die Zweige mit Recepten beklebt, um den Segen der freien Presse zu preisen, und Sitte und Anstand zu empfehlen, ich träumte mich auf die Boulevards von Paris.

Junge Buchhändler ohne Schuhe und Patent zeigten deutlich, daß Berlin der Sitz der Intelligenz sei. Ein Glück für Alexander von Humboldt, daß sein «Kosmos» gedruckt ist, man würde jetzt an solcher leichten Lecture keinen Geschmack haben.

Vor dem Königspalais stand ich still, die Fenster waren geschlossen, eine Thräne trat mir ins Auge. Ich gedachte der Zeit, wo die Bewohner Berlins lautlos unter dem Fenster des sterbenden Königs standen und einen Blumenkranz hinaufsandten; es ist doch ein edles Ding, die Treue!

Blücher, Kleist und Scharnhorst haben die Farben gewechselt, das gefällt mir nicht. Denn wenn ich die Fahne meines alten Regiments fände, ich würde den letzten Thaler daran wagen und meine Kinder bitten, sie mir aufs Grab zu legen. Schwarz und weiß zog siegreich von der Katzbach bis nach Paris: hat die neue Farbe eine solche Runde gemacht, dann stellt sie neben die alte und doppelt wird man sich neigen.

Da ich von Brüssel und Antwerpen kam, so forschte ich vergleichend nach dem berliner Handel und Wandel, aber in den Läden fand ich trübe Gesichter, überall Wohnungen zu vermiethen, keine Gütermassen in Bewegung, und ich dachte, das geht zwar schlecht, allein sie verhalten sich still und warten auf die Geldmaus.

So legte ich mich denn zu Bette und bat Gott, daß er alle Kummertragenden trösten wolle. Nachts fahre ich auf, ich denke es brennt oder die Russen stehen vor dem Thore. Ein Tumult, als ob funfzig Nachtwächter bliesen, Generalmarsch, Bürger stürzen mit Gewehren hervor und in der

Ferne ein verworrenes Lärmen, als ob die Frösche einen König ausriefen.

Da ziehe ich denn auch die Stiefeln an, um mit dem Vaterlande unterzugehen, wenn die Berliner es nicht halten könnten. Der Mond stand so trübe am Himmel, als ob er weinen wollte über die verständige Hauptstadt. Plötzlich tritt mein Wirth herein, ich halte ihn in der Angst bereits für blessirt und die Barrikade schon für verloren.

„Ach lieber Herr, bleiben Sie man ruhig, Das ist gar nichts wie eine allnächtliche Katzenmusik!"

Nun, das muß ich sagen, die Berliner verstehen sich auf Alles, aber das Vertrauen und die Geldmaus zu locken, das verstehen sie nicht.

Solche Katzen fütterte ich nicht, denn ihre Musik ist zu theuer für Bürgersleute. Lieber rathe ich, nach Brüssel zu reisen und nicht allein die Constitution abzuschreiben, sondern auch deren würdigen Gebrauch zu erlernen. Ruhe und Ordnung sind die erste Bürgerpflicht und über den Rechten des Volks stehen die Pflichten, so sagt wenigstens der Demokrat Venedey.

Friedrich Ahlfeld.

50. Drei muntere Knaben.

Auf einer Berufsreise, die mich das Saaluser hinaufführte, langte ich von Magdeburg kommend gegen Mittag in dem Städtchen Bernburg an. Ich freute mich des regen Lebens, das dort herrscht. Die Saale lag am linken Ufer voll von Kähnen, lauter Zeugen des Wohlstands, den das Oertchen genießt. Zu fünfen oder sechsen waren vom Lande aus eichene Bohlen auf den Bord gelegt. Starke, gesunde Leute trugen mit sicherm Tritte ihre Waizensäcke hinüber. Bernburg ist an der Saale ein Hauptort für Getreideverschiffung. Wenn England kauft, ist der Verkehr mit Hamburg außerordentlich lebhaft. Ich stand am Ufer, sah dem

Treiben ein Weilchen zu, wünschte den fleißigen Leuten, daß Gottes Wort auf allen Schiffen wohnen, daß jeder Steuermann in seinem kleinen Hause ein Priester Gottes, des Höchsten, daß jeder Mastbaum wie jeder Kirchthurm ihnen ein Fingerzeig nach oben sein möge. Zu Fuß wanderte ich weiter. Ich mußte des Geschäfts halber einen kleinen Abstecher ins Thal der Mannsfelder Wipper hinauf machen. Ich ging am rechten Ufer. Der Boden ist in diesem Thale so fruchtbar, daß sich fast ein Dorf an das andere reiht. Alle sind mit Obst-, Weiden-, Pappel- und Ulmenpflanzungen umgeben. Als ich aus einem dieser Dörfer heraus ins Freie kam, holten mich drei flinke Knaben ein. Sie gingen barfuß, einer in bloßen Hemdsärmeln, die andern hatten Jacken an. Sie wollten an mir vorbei, es ward ihnen aber nicht gestattet. Sie mußten Rede stehen: „woher und wohin?" „Wir kommen von Bernburg und wollen nach N." N. ist ein Dorf mittlerer Größe, etwa halben Wegs von Bernburg nach Aschersleben. Das dortige Rittergut hat die meisten größern bäuerlichen Grundstücke verschlungen, und man muß das Dorf jetzt zu den armen zählen. Ich fragte den Flügelmann auf der einen Seite: „Was ist dein Vater?" — „Mein Vater ist ein Leinweber." Und den zweiten: „Was ist dein Vater?" — „He, ich habe noch gar keinen gehabt." Man sah es dem armen vergelbten und verkommenen Jüngelchen an, daß ihn keine Vaterliebe gehegt und gepflegt hatte. Ich kam an den dritten: „Was ist dein Vater?" „Mein Vater ist ein Verwalter", sagte er, fast wichtigthuend. — Und die beiden andern sahen mich mit bedeutendem Auge an und wiederholten: „Ja, ein Verwalter, er heißt Zesch." — Da wußte ich denn, woran ich war. Der eine hatte von seinem Vater nie etwas gehört, seine Mutter wußte vielleicht selber nicht, wer es war. Der andere war ein Verwalterskind, solch armes Kind, das zu seinem Vater nie Vater sagen darf, dem seine Mutter aus der Ferne hinter der Ecke oder dem Zaune vor einmal zuspricht: „Kucke, Junge, dort reitet oder geht dein Vater"; solch ein armes Kind, dessen ganzes und höchstes Kindesrecht darin besteht, daß es unter den andern Buben den Herrn Verwalter etwas kecker ansehen darf, wenn es das noch darf, dessen ganzer Herzensverkehr mit dem Vater darauf beruht, daß es der Herr

Verwalter, wenn er es zufällig in der Scheune, oder hinter dem Schafstalle, oder auf dem Felde hinter dem Diemen trifft, in die Backen kneift und fragt, ob es auch ganze Schuhe habe, und ihm, wenn es keine hat, aus lauter väterlicher Güte fünf Silbergroschen in die Hand fallen läßt. Zuvor sieht er sich natürlich nach allen Seiten um, daß sie ja allein sind, damit Niemand diesen Augenblick väterlicher Zärtlichkeit belauscht. — Als ich ein wenig über meine Gedanken hinweg war, fragte ich das Verwalterkind: „Sorgt denn dein Vater auch für dich? unterhält er dich in Essen, Trinken, Kleidung und Schulgeld?" — „Ja, er gibt meiner Mutter alle Jahre zehn Thaler." — Zehn Thaler! Wie viel mehr gibt ein blutarmer Dreschер oder Tagelöhner seinem Kinde! Außer Essen und Trinken, Kleidung und Bett gibt er ihm einen ehrlichen Namen. Er gibt ihm eine volle Vaterliebe, die in Gelde gar nicht zu taxiren ist; er gibt ihm die Sicherheit eines väterlichen Schutzes. Er gibt ihm in den langen Winterabenden die lieben biblischen Geschichten, so gut er sie weiß. Diese fallen wie Morgenthau auf die Seele des Kindes, und bei etlichen, etwa bei Mosis Errettung, oder beim Durchgange der Kinder Israel durchs Rothe Meer, oder bei der Wiedererkennung Joseph's mit seinen Brüdern, rinnen ihm die heißen Thränen der Freude über Gottes wunderbare Führung vom Angesichte. Das Kind ist stolz auf seinen Vater, daß er ihm dies Alles so schön erzählen kann, wenn er auch gegen Abend erst den Flegel aus der Hand gelegt, oder die Mistgabel bei Seite gesetzt hat. Der ärmste Tagelöhner gibt seinem Kinde die ersten Gebete, das «Komm Herr Jesu und sei unser Gast» ꝛc., «Das Blut Jesu Christi» ꝛc. und «Aller Auger warten auf dich» ꝛc. Das sind Capitalien, die nicht alle werden, solange das Kind lebt, aus denen der Zins ohne Maß fließt. Das sind Goldstücke, die nicht kleiner werden, so viel Juden auch daran herumgeschnitten, so viel Scheidekünstler auch ihr Aetzwasser daran versucht haben. Herr Jesch, was gibst du denn deinem armen Jungen? Zehn Thaler, und die nicht einmal gern, da geht nicht einmal das Herz mit, denn du hättest lieber kein Kind, als daß du dies hast. Es ist ja allemal ein Ruck in deine Seele, wenn du die zehn Thaler hergeben mußt. — Ich wanderte mit den Knaben weiter. Sie erzählten mir

von der Schule. Als sie auf ihren Herrn Cantor kamen, wurden sie fröhlich und wohlgemuth. Sie erklärten, er sei gut und schlimm, wie's ein Jeder haben wollte. Wenn sie wacker gelernt hätten, erzähle er ihnen oft schöne Geschichten und lehre sie recht schöne Gebete. Hätten sie aber nicht gelernt oder sich sonst versündigt, dann könne er ihnen flugs das Herz recht schwer machen. Und den Buckel auch, ergänzte Einer, der eine Weile geschwiegen hatte. Wir verständigten uns alle Vier schnell dahin, daß eine gute Tracht Schläge zu rechter Zeit auch ein Segen Gottes sei. Ich fragte dann die Einzelnen, was sie für Tischgebete, was sie für Abendgebete beteten. Das arme Verwalterkind sagte mir als sein Abendgebet das alte schöne Liedlein:

Abends, wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir stehn;
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zweie, die mich decken,
Zweie, die mich wecken,
Zweie, die mich weisen
Nach dem himmlischen Paradeise.

Von seinem Vater hatte es der Junge sicher nicht gelernt. — Unter solchen Gesprächen waren wir nach N. gekommen. Die Knaben haben wol manchmal an den Gang gedacht. Ich selbst zog meine Straße weiter, und dachte unter andern Dingen immer wieder einmal an Den, der noch gar keinen Vater gehabt hatte, und an das arme Verwalterkind, das einen Vater für zehn Thaler hatte. Ach ich sollte noch von einem andern Verwalterkinde hören, das mich viel näher anging. — — —

51. Karl Rothermund, der Müller.

— Im Jahre 1826 kam Karl nach Hause. Da er längst mündig war, stand der Annahme der Mühle nichts entgegen. Andres war alt geworden; er sehnte sich danach,

daß die Last von seinen Schultern genommen würde. So stimmte Alles zusammen. Bald holte sich Karl auch ein Weib in diese einsame Mühle. Es war eine entfernte Verwandte, auch ein Müllerskind. Der hübsche, wohlhabende, vielgereiste Bursch, der so gut zu sprechen wußte, gewann bald ihr Herz. Lieber Leser, für viele Männer ist das Heirathen, so zu sagen, das letzte Aufschütten. Wer sich da nicht ändert, bei dem hält's schwer. Das Weib ist ihm lieb und werth, das Weib lernt sein ganzes Herz kennen. Da wünscht sicher ein Jeder, daß es ein gutes Herz kennen lerne. Dazu wird die Ehe in Gottes Namen und unter Gottes Wort geschlossen. Auch der verlumpteste Bube nimmt noch einmal einen sittlichen Ansatz, um seiner jungen Frau zu gefallen.

Auch Karl Rothermund fing seinen Ehestand im Sonntagsrock an. Hatte er doch seiner Sophie schon als Bräutigam den Himmel auf Erden versprochen. Die erste Zeit war er ein prächtiger Mann, ein Männchen wie aus dem ersten besten Roman, die Frau konnte ihn um den Finger wickeln. Die ersten Ehestandswochen waren der Frau wie oben der Guß auf dem Reisbrei. Die ganze Menagerie wilder Thiere, die sonst in Karl's Leben herumgetobt hatten, war in den Stall gesteckt und der Riegel vorgeschoben. Was konnte das aber helfen? Seine ganze neue Haltung beruhte nicht auf der Kraft Gottes, die im Schwachen mächtig ist, sondern auf eigener Kraft, die im Mächtigen schwach ist. Wenn zwei Blättlein an einem Baume noch so fest aneinander hängen, der Zweig aber geknickt ist, der sie mit dem Stamme verbindet, dann hilft ihnen ihre feste Einigung gar nichts. Sie haben keinen Saft, und der erste beste Windstoß wirft sie miteinander zu Boden, wo sie zertreten werden. Wenn zwei Eheleute in natürlicher Liebe einander noch so innig zugethan sind, aber der Glaube, das Reislein, das sie mit dem Stamme des Lebensbaums in Verbindung hält, ist geknickt, dann ist keine Bürgschaft der Liebe da, der erste Hauch des Verdrusses kann Beide niederwerfen auf die beeisten Wege der Gleichgültigkeit und des Ueberdrusses. — Die Flitterwochen waren kaum dahin, so kratzten und polterten die eingesperrten Bestien schon an der Thüre ihres Gewahrsams; sie wurden immer unruhiger und

lauter. Nach einem Vierteljahre hatte ſich der Bär ein Loch durch die Thüre gekratzt und geknabbert, er ſteckte die Schnauze und den halben Kopf heraus und brummte ab und zu ins Haus hinein: „Ich lobe mir für das Stillſitzen das freie Wanderleben, es gibt in der Welt nichts Langweiligeres als zu hauskutern.“ Zu anderer Zeit guckte der Affe zum Loche des Bären heraus und maulte: „Man kann hier nicht einmal ein Spielchen machen.“ Karl hatte verſucht, mit den Anſpännern des Dorfs anzubinden. Er hatte ſie beſucht, ſie hatten ihn freundlich aufgenommen, hatten Abende lang mit ihm geredet von der Wirthſchaft, von der Welt Lauf, von Gottes Wort ꝛc. Er hatte angefragt, ob ſie nicht ein Spielchen miteinander machen wollten? In dieſem Punkte war aber gerade eine eigene Zeit im Dorfe. Kurz vorher hatte es einer der Wohlhabendſten mit dem Spiel dahin gebracht, daß er mit dürrem Stocke und abgeſchabtem Rocke aus dem väterlichen Gute wanderte. Sein Nachbeſitzer hatte ſich mit den vier andern Begütertſten das Wort gegeben, ſie wollten dem Spiele gänzlich entſagen. Als daher Karl mit ſeiner Anfrage kam, antworteten ſie: „Wir ſpielen nicht, es iſt kein Segen beim Spiel.“ Die andern Einwohner waren Karl zu gering und zu arm. Um Naſenſtüber oder taube Nüſſe wollte er nicht ſpielen, wie er ſich ausdrückte. Dieſe ganzen Verhältniſſe hätten ihm ein großer Segen werden können. Da bei jenen Fünfen an die Stelle des Kartenſpiels das Leſen der Schrift und anderer vernünftiger und frommer Bücher getreten war, nannte er ſie ſpottweiſe „die fünf Hauptſtücke“, und die drei wackern Söhne des einen, die unter den Jungen denſelben Geiſt bauten, wie die Väter unter den Alten, „die drei Artikel“. Aller Spott aber nahm Jenen den Frieden nicht und gab ihm den Frieden nicht. Die eingeſperrten Beſtien brachen endlich durch die Thüre, und der Bär lief am hellen Tage in der Mühle herum. Unmuth und Verdruß lagen auf Karl's Angeſichte. Weib und Geſinde konnten ihm nichts mehr recht machen, das ſtille Haus war ihm ein Greuel. Das arme Weib drückte ſich aus einer Ecke in die andere, auf ihre Bitten erhielt ſie grobe Antworten. Der Reif war in den Mai ihres Lebens gefallen, und die Blüten fingen an zu verſchrumpfen. Es ging ihr wie den armen Nixen und Waſſer-

weibern, die man daran erkennt, daß ſie beſtändig einen naſſen Schürzenzipfel haben. — Doch, liebe Freunde, den Einen weint man weich, und den Andern weint man hart. Karl gehörte zur letztern Sorte. „Wenn du heulen willſt, wenn du Einem im Hauſe was vorjammern willſt", ſprach er zum Weibe, „dann geh' ich meiner Wege". Er hatte ſchon längſt ſeiner Wege gehen wollen, aber er ſuchte nur Urſache, wie er es gegen das Weib vom Zaune brechen und ihr die Schuld aufbürden wollte. Und er ging ſeiner Wege. — Eine Stunde vom Orte lag ein Gaſthof, der Drachenkrug, auch wol die Altenburg genannt, weil „der Alte" beſtändig da florirte. Dahin verſammelten ſich regelmäßig die gottvergeſſenen Hausväter, die die Schänke lieber hatten als das ſtille Haus. Dieſe Spielhölle lag zwiſchen mehrern Dörfern und einem kleinen Städtchen ziemlich mitten innen. An ihr hing für mehr denn eine Familie ſo viel Betrübniß und Herzeleid, daß die Weiber, wenn ſie den Drachenkrug nannten, allemal hinzuſetzten „mit Reſpect zu ſagen". Dahin wendete ſich Karl. Sein Weg ging einen ſteilen Berg hinan, über ein weites Hochfeld hin, dann wieder ins Thal hinunter. Als er eintrat, fand er ziemlich zahlreiche Geſellſchaft. An drei Tiſchen ging es übers Kreuz, es iſt dies aber nicht das heilige Kreuz. Auch ein Ueberzähliger ſtand noch da, der unbändig danach lipperte, in Reih und Glied zu kommen. Ein kleines Weilchen hatte Karl geſtanden und lüſtern in das Spiel geſchaut, da ſtand ein alter Stammgaſt auf und bot ihm ſeinen Platz an. Er ließ ſich nicht lange nöthigen. Der Abtretende aber ſtellte ſich zu dem Ueberzähligen und raunte ihm ins Ohr: „Nimm's nicht übel, Bruder, daß ich den habe eintreten laſſen, die Mühlgans hat Daunen, die muß gerupft werden, wir müſſen ſie feſthalten. Wenn ſie es nur das erſte Mal nicht zu hitzig treiben!" Der gute Bruder nickte ihm einen ſtillen Beifall zu. Auch den Andern winkte man mit dem Zaunpfahle, daß ſie ſäuberlich umgehen ſollten mit dem neuen Geſellen. Doch war dieſe Sorge nicht nöthig. Karl war ſo klug wie ein Anderer und wußte ſeinen Vortheil wohl wahrzunehmen. — Das war der Anfang. Dabei blieb es jedoch nicht. Er ging anfangs die Woche einmal, dann zweimal und ſpäter immer öfter. Als ihm ſein erſtes Söhnchen geboren wurde,

mußte er vom Drachenkruge herübergerufen werden. Zu diesem nahm er noch Pathen aus seiner und seiner Frau Müllerverwandtschaft. Als ihm das zweite geboren wurde, nahm er schon seine Spielkameraden dazu. Nach der heiligen Handlung setzten sie sich nieder und spielten bis tief in die Nacht. — Lieben Leser, ist etwa unter euch auch Einer, der den Taufstag seines Kindes verspielt hat, der mache es, wenn ihm Gott noch ein zweites schenkt, bei diesem besser, und bitte ihn um Vergebung der Sünden am ersten. — — —

52. Vater Michael.

Hinter jenem Hause mit seiner Scheune, seinem Hof- und Gartenraume, beginnt ein großer Garten, der sich weit den Berg herunter erstreckt. Unter demselben liegen die Gebäude eines vollständigen Bauergutes, zu dem vier Hufen Landes gehören. Dieses Gut war einst Michael Altenborn's Eigenthum. Er besaß es schuldenfrei, hatte die Aecker in trefflichem Stande; die Wirthschaftsgebäude hatte er größtentheils neu aufgeführt. Aus dem Hofe gingen vier Pferde, auf denen kein Tropfen Wasser stand. Er war so eigensinnig, daß er stets vier kohlschwarze haben wollte. Diese Liebhaberei hatte ihm viel Geld gekostet, aber auch dem Pferdejuden Schlaume einmal eine tüchtige Tracht Prügel eingebracht. Dieser hatte einen stattlichen Braunen, um ihn bei Michael annehmlich zu machen, schwarz gefärbt. Herr Michael streicht auf seinem Hofe, ehe der Kauf geschlossen ist, das Thier mit seiner schweren, schweißigen Hand. Da will es ihm vorkommen, als ob diese mit jedem Striche schwärzer würde. Und da sie immer schwärzer wird, merkt er, daß ihm der Jude was weiß machen will. Indem sie noch auf dem Hofe hin- und herhandeln, er aber seiner Sache bereits ganz gewiß ist, ergreift er plötzlich einen Besenstiel, der an der Wand steht, und mit den Worten: „Warte, Jude, ich will dich lehren die Leute betrügen!" haut er bald auf den Färber, bald auf den Gefärbten los, sodaß sie in buntem Gewirre auf dem Miste herumtanzen. Dann macht

er die Thüre auf, jagt erſt das Pferd und dann den Juden hinaus, ſchmeißt die Thüre wieder zu, und ſieht mit keinem Blicke hinterher, ob und wie der Jude ſein Pferd wiederbekommen hat. Geklagt hat der Jude übrigens auch nicht. Von der Zeit an war es Sitte in dem Dorfe geworden, von Einem, der recht haſtig zu einer Thüre herausſtürmte, zu ſagen: „Er kam heraus wie Schlamme mit dem gefärbten Hengſt.“ — Michael konnte ſo etwas, der liebe Gott hatte ihm gewaltige Kräfte gegeben. Wenn die Gemeinde vor dem Bauerſteine zuſammen war, ragte er ein Haupt hoch über die Meiſten weg, wie einſt Saul über Iſrael. Dazu hatte er ſich ausgearbeitet. Sein Vater ſeliger hatte darauf gehalten, daß er ſeine Beine erſt eine Weile unter fremden Tiſch ſtecken mußte, ehe er das Gut annahm. Auch als Beſitzer hatte er rüſtig fortgearbeitet. In der Kirche war ihm ſein rund ausgeſchnittener Sitz der Kanzel gegenüber beinahe zu klamm. — Viel Worte pflegte er nicht zu machen, die er aber machte, waren wahr. Darum ſagten die Leute von ihm: „Grob iſt Michael, aber gut iſt er doch.“ Bei einem Grenzſtreit zwiſchen ſeinem Dorfe und einer Nachbargemeinde war ein Graf Stolberg von der Regierung zum Schiedsrichter ernannt worden. Michael war Vertreter und Abgeordneter ſeiner Gemeinde, die Gegenpartei hatte einen gewandten Winkeladvocaten angenommen. Letzterer nahm zuerſt das Wort und führte ſeine Sache mit äußerſt glatter Rede und reichlichen Complimenten für den Herrn Grafen. Als Michael endlich zu Worte kam, begann er: „Herr Graf, ich habe es nicht gelernt, Jemandem um den Bart zu gehen und ihm das Geſichte mit Speckſchwarte zu ſchmieren. Ich meine aber auch, das haben wir bei Ew. Gnaden gar nicht nöthig, um zu unſerm Rechte zu kommen.“ Darauf ſtellte er aus ſeinem guten Gedächtniſſe treu und einfach Herkommen und Berechtigung dar, und machte alte Ehrenmänner aus der Bauernſchaft der Umgegend als Zeugen namhaft. Da beim nächſten Termin die Zeugen abgehört wurden, klappten und paßten ihre Zeugniſſe auf Michael's Ausſage wie der Deckel auf den Krug; die der Gegenpartei aber ſpreizten ſich gegen einander wie Windböcke, die in ein Bund gebunden werden ſollen, und nicht wollen. Da war man der Entſcheidung gewiß. — Aller Hochmuth war ihm ein Greuel. Wie er

Andern die Wahrheit ſagte, ſo ließ er ſie ſich auch ſagen. Darum nahm man es auch gern von ihm hin. Nie hatte man ihn kleinmüthig, aber auch nie ausgelaſſen fröhlich geſehen. Nur im Jahre 1815 bei dem Friedensfeſte hatte er als 48jähriger Mann noch einmal wie ein Jüngling um die junge Linde getanzt, die die Gemeinde mitten ins Dorf neben den Bauerſtein als Friedensbaum gepflanzt hatte. — Sein Pfahl im Fleiſch war in jüngern Jahren große Heftigkeit und wilder Jähzorn geweſen. Sie hatten ihm viel Verdruß und viele Kämpfe verurſacht. Selbſt im Alter, als er meinte, dies heftige Weſen ſei völlig verdorrt und erſtorben, trieb der verkehrte Aaronsſtab flugs noch einmal ſeine wilden Reiſer.

Seine treue Ehehälfte, Frau Erdmuthe, war von ſieben Geſchwiſtern die jüngſte, und die einzige geweſen, die am Leben blieb. Als den Aeltern ein Kind nach dem andern hinſtarb, hatten ſie ihre Hoffnung auf dieſes gleich bei der Taufe in die Erde legen wollen, ob es ihnen dann der Herr vielleicht eher ließe. Darum hatten ſie es Erdmuthe genannt. Und er hatte es ihnen gelaſſen. Von Kindheit auf war ſie ein Sorgenkind geweſen. Die Aeltern hatten ſie keinen Schritt ihres Lebens allein gehen laſſen. Als Frau konnte ſie nun keinen allein gehen, überall lehnte ſie ſich an ihren Mann an. Der war denn aber auch ihre Krone. Was ſie ihm an den Augen abſehen konnte, das that ſie; ſie nannte ihn, wie Sarah den Abraham, ihren Herrn. Zank war nie im Hauſe geweſen. Wo ein feſter Regent iſt, da kann kein Zank ſein. Wenn ſie aber dachte, Michael habe Dieſen oder Jenen zu hart behandelt, dann war ſie gewiß, wo ſie ihn ſah, um ſo freundlicher. Auch gegen Bettler, die er, um ſie zur Arbeit zu treiben, hart angelaſſen hatte, war ſie bei nächſter Gelegenheit deſto freigebiger. Sie konnte dergleichen einmal nicht übers Herz bringen. Kam nun Michael dahinter, ſo war ſein gewöhnliches Wort: „Muthchen, du biſt doch ein gutes Weib.“ Daneben hatte ſie ihre Tücken und ihren Bauerſtolz. Seit ſich der Schulze eine ſchöne, halbverdeckte Kutſche angeſchafft hatte, war ihr ihr grüner Gitterwagen nicht mehr recht. Sie fing erſt ganz ſacht und leiſe bei ihrem Manne an zu regen. Doch da ſie merkte, daß Michael ihr ganzes Vorhaben nicht gleich mit

einem kurzen: „Muthchen, daraus wird nichts", niederſchlug, wurde ſie immer lauter und lauter, und endlich ſetzte ſie es durch. Er ſchaffte einen ähnlichen Wagen an, wie ihn der Schulze hatte. Die reiche Goldmütze aber legte ſie nie ab, obgleich ſich von Jahr zu Jahr mehr Hauben in den Reihen der Bauerfrauen in der Kirche fanden.

Dieſe beiden Eheleute hatten nur einen einzigen Sohn, er hieß Rudolf. Michael's Vater hatte Rudolf geheißen und deſſen Vater Michael. So weit er wußte, waren dies immer die Namen der älteſten Söhne in der Familie geweſen. Jeder Sohn gab ſeinem Erſtgeborenen den Namen ſeines Vaters. Von Rudolf ſagen wir nur, daß er das treue Ebenbild ſeines Vaters war. Er war aufgewachſen in der Furcht Gottes, hatte ſeine Aeltern lieb, war ein rechtſchaffener Arbeiter und ein wehrhafter Mann. Der Alte ſchmunzelte nicht wenig, wenn er darauf kam, daß ſein Rudolf unter dem Quedlinburger Küraſſierregimente der Zweite auf dem Flügel geweſen war, und daß er das letzte Jahr Unteroffiziersdienſte verſehen hatte, obgleich er nicht fortdienen wollte.

Michael war vierundſechzig Jahre alt, und Rudolf achtundzwanzig. Am Geburtstage ſeines Einzigen ging dem Alten das Herz auf. „Rudolf", fing er an, „der alte Lebensſpruch ſagt: «Sechzig Jahr ein Greis». Der bin ich alſo ſchon ſeit vier Jahren, und das Greiſenwappen ſitzt auch ſchon auf dem Kopfe. Und die Heilige Schrift ſagt: «Unſer Leben währet ſiebzig Jahre». Demnach hätte ich, wenn es meinem Herrn und Gott nicht anders gefällt, noch ſechs Jahre übrig. Die möchte ich gern zum Feierabend haben, da möchte ich mich gern noch einmal recht beſinnen über mein vergangenes Leben und das inwendige Ackerwerk recht fleißig treiben. Du weißt wohl, wie viel man da drinnen brach liegen läßt, und wie viel Unkraut ſelbſt auf dem beſten Acker unſers Herzens ſteht. Du ſollſt die Wirthſchaft übernehmen. Damit du aber dies kannſt, ſähe ich es gern, wenn du mir bald eine Schwiegertochter in das Haus führteſt. Man muß das Heirathen nicht zu weit hinausſchieben, denn jeder Vater will, ſo weit ihm Gott nicht ins Werk greift, gern ſeine Kinder groß ziehen. Haſt du etwa ſchon ſo deine Gedanken gehabt?" Wer auf ehrlichem Wege geht, hält nicht hinter

dem Berge. „Vater", entgegnete Rudolf, „ich habe auf dem Wege nach Nordhausen mit Nachbars Karl öfters bei dessen Verwandten an der Zorge eingesprochen. Sommer's Karoline hat mir nicht übel gefallen. Wenn ihr Beide nichts dagegen habt, und ich sonst bei näherer Bekanntschaft finde, daß sie eine gottesfürchtige, treue und fleißige Jungfrau ist, möchte ich sie mir wol heimführen." Wir halten den lieben Leser nicht weiter auf. Michael übergab dem Rudolf sein Gut. Aber das kleine Gehöft am Ende des Dorfs mit den dazu gehörigen vierzehn Morgen Kossathenacker behielt er für sich. Er erklärte seinem Sohne: „Ich mag dir keinen schweren Auszug auflegen. Ich behalte mit der Mutter die eine Oberstube nebst der Kammer und wir essen mit euch an einem Tische. Um dir aber nicht jeden Groschen abzufodern, wenn ich unser bischen Kleidung bestreiten und einen Pfennig zu allerlei christlicher Liebe und Barmherzigkeit in der Hand haben will, behalte ich mir das Kossathenwesen. Du gibst mir den Dünger, ich dir dafür das Stroh. Die freie Bearbeitung mit allen dazu gehörigen Fuhren bedinge ich mir als Auszug aus. Bist du es zufrieden?" „Wie sollte ich nicht, Vater", entgegnete Rudolf, „es ist dein Eigenthum, und du hast es selbst in jüngern Jahren viel schwerer gehabt. Wenn mich Jemand gefragt hätte, wie du es machen solltest, hätte ich denselben Rath gegeben." Sie ließen den Vertrag gerichtlich feststellen, und Rudolf war Besitzer des väterlichen Guts. Noch ein paar Mal benutzte dieser die Gelegenheit, mit dem Nachbarssohne in W. ein zusprechen, dann machte er sich selbst Gelegenheit. Offen und frei trat er als Bewerber um die schmucke Karoline auf. Endlich erklärte er seinen Aeltern: „Nun müßt ihr einmal mitfahren, müßt Braut und Schwiegeraltern kennen lernen, damit wir zu einem rechtschaffenen Schlusse kommen." Das geschah denn. Michael und Muthchen besahen sich die Leute, Haus, Hof, Garten, Acker, Vieh, mit einem Worte Alles, was in der vierten Bitte steht. Sommer kam mit Frau und Tochter herüber und that ein Gleiches. Diese Besuche endeten mit einer ehrlichen Verlobung mit Willen und Segen der beiderseitigen Aeltern, bei der man sich auch über Mitgift und Eigenthum klar und offen aussprach. Man schloß

einen gerichtlichen Ehecontract, in dem sich beide Theile gegenseitig ihr Eigenthum zusreiten, sodaß der überlebende Theil, wenn keine Kinder da wären, Herr des Ganzen bliebe. Michael hatte selber für diese Anordnung gestimmt. Im Herbste nach der Ernte war die Hochzeit. Sie ward noch in altem, gutem Stil gefeiert. Zwei Hochzeitbitter, die doch noch mehr Bänder auf Hut und Schultern hatten, als Vater Blücher Orden auf der Brust, durchzogen vorher beide Dörfer. Als Rudolf mit seinen Aeltern ankam, waren Pferde und Knecht und Peitsche bebändert. Am Polterabend gelang es schwerlich, auch nur einem alten Topfe im Dorfe sein Leben zu retten. Zwei Muhmen mußten den Kuchen vor der Thüre austheilen. Für jedes Stück Kuchen kriegten sie ein „Gott segne die Brautleute", oder wie der Wunsch gerade hieß. Der Michael sah sich ab und zu das Ding einmal an und ermahnte die Muhmen, ja Keinen zu vergessen, denn so ein Kindersegen sei eine gar schöne Mitgift für einen neuen Hausstand. Bei der Trauung redete der alte Pfarrer so gründlich aus Gottes Wort über Grund, Pflicht, Kreuz, Zweck und Segen des heiligen Ehestandes, daß der Michael ein Mal über das andere mit dem Kopfe nickte. Da die nächsten Verwandten dicht neben dem Altar saßen, er sie aber am Polterabende schon kennen gelernt hatte, so gab er Jedem sein Theil, wie wenn er mit vor dem Altar stände. Er ermunterte Muthchen, die Schwiegertochter als ein liebes Kind ins Haus aufzunehmen und sie in die Sitte und Zucht des Hauses mit christlicher Geduld einzuweisen. Dann wieder zu Karolinen gewandt, sagte er: „Ich habe deine Aeltern getraut, ich habe dich getauft und eingesegnet. Es ist jetzt eine schwere und betrübte Zeit. Schwiegermutter und Schwiegertochter, oder Schwieger und Schnur sind schon widereinander, wie es in den letzten Tagen sein soll. Ich bitte dich um deines Gottes und Heilandes willen, laß es bei euch nicht dahin kommen, daß die Leute in deinem neuen Wohnorte sagen: der Rudolf Altenborn hat seinen alten Aeltern das bittere Herzeleid ins Haus gefreit." Da ward geweint und im Stillen gelobt, was ein Weib nur weinen und geloben kann. Es war ihr aber auch Ernst im Herzen. — Zu Hause wurde darauf, ehe man sich zu Tische setzte, in guter väterlicher Weise „Nun danket Alle

Gott" gesungen. Dann begann der Krieg gegen die großen Hirsebreischüsseln mit brauner Butter und was sonst noch auf dem Tische war. Man aß und trank, wie man auf einer rechtschaffenen Bauernhochzeit zu thun pflegt, vergaß aber auch der Armen nicht. Am Abend wurde in ehrbarster Weise ein Tänzchen gemacht. Ja als man an den kam

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam ꝛc.

da hat sich Michael mit Muthchen auch noch einmal herumgedreht, und sie waren Beide sehr vergnügt dabei. Zum Schluß ward der Braut der Kranz abgetanzt und das Hochzeitbündel für Jeden gepackt. Am nächsten Morgen fuhr Rudolf mit der jungen Frau und den Aeltern in die Heimat zurück. Alles ließ sich vortrefflich an. Karoline war ein fleißiges, gutartiges Kind. Der Friede blieb im Hause wohnen. Es war auch schwer, ihn hier zu stören. Alles hatte seinen festen Gang. Offenheit und Geradheit herrschten allerwegen. Aeltern und Sohn waren so bestimmt einig, ohne Eigennutz auf irgend einer Seite. Es war Michael's alter Spruch: „Wo ein Mann im Hause ist, da kann kein Zank sein." Er dachte sich freilich unter dem Manne gar viel. Seine gute Mama konnte sich nicht so schnell darein finden, daß das Regiment in andere Hände übergegangen war. Sie commandirte immer noch ein bischen mit. Aber der Alte setzte ihr auseinander, daß man eben darum das Heirathen freien nenne, weil die Kinder frei würden, nicht von der älterlichen Liebe, aber von dem älterlichen Gesetz. Sie müsse nun billig die Tochter schalten lassen als in ihrem Eigenen. Muthchen konnte dem Gebote um so leichter folgen, da die Tochter doch nichts Wichtiges that, ohne vorher bei ihr anzufragen, wie sie es gehalten habe. — So gingen Herbst und Winter fröhlich hin. Die alten Leute freuten sich, zwei Kinder für eins zu haben. Doch was ist Menschenfreude, was ist Menschenleben. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Als der Märzmonat herankam, und Rudolf sacht ans Bestellen dachte, warf ihn der liebe Herrgott aufs Krankenbett. Ein heftiges Nerven-

fieber nahm ihm in kurzer Zeit seine Besinnung. Nur Lichtblicke geistiger Klarheit brachen durch sein Irrereden hindurch, wie Sonnenstrahlen durch wirbelnde Schneeflocken. Diese lichten Zeiten füllte er aus mit fleißigem Gebet und mit der oft wiederholten Bitte an seinen Vater: „Vater, wenn ich sterbe, verlaß mein armes Weib nicht!“ Wie gern gab ihm Michael dies Versprechen! Er hätte noch viel mehr gesprochen und gegeben, wenn er das Leben seines Sohnes hätte fristen können. Aber dessen Stunde hatte geschlagen. Wohl beschickt mit fleißigem Gebet, ernster Buße und dem heiligen Sacramente schlummerte er ein, ehe er sein neunundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. — Den Jammer, der das Haus erfüllte, mag ich dir, lieber Leser, nicht beschreiben. Ich kann es auch nicht, denn mir ist noch kein einziges Kind gestorben. Der Herr hat mich nicht hineingeführt in solche Trübsalstiefe, darum kann ich auch nicht herausreden. Die Weiber waren nicht zu trösten. Michael saß in der Ecke, hatte die Hände gefaltet und rief einmal über das andere: „Mein Rudolf, meine Freude!“ Dann sprach er wieder seinem trostlosen Weibe zu: „Mutter, fasse dich, wie lange wird es dauern, dann sind wir auch da, und du hast deinen Sohn wieder. Versündige dich nicht durch Unglauben und Verzweiflung.“ — Er ließ seinen Sohn begraben, wie man ein einziges Kind begräbt. „Er hat mich“, sprach er, „im Leben geehrt, wie ein frommes Kind seinen Vater ehren soll; nun will ich ihn auch im Tode noch ehren, wie ein Vater sein liebes Kind ehren soll.“ — Er hat ihn zu Grabe begleitet, die Weiber aber konnten nicht mitgehen.

(Nachdem Michael's Sohn gestorben ist, verheirathet sich die Schwiegertochter wieder. Ihr Mann drängt nun Michael mit seiner Gattin durch üble Behandlung und Geiz aus dem Hause, sodaß dieser endlich ein kleines Haus mit einem schwarzen Schieferdache als Altsitz bezieht.)

Als das Frühjahr herankam, wo Fluß und Käfer und Schmetterling aus ihrer Verpuppung hervorbrechen, wo Gras und Blume, Baum und Strauch anfangen zu arbeiten, wo die Vögel die Balken zum neuen Hausbau zusammentragen, da fuhr auch in den Alten der Trieb der Thätigkeit. Er behielt einen Morgen Acker zur eigenen Bearbeitung.

Den wollte er selbst graben, darauf wollte er Kartoffeln, Bohnen, Kraut und Rüben zum eigenen Bedarfe selber bauen. An einem schönen Apriltage wanderten sie zum ersten Male hinaus, er mit zwei Spaten, Muthchen mit der Harke auf der Schulter. Aber eine Bauerfrau hat nun einmal ihr bischen Stolz, und Muthchen hatte ihn auch. „Michael", fing sie plötzlich an, „es gab einmal Zeiten, wo wir keinen Spaten in die Hand zu nehmen brauchten!" „Mutter", antwortete er, „es werden auch wieder solche kommen, und noch bessere, habe nur Geduld." Und ein Weilchen darauf: „Michel, was werden die Leute sagen, wenn sie uns graben sehen?" „Mütter, guten Morgen und helf Gott! werden sie sagen, und das recht aus gutem Herzen, weil wir Beide alt und es seit langen Jahren nicht mehr gewohnt sind." Und als sie bald am Acker waren: „Michael, dir soll das Graben recht sauer werden, weil du so groß bist und dich so tief bücken mußt." „Mutter, laß das gut sein, der liebe Gott fängt schon an, mir das Bücken zu erleichtern, ich bin in den letzten Jahren der Spatenkrücke ein ganz Ende entgegengekommen." — Nun ging es ans Werk. Wenn sie ein Fleckchen gegraben hatten, dann harkte Muthchen, der das Graben in der That doch saurer ward als dem Manne. So brachten sie alle Taze etliche Stunden draußen zu, bis der Acker gegraben, geharkt, besät und bestekt war. Als der Alte zum Schluß ein großes A auf den Acker gezogen hatte und sie nun hereinwanderten, sagte er: „Siehst du, Muthchen, es ist uns keine Perle aus der Krone gefallen; die eine, die wir armen Leute haben, verliert man nicht, wenn man gräbt, sondern wenn man sagt: graben mag ich nicht." — Zu Hause beschickte der Alte den Garten. Er säte Obstkerne, kaufte kleine Stämme zusammen und pflanzte sie in gerade Reihen. Im nächsten Jahre konnte er sie schon pfropfen. Auf jede Reihe setzte er Reiser einer Sorte, und am Oberende stand auf weißem Bret der schwarze Name davor. Da konnte er denn recht wohlgefällig mit gekreuzten Armen davorstehen, und sich der Ordnung und des guten Wuchses freuen.

Muthchen hatte in diesem kleinen Kreise nicht ihre volle Thätigkeit. Sie war eine rechte Arbeitsseele. Es kamen Zeiten vor, wo Garten und Feld keiner Menschenhände be-

durften, wo der liebe Herrgott Alles allein machte. Das Spinnrad aber wollte ihr im Sommer nicht schmecken. „Wenn die Lämmer springen, und die Vöglein singen, und die Sensen klirren, will das Rad nicht schwirren: wenn die Pflugräder gehen, müssen die Spinnräder stehen; und solange der liebe Herrgott neuen Flachs macht, hat der alte Ruhe"; das waren ihre Sprüchwörter. Als im Juni die Kartoffeln und sonstiges Gemüse gescharrt und gehackt waren, klagte sie, daß es ihr an Arbeit fehle. „Nun", sagte der Alte, „die sollst du haben, es ist noch kein Mensch an Mangel an Arbeit gestorben. Du sollst alle Tage große Gesellschaft haben, wie du sie in deinem Leben noch nicht gehabt hast." Muthchen sperrte Mund und Nase auf, wo das hinaus sollte. „Die armen Leute im Dorfe", fuhr Michael fort, wissen im Sommer mit ihren Kindern nicht wohin? Vater und Mutter gehen auf Arbeit, die Kleinen werden zu Hause eingeschlossen oder im Korbe nachgehuckt, oder liegen auf der Straße. Du thust den Aeltern den größten Dienst, wenn du dich der Kinder annimmst. Die Mütter können sie des Morgens bringen. Zu Mittag müssen sie einmal vom Felde herein, das Vieh zu füttern. Da holen sie die Kinder, und wenn sie gegessen haben, kriegst du sie wieder. Eine Bemme zum Vesperbrot kann jede Mutter ihrem Kinde mitbringen. Du beschäftigst die Kinder, so gut du kannst, lehrst sie kleine Sprüche aus Gottes Wort, und was du sonst Gutes weißt. So wirst du eine Gehülfin des Apostel Petrus, dem der Herr befohlen hat: «Weide meine Lämmer.» Wenn du das anfängst, will ich die Feldarbeit allein machen, und dir auch, wenn ich gerade Zeit habe, helfen." Sie hatte aber keinen rechten Trieb dazu, sie wollte sich nicht mit fremder Leute Kindern ärgern. Michael schwieg und ließ sie gehen. Er kannte die Weiber und besonders sein Muthchen. Will man ihnen etwas aufdisputiren, so ist schwer durchzukommen. Hat man ihnen aber ernstlich seine Meinung gesagt, so kommen sie nach einiger Zeit ganz allein. Natürlich, im Recht muß man sein. Nach etwa acht Tagen fragte Muthchen: „Nun, Vater, welche Stube würdest du denn wol für die Kinder einräumen, diese oder die andere?" Jetzt ging die Verhandlung weiter. Michael sprach mit den armen Hausvätern im Dorfe, und ehe die Ernte anging, hatte Muthchen

täglich achtzehn bis vierundzwanzig Kinder im Hause. Vor allen Dingen zimmerte nun der Alte ein Gehege um den Tummelplatz für die Kinder, daß sie ihm nicht in seine Bäume geriethen. Muthchen nannte er gewöhnlich seine Henne, und die Kleinen seine Küchlein. Alle Tage überzählte er das kleine Volk, und so viel ihrer waren; so viel Birnen oder Pflaumen, was gerade an der Zeit war, holte er gegen Abend aus dem Garten. Mit dem Regieren ging es anfangs bei Muthchen nicht sonderlich. Sie machte zu viel Worte. Der Alte sagte Ihr: „Mit den Worten ist es wie mit den Manns- und Weiberschritten. Ihr trippelt und trippelt und kommt doch nicht vorwärts. Mit euern vielen Worten richtet ihr es auch nicht aus. Wenig, aber fest und gut!" Endlich fand sie sich. Sie erzählte den Kindern biblische und andere Geschichten, sagte ihnen kleine Lieder vor aus der Jugendzeit, ließ sie spielen und besorgte dabei ihr Vieh und ihre Küche. „Großmutter" hieß sie bei den Kleinen, und die Kleinen bei ihr „meine Kinder". Zuweilen riß ihr wol der Geduldsfaden, wenn etwa das ganze kleine Heer einmal in die Küche drang, daß sie sich nicht herumdrehen konnte, und fragte: „Großmutter, was kochst du denn heute?" Aber der Alte knüpfte den Faden mit großer Ruhe und Sicherheit wieder an. So ging es diesen und noch viele Sommer hindurch. Wenn Martini herankam, wo die Feldarbeiten aufhören, ließ sie jedesmal die Kleinen zu Hause bleiben, weil sich dann die Aeltern selbst wieder um sie bekümmern können. Dafür kamen dann Jahr aus Jahr ein wöchentlich zwei Mal die Alten. — — —

W. O. von Horn.

53. Aus der Schmiede.

Eine rheiniſche Dorfgeſchichte.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Penſum zu lernen. Drüben im Pfarrhauſe war ein Univerſitätsfreund meines Bruders eingerückt, den ſeine Seele lieb hatte. Sie plauderten zuſammen und auf mich wurde weiter nicht geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es ſo ſtille wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder ſpielten vor dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloſter geſtanden haben ſollte.

Ich ſetzte mich ſtille auf die wurmſtichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eiſen platt ſchlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte ſeine kleine Pfeife, die er „Naſenwärmer" nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaſer und das Rohr ein Stück Hollunderholz, das er ſich ſelbſt grobweg zurecht geſchnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Geſpräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eiſenſtange wieder in der Eſſe lag, ſprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermijes (Jeremias Wagner) Euch ſo ſpinnefeind iſt?" Gottfried erwiderte nach einigen Minuten ſinnenden Schweigens:

„Das iſt eine alte und lange Geſchichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einſamen Lebens. Ich will ſie dir erzählen, du möchteſt ſie ſonſt vielleicht von Andern entſtellt hören; denn es ſind noch Leute genug da, die es wiſſen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wiſſen."

Ich ſpitzte meine Ohren; denn jetzt wurden ſicher meine Räthſel alle gelöſt. Er begann mit einem tiefen Seufzer:

„Vielleicht ſiebzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt

werde ich jährig, da sagte mein Vater selig zu mir, sagt er: «Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der ist ein guter Freund von mir, und sag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt Ihnen guten Tag sagen und Sie sollten mir ein recht gutes, großes, bovines Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfell; denn erstlich bist du sehr lang und zum Andern wirst du am Johannistag von der Zunft los- und freigesprochen und dahero Gesell.» Das kann ich dir sagen, Jörg, daß die schönste Kirchweihmusik so nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt nicht, was das hieß: «Jung sein und Gesell werden»; denn das verdammte Franzosenzeug hat alle Ordnung zerstört mit seinen Patenten. Holt sich nicht jeder Jung ein Patent und setzt sich als Meister und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott sich erbarm', sie kommen weit in der Nähe herum, und das ist Alles. Erst auf ein Meisterstück werde man Meister, und zwar auf rechtem Weg und in gesetzten Jahren."

„Path', die Stange glüht!" sagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, paff, und die Funken sprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als sie wieder in der Esse lag, sagte Jörg: „Path', Ihr habt mir das schon recht oft auseinandergesetzt mit dem Zunftwesen zu Pfälzerzeiten und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andere, nämlich, wie es Euch in Bingen ging, und so weiter. Das ist mir noch ganz unbekannt."

„Wie du willst, Jörg, wie du willst. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war just um die Kirschenzeit, als ich nach Bingen ging selbiges Mal; aber hier im Thal waren sie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zusammen, nehm's untern linken Arm, und schlend're so über den Markt, weil gerade Mittwoch war. Da saßen denn die Mädchen vom Gau, hübsche Mädchen, Jörg, meiner Treu! Aber ich war dazumal noch ein hübscher Bub' und die Mädchen sahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war."

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich sie ansah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, so schön gibt's keine mehr; ein

leibhaftiger Engel, ſag' ich dir, und gar nicht ſo keck, wie die Andern, die Einem in die Augen hineinſahen, als wollten ſie Einem ins Herz hineinſchauen. War ſie alt, ſo war ſie ſechzehn Jahre. Als ich ſie anſehe, ſchlägt ſie ihre groſſen blauen Augen nieder. Denk' ich, von Der kaufſt du ein Pfund Kirſchen, kaufſt dir einen Weck dazu und gehſt an den Rhein, unter die Bäume, und hältſt dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und ſage zu ihr: «Du, hübſches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirſchen!» Mein Seel! Jörg, ſie wurde röther als ihre Kirſchen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und ſag' zu dem Mädchen: «Die ſollen mir noch einmal ſo gut ſchmecken als die der Andern.» Da ſah mich das Mädchen gar ſchelmiſch an, lächelte gar herzig und ſagte: «Warum denn?»"

„«Weil ſie vom ſchönſten Mädchen ſind, das ich noch geſehen habe», ſagt' ich, «und das ich meiner Treu nimmer vergeſſen werde.»"

„Da hätt'ſt du aber einmal ſehen ſollen, wie ſie anlief! Ihre Kirſchen waren ſo roth nicht, und halb ärgerlich ſagte ſie: «Geh' nur, du Spötter! Ulze (ſpotte) über die Mädchen deines Dorfes!»"

„«Ulz' ich, ſo ſollen die Kirſchen mir Gift ſein!» ſag' ich darauf."

„Sie ſieht mich freundlich an, aber ſagt dann: «Geh' doch, die Leute ſehen ja auf mich!»"

„Bös war ſie aber nicht. Ich gehe die Salzgaſſe hinab, kaufe mir beim Emmerſchied einen Weck und ſetze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen ſtand vor meinen Augen und jede Kirſche, meint' ich, wär' eins ihrer Augen."

„Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf: ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, iſt ſie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — ſie iſt fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — ſie iſt fort, und ich wußte nicht, wie ſie hieß, nicht wer ſie war, und nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurückkam, und Die fragte, die noch da waren, lachten ſie mich aus, daß ich gerne ging und ſchwieg. Das iſt gar ſpöttiſches Volk, die vom Gau."

„In selbigem Sommer hab' ich mehr denn zehn Mal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können."

„Endlich sagte mein Vater: «Hör' mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken dir die binger Schoppen im Kopf, oder hast du dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all'! und damit holla!»"

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragezeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt, und das Jungvolk sagte: «Er will ein Kapuziner im bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!» Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen, wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten ihn nicht leiden, obgleich er der reichste Bursch im Dorf und sein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!"

Wieder ging's puff, paff, und die Funken sprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Riese Goliath.

Darauf setzte sich Gottfried auf den Amboßklotz und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib noch Kind, und saß auf seinem Geldsacke wie eine Truthenne auf ihren Eiern. Keines Menschen Freund, war auch Keiner der seine."

„Ich hab' schon von ihm gehört", sagte Jörg; „sie nannten ihn nur den Erbsenspalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garſtiger Menſch, und als er zu ſterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das ſeiner Katze, die er am liebſten hatte, weil ſie ihn nichts koſtete. Er beſaß die ſchönſten und die beſten Weinberge im Thal und die beſten Aecker und Wieſen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie geſagt, er ſtarb, und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht ſteinreich geweſen. Ich war ſeit acht Tagen losgeſprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Geſell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit ſeiner Familie auf einem Wagen angekommen."

„Morgens früh ſteh' ich am Fenſter, da geht des Lipſen Thür auf und — mein ſchönes Kirſchenmädchen von Bingen kommt heraus in blüteweißen Hemdärmeln, friſch wie eine Roſe, und hat einen Eimer, um Waſſer zu holen. Mir ſchlägt das Herz wie ein Hammer auf den Amboß. Da ſieht ſie mich, und erröthet wieder wie dazumal, aber ſie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kuraſch. Sie ſieht ſich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wiſſen, daß der Nachbarſchaftsbrunnen in unſerm Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Waſſer für ſie."

„«Du biſt gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?» fragte ich ſie; und ſie nickt mit verlegenem Lächeln und liſpelt ein leiſes Ja."

„«Wie heißt du denn?»"

„«Lieschen», ſagte ſie."

„«Ich heiße Gottfried», ſagte ich darauf, und ins Ohr hab' ich ihr geflüſtert: «Viel tauſend Mal hab' ich an dich gedacht ſeitdem, denn du Hexe haſt mir's angethan!»"

„Sie lachte laut auf und lief ſo ſchnell mit ihrem Eimer davon, daß ſie ſich das Waſſer über Schuh und Strümpfe ſchüttete."

„«Daran biſt du Schuld!» rief ſie mir zurück — aber es lag kein Zorn in ihrem herzigen Geſichtchen, ſondern lauter Schelmerei."

„Mittags um ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weiſe geſtorben war, trugen wir Jungburſche

den Alten, und Lieschen reichte die Rosmarinsträuße. Mir gab sie den größten und schönsten. Ich sah recht deutlich, wie sich der Mijes, der auch in der Nachbarschaft war, darüber ärgerte; denn der Neidsack hat mir mein Lebtage nichts Gutes gegönnt."

„Damals, Jörg, war's' anders als heutzutage. Starb Eins, so wurde ein stattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch schönes Fuderchen Wein im Keller, den sich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über dies oder das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war, und nur im Flor am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte im steten Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; drum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thür und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: «Esset doch, trinket doch!» wurde ich allemal ein wenig am Wammms gezupft. Du magst dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen."

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum saß ich, da war sie auch schon da.

„«Du ißt ja gar nichts, Gottfried», sagte sie. «Gelt, wenn's Kirschen wären?»"

„«Freilich Lieschen: Kirschen, die du gäbeſt.»“

„«Geh' mit nach Weinheim, ſo ſollſt du ſie haben.»“

„«Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich dich Mittwochs in Bingen geſucht!»“

„«Geh», ſagte ſie, «du machſt mir was vor!»“

„«Bei meiner Seele nicht!» ſagte ich.“

„«Ich glaub's ja», rief ſie halblaut; «ſchrei nur nicht, denn der Blatternarbige (ſie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er iſt auch herausgegangen.»“

„«Ach, wie erſchrak ich», fuhr ich fort, «als ich dich heute ſo unvermuthet ſah —!»“

„«Bin ich denn ſo garſtig», ſchmollte ſie, «daß die Leute vor mir erſchrecken?»“

„«Ach, ſo nicht, Lieschen, ſo nicht», ſagte ich: «es war ein freudiges Erſchrecken. Wie hätte ich gerade an dich denken ſollen. Du biſt ja noch tauſend Mal ſchöner geworden, als du damals warſt, da du mir die Kirſchen wogſt. Wo warſt du aber, daß du den ganzen Sommer und Herbſt nicht mehr auf den Markt kamſt?»“

„«Bei meiner Baſe in Flonheim», entgegnete ſie.“

„«Da wirſt du wol nicht mehr an mich gedacht haben?»“

„«Ei», rief ſie, mich ſchalkhaft anlächelnd, «wer wird auch ſo an die Buben denken? Was bildeſt du dir ein?»“

„«Aber ich habe ſtets an dich gedacht und bin ſo traurig geweſen, als ich dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Luſt am Leben verlor.»“

„«Ei, wer wird ſo thöricht ſein!» lachte ſie.“

„«O du leichtſinnig Mädchen», rief ich trauernd aus, «du weißt nicht, was es heißt, ſich recht lieb haben.»“

„«Muß ich dir das denn ſagen?» flüſterte ſie kichernd.“

„«Haſt du mich denn lieb, Lieschen?» fragte ich dringend und ſtürmiſch.“

„Sie ſchwieg; aber ſie ließ mir ihre Hand.“

„«Geh', ſag's, Lieschen», flehte ich.“

„«So was ſagt man nicht»; rief ſie ſchelmiſch und wollte fort. Ich hielt ſie.“

„«Lieschen», ſagte ich, «iſt ein Schmied in Weinheim?»“

„«Gewiß!»“

„«Braucht er einen Geſellen?»“

„«Das weiß ich nicht; warum denn?»“

„«Ich will hinkommen, um dich alle Tage zu sehen, und wenn ich umsonst bei ihm arbeiten müßte.»“

„«Das kannst du sparen; denn mein Vater zieht hierher, und dann sind wir ja Nachbarsleute und sehen uns alle Tage hundert Mal.»“

„«Heida!» rief ich, «so bringen mich zehn Gäule hier nicht weg! Ziehst du gerne her, Lieschen?»“

„«Wenn — du — da bleibst!» raunte sie mir ins Ohr, und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause.“

„Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hierauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen bis die Gäste weggegangen, und dann machte ich mich auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: «Gute Nacht, Gottfried; morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast du's gehört?» — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu, und sie that, als sähe sie es nicht, und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück, und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte dies und das, und ich gab ihr immer freundlichen Bescheid, denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht.“

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden, und sie sah es gerne, daß ich

viel mit der Mutter ſprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben, und ihr zu ſagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich ſchöne Weinberge bekommen würde und einſt eine brave Frau recht gut würde ernähren können."

„Das Lieschen lächelte ſchalkig dabei und dachte gewiß ſein Beſtes. Endlich erreichten wir den Rhein und unſere Wege ſchieden ſich. Ich mußte links, ſie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden ſchon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen ſie. Ich ſtand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ginge ein Stück von meinem Herzen mit."

„Solange ich ſie ſehen konnte, blieb ich ſtehen. Mehrmals ſah noch das liebe Mädchen ſich nach mir um, bis der vortretende Berg ſie mir entzog, und ich ſtille und traurig meinen Weg dahin ging."

„Doch, Jörg, wir vergeſſen die Stange. Sie glüht weiß, wir müſſen ſchmieden!"

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifſtange mußte gerundet werden. Als ſie wieder in die Eſſe gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirſt mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich ſang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müſſe das Kloſtergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte ſich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen ſei. Er ſah mich oft forſchend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, ſcherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter Jakob's Frau iſt. Seit ich Geſell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich ſo zu necken, und als er's wieder einmal verſuchte, wies ich ihm zwei Fäuſte, vor denen er Reſpect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschen's Aeltern in des alten Lipſen Haus zu uns ins Dorf zogen. Das war eine Geſchichte, von der man in allen Spinnſtuben plauderte. Da wußten ſie genau, was die Alles mitgebracht; wie viel Zinn, wie viel Getüche, wie viel Korn, wie viel Spelt und wie viel baar Geld. Du weißt, Jörg, wie das ſo geht und wie ſie in

den Spinnstuben die Leute durch die Hechel nehmen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man sich denn auch, ich habe so fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall die Hand geboten und sei darob bei den Alten gut angeschrieben, und das Lieschen sehe sich die Augen fast aus nach mir. Wenn das Lieschen Wasser ziehen wolle am Nachbarschaftsbrunnen in unserm Hofe, dann lasse ich Ambos und Esse im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch seien wir jetzt zu einer Spinnstube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Einestheils hatten sie nicht ganz Unrecht dabei; denn ich that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Wasser ziehen. Da sich Lieschens Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, so gab's in unserer sehr geräumigen Stube eine Spinnstube, wo aber Niemand hinkam als die zwei Haushaltungen. Du begreifst, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich stets neben Lieschen saß; wenn die Alten miteinander redeten, so flüsterten wir miteinander, und freuten uns schon auf die Kirchweih', wo ich sie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie schön das Lieschen wäre. Viele meiner Alterskameraden gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meisten aber der reiche Mijes."

„«Ei», sagte er einmal, als ich nicht dabei war, «der Simpel meint, er bekäme das schöne Lieschen. Das soll er sich vergehen lassen! Das Mädchen ist für mich: denn ich allein bin so reich wie sie, und so einen rußigen Schmied nimmt sie vollends nicht.»"

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der sich nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es gesagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's gesagt, das, seitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit so trübem und traurigem Auge ansah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn stellen, so wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du mir hin, wir begegnen uns an der Kirchweih' schon."

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich sah Lieschen alle Tage zwei, drei Mal am Brunnen und konnte mit ihr kosen: ich sah sie jeden Abend in unserm

Hause, wie ihre Finger den feinen Faden drehten und sie die frischen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?"

„So kam der Mai, und du weißt, am ersten Sonntag im Mai ist unsere Kirchweih'. Schon früh rotteten sich die Kirchweihburschen zusammen. Als auch ich mich dazu gesellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die andern Bursche hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt, und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr. Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen und Gläsern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeschenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgeloost wurde, und trugen die Liste und die Nummern nebst einem Tintenfaß zum Einschreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unsere Flaschen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durchs Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuser der erwählten Mädchen. War einer aufgespielt, so ging der Bursch hinein, holte das Mädchen und dies steckte ihm den Rosmarinstrauß mit rothen Bändern an den Hut."

„Als ich vor Lieschens Haus anlangte, mußten mir die Musikanten ihren allerschönsten Tanz aufspielen und, das muß ich sagen, der Lenz von Caub, der die Clarinette blies, spielte aus dem FF heraus, daß man schon auf der Gasse hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschens Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgesetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem schönen Kinde die Kirchweih halten zu dürfen. Sie gaben's zu, und Lieschen holte den Prachtstrauß, den sie an meinen Hut steckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerschönste von allen auf der Kirchweih."

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, sie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen: sie flöge nur

ſo herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken ſollen, daß die Freude ſo ſchnell enden ſollte!“

„Alle Leute ſahen auf uns Zwei und ſagten laut, wir ſeien das ſchönſte Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen ſchämte ſich ſchier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.“

„Einer aber ſchlich herum wie die Schlange im Paradies; — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich ſah's ihm wol ſchon lange an, daß er mein Lieschen gerne ſah; und je mehr ihn das Mädchen von ſich wegſtieß, deſto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich!“

„Einmal kam er zu mir und ſagte: «Gottfried, laß mich mit deinem Schatze tanzen.»“

„Ich dachte, was thut's, und fragte Lieschen. Die aber wisperte leiſe: «Sag' Nein! ſag' Nein!»

„Da ſteigt mir der Kamm; ich denke an ſeine giftigen Worte und ſage ſpottend: «Aufs Jahr, Mijes, auf's Jahr! Jetzt will ich ſelber mit Lieschen tanzen.»“

„Da hätteſt du ſeine Wuth ſehen ſollen!“

„«Simpel», rief er, «Kapuziner! Du haſt wahr geredet! Aufs Jahr tanz'ſt du nicht mit ihr!»“

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwol Lieschen mich halten will, ſpringe ich auf ihn zu und ein mörderiſcher Schlag ſtürzt ihn zu Boden. Alles ſpringt auf und will abwehren. Das war aber zu ſpät. Der Mijes rafft ſich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufſpritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt.“

„«Er iſt todt! er iſt todt!» ſchrien die Frauen durcheinander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Flurſchützen, die mich gefangen nehmen.“

„«Führt ihn ſogleich nach Bacharach vor das Oberamt!» ruft er, und einem Andern befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führte mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände, und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.“

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er iſt todt! Das

hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarste Verzweiflung ergriff mich.

„«Armer Gottfried», sagte der eine Flurschütz, «deine Freude endet schlimm! Ich wollte dir wünschen, du wärst über den Rhein, denn in Lorch ist es Mainzisch und du hast nicht weit ins Reich.»"

„Das Wort lief wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rhein lagen ja Nachen, und ich konnte fahren, wie ein Fischer. Kaum erreichten wir das Rheinufer, so war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten sich um und gingen ruhig heim, und ich durchschnitt mit dem Kahne die Flut des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen aufs Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief so schnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Vandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann schenkte er mir Geld und schickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewissen ist eine schreckliche Macht. Es ist wol, wenn eine Schuld darauf lastet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr sagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unserm Wandgetäfel rastlos nagte. Ach, Gott, wie war ich so elend! Nachts schloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, so scheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleischte mein Herz. Lange konnte es selbst mein damals fast riesenhafter Körper nicht ertragen, und in der Stadt Frankfurt fiel ich aufs Krankenlager und wurde in das Spital gebracht."

„Hier fiel ein Lichtstrahl in meine Seele, denn ein frommer Geistlicher trat an mein Bett und gab mir Trost. Ich genas langsam und erst im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu sammeln zur Weiterreise; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatz meiner Freveltat. Gott allein, der in das Herz schaut, kannte mein Leid. Er allein sah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß."

„So wanderte ich denn durch das Hessen- und Sachsenland, bis in die Berge Schlesiens; ging von da nach Wien.

Von Wien aus reiſete ich durch das Tirol nach der Oberpfalz und dann durch Württemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfe ich nicht. Ach, meine armen Aeltern, mein armes Lieschen, rief ich oft troſtlos aus, wie hab' ich euch Herzleid gemacht, ſtatt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen, und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich ſo elend gemacht hatte. Keine Tanzmuſik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderſchaft das Heimweh. Das kam ſo. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Vandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schickſale wußte, weil er ſchon damals, als ich bei ſeinem Vater Hülfe ſuchte, auf der Wanderſchaft geweſen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimat wieder zu ſehen, die ſich in jedem ſeiner Worte ausdrückte, das ſtete Plaudern vom ſchönen Rheine, weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich, mit ihm zu reiſen nach der Heimat."

„Alle Gründe, welche ich entgegenſetzte, widerlegte er, und ich mochte wohl merken, daß er ſich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimat für mich; denn der brave Burſch zog ſich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerſtehen und ſagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebenſowol der Reue über meine im Zorne verübte Unthat als dem verlorenen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerſtörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Aeltern und der Schweſter, die damals noch ein Kind geweſen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit."

„Der Heinrich Vandemer weinte mit mir, er war eine gute Seele. «Du armer Gottfried», ſagte er, «nun begreife ich dein ſtilles Leid und deine Sehnſucht nach der Heimat und deine Furcht, ſie wieder zu ſehen; aber wart', du ſollſt von ihr hören. Bleib' hier. Ich ſchreibe dir gleich und ſchreibe dir Alles.» Und er ging hin, wohin ich ſo gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte."

„Das Eisen glüht", sagte Gottfried plötzlich, und fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören, denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerm Kampfe. Dieses Mal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reifen gelangen und zusammengeschmiedet werden, und das kostete manchen herben Schlag und mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf den Ambosklotz, stopfte seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisendraht, den er zu diesem Zwecke immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Glut schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maß des Elendes zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zu viel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Aeltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt, oder was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Andern Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen."

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lorch, von Heinrich Vandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir, und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz auf weiß zu sehen, was ich im Geiste so lange schon gesehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„«Gott zum Gruß», schrieb er, «und Christus zum Trost, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Ostern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweih' in Deinem Dorfe abwarten und dann hin-

überfahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die alle beide noch leben und sind noch bei guter Gesundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit dessen Nachen Du damals durchgingst. So bin ich denn am ersten Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu Deinem Vater sagte: Meister, ich bringe einen schönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geschickter Obergesell in Arbeit steht. Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die fast zusammenfiel, als sie hörte, Du lebest noch; denn sie haben Dich Alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geschrieben hast auf Deiner Wanderschaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müssen, was ich nur wußte, und sie haben Freudenthränen vergossen und mir gesagt, ich solle Dir schreiben, Du solltest gleich, cito kommen, daß Dir Dein Vater die Schmiede übergäbe, sintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.»"

„«Darauf hab' ich gefragt: Meister, darf er denn kommen, der arme Gottfried? Hat er gesagt: Wer wehret's ihm denn? Der Mijes ist ja nicht todt, wie er meinte, sondern frisch und gesund, und freiet an seinem Lieschen und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut soll Handstreich und Verlobung sein oder ist schon gewesen. So er aber kommet, nimmt's ihn sicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, so rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komm.

Dein getreuer Kamerad

«Lorch, am Rhein, Heinrich Vandemer.»"

den 3. Mai in diesem Jahr.»

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tausendmal gelesen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich dir kaum zu sagen. Alle Noth wich vom Gewissen. Auf meinen Knien hab' ich Gott gepriesen, daß er mich erlöst von meiner Angst und Qual. Die Jahre, durch welche ich sie getragen, waren vergessen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen seine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröstete mich dabei, das nämlich, daß zwischen Handstreich

und Hochzeit bei uns meist ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennte und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköstigen ließ bis Lorch. Der that's gern; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und so kam ich wohlfeil und schnell in die Heimat."

Jetzt aber gab es eine längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geschah mit aller umständlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif stellenweise abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geschlagen und zuletzt aufgelegt und festgenagelt. Es war eine schwere Arbeit und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie setzten sich auf dem Amboßklotze nebeneinander, und auf Jörg's Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir fast laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondlose Herbstnacht legte sich so recht sackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhause Lieschen's war es so helle. Ich mußte einmal zum Fenster hineinsehen, ob ich sie erblickte."

„In der Stube war's sehr lebendig. Der Bäcker stand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehre Mädchen saßen am Tisch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Rasselgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeittage die Braut dem Bräutigam vor die Brust zu stecken pflegt. Der Mijes saß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft miteinander. Lieschen sah ich nicht. Endlich ging die Thüre auf und sie trat mit dem Lichte herein."

„Fast hätte ich laut aufgeschrien. Wie war sie verändert! Die Wangen waren bleich, das schöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einst so lebenvolle Gestalt war ein Anschein der Erschlaffung, des Krankseins, über das dennoch so schöne Gesicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch selbst die Gleichgültigsten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da!"

„Sie ſetzte ſich in eine Ecke, daß ich ſie ſehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte ſie nicht; auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge ſie das Alles gar nichts an. Eine Weile ſaß ſie ſo und ſtarrte vor ſich hin; dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit der Schürze. Sie mußte wol ſchluchzen; denn mehrmals ſah Mijes nach ihr hin, ſtand dann auf und trat zu ihr. Er legte ſeinen Arm um ſie; aber ſie entwand ſich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen: ſie drückte ihn von ſich. Zuletzt ſtand ſie auf und ging aus der Stube."

„Ich hatte genug, mehr als genug geſehen. Mit bluten dem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhauſe zu."

„Wer könnte die Wonne und Freude der Aeltern faſſen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübſches Mädchen geworden, die mir weinend am Halſe hing. Kaum aber war der erſte Sturm der Freude und der Begrüßung vorüber, da erzählten ſie mir, wie es drüben ſtand."

„Sie hatten mich Alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder geneſen war, machte er ſich an Lieschen; aber ſie ſtieß ihn mit Abſcheu von ſich. Mijes ließ ſich nicht abſchrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete ſie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, ſo machte ihm der Vater Lieschen's ein freundlich Geſicht. Ueberdies war er der reichſte Burſche im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipſen Bruder."

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig miteinander und das arme Lieschen litt erſchrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und ſagte: «Läg ich doch im ſtillen Grabe, ſo wär' ich bei ihm!» Alles wurde verſucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater ſelbſt harte Behandlung. «Ich fürchte», ſagte meine Mutter, «ich fürchte, ſie trägt ſchon ihr Todtenhemd: denn ſie iſt ſo bleich, ſo abgezehrt und hüſtelt immer ſo trocken. Ihr Auge iſt nie ohne Thränen. Denke dir nur, als ſie ihr Jawort gegeben und ihren Handſchlag, was ſie ihr abgequält haben, da iſt ſie ohnmächtig und darauf ſchwer krank geworden. Als ſie ſich wieder erholt, da iſt der Bandemer

von Lorch gekommen auf die Kirchweih und hat uns deinen Gruß gebracht, Gottfried.»"

„«Habt ihr's ihr denn nicht gesagt?" fragte ich mit angstvollem Beben.»"

„«Gewiß», sagte die Mutter."

„«Und was sagte sie?»"

„«Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen springen. Es ist zu spät, rief sie aus, es ist zu spät! Seitdem ist alles Leben aus ihr gewichen, sie ist nur noch ein Schatten; und morgen ist Hochzeit.»"

„Ich saß da, den Kopf in die Hand gestützt, und eine Thräne jagte die andere. Essen konnte ich nicht, schlafen konnte ich nicht."

„Am andern Morgen stand ich früh am Fenster, da kam sie heraus mit dem Wassereimer und ging auf unsern Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich stürzte die Treppe herab, in den Hof, auf sie zu."

„Als sie mich sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergesunken sein, hätte ich sie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An meiner Brust erwachte sie. Lieber Jörg, laß mich schweigen von dem Leid, schweigen von der Freude, die miteinander rang in unsern Seelen. Endlich sprang sie auf und rannte hinaus und heim. Ich sah sie nicht mehr diesen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, so stolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam sein kann, der sich seines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, seine Aeltern, seine Pathen, seine Verwandten. Auch Lieschen's Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, sammt den Brautjungfern."

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen und sie kamen heraus, zuerst die geschmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte sie unendlich schön. Sie sah mir ins Auge und nickte mir zu. Mir schwindelte. Ich sah nicht den Bräutigam mit seinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte laut. Ueberall schoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als

wären alle diese Schüsse mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz."

„Ich lag noch so da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen standen gruppenweise bei einander und erzählten sich etwas mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangst, wie der kalte Tod: aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte sie sich einen Tod angethan? — oder was war geschehen, daß die Leute sich so entsetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual."

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. «Hast du schon gehört, Gottfried, was geschehen ist? Denke dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer sie fragt, ob sie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, sagte sie fest und laut: Nein! Mit Entsetzen fragt der Pfarrer noch einmal, und sie sagt darauf: Nein: ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott sage ich Nein: denn ich will lieber sterben, als seine Frau werden.»"

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater rast schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie?»"

„Ich sah durchs Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu: aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang."

„Ich will dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschens Vater mich sah. Ich ertrug Alles stille und geduldig, denn ich fühlte wol, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde."

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte still. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Bläße wechselte auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. «Auf den Tod haben sie mich geplagt», sagte sie, «aber ich hielt dir die Treue. Zuletzt sagten sie, du seist todt. Da

lag mir nichts mehr am Leben und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Aeltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —“. Sie ſchwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Bruſt. Bald darauf überfiel ſie ein Froſt, daß ſie zitterte. Sie mußte ſich zu Bette legen. — Jörg — ſie ſtand nicht mehr auf!“

Raſch ſprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank ſaß, weinte faſt laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich dir's zu Ende erzählen“, ſagte er feſt.

„Lieschen erkrankte ſchwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette. Der Doctor ſagte, ſie ſei nicht zu retten, es ſei die galoppirende Schwindſucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung ſei. Aber es war ſchrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und dieſe ſtieg ſogar mit jedem Tage. Sie ſprach immer von unſerm Zuſammenleben in Zukunft und ahnte nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderm Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiederſehen und Zuſammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beſchloſſen. Sie iſt längſt im Frieden und ich lebe und ringe noch.“

„Ach, Jörg, es war eine erſchreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft ſank mit jeder Stunde, und doch währte es noch volle ſechs Wochen, ehe die Seele ſich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder ſo lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, ſchien ſie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, ſie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß ſie ungehorſam geweſen. Ihre Mutter zog ſie an ihr Herz. Dann bat ſie mich mit unausſprechlichem Liebeston, ſie in meinen linken Arm zu nehmen: ſie wolle, ſagte ſie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entſchlief an meinem Herzen.“

„Jörg, Jörg, dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt — aber das war das Schwerſte!“

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die schwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das schöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifst du, warum ich allein durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie starb an meiner Brust — begreifst du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?"

„Damals war ich in einem Zustande der Betäubung. So stark ich auch war, die Anstrengungen der sechs schrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erste Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hause schlich und auf ihrem Grabe saß."

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas. Der Vater war alt und schwach. Er wollte mir diese seine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlassen, so gern ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meister zu werden, mußte ich ein Meisterstück machen."

„Das sollte ein geschmiedetes Kreuz sein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe steht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich selbst pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand daneben legte, weil das mein Plätzchen sein soll. Einen Hollunderschößling, der dort aufgeschossen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter gesessen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu sein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da ist. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig sein!"

Er ergriff rasch den Schlägel, um seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet, bis das Rad fertig war. Als er sich abgekühlt hatte, sagte er zu Jörg: „Nun rolle es an seines Herrn Thüre!"

Zu mir sagte er: „Komm, Kind, ich will zuschließen!"

Er schloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich stahl mich an ein einsam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf

Lieschen's Grab sehen konnte. Da saß er unter dem Hollunderbaume, bis der Abend herabsank.

---

54. Ein Blick ins häusliche Leben.

In des Apostelküfers Hauswesen herrschte noch ganz die einfache und schlichte Weise des untern Bürgerstands Bacharachs, wie sie sich bis in den Anfang unsers Jahrhunderts erhielt, wo die leckende Cultur und der Luxus unserer Tage Manchem eine andere Richtung und Gestalt gab, die freilich nicht zum Besten gereichen dürfte. Stille und Ordnung, Reinlichkeit und pünktliche Erfüllung der Geschäfte, die Stand und Beruf und der unabänderliche Wille der ordnenden Hausmutter Jedem anwies, war hier im geregelten Gange. Die Mutter spann und ordnete; that die Hauptgeschäfte des Hauses, regierte in Kisten und Kasten, und die Tochter kochte und besorgte das Reinigen und alle Dienste, welche einer Magd oblagen, die damals noch nicht in den Häusern dieser Bürgerclasse zu sehen war. Der Vater arbeitete im Keller und in der Küferwerkstätte, ging auf die Zunftstube, wo er als Altmeister gebot, oder auf das Rathhaus, wo er als Rathsbürgermeister im Rathe der vier Thäler saß. Diese Stelle, obwol sie den prunkenden Titel hatte, war indeß nichts mehr und nichts weniger als die eines Stadt- oder Schöffenrathes, wenn auch nicht im Sinne einer spätern Zeit: denn der Viertälerrath entschied damals noch bis zu fünf Gulden Strafe und nahm eine sehr freie und kräftige Stellung im innern Verwaltungswesen an. Das Blutgericht, welches er früher besessen, war freilich längst abhanden gekommen, und deß war man froh.

Auch heute war der Vater in der Rathsstube, und schon hatte es elf Uhr geschlagen auf dem Stadtkirchthurm und auch das helle Klosterglöcklein hatte geläutet und der Vater war noch nicht da.

„Die müssen heute viel zu verschneiden haben", sagte halblaut Frau Ickrath, „daß sie die Eßglocke nicht hören und die Haushaltung in Unordnung bringen. Geh', Lenchen, melke die Kuh. Ihr Futter hat sie ja?"

Lenchen bejate.

„Das Mittagseſſen will ich in die Ofenkachel ſtellen, daß es warm bleibe, bis er endlich kommt. Es iſt doch gar keine Hausordnung mehr zu halten", grämelte ſie halblaut. „Der Bürgermeiſter muß eine ſchöne Wirthſchaft haben. Gott behüte unſereins davor!"

Lenchen war während dieſes halblauten Selbſtgeſprächs hinausgegangen, um in der Küche den blanken Melkeimer zu nehmen, mit dem ſie dem reinlichen Stalle zueilte. Die glänzende Kuh ſah nach dem Mädchen, das ihr ein Stück nahrhaften Brots mitbrachte, ſie ſtreichelte und ihr liebkoſte. Als ſie das Brot mit Behagen genoſſen, Lenchen's kleine Hand geleckt, und dieſe ihr neues Futter in die Raufe gelegt, ſchob Lenchen den halbrunden Melkſtuhl zurecht, ſetzte ſich, den Eimer zwiſchen den Knien haltend, die weiße Stirn wider die Seite der Kuh lehnend, und bald rauſchten die Ströme der duftenden Milch in dem Gefäß unter Lenchen's runden, weißen Fingern.

O. Glaubrecht

55. Der Gallusmarkt.

Es war Gallustag des Jahres 17.., und in Grünberg, dem freundlichen Städtchen im Lande Heſſen, war Jahrmarkt. Weithin über die Felder am weſtlichen Theile der Stadt breitete ſich eine vielfache Reihe von Zelten aus, manche einfach von Leinwand, manche groß und mit mehr Kunſt von Baumäſten aufgeführt, zum Nutzen und Vergnügen der Marktgäſte. Da ſah man hoch aufgeſchichtet die Holzwaaren vom Vogelsberg, Löffel und Küchengeräthe, zierlich mit Figuren geſchmückt, und vor allem Spinnräder, bunt von Farben und künſtlich ausgedreht, mit Ringlein und hölzernen Springmännlein, die bei jedem Umſchwung des Rades tanzten. Zwiſchen den Spinnrädern durch gingen

ſittig und prüfend die Mägdlein, mit den Krämern feil ſchend, und der Winterabende gedenkend, wo die bunten Räder zum luſtigen Geſpräch der Spinnſtube ſchnurren ſollten.

Und neben die Spinnräder hatten die Bänderkrämer aus Sachſen ihre Buden aufgeſchlagen. Hoch von den Stangen herab flatterten luſtig und lockend, von Seide und Wolle, theuer und wohlfeil, aber brauchbar und ſehr beliebt, die bunten Bänder, und die Krämer prieſen den Mägdlein die breiten mit Flittergold durchwirkten Streifen zu Rockenbändern an.

Von vielen Kunden beſucht, bekannten und unbekannten, und manchen Gruß rufend und manchen Händedruck gebend, ſah man dort die Schuhmacher von Alsfeld und Homberg guten Markt halten, während die Meſſerſchmiede von Lauterbach mit den Kindern um die Batzenmeſſerlein feilſchten, klein und mit hölzernen Stielen, indeß der Kaufmann von fern her auf dem Nagel den Stahl der Meſſer und Gabeln prüfte und dutzendweiſe ſie mit ſich nahm.

Hell glänzten dort in der Octoberſonne die Zelte und Buden der Blech- und Kupferſchmiede von Grünberg, und ihnen zur Seite hatten auf dem grünen Raſen einer Wieſe zwiſchen den Herbſtzeitloſen, die Niemand beachtete, die Töpfer von Marburg und Hauſen ihre bräuchliche Waare ausgeſtellt.

Es war gute Zeit im Lande, die Ernte war reichlich ausgefallen, in den Säcken des Bauers war Geld und die Kaufleute waren billig und ließen Alles um den halben Preis, wie ſie ſagten, aus lauter guter Freundſchaft. Wohin man nur ſah, da bemerkte man frohe Geſichter. Selbſt um die Bude eines reiſenden Doctors her gab's mehr Lachen als Weinen; denn ſo ſchrecklich der Mann ſelber ausſah in ſeiner ungeheuren Perücke und ſeinem dreieckigen Bordenhut darauf und ſeinem rothen Rock mit thalergroßen Stahlknöpfen und ſeinem Halsband von Menſchenzähnen; ſo hatte er doch neben ſich ein Männlein ſtehen, bunt gekleidet und immer lachend, das mit ſeinen Späßen auch die bitterſten Pillen und Pulver verſüßte, und ſo drollige Geſichter ſchnitt, während er die Köpfe zum Zahnausziehen hielt, daß aller Schmerz nicht der Rede werth war. Und was doch in der Bude gegenüber das Bier ſo trefflich ſchmeckte und

die Würste so lieblich dufteten; denn wer that's je den Metzgern von Grünberg in ihrer Blutwurst gleich! Nur Einer wagte zu versichern, die seine sei besser, fetter und delicater, das war ein Metzger aus Schotten, der seine Bude nicht fern von dem Grünberger aufgeschlagen hatte, und allen Kunden mit Stirnrunzeln nachsah, die hinüber zu dem Grünberger gingen; „denn Schotten", sagte er, „liefert die beste Wurst auf weit und breit"; und „alls herein, meine Herren", rief er, „alls herein, hier ist Alles zu haben für Mund und Herz, Musik und Schauspiel, wenn's beliebt!" Das Schauspiel war aber eine Gesellschaft von Hunden, theils in Vordenröcke gekleidet, mit Hüten und Perücken auf den Köpfen, theils in Reifröcke gehüllt und die Damen vorstellend. Die führten nach dem Ton einer Sackpfeife, die ihr Herr blies, allerlei kurzweilige Tänze aus, machten einander Diener und Knickse, und benahmen sich ganz anständig, bis ein Spaßvogel ihnen ein Stück Wurst zuwarf, worauf sie schnell in ihre Hundenatur zurückfielen.

Da gab's unmäßiges Gelächter, in das eine Schar von Knaben aus vollem Halse einstimmte, die mit Holz und Strohbündeln unter den Armen den benachbarten Höhen zueilten. Denn wer mag ein Knabe sein in der guten Stadt Grünberg und kein Gallusfeuer sehen! Zwei Freuden auf einmal; von den Höhen herab den Markt sehen mit seinem bunten Gewimmel und vor sich das Gallusfeuer! Da klingt erst das Lied recht gut:

Gallmarkt ist da!
Drum heraus
Aus dem Haus!
Wer Bier hat, der trink's,
Wer Holz hat, der bring's
Zum Gallusfeuer,
Zum Gallusfeuer!

Während so Geschäftigkeit und Frohsinn den Jahrmarkt belebte, schallte durch das Getümmel hindurch der dumpfe Ton einer Trommel, in den sich schrillend die Melodie einer Querpfeife mischte. Alles, was abkommen konnte, drängte sich der Stelle zu, und man sah, was man lange nicht gesehen hatte, zween Polacken in Pelzkleidern und mit großen Prügeln in den Händen, die führten an einer langen Kette

einen Bären und auf dem Rücken des fürchterlichen Thieres saß, o Wunder und Entzücken! ein Aeffiein in einem rothen Jäckchen, sonst nichts um und nichts an. Das Aeffiein tanzte auf dem Bären und schlug Purzelbäume, und aß Aepfel und warf die Kruzen nach den Zuschauern. Und der Bär tanzte auch, aber viel ungelenkiger, und schien gar keine Freude an seinem Tanzen zu haben, und bekam viele Prügel, daß er zum Entsetzen von Jung und Alt erschrecklich brummte.

E. T. Luchs.

56. Sparsam im Kleinen und wohlthätig im Großen.

Auf einer Reise durch Holland wurde August Hermann Franke mit seinem Reisegefährten Ehlers einstmals auch zu einem reichen Kaufmann in Amsterdam eingeladen. Das war dem treuen Waisenvater eine willkommene Gelegenheit, auch an dieser Pforte um ein Geschenk für sein Waisenhaus anzuklopfen. Zur Abendzeit finden sich die Gäste ein und werden, da der Hausherr augenblicklich nicht bei Wege ist, in das Besuchszimmer geführt, welches jedoch von keinem Schimmer ihnen erhellt wird. „In diesem Hause, wo man die Sparsamkeit bis auf ein wenig Licht ausdehnt", spricht Einer zum Andern, „wird die Wohlthätigkeit schwerlich wohnen." Auch als der reiche Holländer in Person erscheint, man sich gegenseitig zu erkennen gegeben und wol eine Stunde unterhalten hat, wird kein Licht gebracht; ja, der Handelsherr sagt es geradezu heraus, daß er gern unnützen Lichtaufwand vermeide; es sei ihnen Dreien ja doch um das Sprechen und nicht um das Sehen zu thun. Beim Abschiednehmen endlich ruft er nach Licht, holt aus seinem Verschluß ein paar ansehnliche Geldanweisungen und behändigt sie

Franke für ſein Waiſenhaus. Franke macht darüber große Augen und ſpricht mit ſeinem Danke auch zugleich ſeine große Ueberraſchung aus. „Bei der großen Sparſamkeit, welche man in dieſem Hauſe wahrnähme", ſagte er, „habe man einen ſo reichen Beitrag, wie dieſen, nicht erwarten dürfen." „Mynheer Franke" (mein lieber Herr Franke), ſagte der Holländer, „wer nicht im Kleinen ſparſam iſt, kann nicht im Großen Gutes thun. Wer nicht beim Unnöthigen abbricht, hat oft für das Nöthige nicht genug."

F. W. Hackländer.

57. Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, ſo will das nicht ſagen, er habe ein Steinſchloß von einem Percuſſionsſchloß nicht unterſcheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Haſen im Winter ſchießt. Nichts weniger, beſagter Mann kannte ſogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe geſprochen. Hierin war er ſehr correct, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wol begegnen, daß er Jemand verſicherte, ſeine Lichter ſeien außerordentlich gut und über ſeine Ständer könne er ſich nicht beklagen.

Soeben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woſelbſt Füchſe, Haſen und Böcke geſchoſſen werden. Beſonders auf Letzteres freut er ſich außerordentlich; denn obgleich er geſprächsweiſe wol von dieſem oder jenem ſchwierigen Schuſſe ſpricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geſchlechts beigebracht, ſo iſt die Sache doch

im Grunde eine Dichtung, was er vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe, die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Also die Einladung ist angenommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh 7 Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor 7 Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich“, antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen neuen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis übers Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt verstatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft, mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet, Alles aufs neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich

meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten. — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel!" — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zustande besitzt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?" Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst ins Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der trostlos dasteht und sich nach den ersten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbstfeier genommen und nachdem er an einem schönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt ins Futteral gesteckt und das Putzen vergessen. Glücklicherweise ist der sehr biegsame und schmiegsame Ladstock nicht eingerostet und Herr und Diener beschäftigen sich sofort mit einer sehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbstnachfeier. — Was ist zu

thun? das Gewehr muß geputzt sein, und da es unterdessen 11 Uhr Abends geworden ist, so muß man sich selbst damit beschäftigen. Die Waffe wird auseinander geschraubt, und nach zweistündiger mühsamer Arbeit tritt der feste Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie ist sauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hose etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung ist, schlägt es 2 Uhr und da der Postwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb 3 abfährt, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu sein, wirft sich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, setzt den Jagdhut mit der Spielhahnfeder auf und wickelt sich in den Mantel. Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. – Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deshalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb 7 Uhr und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brot und Butter.

Unterdeſſen wird es Tag und vor dem Gaſthofe verſammeln ſich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände ſtecken in dichten Filzhandſchuhen. Die meiſten führen einen langen Stock und Alle ſpringen im Schnee herum, ſchlagen in die Hände, um dieſe zu erwärmen, und blaſen ihren Athem in dicken Dampfwolken von ſich. — Jetzt kommen auch einige herrſchaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter ſich, deren einer einen Frühſtücksranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Naſen; ein Anblick, der den Jagdliebhaber jetzt um ſo ſchmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt, eine behagliche Wärme auszuſtrömen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tiſche ſteht.

Dort ſteigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornſteinen des Dorfs hier und da aufzuſteigen beginnt. Die Jagdhunde ſchauen empor und ſchütteln ſich. — Eben iſt die Chokolade und ein ganzer Teller voll geröſteten Brots mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entſteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf ſeinem Landgute wohnt, kommt mit einigen andern Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unſer Herr ergreift ſein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgeſtellt und läßt ſich vorſtellen, und iſt in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorfe beginnt der erſte Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn von X. führt unſern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während ſie ſo im Schnee dahingehen, leitet der Jäger die Converſation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr ſo kalt ſei, wie geſtern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdeſſen emporgeſtiegen ſind, und ſchüttelt halb verdrießlich mit dem Kopfe, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß ſei und ſich leicht zuſammenballen laſſe.

Bald iſt der Stand erreicht, die Beiden werden aufgeſtellt und da die Treiber einen weiten Weg zu machen

haben, ſo geſellt ſich der junge Herr zu unſerm Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgeſpräch, aus welchem der Letztere zu ſeinem großen Schrecken erſieht, daß Jener heute wahrſcheinlich zum erſten Mal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling iſt, er ſpricht vom Haar des Haſen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelſtunde iſt es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd geweſen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden ſeines Gewehrs behülflich zu ſein. — Man kann ſich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erſcheinen ſchon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigſten Anweiſungen, und bittet ihn aufs dringendſte, nicht auf den Weg zu ſchießen, auf dem Beide ſtehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu ſchreien, und ein einzelner Haſe kommt in voller Flucht übers Feld näher, gerade mitten zwiſchen unſern beiden Freunden. Der Jagdliebhaber nimmt ſein Gewehr auf und macht ſich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geſchäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Haſt ſeinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Haſe ſtutzt, wendet ſich und will in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederſtreckt.

Bald folgen mehrere dieſer erſten Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit. Sie ſpringen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und ſtutzend vor den aufgeſtellten Schützen; ſie kommen vor und eilen zurück, ſpringen rechts und ſpringen links, ſtehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherzteſten machen einen tollkühnen Verſuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen ſich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unſerm Jagdliebhaber vorbeikommt, ſchnellt unter dem Schuſſe dahin und zeigt hohnlachend ſein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Haſen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hineinſchießt, erlegt einen

angeſchoſſenen, halbtodten Haſen, der ſich mühſam vor ihn hingeſchleppt hat. Tollkühn gemacht durch dieſen Sieg, wendet er ſich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unſer Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verſtärkt ſchnell die Ladung ſeines Gewehrs, um von dieſen letzten Früchten noch eine für ſich zu brechen.

Ein ſehr ſtarker Haſe kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los: freilich ſtürzt der Haſe im Feuer zuſammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen ſo fürchterlichen Schlag von ſeinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausſtößt. Im ſelben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geſchoſſen. Unſer Jagdliebhaber hört hinter ſich die Schrotkörner in den Schnee ſchlagen und ſteht da, von doppeltem Entſetzen gefeſſelt.

So endigt der erſte Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büſchen heraus. Viele bringen geſchoſſene Haſen mit, die in die Linie zurück gelaufen und dort liegen geblieben ſind. Der Trieb iſt ſehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt ſich die Hände, und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Haſen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen ſehnſüchtig näher, die Getödteten beſchnuppernd und hier und da den Schweiß auflekkend. Der Jagdliebhaber unterſucht mit der verdrießlichſten Miene von der Welt ſein Gewehr, und kann nicht begreifen, weshalb es ſo furchtbar ſtößt. Seine rechte Wange iſt roth und aufgelaufen, als habe er ſeit mehrern Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat ſich unterdeſſen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin- und hergejagt, ſchweben als Vorpoſten eines wahrſcheinlich ſtarken Schneegeſtöbers langſam herab. Die Haſen werden auf große Stöcke geſtreift und auf einen Wagen gehängt, der der Jagd langſam folgt. — „Meine Herren", ſagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühſtücken iſt? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühſtück tritt ein ſtämmiger Bauer aus dem Haufen

hervor; derſelbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine ſtarke eiſerne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an dieſem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieſer Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühſtück. Da ſich aber die meiſten Jäger dafür entſcheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, ſo tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren", ſagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Haide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchſe durchgehen zu laſſen, die wahrſcheinlich in Menge erſcheinen werden. — Haben Sie ſchon Füchſe geſchoſſen?" ſagt er zu dem Jagdliebhaber und dem jungen Herrn. Der Letztere verneint, der Erſte aber zeigt ſtillſchweigend ſeinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz iſt, was aber im Grunde nicht viel ſagen will. — „Alſo vorwärts!" ruft der Jagdeigenthümer. Die Förſter ſtellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derſelbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn geſellt ſich ein alter Förſter, der ihn von früher kennt und vorhin zugeſehen, wie er ſich ziemlich ungeſchickt benommen; er gibt ihm einige freundſchaftliche Ermahnungen. — „Wiſſen Sie was?" ſagt der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das iſt recht amuſant, namentlich wo es viele Füchſe gibt. Der Fuchs iſt von einer unbegreiflichen Schlauheit; er iſt im Stande, ſich in einer Wegfurche zu verſtecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen iſt." — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft ſein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie ſchon lange bei der Jägerei?" fragt er den alten Förſter, und dieſer entgegnet: „Ja, das mögen ſchon an die vierzig Jahre ſein: aber damals und jetzt, welch ein Unterſchied! Man kann das heutzutage keine Jagd mehr nennen, die paar Haſen und Füchſe und hier und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildſtand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch ſchoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe."

„Ach ja, Wölfe!“ meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?“ — „Waren auch da, junger Herr“, erwidert der alte Förster, den plötzlich die Lust angekommen schien, einiges Latein preiszugeben. „Man hat von zweien in den Zeitungen gefaselt. Ja, prosit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott straf mich, aber es waren wenigstens ihrer zwanzig.“ — „Ah!“ — „Wenigstens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen gelesen, die sie zerrissen haben, von der ungeheuern Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es so nennt, ordentlich constituirt, und der Luchs, der damals geschossen wurde, führte so eine Art Obercommando über sie. Sehen Sie“ — und damit blieb der Alte plötzlich stehen — „hier auf diesem Fleck stand ich, dort drüben auf der Haide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgestürzte Eiche liegt, sah ich sie vorbei kommen: wie gesagt, wenigstens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit.“ — „Aber“, entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geschossen, da müssen die andern noch im Lande sein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen.“ — „Das ist wol möglich“, meint der alte Förster, „freilich nicht sehr wahrscheinlich; aber was ist in der Welt nicht schon Alles geschehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müssen wir den Treibern nach, sie sind schon weit voraus.“

Die Beiden schreiten rüstig drauf los und sind bald auf der Linie, von der ausgetrieben wird. Der junge Herr versucht sein Gewehr von neuem zu laden, benimmt sich aber dabei wieder so ungeschickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathsam sei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht besser wäre, ihn an irgend einen verlorenen Posten aufzustellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden stehen gerade an der umgestürzten Eiche. — „Das ist ein sehr merkwürdiger Platz“, sagt der alte Förster. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche.“ — „Ei, und warum die Fuchseiche?“ — „Das

sollten Sie nicht wissen", meint der alte Förster, „und waren doch so viel auf der Jagd?" — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben."

„Natürlich", entgegnet der Förster. „Der Fuchs ist das schlaueste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen." — „Unglaublich!" — „Das ist noch nicht Alles", fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deswegen heißt dies hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber soviel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor allem hierher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten, wie sie können."

„Ei", meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?" — „Das thut immer der gescheiteste Fuchs, der Oberfuchs." — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz sein?" — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da." — „Das wäre mir wirklich recht angenehm." — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib." Im Abgehen fügte der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs." — „Aber", ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs." — „Sie werden mir doch nicht weißmachen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!" lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!" erwidert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufgestellt: der Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwischen dem Herrn von K. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor sich haben sie eine junge Wald-

cultur, von der ſie durch einen tiefen, mit niedrigem Geſträuch bewachſenen Graben getrennt ſind; in ihrem Rücken iſt die Haide. Der Jagdliebhaber iſt ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig iſt, einmal einen Fuchs zu ſchießen, theils weil er fürchtet, ſich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leiſe zu: „Wenn der Fuchs kommt, ſich nur nicht gerührt!“ — Die Aufſtellung der drei Herren iſt ſehr gut gewählt. Jeder ſteht hinter einer großen Buche, die ihn vollſtändig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange iſt Alles ſtill; hier und da ſteigt eine Elſter krächzend auf, oder es ſtreift ein Rabe mit ſchwerem Flügelſchlag durch den Wald. Jetzt erſchallt in weiter Ferne ein leiſes Jellow, Jellow! Doch iſt's wol nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerſt ein einzelner Ruf, dann mehrere hintereinander, und nicht lange, ſo ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, faßt krampfhaft ſein Gewehr und ſein Herz ſchlägt hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raſchelt es; er ſieht rechts Herrn von X. an: dieſer macht ihm ein dringendes Zeichen, aufzupaſſen; er ſieht links: der andere Schütze bedeutet ihm daſſelbe. Er ſtrengt ſeine Augen unglaublich an. Jetzt iſt ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verſchwindet. Das Raſcheln kommt näher — er ſieht nichts. Sein Nachbar links gibt ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er ſoll ſchießen und ſieht nichts. Drüben erſcheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus: einer derſelben wirft ſeinen Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von X. ſtößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgeſtell des Jagdliebhabers. Dicht vor demſelben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwiſchen ſeinen Füßen durch, über die Haide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es ſchwarz vor den Augen geworden iſt, wendet ſich ebenfalls

gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbarern Schlag als das erste Mal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe", sagt Herr von K., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte."

So endigt der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren", ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Kaspar mit dem Ranzen?" — „Kaspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen", meinen die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brot aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr von K. schaut ungeduldig nach Kaspar in den Wald hinein, und der alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie in einer Kirche; man hört die nassen Blätter von den Bäumen rascheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauscht. Gleich darauf ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was ist das?" fragt Herr von K. — Der alte Förster meint, es sei in der Gegend der umgestürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht sich eiligst dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit!" ruft Herr von K. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber schließt sich an.

Eilig dringt man vor. Der alte Förster hat Recht, die Schüsse sind in der Richtung der umgestürzten Eiche gefallen. Dort liegt sie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr sieht man Kaspar, den Frühstücksträger, wie er im Begriff ist, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man springt hinzu, und es ergibt sich für Jäger, die einige Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von mehrern starken Trieben hungrig und durstig sind, die trostloseste Geschichte. Kaspar vermag vor Grimm nicht zu sprechen, und so erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Scham und stotternd vor Verlegenheit.

„Ich stand", fängt er an, „lange sorgfältig umherspähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minute entfernen sie sich weiter und weiter von mir. Ich stand da, einsam und allein, nur mit meinen Gedanken beschäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich gestehe, ein Hase, selbst ein Fuchs, wäre für mich nichts gewesen, sogar der Oberfuchs nicht." — Bei diesem Ausdruck sieht sich die ganze Gesellschaft erstaunt an. — „Nein", fährt der junge Herr fort, „einen Wolf zu schießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumspuken." — Abermaliges Erstaunen. — „Alles ist ruhig. Ich sehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwischen den Gesträuchen einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Meine Herren, ich sehe im Gesträuch, keine zwanzig Schritte vor mir, einen Wolf." — Drittes Erstaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich schieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort stürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühstückskranzen geschossen."

Bei dem Worte Frühstückskranzen entsteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das ist zu arg!" meint Herr von X. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Gesträuch liegt. Man schnallt den Wolfskranzen auf. Leider hat der junge Herr sehr gut gezielt: die Blechkapsel ist mehrmals durchlöchert, und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brot schwimmen in rothem Wein. — Was ist zu thun? Der junge Herr ist durch die Scham

und Verlegenheit sattsam bestraft; Herr von X. sucht die unversehrten Trümmer aus dem Ranzen zusammen und fängt als gebildeter Mann zuerst an zu lachen. Der Jagdliebhaber stimmt eifrig ein; er ist außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeschicktern Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühstückstrieb vor sich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühstück steckt man sich eine Cigarre an; die Jagdgesellschaft mit Treibern und Hunden wendet sich über die vorhin erwähnte Haide einer größern Waldstrecke zu, wo sich nach der Aussage der Jäger ein ziemlich geschonter Rehstand befindet. — „Freilich", meint Einer, „schießen die Gemeindeschützen Alles ohne Noth zusammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd so ausgesprochenes Unglück hat, wie unsere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angesteckter, und da die Zeiten vorbei sind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geschossene Gaise dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmesser aufzählen zu lassen, so stellt man solch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Posten, da wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte starr und blau werden, wo sie nichts hören als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei sagt man ihnen nicht, auf welch schlechtem Stand sie sich befinden; vielmehr rückt der Forstbeamte, der sie anstellt, bedeutsam an seinem Hut, sieht sich schlau um und macht blos ein Zeichen mit der Hand, Alles ganz leise und geheimnißvoll, als bemerke er schon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er sagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen starken Bock geschossen."

Unterdessen wird es empfindlich kalt; die Sonne ist hinter dem Walde verschwunden, Nebel steigen auf und die Gesichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn schillern in blau, violett, roth und gelb wie eine Farbenschachtel. Ringsherum knallt es lustig, bei ihnen ist's öd und still. Plötzlich aber huschen auf hundert, hundertundzwanzig Gänge im Walde einige Rehe vorbei. Wie schlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden,

was im Laub auf dem Boden ein großes Geräusch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und strengen ihr Sehorgan unmenschlich an, um das Gewicht oder den Pinsel zu erblicken. Vergebens, sie sehen nur die Umrisse der Thiere. Die beiden Schützen erinnern sich, daß man ihnen gesagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerst hervor, aber wer von den Beiden, ob Bock oder Gais zuerst, das haben sie vergessen. Die Rehe kommen näher, erschrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere schießt, kann auch ich schießen, der wird den Bock schon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und schießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuern Sätzen zwischen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr schickt den Fliehenden zwei Schüsse nach; aber es stürzt nichts.

Der Trieb ist beendigt und Alles versammelt sich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geschossen?“ sagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müssen ja vier Rehe angelaufen sein.“ — Von unsern beiden Nimrods will eben Jeder versichern, er habe dem starken Bock, der darunter gewesen, ein Tüchtiges versetzt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich gesehen, es seien vier Gaisen gewesen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verstummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geschehen ist!“

Die Jagd ist zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erste Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beschluß der letzte und beste Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umständen, d. h. mit Erbsen, Schweinefleisch, Blutwurst u. dergl. aufgetischt ist. Man ißt sehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hause.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in sein Zimmer; ihn fröstelt und er läßt sich einen Kamillenthee machen, der auch seine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem starken Husten und Schnupfen auf. Sein Barbier erschrickt, als er ihn im Bette liegen sieht, und bringt ihm einen Handspiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers ist fürchterlich angelaufen. — Um 10 Uhr bringt ihm sein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der

ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu schießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterscheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geschossen worden. Der Jagdliebhaber seufzt und nimmt den ersten Löffel einer seiner bittern Arzneien, die ihm der Arzt verschrieben

Friedrich Sass.

58. Ein holsteinischer Bauernhof.

Im ganzen Dorfe hatte Vagler das schönste Besitzthum. Hoch über Eichen und Buchen empor ragte das stattliche, alterthümliche Strohdach seines Bauerhauses. Sein Vater und sein Großvater hatten unter demselben Dache das Licht der Welt erblickt und waren unter demselben Dache gestorben, um ihm eins der schönsten Bauergüter zu hinterlassen, eine der prächtigsten Besitzungen, wie sie der saftige Osten Holsteins nur aufzuweisen vermag. Das hohe Strohdach senkte sich, von Moos überwachsen, bis auf die niedrigen Grundmauern, und diente schon seit langen Jahren einer und derselben Storchenfamilie zur Sommerresidenz. Dem breiten Wege, der durch das Dorf ging, wendete sich die Vorderseite entgegen. Durch den hohen Thorweg, durch den schon so mancher Erntesegen hereingeschwankt, that man einen Blick in die patriarchalische Einrichtung dieses Bauernlebens, welches sich in dem östlichen Holstein zum Theil noch in altdeutscher Einfachheit erhalten hat und wovon im mittlern und südlichen Deutschland alle Vorstellungen fehlen. Wir begegnen hier noch einem altsächsischen Elemente.

Ueber dem Thorwege las man mit rothen Buchstaben „Renovirt Anno 1789." Seitdem war nichts an dem Hause geschehen. Höchstens hier an einer schadhaften Stelle etwas Mörtel eingefügt und dort, wo der Sturm zu arg gewüthet,

ein neues Strohbund auf dem Dache eingebunden. Aber trotzdem sah das Bauernhaus sehr stattlich aus. Es war noch ein Bau von altem Schrot und Korn, es war ein Bau für Generationen, für die Stetigkeit des Eigenthums in einer und derselben Familie. Das Eichenfachwerk der Fronte wurde unter saftig-grüner Oelfarbe gehalten und gab dem Ganzen einen recht frischen, heitern Eindruck. Daß hier ein freier Bauer auf eigenem Grund und Boden wohne, mehr selbst Aristokrat, als eine Aristokratie über sich anerkennend, das sagte Alles. War man über den Vorhof gekommen, dessen eine Seite ein Teich erfüllte, in welchem Gänse und Enten ihr lustig Wesen trieben, während Hühner ihn umgluckten und den auf der andern Seite Schaf- und Schweineställe begrenzten, hatte man ferner die großen Kettenhunde vermieden, welche das wandernde und fechtende Proletariat der Handwerksburschen auf mehrere hundert Schritte witterten, so konnte man nun durch den Thorweg in das Haus des Vollhüfners Vagler eintreten.

Da sah man einen Raum, hoch wie das Innere einer Kirche, vor sich, für die Aufnahme der reichen Erntegaben bestimmt, für die Lagerung des Kornes, des Heues u. s. w., obgleich hinter dem Wohngebäude, in einiger Entfernung, auch noch eine stattliche Scheune dafür bestimmt war. Nur zwei kleine Zimmerchen hatte das große Haus, beide zu beiden Seiten des Thorwegs, mit ihren Fenstern der Fronte und also dem Dorfwege zugekehrt. Das eine war das Staatszimmer. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet, fast immer verschlossen, dicht angefüllt mit einem altmodischen, aber immer doch prächtigen Mobiliare und namentlich durch einen schweren, nußbraunen Schrank, dicht besetzt mit goldenem und silbernem Geschirr, die Wohlhabenheit, den Reichthum des Besitzers jedem Eintretenden verkündend. Links aber war das einfache, schlichte Familienzimmer. Die Wände waren nußholz-getäfelt und durch die Zeit beinahe ins Schwarze nachgedunkelt. Ein langer Eichentisch nahm die Seite der beiden Fenster fast vollkommen ein, zu ihm gehörten Bänke und Stühle von gleicher Einfachheit. Neben dem großen, schwarzen Kachelofen erblickte man die Thür eines Alkovens, in dem Vagler geboren war und worin seine Ehefrau ihm wieder einen Sohn geboren hatte. Dieses nun

ſtige Zimmer ohne Schmuck und Glanz war der Mittelpunkt eines patriarchaliſchen Bauerlebens, die ſchlichte Scene, auf der ſich, ſolange Vagler denken konnte, ſeine Leiden und Freuden entwickelt hatten.

59. Eine holſteiniſche Milchkammer.

Wir haben nun noch einen wichtigen Punkt in der Wirthſchaft überſehen, und die Hausfrau würde uns einen ſehr böſen Blick zuwerfen, wollten wir ihrer Milch- und Butterwirthſchaft und den Localen, worin dieſelbe betrieben wird, nicht die gebührende Anerkennung gewähren. Und in der That, eine Milch- und Butterwirthſchaft, wie man ſie in Mecklenburg und Holſtein findet, trifft man nirgends in irgend einem andern Theile Deutſchlands wieder an. Auf die großen Güter braucht man gar nicht zu gehen, wo die Milch- und Butterwirthſchaft beinahe eine großartige Induſtrie geworden iſt, man kann bei einem ſchlichten Bauer, wie bei unſerm Herrn Vagler, ſtehen bleiben, und man wird den Saft und die Kraft des Landes und ſeiner Producte und die patriarchaliſch-idylliſche Verwirthſchaftung derſelben bewundern müſſen. In dieſen blankgeſcheuerten Räumen fühlt ſich die Ehefrau unſers Vagler ſtolz, wie eine Königin. Der Boden der Milchkammer beſteht aus ſauber gehaltenen, kühlenden, dunkelrothen Ziegelſteinen, die Wände ſind mit weißen Kacheln gedeckt. Rings umher ſtehen die ſchneeweißen Milchgefäße mit ihren ſpiegelblanken Meſſingrändern, auf denen ſelbſt ein bewaffnetes Auge ſchwerlich ein Stäubchen entdecken würde. Hier und da eine Reihe gebrannter, irdener Schalen voll fetter Sahne, wie ſie der Städter niemals zu koſten bekommt, gefüllt mit Dickmilch, ſüßer Milch, Buttermilch u. ſ. w. Das Ganze macht den behaglichſten, den appetitlichſten Eindruck. Die Luft wird hier von jenem eigenthümlich-fetten Aroma durchſtrömt, welches man eben nur in den holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Milchkammern findet und welches den Ungewohnten, wir wiſſen's nicht beſſer zu ſagen, in eine Art von Milchtrunkenheit verſetzen kann. So ſauber, wie es in den Milchkammern der Frau Vagler

ausſah, findet man es freilich nicht in allen Wirthſchaften. Frau Vagler war weit und breit bekannt wegen ihrer ſüßen, kernigen Butter, und ſie zweifelte gar nicht daran, daß man zu Hamburg und Lübeck zwiſchen ihrer Butter und aller übrigen Butter einen ganz gerechten Unterſchied zu machen wiſſe. Ein hamburger Butterhändler hatte der Frau Vagler erzählt, ihre Butter werde von ihm nach Konſtantinopel verſendet und der Großſultan ſpeiſe davon mit ſeinen Weibern und wolle durchaus gar keine andere Butter mehr eſſen. Das erzählte Frau Vagler mit nicht geringem Stolze Allen, die ſie ſeitdem beſuchten, obgleich es bei dem Schulmeiſter einiges Bedenken erregt hatte, daß eine chriſtliche Frau den Oberſten der Heiden und den Erzfeind der Chriſten bediene.

Levin Schücking.

60. Der Schwingtag.

Es war „Schwingtag" auf dem Hofe, das Herbſtfeſt der Flachsbereitung, zu welchem alle Frauen und Mädchen der Nachbarſchaft zuſammengeſtrömt waren. Vom frühen Morgen an war der Flachs gebrochen und im Schwingſtock zerfaſert, vom frühen Morgen an hatte der Hof von den ſchönſten Volksliedern nach der herkömmlichen Reihe und Ordnung widergehallt, wie ein ordentlicher Schwingtag es fordert, und jeder alte Brauch war gewiſſenhaft vollzogen, wenn auch in Niemand aus der Schar dieſer Leute mehr das Bewußtſein ſeiner Bedeutung lebte. Die ſchöne Romanze vom Abendsreuter (Abenteurer), einem Grafenſohne, der nach ſeiner von den böſen Heiden geraubten Schweſter umherirrt, und ſie endlich in der Herberge am Rhein als dienende Magd wiederfindet; die ſchöne Mär von der Königstochter, welche dem Spielmann folgt, die Schelmenlieder und wie die alten Weiſen alle heißen, welche die Schwingtagfeier dieſer Gegend allein erhalten hat — von dieſen hellen Mädchenkehlen iſt

jeder ihr Recht widerfahren. Um Mittag ist die ganze Schar vor den Hof hinausgeeilt und eine Anhöhe hinaufgesprungen und gelaufen, und Alle haben dort, gegen Osten gewandt, die Arme erhoben und haben dreimal gejauchzt aus voller Brust. Das methähnliche Gemisch, welches zum Getränk gereicht worden, hat, während Lied und Arbeit in vollem Gange war, nicht aufgehört zu kreisen und seine berauschenden Wirkungen haben jetzt die Freude den höchsten Gipfel erreichen lassen, während Krieg und Franzosen und alle Noth der Zeit vergessen sind. Eben sind die Männer und Burschen der Nachbarschaft eingetreten und mehren die laute Lust, und während ein paar Jungen dem mit Saiten bespannten Pferdeschädel, dem unvermeidlichen Symbol bei jedem heidnischen Feste, eine nervenzerreißende Musik entlocken, toben, springen, tummeln sich die Dirnen mit glühenden Wangen und flatternden Kleidern wie Bacchantinnen; den Thyrsus bildet die Schwinge, mit welcher sie um sich schlagen, und um ihr Haupt schwebt und weht und zerfliegt der Kranz von Werg und Eichenlaub. Die sonst am stillsten und sittsamsten sind, rasen in trunkener Ungebundenheit und ruhen nur, wenn sie nach der Vorschrift der alten Sitte sich setzen, einen der jungen Burschen vor sich niederknien lassen und ihn aus der irdenen Schale in ihrem Schooße mit Meth oder Hirsebrei füttern.

Aus den „Bildern aus Oestreich“.

61. Das Kropfthal.

Wer jemals, aus dem Tannenwald bei Zackl niedersteigend, die blauen schöngezinnten, mit ewigem Schnee bedeckten Berge sah, die den südlichen Eingang des Kropfthales hüten, die zwanzig Bächlein, die in Schleierfällen von der Felskrone über der Alm niederschwebend, es in hundertfachen Windungen durchädern, der wird, wenn er aus dem Geräusch

der Welt ſich ins Hochland zurückziehen will, ſchwerlich ein reizenderes Aſyl wünſchen als dieſes abgelegene Thal mit ſeinen fünf ſaubern Dörfern an der Berglehne. Die Kräuter auf den Matten ſind würziger, die Ziegen flinker und die Schafe mit feinerm Vließ bekleidet als anderswo: die Bewohner des Thales jedoch ſind mit Kröpfen geſegnet, ohne Ausnahme. Alles, vom Greis bis zum Säugling, vom Schulzen und Schullehrer bis zum jüngſten Gaishirten herunter, trägt dieſelbe Zierde, und der Gaisbuer ſetzt darum den grünen, alpenblumengeſchmückten Spitzhut nicht minder luſtig aufs Ohr. Es iſt hübſch, die Leute beim Sonntagstanz oder bei einer Proceſſion verſammelt zu ſehen; der Kropf gibt Jedem einen verſchiedenen Ausdruck, Einen macht er beſonders ehrbar und würdevoll, den Andern beſonders ſchelmiſch oder ſanft. Das Völkchen hat ſehr geringen Verkehr mit der übrigen Welt, es denkt nicht daran und glaubt kaum, daß Millionen Menſchen ſich ohne Kropf behelfen. Vor zehn Jahren nun kamen zwei Freunde, ein Arzt und ein Maler, in das kleine Paradies, jener um zu botaniſiren, dieſer um landſchaftliche Studien zu machen. Beide beſchloſſen einige Zeit zu bleiben und fanden gaſtliche Aufnahme bei dem reichen Hans Sterzing in Ganderfeldten, deſſen Tochter Marie für die größte Schönheit des Thales galt. Anfangs wurden die Fremden wie Meerwunder angeſehen und belächelt, nach wenigen Tagen hatte ſich das Publicum an ihren Anblick gewöhnt, und der Schullehrer verbot der hoffnungsvollen Jugend aufs ſtrengſte, ihnen mit Geſchrei und Gelächter nachzulaufen, indem er ſagte: Es iſt ſündhaft, einem Menſchen körperliche Mängel vorzuwerfen, und am Ende kann Einer auch ohne Kropf ein braver Chriſt ſein und in den Himmel kommen. Daſſelbe ſagten der Schulze und der Müller in der Schenke, und ſeitdem wurden der Arzt und der Maler allerſeits mit ſtiller Theilnahme behandelt. Der Arzt aber vergalt dieſe Freundlichkeit ſchlecht.

Marie Sterzing hatte eine feine Geſtalt, ein ſanftes Auge mit langen ſeidenen Wimpern und ſie trug ihr Kröpfchen ſo zierlich wie eine Taube, wenn ſie den Kopf zu ihrem Tauber emporhebt und den weißſchwellenden Hals vorbeugt. Der Arzt nahm ein doppeltes Intereſſe an dem Mädchen, er gewann bald ihr und ihrer Mutter Vertrauen und bewies,

daß Marie nur deshalb so schön sei, weil sie den kleinsten Kropf im Thal habe. Dieser Grund besiegte die Furcht der Alten und sie willigte nach langem Sträuben darein, Marie behandeln zu lassen, natürlich in tiefster Heimlichkeit. Der Arzt glaubte in seiner Cur Fortschritte zu machen und rieb sich vor Freude die Hände. — Du bist ein Weltverbesserer und wirst Unheil stiften, sagte der Maler warnend. Aber der Arzt hörte nicht auf den guten Rath und braute und filtrirte so lange, bis das Unglück hereinbrach. Des Müllers Jokel und des Schulzen Schpel, gegen welche Marie seit kurzem stolz und kühl geworden war, belauschten sie bei der Heumahd. Sie sahen, daß sie ein geheimnißvolles Fläschchen im Busen verborgen trug und, als sie sich unbemerkt glaubte, mit einem grünen Zauberwasser sich eilig und eifrig den Hals wusch und darauf dreimal bekreuzte. Nach einer Stunde ging ein dumpfes Gemurmel durchs ganze Dorf. Die Väter der eifersüchtigen Burschen saßen bis in die späte Nacht beim Pfarrer, und am andern Morgen, Sonntags, predigte er über die Neuerer und Ketzer, die den Menschen mit Gewalt anders machen wollten, als der liebe Gott ihn geschaffen. Er blieb nicht bei leeren Anspielungen, sondern deutete auf das räudige Schaf, welches, vom Hochmuthsteufel verblendet, sich seiner Geschwister und Aeltern und Vorältern und der ganzen Heerde schäme, in der es aufgewachsen. Marie wurde ohnmächtig aus der Kirche getragen, Sterzing rannte nach Haus und schmiß alle Apparate und botanischen Sammlungen des Doctors zum Fenster hinaus. Seine Frau wollte ihn halten und meinte: Laß die Leut' schwätzen und den Pfarrer heulen, wenn der Doctor sie heirath'. — Was? brüllte er und schlug auf den Tisch; meine Tochter den „Langhals"? Meine Tochter soll ihren Kropf behalten, so wahr ich Sterzing heiß' und ehrlich getauft bin, und einen Mann heirathen, der einen rechtschaffenen Kropf hat wie ich und mein Vater und Großvater gehabt hat!

Den Doctor hatten indeß, als er von einem Spaziergange heimkehrte, die Bauerburschen überfallen und halb todt gedroschen vor Sterzing's Schwelle liegen lassen. Er mußte eine Woche lang das Bett hüten, und der Maler tröstete ihn, indem er bemerkte, es sei besser Arm und Beine zu brechen als das Herz. Letzteres werde wol gesund bleiben,

wenn er ſehe, daß der Hals ſeiner Patientin ſich gar nicht verändert, vielmehr dicker geworden ſei. Er als Zeichner müſſe das beſſer erkennen als das Aug' eines Verliebten. Uebrigens habe Marie ſich Knall und Fall mit dem bekropften Jokel verloben laſſen und ſei nicht ins Waſſer geſprungen. — Um die guten Leute im Thal zu verſöhnen, hatte der ſchlaue Künſtler vor der Abreiſe raſch ein Bild in die Kirche gemalt. Als Marie zur Trauung ging, erkannte ſie über dem Altar ihr eigenes Ebenbild und vergeß eine Thräne. Jeder Reiſende aber kann ſeitdem in der Kirche von Ganderfeldten die heilige Jungfrau mit einem Kropf abgemalt ſehen, und das Volk betet vor keinem Bilde lieber als vor dieſem.

---

62. Der betrunkene Schafbock.

Baby! rief eine ſchrille Stimme von draußen. — Was iſt? ſchrie die Kellnerin zurück, während ſie mir ein Glas Bier brachte. — Der Hansl hat ſchon wieder an Rauſch, antwortete die Stimme; wirſt's gleich ſehen. Ich glaubte, es ſei von einem Hausknecht oder Stammgaſt die Rede, bis der Zecher, eine zwei Schuh hohe Creatur, zur offenen Thür hereintrat und gerad auf mich zuging, die Augen ſehnſüchtig zu dem Tiſch erhebend, auf dem mein ſchaumgekröntes Deckelglas ſtand. Ja, ſagte die Kellnerin, als ich mit Erſtaunen fragte, ob das der Hansl ſei: ein Maßl hat er heut ſchon trunken, der Lump; er is aus'm Bairiſchen. Ich bot dem Saufaus zur Probe mein Glas. Ihr müßt aber wiſſen, daß er vier Füße hatte, ein paar gewaltige, ſchön gewundene Hörner und die längſten weißen Zotteln, die ich je an einem Widder geſehen. Feſt packte er mit den Zähnen das Glas in meiner Hand. Laſſen's nur aus, ſagte Baby; er läßt nix fallen. Ich ließ ihm alſo die Halbe, die er künſtlich genug bis auf den letzten Tropfen leerte. Dann ſenkte er den Kopf, ließ das Glas bedächtig auf den Boden gleiten, kratzte ſich ſehr geſchickt mit der Spitze des linken Hornes an den entfernteſten Theilen des Hinterleibes, gähnte zwei, drei Mal mit höchſt verſtändiger Miene und taumelte

zuletzt unter den Tisch, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Du Schwelger, rief Baby, du bairischer Grobian, du liederliches Tuch, sauft dem Herrn 's ganze Bier weg! Du bist mir 'n saubrer Vogel! Ich brach über die moralische Entrüstung und die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Schimpfworten, mit denen Baby dem Bock ins Gewissen zu reden anfing, in ein schallendes Gelächter aus. O, sagte sie, zu mir gewendet, der hat's dick hinter den Ohren! Man glaubt's gar nicht, was so'n Viech für'n Menschenverstand hat. Wann's Bier an' Stich hat oder 's letzte vom Faß ist, geht der Hansl ganz traurig herum, wird stößig und will nix fressen und nix trinken, aber so'n süffiges Bierl wie heut, das kennt er gleich. Er is halt aus'm Bairischen!

Heinrich Pröhle.

63. Das Haus einer weisen Bäuerin.

Schon als ich Morgens aus den Thoren von Salzburg gegangen war, hatte ein Wegweiser, welcher mit der Inschrift: nach Traunstein und Tirol — von der geraden münchener Straße ab, etwas zur Seite wies, meine Sehnsucht nach den schon vor Salzburg verlassenen Alpen aufs neue rege gemacht. Noch viele Wegweiser mit derselben Inschrift standen an der Chaussee, endlich aber hörten sie auf. Aber immer war mir, als hörte ich aus dem Fichtengebüsch zur Linken so traulich rufen: Nach Traunstein und Tirol! Und nachdem nun den ganzen Tag eine lange Alpenkette in der Ferne neben der Straße, auf der ich wanderte, hergezogen war, da stand es Abends, als eben die Sonne untergegangen, noch einmal an einer Tafel geschrieben, am Saume eines Tannenwäldchens, in dessen trauliches Dunkel ein kleiner ebener, sandiger Weg, der seiner Breite nach nur für schmale Bauernwägelein berechnet schien, hineinlockte: Nach Traunstein und Tirol! Jetzt widerstand ich nicht länger, und

nach Verlauf einer halben Stunde führte mich dieser Pfad in ein kleines Walddorf, wo mir der stattlichste Bauernhof als Wirthshaus bezeichnet wurde.

Alles war hier vollkommen bäuerisch eingerichtet; doch bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Bauern in diesem Waldwinkel des Baiernlandes nicht minder vortrefflichen Gerstensaft trinken, als den man aus München, Bamberg und Erlangen nach ganz Deutschland verschickt, und daß die Kellnerin, welche ihnen hier das schäumende Bier kredenzte, eine ebenso eigenthümliche Schönheit war, wie diejenigen, welche die Maler als münchener Kellnerinnen so gern auf unsere Kunstausstellungen senden. Die Kellnerin, welche sich mit den Gästen aus dem Orte Du nannte, war in diesem Tannenwalde aufgewachsen, und bis auf diesen Tag eine vollkommene Bäuerin geblieben. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Kellnerinnen, in welcher die Eigenthümlichkeiten der bairischen Frauentracht, und besonders das so überaus sinnliche bairische Mieder, noch stärker hervortreten. Mit dem kleinen bäuerisch üppigen Körperbau contrastirten auffallend die seltene Feinheit der Gesichtsfarbe und die schönen Wimpern und Augenbrauen, — kurz, ich sah eine vollendete bairische Schönheit vor mir. Bald bemerkte ich, daß diese Kellnerin mit derselben Unschuld hier die Gäste bediente, mit der die Sennerinnen auf den nahen Alpen im Salzburgischen und in Tirol ihre Heerden hüten.

Als sie mir beim Eintritt in die Stube einen großen Krug Bier hinsetzte, verlangte ich auch eine Fleischspeise. Sie holte die Wirthin, eine stattliche Bauerfrau, herbei, welche mich ganz diplomatisch meinen Wunsch in ihrer Gegenwart noch einmal wiederholen ließ. Sie weigerte sich nicht, ihn zu erfüllen, sah mich sehr wohlwollend, aber nachdenklich an und bemerkte: es sei freilich heute Freitag. Zwar ließ ich nun sogleich meine Forderung fallen, aber die Wirthin blieb neben mir stehen und fragte: „Essen's bei Ihnen zu Hause Fleisch am Freitag?“ eine Frage, die sie mehr als Köchin wie als Katholikin an mich zu richten schien, und wobei ihre Augen wenig Bigoterie, wol aber eine unbeschreiblich gutmüthige Neugier verriethen. Auch das bairische Gretchen stand noch immer neben mir und hörte aufmerksam meiner Beantwortung dieser Frage zu, in welcher die Frage: „Nun

ſag', wie haſt du's mit der Religion?" ſo bairiſch ſinnlich gefaßt war. Hiermit war indeſſen das Examen, das ich zu beſtehen hatte, noch keineswegs zu Ende; die Reiſenden auszufragen, iſt ja aller Orten ein gutes Recht des Volks. Wie lebendige Wunder ſchreiten ſie durch die Felder und Auen der Fremde dahin, wie Räthſel, welche man durch Fragen nach ihrer Herkunft löſen kann. Und außerdem iſt hier in den bairiſchen Tannenwäldern und Gebirgen jeder Reiſende mit ſeinem Ränzel auf dem Rücken ein wandernder Concurrent der nahen Allgemeinen Zeitung, dieſer beharrlichen Tröſterin deutſchen Heimwehs im fremden Lande: man will Alles von ihm wiſſen, wenigſtens was die Könige und Gewaltigen auf Erden machen, was Krieg und Frieden, Peſt und Hungersnoth betrifft.

Auch die bäuriſche Matrone ſah mich noch lange wohlwollend an, und ihre Neugier richtete noch einige Fragen an mich, die aber dann allemal ſogleich, ehe ich antworten konnte, ihre Weisheit ſich ſelbſt leiſe beantwortete. Sie fügte nämlich jedes Mal mit weiſem Kopfnicken ihre Vermuthungen als Antwort hinzu. „Sie ſind wol weit her?" fragte ſie. „Aus Ungarn", fügte ſie leiſe hinzu. Da ſie nun hiermit wenigſtens errathen hatte, woher ich für den Augenblick kam, ſo fragte ſie nach einer kurzen Pauſe in ihrer unbeſchreiblich gutmüthigen Neugier weiter: „Was gibt's Neues?" — „Nix", ſetzte ihre Weisheit ſogleich hinzu. In dieſer eigenthümlichen Art ging unſere Unterhaltung im Stillleben der bairiſchen Wirthſchaft fort.

Vor dem Abendeſſen knieten die Knechte alle nieder. Durch ihr lautes Beten herbeigelockt, kamen auch die Kinder aus der Nebenſtube herbei, ihnen folgte behaglich die Mutter, und Alle knieten nieder. Sogar die Gäſte ließen endlich ihre Krüge ſtehen und knieten. Ganz zuletzt kam noch die Kellnerin aus der Küche hereingeſprungen und kniete gerade mir gegenüber vor der Tafel, hinter der ich ſaß. Nach Tiſche bat ſie um die Erlaubniß, ſich mit ihrer Arbeit (ſie nähte an einem Hemde) mit zu meinem Lichte ſetzen zu dürfen, und ein anderes Mädchen, das noch mehr Kind als Jungfrau und dazu etwas verwachſen war, ſetzte ſich ſtillſchweigend und ungebeten mit hin. Als ich mein Nachtlager aufſuchen wollte, ergriff dieſe raſch den Leuchter und führte

mich hinaus. Die schöne Kellnerin und die bairische Wirthin wechselten in diesem Augenblicke bedeutsame Blicke miteinander, und wie ich aus der Thüre ging, bemerkte ich, daß Beide zu einer geheimen Berathung zusammentraten. Auf der Treppe kam die Kellnerin hinter uns drein und nahm, ohne ein Wort zu sagen, der kleinen Buckligen den schweren Leuchter aus der Hand. Das bairische Gretchen und die weise Bäuerin hatten es für schicklicher gehalten, daß die reife, in herrlicher Körperfülle blühende Schönheit, als daß ein kleines verwachsenes Mädchen dem Reisenden das Nachtlager anweise. Diese tappte indessen nun mit leeren Händen immer hinter uns drein, und so wurde ich unter dem Dache des Hauses durch alle Schlafzimmer geführt, welche meistens große Säle waren, in denen hier und da ein einsames Bett stand. Auch mein eigenes Nachtlager war in einem solchen Saale, dessen Thür nicht eingeklinkt werden konnte, weil sie in einen Vorsaal führte, welcher zu Zeiten mit diesem zu einem Tanzsaale vereinigt wird. Durch die offene Thür sah ich später die Knechte und Mägde, sowie die übrigen Bewohner des Hauses mit ihren Lampen sich zerstreuen und in den weiten Vorsälen ihre Lagerstätten suchen.

Noch war es nicht Tag, als mich diesen Morgen ein unharmonisches Quieken, das vom Hofe herauf scholl, aus dem Schlafe weckte. Als ich ins Haus hinunter kam, waren Knechte und Mägde sämmtlich bereits in Thätigkeit. An der Treppe in der Flur begrüßte mich die behagliche Wirthin freundlich und zutraulich. — Wenn ich nicht den Sonntag da bleiben und mit der Kellnerin einen Tanz versuchen wolle, sagte die weise Bäuerin, so solle ich den Samstag wenigstens in ihrem Hause rasten; Fleisch könne ich heute haben, so viel ich wolle, *frisches* Fleisch, denn sie habe bereits diesen Morgen ein Schwein geschlachtet. Und dabei drehte sie, als wollte sie damit den Ketzer zum Dableiben verlocken, mit der Hand ein fettes Thier herum, das bereits ausgeweidet an der Wand hing, und ließ mich den breiten Rücken sehen. — Gute Wirthin, wer bei dir Hütten bauen — ich meine essen, trinken und fasten könnte! — Ich gedachte an die kolossale Häuslichkeit in den vielen Sälen und Gemächern des stattlichen Gebäudes, durch welche mich am

vorigen Abend die Kellnerin geführt und in denen die hohen Betten Sonntags den Reihen der Tänzer Platz machen. Aber die Welt ist draußen weit und schön. Ich gab dem alten und dem jungen bairischen Weibe die Hand und trat ins Freie.

64. Das große Messer, mit dem die Arbeit todtgestochen wird.

Ein Kaufmann, der sein Geschäft seit lange schon vernachlässigt hat, geht in der Nacht, als er trunken aus dem Wirthshause kommt, vors Rathhaus und verlangt das große Messer, mit dem alle Arbeit todtgestochen wird. Ein langer, großmächtiger Zimmergesell, der sonst ein tüchtiger Arbeiter ist, aber auch eine geheime Lust zum Faulenzen in sich verspürt, und zum Unglück auch, weil gerade blauer Montag ist, zu tief ins Glas gesehen hat, kommt dazu. Der Krämer setzt ihm auseinander: er wisse gewiß, das große Messer hänge in der Rathsstube an einem Nagel, die Rathsherren wollten es nur nicht herausgeben, damit sie allein müßig gehen könnten, er aber könne nicht besser sein Glück machen, als wenn er ihm helfe hier die Thür einschlagen und das große Messer erobern. Das läßt mein Zimmergesell sich nicht zweimal sagen, aber schon kommt der Nachtwächter dazu, schlägt Lärm, und bald erscheinen die Rathsdiener, um das Rathhaus und das große Messer zu vertheidigen. Blutige Köpfe sind das Ende vom Liede: der Zimmergesell kehrt, nachdem er sich ernüchtert und mehrere Tage in Prison gesessen hat, wieder zur Arbeit zurück; dem Kaufmann aber mußten sie bald darauf den Laden schließen. Er hatte wirklich nachgerade alle Arbeit todt gestochen: — der Himmel weiß, wie er's ohne das große Messer angefangen hatte.

65. Die Erntewunder.

— — — Am Morgen nach dem „Erntebraten", welchen der Amtmann Erdreich gegeben hatte, war in aller Frühe die Familie desſelben zum Kaffee beiſammen, wozu auch ich mit einigen Gäſten, welche wegen zu weiter Entfernung ihres Wohnorts von Sundborn auf dem Gute übernachtet hatten, gerufen wurde. Mit einem freundlichen „wünſche allerſeits wohlzuſchlafen" waren wir am Abend in unſere Kammern entlaſſen, während die Wirthin in gewähltester Rede allerſeits eine wohlſchlafende Nacht gewünſcht hatte. Noch behaglicher aber wurden wir heute empfangen, und von der behaglichen Wirthin über das „Schläfchen" ausgefragt, das wir gemacht hätten. Erdreich behauptete, heute in der Nacht nach ſeinem „Erntebraten" ein Wiehern gehört zu haben, welches nicht aus den Pferdeſtällen, ſondern von dem Hofthore hergekommen ſei. Man wiſſe wol, fügte er ſchmunzelnd hinzu (ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingeſtellt), daß es noch hier und da abergläubiſche Knechte gäbe, welche im Herbſt nach der Ernte auf den Stoppelfeldern eine Handvoll Korn in alle Winde ſtreuten für die Pferde des Wodan, weil dann im nächſten Jahre das Korn um ſo beſſer gedeihe. Er ſelbſt habe einige ſehr dumme Knechte, die dies zu thun wol fähig wären. Und nun ſei es ſehr merkwürdig, daß er, ſeit er Glück in der Wirthſchaft habe und alljährlich einen beſonders feſtlichen „Erntebraten" mit verſchiedentlichen Weinen gebe, jedesmal in der Nacht nach dem Erntefeſt vor ſeinem Amte von der Feldſeite her ein Wiehern wie von einer ſtattlichen Koppel Pferde vernähme. Man möchte beinahe glauben, ſo ſchloß er, es ſeien die Pferde des Wodan, denen die Knechte ihr Futter in den Wind geſtreut hätten, und die nun vor den Amtshof kämen, um ihre Freude an dem genoſſenen Hafer kundzugeben und friſchen Segen und neuen Wohlſtand anzukündigen. Er wolle nichts geſagt haben, doch habe er das Gewieher nun ſchon zehn Jahre lang vernommen und immer ſeine eigenen Gedanken dabei gehabt.

— — — — — — — — — — —

Aus den Ställen des Guts aber kamen noch den ganzen Tag Erntewunder und Vorzeichen für den Betrieb der

Wirthschaft zum Vorschein. Als Knechte und Mägde Morgens zum Füttern in die Ställe kamen, hatten sie das Rindvieh sämmtlich in langer Reihe munter und stehend gefunden. Wer konnte anders daran schuld sein als eine alte verstorbene Frau Amtmännin, welche von Zeit zu Zeit in den Rindviehställen zur Nachtzeit umherzog, das Vieh in Augenschein nahm und neben den Stier hintrat, welchem sie zurief: „Hoiup!“ worauf er sich feierlich und würdevoll erhob. Sie klatschte ihn dann an den Bug und ging, während sich nun nach und nach auch die Kühe erhoben, durch diese, von denen sie hier und da auch immer einer die blanke Haut klatschte, hindurch aus dem Stalle heraus. Sie verschwand dann jedesmal unweit des größten Schatzes einer guten Wirthschaft, nämlich nahe bei dem großen Düngerringe, in dem am Tage die Füllen und auch das Geflügel sich herumtummelte. Es bedeutete Segen über Segen für die Viehzucht, wenn so am Morgen nach dem „Erntebraten“ das Rindvieh hübsch munter und in langer Reihe stehend gefunden wurde, und wer war froher über die Nachricht, daß die selige Frau Amtmännin wieder dagewesen sei, als Erdreich!

66. Der Teufel in allerlei Gestalt.

In den mannichfaltigsten Verkleidungen erscheint der Teufel in der Nähe der Teufelsbäder bei Osterode und bei Kloster Michaelstein unweit Blankenburg. In der Nähe des osteroder Teufelsbades, eines Erdfalles von trübem Wasser und von unergründlicher Tiefe, wie die Eingeborenen behaupten, der, umgeben von Erlen und Tannen, zwischen steilen Bergwänden daliegt, erscheint er als wüthender Eber oder erhebt als Rohrdommel im Thale ein widerwärtiges Geschrei. Die Heerden umkreist er als Wehrwolf und treibt die Schafe ins Moor. Auch als Köhler von hoher kräftiger Gestalt, das Gesicht von Ruß geschwärzt und mit einem mächtigen Knotenstock in der Hand, ist er dort Verbrechern erschienen. Und selbst als Köhlerfrau ist er aufgetreten.

67. Untrüborn.

Unter den Brunnensagen ist die schönste die vom Untreubrunnen. Eine Grafentochter verließ das Schloß ihrer Ahnen, um einem schlichten Jäger zu folgen. Am Untreubrunnen aber wurde später der Jäger von ihr in den Armen der Waldfrau gefunden. Bei dem Schmerzensschrei der unglücklichen Grafentochter entfloh ihm hohnlachend die Waldfrau, und hierüber verzweifelnd, stieß sich der Jäger sein Schwert in die Brust.

Aber nicht nur in der Liebe, sondern auch in Kampf und Schlacht der Männer hat sich der Brunnen später als Untreubrunnen gezeigt. Denn als im Dreißigjährigen Kriege der Feind in die Gegend kam und die wackern Harzschützen wie später die Tiroler die Höhe des Gebirgs in eine mächtige Feste verwandelten, gelang es dem Feinde, einen der Ihren zu gewinnen und anzustiften, daß er den Brunnen vergiftete. Da lagen nun in der Frühe des andern Morgens die wackern Harzschützen um den Untreubrunnen her, wie eine lange Reihe von Waldvögeln am nebligen Herbstmorgen vor den rothen Beeren im Dohnenstiege des Jägers dahängen. — Friedrich der Große gründete später hier das im Harz wohlbekannte Dörfchen Friedrichsbrunn, aber noch jetzt soll das Volk die Stätte den Untrüborn nennen.

68. Die rothe Tempelherrenstube.

Im Jahre 1311 erhielt Graf Heinrich von Regenstein nach einer geheimen Bulle des Papstes den Befehl, alle Tempelherren in seinem Gerichtsbezirk zu vertilgen. Zwölf derselben, auf die Burg Schlanstedt zu gemeinschaftlichem Rittermahle geladen und ihr Verhängniß nicht ahnend, erschienen in ihrer prachtvollen Ornatskleidung und Rüstung. Der alte Graf Heinrich hatte seine Ritter, Knappen und Diener vor dem Essen mit dem geheimen Befehle bekannt gemacht und sie zur Aufmerksamkeit auf irgend eine sich nach

dem Mahle darbietende Gelegenheit ermuntert, auch die Tafel im Zimmer so geordnet, daß zwischen jedem Paar seiner Ritter ein Tempelherr saß. Graf Heinrich hatte zur Seite seine einzige Tochter Mechthildis. Als das Mahl unter Erzählungen ritterlicher Abenteuer fröhlich vollendet, die Humpen schon einmal geleert und wieder gefüllt waren und es lauter ward beim Trinken, gab der alte Graf seiner Tochter einen Wink, sich zu entfernen; sie, unbekannt mit der Männer Rath und Vorhaben, ging, gegen Alle sich freundlich verbeugend, hinweg. Da äußerte sich über der sittsamen Mechthildis bescheidenes Hinausgehen ein üppiger Tempelherr unziemlich in Worten und Mienen. Sogleich erhob sich der Ritter Bruno von Gustedt, dem Unbescheidenen zur Seite, und mit ihm alle Ritter, Knappen und Knechte und hieben sie alle zwölf nieder auf des Kaisers Majestät und des heiligen Vaters Gebot, sodaß das ganze Zimmer schwamm von rauchendem Blute, wie ein Teich am herbstlichen Morgen. So erzählen Gurtlerus, Schurzfleisch und Stephan Kuntze. Das Zimmer aber im Amte Schlanstedt heißt noch jetzt die rothe Tempelherrenstube.

Emil Sommer.

69. Die Amtmannsfrau aus Helbra.

Einem Amtmann zu Helbra starb seine Frau, und er nahm eine zweite, die mit den Kindern der ersten lieblos umging. Da kam die erste alle Morgen und alle Abende zu den Mägden in den Stall, half ihnen melken und das Vieh striegeln und bat sie gar wehmüthig, alles Liebe, was sie ihnen hier im Stalle anthue, möchten sie doch ihren Kindern auf dem Schlosse wieder zu Gute kommen lassen; denn auf das Schloß dürfe sie nicht gehen. Und weil die Mägde freundlich gegen sie waren, wurde sie immer vertraulicher, bis sie eines Morgens, als sie fortschlich, vom Amtmann

bemerkt wurde. Da ließ er einen Jesuiten kommen, welcher die Frau bannen sollte. Und der Jesuit hieß sie aus dem Grabgewölbe nehmen und in ein Gehölz vor dem Dorfe legen, welches das Pfarrholz heißt. An das Pfarrholz stößt ein Teich, und der Jesuit gab der Todten ein Sieb in die Hand und bannte sie, wenn sie im Grabe nicht rasten wolle, müsse sie mit dem Siebe erst den Teich ausschöpfen, ehe sie wieder auf den Schloßhof kommen dürfe. Und nun war der Teich alle Morgen kleiner, und es währte nicht lange, so war er ausgetrocknet, und die Frau erschien wieder im Stalle. Da nahm man sie zum zweiten Mal aus dem Grabe und brachte sie über die Grenze in das ahlsdorfer Gebiet. Nun konnte sie nicht mehr auf das Schloß nach Helbra kommen: denn über die Grenzen dürfen Geister nicht: doch ging sie noch lange allnächtlich an den Grenzsteinen auf und nieder und schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse hinüber. Und das ist erst vor fünfundzwanzig Jahren geschehen.

70. Der Kobold auf der Hochzeit.

Will man einen Kobold beschwören, so braucht man nur, wenn man ihn durch die Luft ziehen sieht, das Innere der Mütze nach außen zu kehren: dann muß er herabkommen und thun, was man von ihm fordert. Dies wußte ein Bauer in Gutenberg und beschwur auf diese Weise einen Kobold zu sich, der mit Mehl, Reis, Kaffee, Zucker und dergleichen schwer beladen hoch über ihm hinfliegen wollte. Als der Kobold vor ihm stand, bat er den Bauer freundlich, er möchte ihn doch freilassen. „Ich habe einem Mädchen viele Jahre gedient", sagte er, „und morgen hält sie Hochzeit und hat mir versprochen, wenn ich Alles, was sie zum Hochzeitsschmause braucht, richtig bringe, soll ich am Abend mit ihr tanzen, und das möcht' ich so gern. Und wenn du mich freiläßt, sollst du mit zum Hochzeitsschmaus und Tanz geladen werden; du mußt nur Abends hinkommen und durchs Fenster sehen." Das ließ sich der Bauer gefallen: er drehte seine Mütze wieder zurecht, und alsbald flog der Kobold davon. Am andern Morgen aber machte sich der Bauer auf und

wanderte nach dem Dorfe, wo die Hochzeit war; und als es Abend wurde, kam er an und stellte sich an ein Fenster des Zimmers, in welchem die Brautleute mit vielen Gästen versammelt waren. Und er sah, wie der Kobold in einem langen, weiten, grünen Gewande mit der Braut den Vortanz hielt, und wenn sie bei dem Fenster vorbeiwalzten, klopfte er jedesmal leise an die Scheiben. Als der erste Tanz vorüber war, sah er, daß der Kobold heimlich mit dem Brautvater sprach, und sogleich kam dieser heraus und führte den Bauer mit vielen Ehren in das Zimmer und gab ihm bei Tische einen guten Platz; und so hielt der Bauer eine fröhliche Mahlzeit und tanzte mit bis zum lichten Morgen.

---

71. Die Erbauung von Halle und die Rechte der Halloren.

In alter Zeit standen dort, wo nun die Stadt Halle erbaut ist, nur sechsundneunzig Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Sie waren adeligen Geschlechts, und aus jener Zeit stammt noch das adelige Wappen, welches beim Pfingstbier vor dem Zuge der Halloren hergetragen wird. Als sie nun eines Mittags vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof vorbei, welchem das ganze Land gehörte, und welcher zu Giebichenstein seinen Sitz hatte. Den baten sie um Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Der Bischof lachte, und fragte sie, ob sie einen guten Käufer für ihre Lumpen gefunden hätten, daß sie davon Städte bauen wollten; denn sie sahen sehr ärmlich aus. Sie aber antworteten:

Han wir hüte Water un Holt,
So han wir morne Silber un Gold.

„Nun so baut in Gottes Namen mit Wasser und Holz", rief der Bischof, „und es leucht' euch Sonne, Mond und Sterne." Und zum Andenken an jenen Ausspruch stehen noch jetzt im Wappen der Stadt Halle Sonne, Mond und Sterne.

Ein Jahr darauf kam der Bischof wieder des Weges, und nun sah er die schöne Stadt Halle an der Stelle jener Hütten stehen; und die Halloren eilten ihm entgegen und dankten ihm fußfällig, daß er ihnen erlaubt hatte, die Stadt auf seinem Grunde zu bauen. Und weil das Gedränge zu groß wurde, setzte man den Bischof auf einen Esel, den ersten Esel, der nach Halle kam, und vor ihm her streute man, um den Bischof zu ehren, lauter Rosen. Zum Andenken daran ist noch heute das Wahrzeichen von Halle ein Esel, der auf Rosen geht.

Die Halloren lebten nun in allem Glück, und unterdeß kam die Zeit, daß Kaiser Karl der Große seine gefährlichen Kriege begann. Da zogen zwölf Halloren in sein Heer; die waren größer als alles andere Volk und wurden Riesen genannt. Die Schwerter, welche diese zwölf in den Kriegen an der Seite führten, werden noch jetzt aufbewahrt und beim Pfingstbier von zwölf Männern getragen; sie sind vier und eine halbe Elle lang. Weil nun die Halloren im Heere Karl's des Großen sich durch Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatten, verlieh er ihnen, als Frieden geschlossen war, größere Rechte als seinem übrigen Volke, und schenkte ihnen zum Andenken auch das Pferd, welches er selbst im Kriege geritten, und die Fahne, die sie geführt hatten; und er bestimmte, daß jeder seiner Nachfolger, wenn sie ihm den Huldigungseid leisten, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, mit königlichem Sattelzeug und eine Fahne schenken solle, weil sie besser seien als die übrigen Unterthanen. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Die Fahnen werden alle in der Moritzkirche aufbewahrt, und es sind ihrer zweiunddreißig; denn auf Karl den Großen sind bisher dreißig Kaiser und Könige gefolgt, von Friedrich Wilhelm III. aber haben die Halloren zwei Pferde und zwei Fahnen erhalten, weil sie ihm zweimal Treue geschworen haben, einmal nach der Thronbesteigung und das andere Mal nach der Besiegung der Franzosen. Das Pferd behält man stets nur bis zum ersten Pfingstbier nach der Thronbesteigung, bei welchem es der älteste Hallor reitet. Dann wird es verkauft, und der Erlös kommt in die Brüderschaftskasse.

Unter den Rechten, welche die Halloren von Karl dem Großen empfingen, war das größte, daß sie selbst Gericht

halten und über Tod und Leben entscheiden durften. Zum Zeichen dafür stellte er den Roland in ihre Stadt, der noch jetzt auf dem Markte in Halle steht. Auch erlaubte er der Brüderschaft, daß sie drei Flinten führen durfte und mit diesen in seinen Forsten so viel Wild jagen als ihr gefiel. Der Bischof in Giebichenstein aber gelobte in seiner Freude, als er die Stadt sah, ihr alljährlich zweiundachtzig Tonnen Bier und zwölf Pfund Knobbenmehl und zu jeder Knobbe einen Hering zu schenken. Dies empfingen die Halloren auch vom Amte in Giebichenstein regelmäßig, bis es in neuerer Zeit in eine Geldsteuer verwandelt wurde.

Ludwig Bechstein.

72. Märchen vom Zornbraten.

Es war einmal ein Ritter, der hatte neben vielem Geld und Gut ein böses Weib, das wußte er nimmer zu bemeistern, und war schier auf Erden kein ärger Weib zu finden. Er aber war ehrenhaft und sanften Muths. Beide hatten eine einzige Tochter, und die erzog die Mutter also in ihren eigenen bösen Sitten und nach ihrem Schlag, daß sie arg und karg, mückisch und tückisch wurde. Gleichwol hatte Gott das Maidlein zu einer schönen Jungfrau gebildet, daß, wer sie schaute, dem däuchte sie ein Bild voll minniglicher Güte, wer aber näher mit ihr bekannt wurde, der nahm bald ihre Argheit wahr und mied sie gänzlich. Nun war die Jungfrau achtzehn Jahre alt und hätte gern einen Mann genommen, aber Keiner kam, der ihrer begehrt hätte.

Das bekümmerte den Vater mächtiglich, und eines Tages sprach er zu ihr: „Tochter, deiner Mutter Sitten und ihr übler Rath machen, daß du ohne Mann bleibest, oder aber, so einer dich nimmt, der nicht Lust hat, wie ich, böse Weibertücken geduldig zu tragen, so wirst du öfter geschlagen, als das Jahr Tage zählt, und wird dich noch das gereuen,

daß du so in allen Stücken deiner Mutter gefolgt bist und gefolgt hast."

Das hörte die Tochter des frommen Ritters sehr ungern, und sprach zorniglich: „Ei, Herr Vater! Ihr könnt viel reden, ehe mir Eurer Worte auch nur eins gefällt! Ihr habt meiner Mutter auch immer viel zu viel gute Lehren gegeben, daß sie Euch nie danket. Wißt Ihr was? Thut, was Euch gutdünket, und mich lasset gewähren. Denn wenn auch schon morgen ein Freier käme, der mein begehrte, so wollte ich doch allezeit in der Ehe das längere Messer tragen."

„O meine Tochter!" antwortete der Rittersmann, „das dünkt mich nicht gut, daß du solche Gedanken hast. Du solltest doch darauf denken, besser zu sein, wie deine arge Mutter, sonst könnte es wol kommen, daß du einen Mann bekämest, der so biderb und fromm ist, daß er dich bezwingt, und du hernach mit Scham, mit Schimpf und Schande nachgeben mußt."

„O jawol!" antwortete die Tochter. „Eh der Markt aus ist, gibt es noch mehr selben Rosents zu kaufen!" und solche häßliche Spottreden mehr, die sie dem Vater gab, so daß er zornig ausrief: „O du böse Chriemhilt! So du deinem Vater nicht folgen willt, so soll dir dein Rücken satt von Schlägen werden! Wer immer dein begehre, er sei Ritter oder Knecht, der soll dich haben, und soll dich ziehen nach seinem Willen!"

„Oder ich ihn nach dem meinen!" erwiderte trotzig die Tochter, und andere Reden mehr, bis dieser Wortwechsel endete.

Nun saß etwa drei Meilen weit von der Burg dieses guten Ritters ein anderer Rittersmann, der war reich an Geld und Gut und hatte Freiersgedanken, war auch hübsch von Angesicht und höflich von Sitten, der vernahm auf Fragen und Sagen, wie schön und wie häßlich zugleich jenes Nachbarn Tochter sei, und dachte: ich wag' es frei und wende ihr Gemüth zur Tugend, und mache sie gut, wo nicht, so will ich sie doch um ihrer Schönheit wohl oder übel nehmen. Ritt darauf mit seinen Gefreunden zum Vater der Maid und bat ihn um seine Tochter. Dieser Rittersmann offenbart dem jungen Werber, wie seine Tochter gesittet sei, und jener sprach: „Ich hab' es wol vernommen, aber gebt Ihr

mir sie nur zum Weibe! Will Gott, daß wir nur ein Jahr miteinander leben, so sollt Ihr sehen, wie gut sie wird!" — Darauf antwortete der künftige Schwäher: „Gott soll Euch behüten vor ihrem Uebelmuth! Hütet Euch, denn wenn sie auf ihrer Mutter Spur kommt, so lebt Ihr bei ihr, wie lang sie lebe, nimmer einen guten Tag." Der Freier beharrte aber bei seinem Entschluß, und es ward ein Uebereinkommen getroffen und eine Eheberedung, daß der junge Ritter, sobald er wieder käme, die Maid mit sich nehmen und heimführen solle.

Die Mutter wußte von dieser Verhandlung weder viel noch wenig, sondern gar nicht, daß die Tochter einem Mann verlobt war, und als sie's nun erfuhr, ward sie überaus zornig, rief die Tochter, und sprach: „Tochter, wisse, daß mein Fluch dich trifft, wenn du nicht deinem Manne so widerstehst, wie deinem Vater ich mit Krieg und harter Rede allezeit an jedem Ort. Höre, was ich dir ansage: Ich war ein kleines Mägdelein, als ich zu deinem Vater kam, viel geringer als du, denn du bist vollgewachsen. Drei Wochen lang schlug mich alle Tage dein Vater, daß ich krank wurde, und gab mir Wasser zur Labe, und doch hab' ich meinen Streit gewonnen und mein Recht bis da immer behauptet!"

„Mutter!" antwortete das feine Töchterlein, „ich sage Euch, und sollt' ich tausend Jahre leben, so mache ich meinen Mann zum Affen."

Inzwischen kam nun der Tag der Heimführung; da kam der Ritter heran auf einem schönen Roß von hohem Preis, führte auch mit sich ein schlankes Windspiel und trug auf der Hand einen wohlgethanen Falken, nahm die Maid in Empfang ohne Weiteres und setzte sie hinter sich auf sein Roß, entsandte seine Diener alle, daß ihrer keiner mit den Zweien ritt, und nahm gleich Urlaub vom Vater seiner Braut. Der sprach zum Abschied ein bewegliches Wort: „Gottes Güte sei mit dir, o Tochter! Er gebe dir Ruhe im Glück und ein friedlicheres Herz, als ich an meiner Frau erfunden habe!"

Kaum war diese Rede gesprochen, so schlug die Mutter einen Lärmen auf und schrie der Tochter nach: „Vernimm auch mein Wort! Du sollst alle deine Lebetage deinem

Sächs. Landes-Bibl.

Mann unterthan sein, so, wie ich dich gelehret habe!" und die Tochter rief zurück: „Wohl, meine Mutter, so soll es geschehen nach deiner Lehre."

So ritten nun die Beiden ganz allein miteinander hin, aber der Ritter vermied die Straße, um der Braut Argheit willen, und ritt einen unbequemen, steilen und engen Seitenweg, wohl einer Meile lang, doch ritt er rasch, daß er in kurzer Zeit eine halbe Meile zurücklegte auf dem rauhen, ungebahnten Steinpfad. Da kamen sie an einen umbuschten Werder und der Falke begann nach seiner Art mit den Flügeln zu schlagen und von der Hand zu begehren, weil er auf Reiher stoßen wollte. Sprach der Ritter: „Mit deinem Federschlagen laß es gut sein, oder ich reiße dir den Kopf ab." Bald darauf sah der Falke eine Krähe fliegen, der wollte er nach; da sprach wiederum der Ritter: „Du bist betrogen, wenn du nach Ungemach strebst und nicht gern in Ruhe dich hältst, und so will ich dir gleich dein Recht thun. Stirb, da du nicht meinen Willen halten willst!" Und er erwürgte den Falken, wie ein Huhn.

Die Maid erschrak ob dieser Rede und der tödtlichen That und begann, den Ritter zu fürchten. Nun wurde der Pfad immer enger, steiniger und dorniger, und dem Windspiel schmerzten die Füße, und es vermochte nicht mehr, sich wie vor an des Pferdes Seite zu halten. Der Ritter, der es an einem Riemen führte, mußte es immer nachziehen, das war dem Ritter ungelegen, und er schalt das Windspiel: „Du böser Hofwart, hab' Acht, es kommt dir zum Unheil, daß du mir den Arm so zerziehst!" Der arme Hund vermochte aber nicht zu folgen, und da zog der Ritter sein Schwert und hieb ihn todt.

Die Maid unterdrückte einen Schrei des Unwillens, aber das Herz in der Brust erschrak ihr, es ward ihr weh zu Muthe, und sie dachte: Herr Gott, welch ein Wütherich ist dieser Mann! brachte mich denn der Teufel zu ihm? — Der Ritter aber behielt das Schwert blank in der Hand und begann nun mit seinem Roß zu schelten: „Was schnaubst du? Warum gehst du nicht Paß oder Trab? Du willst wol nur auf ebenem Plan gehen? Du mußt sterben!" Da nun das arme Roß nicht Paß traben konnte, welcher Gang ihm nie gelehrt worden war, so sprach der Ritter: „Frau, steiget

ab!" Sie sprach: „Ich thue, was Ihr mich heißt." Darauf stieg der Ritter auch ab, und hieb dem Pferd das Haupt vom Rumpfe, sprechend: „Wärest du nach meinem Sinn gegangen, so wäre dir nicht der Tod geworden. Frau, dies ist geschehen, wie Ihr seht. Mir war das Pferd gar unlieb geworden, wie auch Windspiel und Falke. Nun aber ist mir ein ungewohnt und beschwerlich Ding, zu Fuße zu gehen, und ich habe des keine Uebung. Ich werde nun Euch reiten!" und damit begann er, ihr Riemen und Bande anzulegen und auch den Sattel wollte er ihr aufschnallen. Sie sprach: „Herr, ich trüge schon genug an Euch, lasset den Sattel und die Seile, viel herzlieber Herr mein, ich trage Euch ja sanfter und besser ohne ihn."

„Ei, Frau, wie stände mir das an, daß ich Euch ritte ohne Sattel und Zeug?" fragte der Ritter heftig. „Ihr habt böse Sitte, daß Ihr gegen meinen Willen zu reden Euch erkühnet!" Und da ließ sie sich gefallen, daß er zur Stund sie sattelte und aufzäumte, wie ein Roß, und ihr Zaum und Gebiß in den Mund legte, und gab ihr die Steigbügel in die Hände, die stramm zu halten, saß dann auf, und ritt sie so eine kleine Weile, etwa dreier Speerlängen weit, bis ihr die Ohnmacht zuging von der schweren Last.

Da stieg der Ritter von ihr ab, und sprach: „Frau, schnappt Ihr nach Luft?" — „O nein, Herr!" antwortete sie. Weiter sprach er: „Das ist ein schönes Feld, da könnt Ihr nun im Zelt (Schritt) gehen." Sie sprach, indem sie auf Händen und Füßen weiter kroch: „Ich will es gern thun. Auf meines Vaters Hofe laufen viele Pferde, denen hab' ich Zeltgang abgelernt."

„So wollt Ihr Alles thun, was ich will?" fragte der Ritter, und sie gegenredete: „Und wenn ich tausend Jahre leben sollte, so wollte ich thun, was Euch lieb ist!" Da hieß er sie aufstehen, und nahm sie schön an der Hand, und führte sie sittsamlich heim in sein Schloß, wo seine Freunde versammelt waren, die grüßten sie ehrfurchtsvoll und geleiteten sie in ihr Zimmer. Das geschah mit großen Freuden, und die Frau war das allerliebste Weib, ehrbar und wohlgezogen, ohne List und Trug, treu, ruhig-mild, keine Tugend fehlte ihr. Ihre Gäste empfing sie freundlich und fröhlich,

und ohne Haß und ohne Unwillen erfüllte sie, wie ein bie deres Weib thun soll, die Wünsche ihres Eheherrn.

Als nun sechs Wochen vergangen waren, fuhren der jungen Frau Vater und Mutter zu ihrer Tochter hin, zu sehen, wie es ihr ergehe und wie sie sich gehabe. Nicht sobald erfuhr die Mutter, was geschehen war, und wie ihre Tochter ihrem Manne gehorsamte, als sie diese zornig schalt und ihr zurief: „O über dich unseliges Weib! Was ich sehen und hören muß, läßt mich zweifeln, daß du mein Kind bist. Was? du lässest deinen Mann deinen Meister sein?" Und dabei schlug die böse Mutter die Tochter ins Gesicht und wo sie sonst hinkam, und fiel ihr in die Haare und raufte sie, schlug und schalt und trieb einen schrecklichen Unfug. Die junge Frau weinte und schrie: „Seid Ihr hergekommen zu schelten, so wartet doch, bis ihr des Ursach findet! Ich habe den allerbesten Mann, und er ist gut und bieder, wer aber seinen Willen nicht thut, dem geht er in seinem Zorn gleich ans Leben. Darum, Mutter, habt weisen Sinn und hütet Euch, Arges wider ihn zu sprechen, denn er ist so zornmüthig, daß er Alles, was seinem Willen entgegen ist, im Zorn richtet und vernichtet."

„Hoho! Morgen ist auch noch ein Tag!" höhnte die Mutter. „Wie schlimm dein Mann sei, das macht mir den geringsten Kummer! Nicht ein Haar stark acht' ich seiner! Du alberne Trine! Dir muß der Teufel durchs Hirn fahren, daß du wagst, mir, deiner Mutter, mit deinem Mann zu dräuen!"

„Mutter, ich dräue Euch ja nicht!" vertheidigte die Tochter sich. „Ich sage Euch ja nur die Wahrheit; ich darf Euch doch wol rathen, meinen Mann baß zu grüßen, denn wolltet Ihr ihm thun, wie meinem Vater, so zerbläut er Euch den Rücken, und obschon Ihr nicht viel Haares mehr habt, ist's dessen noch genug, daß er's Euch ausreißt!"

„Das wäre ein Hauptwerk!" erwiderte böse die Mutter. „Ich fürcht' ihn nicht, und wenn er so groß wie ein Berg wäre; nicht mehr und nicht weniger fürcht' ich ihn, wie deinen Vater! Was hat der ausgerichtet mit mir nun die zwanzig Jahre? Noch heute geb' ich ihm um kein Haar breit nach!"

Während dieser Schaltrede der ältern Frau standen der

Schwäher und der Tochtermann an einer heimlichen Stelle, wo sie jedes Wort hörten, und der Alte sprach leise zu seinem Schwiegersohn: „Ich bin inniglich froh, daß Ihr meiner Tochter starren Sinn bezwungen, und gern hinterlasse ich Euch und ihr mein Hab und Gut, wenn ich dahin fahre.“ Der Schwiegersohn bedankte sich für die freundliche Gesinnung des Schwähers, der dann wieder zu ihm sprach: „Rathet mir doch, wie ich Eurer Schwieger thue, die mir allezeit widerstrebt und mir mein Leben so bitterlich vergällt! Wär' es nur zu machen, daß sie etwa ein Jahr vor ihrem Tod wenigstens von ihrer Härte ließe, so hätte ich die sonderste Freude und all mein Leid ein Ende!“

Darauf verhieß der Schwiegersohn die Schwiegermutter gut zu machen auf seine Weise, wenn der Schwiegervater ihm das nicht wehren wolle. Der sprach: „Ich will Euch nichts verwehren, siedet oder bratet sie, so will ich noch Holz dazu tragen.“

Der Ritter nahm alsbald heimlich vier flinke starke Knechte, vermaß sich großen Zorns, und ging nach der Kemnate, wo noch die Alte saß, und immerfort auf ihn und ihre Tochter schalt. Als sie ihn kommen sah, grüßte sie ihn spöttisch: „Seid Gott willkommen, Herr Engelhart!“ „Schönsten Dank, Frau Schlechthart!“ klang sein Gegengruß, und dabei trat er fast an sie heran und sprach: „Frau, laßt Eure Unart, das bitt' ich Euch, gegen Euern und meinen Herrn. Er sollte Euch ungezählte Schläge auf Euern Rücken mit einer eichenen Elle zumessen, bis Euch so weh würde, daß Ihr ein gut Weib würdet.“

„Ei!“ sprach sie: „ich höre wol, daß Ihr Viele so erschlagen habt, lieber Herr Gugugul! Ich habe aber doch bisher noch Haut und Haar behalten, hoff' es auch noch länger zu tragen! Was hab' ich aber Euch gethan?“

„Ihr scheltet täglich meinen Herrn, Euern Mann, und verleidet ihm sein eigenes Haus!“ antwortete der junge Ritter; sie war aber gleich mit der Gegenrede zur Hand: „In meinem Hause heiße ich Kratzmaus! Ich kann darin sein Meister sein, wie mein eigener, und es soll ihm Gott, solang ich lebe, nun keinen einzigen guten Tag mehr geben!“

„Und gibt Gott mir Glück“, sprach der Schwiegersohn,

„ſo acht' ich, daß Ihr, noch ehe wir voneinander gehen, Eure böſen Ränke und Schwänke laßt."

„Daß es Euch nur nicht misglücke!" rief ſie, „ſonſt habt Ihr, ſo mir der große Gott von Schaafhauſen, nur Schande und Spott davon!"

„Ich weiß, was Euch ſo irr' und wirr und böſe macht", nahm der Ritter wieder das Wort. „Ihr habt zwei Zornbraten hier an jeder Hüfte, davon kommt's, daß Ihr ſo üble Sitte habt, wenn Euch die Wer ausſchnitte, das wäre vortrefflich gut, denn Ihr würdet fröhlicher als jemals eine Frau, und für Euern Mann wär's nicht minder gut."

„Ach! ich freue mich, daß Ihr ein ſo guter Arzt ſeid, lehrt doch Eure Kunſt meiner Tochter!" war ihre Antwort. „Habt Ihr auch Bertram feil und Nieswurz? Ihr miſcht wol Beifuß zum Tranke?"

„He! Euer Spott iſt groß!" rief der Ritter, „aber er wird Euch gleich verſalzen werden, ſobald wir Eure Zornnieren und Zornbraten haben, ſo werdet Ihr beſſer und frommer als ein Kind werden!"

„Genug mit Eurem Klaffen, Klaffer!" ſchalt die Frau. Da griffen aber die Knechte auf des Ritters Wink ſie an, warfen ſie nieder, und der Tochtermann wetzte ein großes ſcharfes Meſſer, das ſetzte er an ihre Hüfte und ſchnitt ihr durch Gewand und Hemde eine lange tiefe Wunde, daß ihr Hohnlachen ihr ganz verging, dann ſprach er, indem er ein Stück Fleiſch in ein Gefäß warf: „Seht, Frau, Ihr ſeid manches Jahr ein ſchlimmes Weib geweſen, daran waren Eure Zornbraten Schuld, die kann ich Euch nicht länger laſſen." Sie aber lag traurig und ſchreiend: „Das wußt' ich an mir ſelbſt nicht, aber ich weiß, welcher Teufel Ihr mich berathen habt!"

„Ja, Ihr habt noch einen Zornbraten", ſprach der Ritter, „an Euerm andern Bein, der muß noch heraus!"

„Ach", klagte ſie faſt weinend: „der iſt ganz klein, der ſchadet mir nicht zu viel! Helfe mir Gott! der, den Ihr ſchon ausgeſchnitten habt, der war an allem Schaden Schuld. Ich bin alles Zornes ledig, und will ſtill ſein, laßt nur den andern ungeſchnitten."

Da ſprach die Tochter heiter zu ihrem Gatten: „Bedenket wohl, was Ihr thut; ich fürchte, wenn der andere Zorn-

braten nicht auch herfürkommt, so ist die große Arbeit an dem einen verloren, und am Ende bekommt der andere Zornbraten Junge, so Ihr den nicht auch ausschneidet."

„Nein, nein, liebe Tochter!" rief die Mutter, „sprich ihm doch zu, daß er mich unversehrt lasse, ich will ja gut sein!"

„Frau Mutter", antwortete die junge Frau: „Ihr gabt mir den Rath, wider meinen Mann zu streiten, ihm nicht unterthan zu sein; darum, und daß sie meinem Vater so übel mitgespielt, schneidet nur ihren Zornbrgten aus!" Und da griff der Ritter zum andern an, Jene aber schrie: „Nein, nein! Es ist mehr als genug! Tochter, denke, daß ich dich unterm Herzen getragen, und gewinne mir Friede von deinem Mann! Ich will beschwören, daß ich gütevoll leben will, und der milde und gerechte Gott behüte mich vor Zorn. Den großen Zorn hat mir der Ritter schon genommen, und der kleine ist keines Eies werth zu achten!"

„Wohl", sprach der Ritter, „begehrt sie Friedens, so lasse ich ab von ihr, doch gelobe sie zur Hand, daß wenn sie den Zorn nicht meidet, sie sich aber will schneiden lassen." Hierauf ward sie aufgehoben und ihre Wunde verbunden.

Und die Frau warf allen Krieg und Hader unter die Füße, wurde ein gut sittig Weib, ließ ab von ihrer bösen Heftigkeit, und als der andere Tag kam, nahm sie Urlaub mit ihrem Mann von dem Schwiegersohn, und er wünschte ihr, daß Gott sie bewahren möge vor allem Uebel.

Wenn sie nun nach der Hand dennoch noch manchmal etwa ein Wörtlein oder mehr zu ihrem Manne sprach, das ihm leid und unlieb war, so durfte er nur sagen: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß nach unserm Tochtermann senden", so wurde sie roth vor Furcht, und sprach: „Es ist nicht Noth darum, sein Kommen wäre mir nicht zum Heile. Ich habe ja Muth und Sinn, zu thun, was Euch lieb ist, und rathe auch allen Frauen, daß sie ihren Männern das entbieten, was ich jetzt dem meinen, so sie nämlich in Frieden bestehen wollen."

Damit hat diese Mär ein Ende, und kann davon eine beliebige Nutzanwendung jeder Mann und jede Frau sich selbst machen. Der alte Dichter aber, der diese Mär erzählt, gibt noch folgenden Rath:

Wenn wer ein übel Weib hat,
Der thu' sich ihr'r in Zeit ab,
Empfehl sie dem Ritter
Und leg' sie auf ein'n Schlitten,
Und kauf' ihr ein Bästchen,
Und henk' sie an ein Aestchen.
Und henk' dabei
Zwei Wölf' oder drei.
Wer sah dann ein'n Galgen
Mit böseren Balgen?
Er sei denn, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwischen hing.

73. Märchen vom Richter und vom Teufel.

In einer Stadt saß ein Mann, der hatte alle Kisten voll Geld und Gut, er selbst aber war voll aller Laster, so schlimm war er, daß es die Leute schier Wunders dünkte, daß ihn die Erde nicht verschlang. Dieser Mann war noch dazu ein Richter, das heißt, ein Richter, der aller Ungerechtigkeit voll war. An einem Markttage ritt er des Morgens aus, seinen schönen Weingarten zu sehen, da trat der Teufel auf dem Heimweg ihn an, in reichen Kleidern und wie ein gar vornehmer Herr gestaltet. Da der Richter nicht wußte, wer dieser Fremdling war, und solches doch gern wissen mochte, so fragte er ihn nicht eben höflich, wer und von wannen er sei? Der Teufel antwortete: „Euch ist besser, wenn Ihr's nicht wisset, wer und woher ich bin!" — „Hoho!" fuhr der Richter heraus, „seid wer Ihr wollt, so muß ich's wissen, oder Ihr seid verloren, denn ich bin der Mann, der hier Gewalt hat, und wenn ich Euch dies und das zu Leide thue, so ist Niemand, der es mir wehren wird und kann. Ich nehm' Euch Leib und Gut, wenn Ihr mir nicht auf meine Frage Bescheid gebt!" „Steht es so schlimm", antwortete der Arge, „so muß ich Euch wol meinen Namen und mein Gekommen offenbaren; ich bin der Teufel."

„Hm!“ brummte der Richter, „und was ist hier deines Gewerbes? das will ich auch wissen.“ „Schau, Herr Richter“, antwortete der Böse, „mir ist Macht gegeben, heute in diese Stadt zu gehen, und das zu nehmen, was mir in vollem Ernst gegeben wird.“

„Wolan!“ versetzte der Richter, „thue also, aber laß mich dessen Zeuge sein, daß ich sehe, was man dir geben wird!“

„Fordre das nicht, dabei zu sein, wenn ich nehme, was mir beschieden wird“, widerrieth der Teufel dem Richter; dieser aber hub an, den Fürsten der Hölle mit mächtigen Bannworten zu beschwören, und sprach: „Ich gebiete und befehle dir bei Gott und Gottes Geboten, bei Gottes Gewalt und Gottes Zorn, und bei Allem, was dich und deine Genossen bindet, und bei dem ewigen Gerichte Gottes, daß du vor meinem Angesicht, und anders nicht, nehmest, was man dir ernstlich geben wird.“

Der Teufel erschrak, daß er zitterte bei diesen fürchterlichen Worten, und machte ein ganz verdrüßlich Gesicht, sprach auch: „Ei so wollte ich, daß ich das Leben nicht hätte! Du bindest mich mit einem so starken Band, daß ich kaum jemals in größerer Klemme war. Ich gebe dir aber mein Wort als Fürst der Hölle, das ich als solcher niemals breche, daß es dir nicht zum Frommen dient, wenn du auf deinem Sinn bestehst. Stehe ab davon!“

„Nein, ich stehe nicht ab davon!“ rief der Richter. „Was mir auch darum geschehe, das muß ich über mich ergehen lassen; ich will jenes nun einmal sehen! Und sollt' es mir an das Leben gehen!“

Nun gingen Beide, der Richter und der Teufel, mit einander auf den Markt, wo gerade Markttag war, daher viel Volks versammelt, und überall bot man dem Richter und seinem Begleiter, von dem Niemand wußte, wer er sei, volle Becher und hieß sie Bescheid thun. Der Richter that das auch nach seiner Gewohnheit, und reichte auch dem Teufel eine Kanne, dieser aber nahm den Trunk nicht an, weil er wol wußte, daß es des Richters Ernst nicht war.

Nun geschah es von ungefähr, daß ein Weib ein Schwein daher trieb, welches nicht nach ihrem Willen ging, sondern die Kreuz die Quere, da schrie das zornige Weib im höchsten

Aerger dem Schwein zu: „Ei so geh zum Teufel, daß dich der mit Haut und Haar hole!“

„Hörst du, Geselle?“ rief der Richter dem Teufel zu. „Jetzt greife hin und nimm das Schwein.“ Aber der Teufel antwortete: „Es ist leider der Frau nicht Ernst mit ihrem Wort. Sie würde ein ganzes Jahr lang trauern und sich grämen, nähme ich ihr Schwein. Nur was mir im Ernst gegeben wird, das darf ich nehmen.“

Aehnliches geschah bald hernach mit einem Weib und einem Kind. Das Letztere ging auch nicht so, wie die Frau es lenken wollte, sodaß sie auch zu schreien begann: „Hole dich der Teufel, und drehe dir den Hals um!“ „Hörst du Geselle?“ fragte da wieder der Richter. „Das Kind ist dein, hörst du nicht, daß man es dir ernstlich gibt?“

„O nein, es ist auch nicht ihr Ernst!“ antwortete der Teufel. „Sie würde bitterlich wehklagen, nähme ich sie beim Wort, und das Kind nicht fahren lassen.“

Jetzt sahen Beide ein Weib, das hatte viel mit einem Kinde zu schaffen, welches heftig schrie und sich sehr unartig geberdete, sodaß die Frau voll Unwillens war und ausrief: „Willst du mir nicht folgen, so nehme dich der böse Feind, du Balg!“

„Nun? nimmst du auch nicht das Kind?“ fragte der Richter ganz verwundert, und der Teufel antwortete: „Ich habe deß keine Macht, das Kindlein zu nehmen. Dieses Weib nähme nicht zehn, nicht hundert und nicht tausend Pfund, und gönnte mir im Ernst das Kind; wie gern ich's auch nähme, darf ich doch nicht, denn es ist nicht des Weibes rechter Ernst.“

Nun kamen die Beiden recht mitten auf den Markt, wo das dichteste Volksgedränge war, da mußten sie ein wenig stillestehen, und konnten nicht durch das Gewimmel und Getümmel schreiten. Da wurde ein Weib des Richters ansichtig, das war arm und alt und krank und trug großes Ungemach; sie begann laut zu weinen und zu schreien, und ließ vor allem Volk folgende heftige Rede vernehmen: „Weh über dich, daß du so reich bist und ich so arm bin; du hast mir ohne Schuld, göttliche und menschliche Barmherzigkeit verleugnend, mein einziges Kühlein genommen, das mich ernährte, von dem ich meinen ganzen Unterhalt hatte. Weh

über dich, der du es mir genommen haſt! Ich flehe und ſchreie zu Gott, daß er durch ſeinen Tod und bitteres Leiden, die er für die Menſchheit und für uns arme Sünder trug, meine Bitte gewähre, und die iſt, daß deinen Leib und deine Seele der Teufel zur Hölle führe!" Auf dieſe Rede that der Richter weder Sage noch Frage, aber der Teufel fuhr ihn höhniſch an, und ſprach: „Siehſt du, Richter, das iſt Ernſt, und den ſollſt du gleich gewahr werden!" Damit ſtreckte der Teufel ſeine Krallen aus, nahm den Richter beim Schopf, und fuhr mit ihm durch die Lüfte von dannen, wie der Geier mit einem Huhn. Alles Volk erſchrak und ſtaunte, und weiſe Männer ſprachen die Lehre aus:

Es iſt ein unweiſer Rath,
Der mit dem Teufel umgeht.
Wer gern mit ihm umfährt,
Dem wird ein böſer Lohn beſchert.

A. Kuhn und W. Schwartz.

74. Das Pferdei.

Es war mal ein Bauer, der hieß Hans, der ging in die Stadt zu Markte und als er da ſo herumſchlenderte, ſah er einen Händler ſitzen, der hatte ein paar große Kürbiſſe zu verkaufen; da fragte er ihn: „Bruder, was ſind das für Dinger, die du da zu Markte gebracht?" — „Pferdeeier", antwortete der Andere. — „Ei du liebe Zeit", ſagte Hans, „Pferdeeier? die ſind wol ſehr theuer?" — „Nun, bezahlen laſſen ſie ſich ſchon noch; ſieh mal hier das rothbraune, das gibt einen prächtigen Fuchs und koſtet nur zehn Thaler!" Das dünkte dem Hans nicht allzu viel für einen ſchönen Fuchs und ſchnell borgte er das Geld und kehrte zu dem Händler zurück. Nun wollte er aber auch genau wiſſen, wie es ausgebrütet werde, und der Andere ſagte ihm, er müſſe es ſelbſt

ausbrüten und es dauere volle vier Wochen; während dieser Zeit dürfe er ja nicht von demselben aufstehen, oder, müsse er es ja einmal thun, so möge er's doch ja recht warm zudecken, und, solle sich auch lieber die ganze Zeit über von seiner Frau füttern lassen, damit er auch eine recht hitzige Brut habe. Das prägte sich Hans Alles ganz genau ein und eilte nun mit seinem Pferdeel nach Hause, wo er seiner Frau mit großer Freude erzählte, was er für einen schönen Handel gemacht, und gar nicht die Zeit erwarten konnte, bis sie ihm das Nest zurecht gemacht. Zu dem Ende legte sie sogleich ein paar Bund Stroh im Stall zusammen, machte in der Mitte eine Vertiefung, in welche sie das Ei legte, und nun setzte sich Hans drauf und seine Frau mußte ihn füttern, und noch ein paar Bund Stroh um ihn schütten, damit er nur eine recht hitzige Brut hätte. Endlich als aber nun die vierte Woche zu Ende kam, da sprang er auf und horchte an dem Ei und klopfte dran, aber der Fuchs wollte sich noch nicht rühren. Da konnte er seine Ungeduld nicht länger zügeln, nahm das Ei und ging damit hinters Haus, wo ein großer Stein lag, gegen den warf er es und da der Kürbiß innen schon ganz verfault war, so flogen die Stücke weit umher und eins davon fiel in ein kleines Gesträuch, in dem gerade ein Fuchs lag und schlief, der sprang auf und lief eilig davon. Da glaubte Hans, es sei sein rothes Fohlen und rief immer „hiß! hiß!" und meinte, wenn's müde ist, wird's schon zurückkommen, aber es kam nicht und Hans ging endlich betrübt wieder ins Haus und nahm sich vor, wenn er wieder ein Pferdeel kaufe, hübsch im Stall zu bleiben, damit das Fohlen nicht entwischen könne.

75. Von einer Königstochter, die Den heirathen will, welcher ihr etwas erzählt, was sie nicht glaubt.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, welche Denjenigen zum Manne nehmen wollte, der ihr etwas erzählen würde, was sie nicht glaubte; wer ihr so etwas erzählen würde, daß sie sagen müßte: „Das ist nicht wahr!" der

ſolle ihr Gemahl werden und nach des Königs Tode das Reich bekommen; wenn ſie aber glauben würde, was Einer ihr erzählte, dann ſollte ihm der Kopf abgeſchlagen werden. — Waren nun ſchon Viele gekommen, um ihr Glück bei der Königstochter zu verſuchen, denn ſie war gar ſchön. Aber was ſie auch Wunderbares erzählt hatten, die Königstochter hatte es doch geglaubt und Allen war der Kopf abgeſchlagen worden. Da kam auch einſt ein alter abgedankter Soldat in die Stadt und wollte ſein Glück auch verſuchen. Die Königstochter ließ ihn vor ſich und freute ſich, daß ſie wieder einen Kopf mehr auf ihr Gitterthor ſpießen laſſen könnte, und ſagte zu dem alten Invaliden: „Nun erzähle!“ Der Alte beſann ſich auch nicht lange, und fing an:

„Ich bin gar weit umhergereiſt und bin auch ſogar nach dem Himmel geweſen. Als ich mir da Alles beſehen hatte, wollte ich wieder hinunter auf die Erde, aber ich konnte den Weg nicht finden. Als ich nun danach ſuchte, kam ich zu einem Häckſelſchneider, den fragte ich: «Lieber Freund, Ihr wißt wol hier Beſcheid; könnt Ihr mir nicht ſagen, wo der Weg zur Erde geht.» Da machte er eine Klappe auf und ſagte: «Da geht's hinunter!» — «Ja», ſprach ich, «das iſt ja tief, da breche ich mir Hals und Beine, wenn ich hinunterſpringe!» Der Mann aber zeigte mir einen großen, großen Berg Häckſel, den er ſchon geſchnitten hatte, und der war ſo fein wie Staub. «Den knüpfe zuſammen», ſagte er, «und du wirſt ein ſo langes Seil bekommen, daß du dich daran auf die Erde hinablaſſen kannſt.» Ich that es, band allen Häckſel zuſammen, machte das Seil an der Klappe feſt und rutſchte daran hinab; aber als ich am Ende war, da war ich noch lange nicht auf der Erde und ſchwebte und zappelte da mitten zwiſchen Himmel und Erde. Zuerſt wußte ich nicht, was ich thun ſollte, bald aber beſann ich mich, holte ein Meſſer hervor, ſchnitt das Seil oben ab, drehte es um und rutſchte nun von dort, wo ich geſchwebt hatte, wieder weiter hinab, aber immer war ich noch weit von der Erde entfernt, und umdrehen konnte ich doch das Seil nicht wieder, da ich es ſchon einmal gethan hatte. Darum verſuchte ich's nun mit Springen, ich ſprang hinab, und ſo weit und gewaltig war der Sprung, daß ich bis an die Arme in die Erde ſank. Da ſteckte ich nun feſt drin und

wußte nicht wie herauskommen. Als ich so schon lange, sehr lange in der Erde festgesessen hatte, kam ein Fuchs ganz nahe bei mir vorbei, den packte ich beim Schwanz und darüber erschrak er so, denn er hatte mich nicht gesehen, daß er einen ungeheuren Satz machte und ich mit einem Ruck aus der Erde fuhr. Aber der Fuchs hatte sich so erschrocken, daß er jetzt mit so großer Schnelligkeit den Schwanz zwischen die Beine klemmte, daß ich mit aller Gewalt ihm in den Hintern geworfen wurde und wol noch zehn Klafter weit in seinen Leib hineinfuhr."

Die Königstochter hatte das Alles ruhig mit angehört und es geglaubt, darum fuhr der Invalide fort: „Als ich nun im Bauche des Fuchses war, ging ich ein wenig spazieren und kam in eine große Stadt, darin war eine Kirche, in der predigte ein Prediger, und das war so rührend und herzzerreißend, daß alle Ziegel auf den Dächern klapperten." — „Sieh!" sprach die Königstochter und war schon etwas verwundert, „was predigte er denn?" — „Er predigte, du Königstochter wärest eine Metze!" — „Das ist nicht wahr!" platzte die Königstochter heraus, und da mußte sie den Invaliden zum Manne nehmen und ihn behalten bis an ihr Ende.

J. W. Wolf.

76. Das allzeit zufriedene Knäbchen.

Zwei Bauersleute hatten ein Kind und wie es denn in der Welt geht, wo nur eins ist, da wird's verzogen. Die Aeltern hatten aber kein Auge für die Fehler des Bübchens und nannten es immer nur ihr allzeit zufriedenes Kind. Eines Tages war eine Hochzeit im Ort, dazu waren die Bauersleute auch eingeladen und da sie nirgendwo allein hingingen, so nahmen sie auch ihr allzeit zufriedenes Kind

mit. Als das Essen vorbei war, kamen Birnen, Nüsse und Anisgebackenes auf den Tisch, von jedem hohe Teller voll. Die Gäste ließen es sich wohlschmecken und der Bräutigam gab den Kindern von Allem so viel wie sie haben wollten. Als die Gäste aufstehen und zum Tanze gehen wollten, kam das allzeit zufriedene Kind, stellte sich neben den Bräutigam und weinte bitterlich. Sogleich sprangen die Aeltern von ihrer Bank herbei, um zu sehen, was das sei. Der Bräutigam frug das Knäbchen, was ihm fehle, aber es weinte immer bitterlicher und endlich weinte seine Mutter und es verschlug kein Haar, dann hätte der Vater auch geweint. Da frug der Bräutigam wieder: „Hast du denn Hunger?" und das Kind schrie: „Ach ich bin ja schon satt." — „Das dachte ich mir, ach mein Kind ist ja immer so gern zufrieden", schluchzte die Mutter. Der Bräutigam sprach: „Dann komm her, ich stopfe dir die Hosentasche voll Anisgebackenes", aber das Kind schrie noch ärger: „Sie sind ja schon beide voll!" — „Dachte ich mir's nicht", schluchzte die Mutter, „unser Kind ist so gern zufrieden, es muß ihm etwas Anderes fehlen." Der Bräutigam sprach: „Dann gehe nach Hause, leere sie aus und komm wieder, dann bekommst du mehr." Da schrie das Kind noch viel ärger: „Ich war ja schon dreimal zu Hause." — „Nein das ist es auch noch nicht, unser Kind ist so bald zufriedengestellt, Kindeshand ist bald gestillt, es muß ihm etwas Anderes fehlen", schluchzte die Mutter und weinte bittere Thränen. „Dann geh nach Hause und komm noch einmal wieder", sprach der Bräutigam; doch da schrie das Kind, wie verzweifelt: „Wenn ich wiederkomme, haben die Andern Alles gegessen." — „Wir heben dir Alles auf und essen nichts mehr", sagte der Bräutigam, und da lachte das Kind ihn an und lief weg. Die Mutter rief aber: „Ach es ist doch rührend, wie unser Kind ein allzeit zufriedenes Gemüth hat." — „Ja, das weiß der Himmel", sprach der Vater, „so gibt's keines mehr."

J. G. Kohl.

77. Die Vermehrung der Viehzucht in Europa.

Die Zeit, wo der Mensch noch die Concurrenz vieler andern mitspeisenden Fleischfresser zu bestehen hatte, liegt noch nicht so gar weit zurück. Noch vor 300 Jahren decimirten selbst in Deutschland und in England zahlreiche Wölfe und Bären unsere Heerden und Ställe, und es gibt noch jetzt in Frankreich, in den Alpen, in Rußland Gegenden genug, in denen zahlreiche Raubthiere auf Erhöhung der Fleischpreise hinwirken. Und man kann daher die stets zunehmende Ausrottung dieser Raubthiere, die dem armen Bauer seine Kälber stehlen, die ihm seine Gänse morden und seine Eier aussaufen, die ihn zwingen, viel Kräfte und Kosten auf die Bewachung seiner Heerden zu verwenden, die den armen Hirten ihre Lämmer rauben und ganze Heerden zerstreuen und verjagen, unter die Bestrebungen zählen, welche auf den Tischen des Reichen und Armen den Zusammenfluß der Nahrung mehren. Fürsorgliche und wohlwollende Regierungen waren daher auch beständig darauf bedacht, auf allerlei Weise jene Concurrenten zu mindern. Wie Hercules im Auftrage jenes Königs gegen die Lernäischen und Nemeischen Ungethüme, so kämpften die Gouvernements von Oestreich und Rußland, Frankreich und andern Staaten im Auftrage des materiellen Wohls und zum Vortheile ihrer Völker unausgesetzt gegen die Wölfe, braunen und schwarzen Bären, Luchse, Füchse, wilden Katzen, Adler und Geier und andere Raubthiere, welche der hungernden Europa ihre Kost schmälern wollten, und lösten immer besser und immer genügender eine ihrer zwölf Arbeiten nach der andern.

Es ist zwar wahr, mit dieser fortschreitenden Ausrottung der wilden Thiere, welche der Bevölkerung Nahrung zugleich und Kleidung lieferten, wurde allmälig auch manche Subsistenzquelle vernichtet. Der Wald, die Haide und die Bergwildniß mit ihren zahlreichen Bewohnern waren so zu

ſagen die großen Kleidermagazine und reichlich gefüllten Stallungen und in jeder Hinſicht die Vorrathskammern unſerer Vorältern. Und ich ſage, es iſt wahr, daß unſere Hercules, indem ſie hier einbrachen und dieſes Magazin zerſtörten, indem ſie die Wölfe und Bären, das Geſchlecht der Auerochſen, der Elennthiere, der Steinböcke, der Gemſen und vieler anderer Thiere faſt ganz ausrotteten, auch manche Quelle ihres barbariſchen Comforts verſtopften. Allein natürlich kann man dies nicht ſehr beklagen, denn nun erſt konnten an die Stelle der nützlichen Wolf- und Bärenfelle die noch viel nützlichern Ziegen- und Schafvließe treten, nun erſt konnte man die Weide des eßbaren Auerochſen den noch viel nahrhaftern zahmen Rindern überlaſſen, und nun erſt, da man die Neſter der Eulen und Falken, die Höhlen der Marder und Füchſe zerſtörte, konnten die viel ergiebigern Tauben, Hühner, Gänſe ihre Eier ohne Sorgen legen. Und ſelbſt die allmälige und immer fortſchreitende Beſchränkung der Hirſch-, Reh- und Haſenheerden ſchlug zum Vortheile der Oekonomie des Menſchen aus, da es Jeder viel nützlicher finden mußte, mit dem Graſe des Waldes und mit dem Getreide der Felder ſtatt des leicht entſchlüpfenden Wildes entweder direct ſich ſelber, oder doch ſeine Kühe und Kälber, die ſeinem Leitſeile und ſeiner Peitſche gehorchten, zu füttern.

Je enger der Wald mit ſeiner ganzen Bevölkerung ſich zuſammenzog, deſto weiter dehnten ſich die Stallungen, deſto freier und unbeſorgter ſchweiften die Heerden der Hausthiere, deſto fröhlicher mehrten ſich ihre friedlichen Scharen. Und zwar ſprechen wir hier nicht von einer Tendenz, einer Bewegung, die etwa als eine ganz antiquirte Frage zu betrachten wäre; vielmehr iſt es immer noch eine ſehr praktiſche Frage, die ſelbſt unſere neueſten Tage berührt. Ich behaupte, daß, wohin wir in Europa blicken, ſich die Viehzucht vervollkommnet und gemehrt hat, und daß ebenſo auch überall die Mittel des Austauſches des Fleiſches wie des Austauſches der Körner ſich gebeſſert und ſo auf eine Verminderung der Fleiſchpreiſe hingewirkt haben, und daß alſo in Folge deſſen nicht nur der Brotkorb für alle Menſchen niedriger gehängt, ſondern auch die Fleiſchtöpfe zugänglicher geworden ſind.

Es ist wichtig, noch etwas näher auf die Beleuchtung der einzelnen Punkte dieser Behauptung, über die Manche hier und da andere Meinungen geäußert haben, einzugehen.

Daß, um mit dem Unbestrittensten zu beginnen, in dem weiten Theile von Europa, den wir die südrussischen Steppen nennen, die Rinderheerden sich in neuester Zeit außerordentlich vermehrt haben, wird Niemand bezweifeln, der einigermaßen mit der Geschichte dieser Landschaften bekannt ist. Hier, wo sonst ein tausendjähriger Tummelplatz wilder Völker und zahlloser Raubthiere war, haben sich in den letzten Jahrzehnden die Heerden der zahmen Fußschleifer erstaunlich vermehrt. In den deutschen Colonien am Asowschen Meere, um Odessa herum, und von da weit hinein bis nach Podolien, westwärts bis an die Karpathen und ostwärts bis über die Wolga und zum Ural hinüber sind im Schatten der Pike des wachsamen Kosaken, oder besser unter dem Schutze des russischen Adlers, so viele Grasfresser erstanden, daß Fleisch und Talg und Leder und Horn und Haare, und was wir sonst von den Thieren beziehen, zu fast fabelhaft billigen Preisen zu haben, und daß diese Gegenden für einen großen Theil von Europa in höherem Grade, als sie es je waren, zu Fett- und Fleischkammern geworden sind. Zahlreiche Heerden wandern seit 50 Jahren von hier in allen Richtungen aus, Hunderte von Meilen weit nach Norden, nach Moskau und Petersburg, bis zur Ostsee und zum Eismeere, — ebenso weit nach Westen durch Galizien bis zu den Proletariern von Wien und Warschau und Prag. An den Rändern dieser Steppen in den Häfen des Pontus füllt man ganze Schiffsräume mit Fett und Talg, das man aus den Salganen der Steppen schöpfte, und mit dem man nicht nur die Hauslampe der Bewohner der Mittelmeerländer nährt, sondern auch ihre Suppentöpfe würzt und ihre Lebensflamme facht. Die Steppenhirten und Viehzüchter haben seit 50 Jahren fleißig daran gearbeitet, die Preise der Fleischkost zu mäßigen und auf ein selbst dem Armen erreichbares Minimum zu reduciren. Und es ist ihnen gelungen, es dahin zu bringen, daß namentlich in dem ganzen weiten Rußland jeder Mann häufiger als bei uns, wo nicht sein Huhn, doch wenigstens sein Stück Rindfleisch in der Grundsuppe seines Tschi findet.

Gleich an die ruſſiſchen Steppen ſchließen ſich als eine zweite Hauptfleiſchkammer Europas die Donauländer, die Walachei, Ungarn, Serbien ꝛc. an. Auch hier gehört das Fleiſch überall zu den billigſten Lebensproducten, und auch von hier aus haben ſich die Quantitäten der Rinder, die man ans Ausland abtreten konnte, gemehrt. Aus der Walachei, aus den ungariſchen Puſten, aus den Sumpfweiden an der Sau und Drau haben ſich die Rinder auf die Reiſe begeben, um in Peſth, in Wien, in Regensburg ſogar und München den ſtets regen Hunger der dortigen Leute zu ſtillen. Serbien und Bosnien haben ihre Bergthore eröffnet und ihre überſchwänglichen Schweineheerden hinausgetrieben. Ganze kleine Schiffsflotten bemannten ſie damit, ſpannten Dampfſchiffe vor und förderten ſie ſo unaufhörlich auf den Flügeln des Dampfes auf die Schlachtbänke und in die Garküchen der Reſidenzſtädter im Weſten.

Und ſo wurde es möglich, daß in den ungariſchen Ländern ſelbſt jeder arme Hirte nicht nur ſein „tägliches Brot", ſondern ſogar ſeinen täglichen Braten, wenigſtens ſein gepfeffertes „gyllyaz hus" hatte, und daß unſere deutſchen Poeten in Oeſtreich ein Land der bratſpießwendenden Phäaken beſangen.

Dieſe Rindermärſche aus den untern Donaugegenden längs des Fluſſes aufwärts gaben dann wieder dem Viehe der Oeſtreicher, der Baiern und Schwaben neue Impulſe nach Weſten. Weil es dadurch möglich wurde, die gemachten Lücken leichter wieder zu füllen, ſo entſtand dann von hier aus der große Handel mit Vieh nach Frankreich und bis Paris.

Ein drittes Fleiſchnahrungsmagazin, zu welchem der hungernde Europäer mit Sehnſucht emporblickt, ſtellt ſich in dem Labyrinthe der Alpengebirge von den Gränzen Ungarns bis nach Frankreich hinein dar. Daß auch dieſes Magazin in neuerer Zeit ergiebiger und einträglicher geworden iſt, ſcheint mir außer Zweifel. Vermehrung der Weide und der Viehzucht iſt in den ganzen Alpengegenden ein allgemeines Phänomen. Ueberall hat man den Wald, ja ſogar den Acker beſchränkt, um Viehweide zu gewinnen. Früher hatte man den Kornbau ſelbſt in ſehr hohen Gegenden der Alpen, und überall hat er hier der einträglicher

gewordenen Viehzucht weichen müſſen. Aus Tirol, aus Steiermark, aus der Schweiz, aus Savoyen wandern die Rinder überall die Berge hinab, um die Stallungen der italieniſchen Flachländer zu füllen, und ebenſo wandern ſie nach Norden und Weſten ins Po- und Rheinland und in die bairiſchen Ebenen. Zwar ſpringen die Sennhirten der Alpen weniger mit dem Fleiſchertrage ihrer Heerden, als vielmehr mit andern Viehzuchtsproducten der Noth der Welt bei; Milch, Butter, Käſe, Leder ſind die Hauptgegenſtände ihrer Wirkſamkeit. Aber auch ſelbſt dies iſt kein unwichtiger Lebenscomfort. Die Großartigkeit der Entwickelung des Schweizerkäſehandels iſt eine ganz neue Erſcheinung, und wer in Schwaben und im Schwarzwalde gereiſt iſt, der weiß, daß dort ſelbſt die Armen ſich als Zukoſt zu ihrem Brote und Weine, wenn auch nicht einen Rinderbraten, doch ein Stück Schweizerkäſe zähmen können. Die Baiern und Tiroler glauben allgemein, daß die Alpenbutter Kraft und Stärke gäbe und eins der geſündeſten Nährmittel ſei, der Butterhandel machte ihnen in neuerer Zeit dieſes balſamiſche Fett immer zugänglicher.

Die Reform der Viehzucht in Deutſchland, die bedeutende Vermehrung des Anbaues der Futterkräuter, die dadurch möglich gewordene Stallfütterung, die immer allgemeiner wurde, die mehr und mehr zunehmende Maſtung des Viehes in unſern Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, das Alles hat, dies iſt mehr als wahrſcheinlich, nicht nur die Häupteranzahl unſerer Rinder vermehrt, ſondern auch ohne allen Zweifel das Gewicht jedes einzelnen Hauptes und die Güte des Fleiſches im Allgemeinen erhöht und auf eine Herabdrückung der Fleiſchpreiſe hingewirkt.

Wie ſehr hat man ſich nicht in neuerer Zeit beſtrebt, durch Kreuzung der Racen beſſeres Stammvieh zu erzeugen und Qualität wie Quantität der Viehzuchterträge zu erhöhen. Haben wir nicht aus der Schweiz, aus Holland, aus Holſtein, ſogar aus England Zuchtſtiere und Mutterkühe kommen laſſen, haben wir nicht aus Spanien ſelbſt unſere Schafheerden erneuert? Ja, hat nicht ſogar China uns ſeine kleinen dickbäuchigen, kurzbeinigen Schweine geſandt, die jetzt in einigen Gegenden Europas einheimiſch geworden ſind und ſich wie die Mäuſe vermehren? Dies Alles, ſage ich, läßt

vermuthen, daß in Deutschland und seinen Nachbarländern, überhaupt in allen den europäischen Mittelländern, die an unserer national-ökonomischen Reform Theil genommen haben, die Güte wie auch die Menge des zu Markte gebrachten Fleisches sich bedeutend vermehrt hat.

In den Marschen der Friesen und Holländer, an den Mündungen der Elbe, Weser, der Ems und des Rheins hat man die Viehzucht zu einer Entwickelung gebracht, wie sonst nur in wenigen Ländern Europas. Der Käsehandel der Holländer hat mit dem der Schweizer um die Palme gerungen, der Welt ein schmackhaftes Nahrungsmittel mehr zu liefern. Die Butterproducte und der Butterhandel der Oldenburger, der Anwohner der Elbe- und Weserufer, und namentlich unserer Schleswig-Holsteiner haben einen Umfang gewonnen, wie sie ihn nie zuvor hatten. Diese Leute wirthschaften und buttern nicht nur für Deutschland, sondern auch für einen guten Theil von Spanien und Frankreich, und in neuerer Zeit ist ihnen sogar England eröffnet worden, bei dessen Versorgung sie mit den Kentern und Irländern concurriren. Die Halbinsel Jütland, ihre Haiden und Weiden sind wieder eines der großen europäischen Viehmagazine, von denen wir immer nur einige hervorheben können. Von dort wandern Rinderzüge, einestheils über die Belte und Sunde, die dänischen Inseln als Brücken benutzend, nach Skandinavien ein, und anderntheils nach Süden, nach Deutschland hinab, um sich an den fetten Weiden an der Nordsee eine Zeit lang zu ergötzen und dann weiter zu gehen, um im Innern des Landes ihr Leben zu büßen. Die Eisenbahnen, die von Hamburg ausgehen, haben in neuerer Zeit diese Viehtransporte außerordentlich erleichtert und vermehrt, und sie haben bewirkt, daß jetzt Berlin und überhaupt alle Märkte des sandigen Nordens von Deutschland mit so gutem und billigem Fleische versorgt werden, wie nie zuvor. In Folge dessen hat sich sogar in den Marschländern eine ähnliche Erscheinung offenbart wie in den Alpen. Wie dort, hat man auch hier viele Striche, die ehemals entweder ganz unbenutzt waren, oder unzweckmäßigerweise zum Ackerbau verwendet wurden, der Natur des Landes gemäß zu Weideland umgewandelt, und den Holländern hat dies sogar die kühne Idee eingeflößt, sowol ihre Torfmoore mit rinderzüch-

tenden Coloniſten zu erfüllen, als auch ſogar das Harlemer Meer auszupumpen, die Heerden Amphitritens auszutreiben und ſtatt ihrer die des Apollo dahin aufs Trockene zu verſetzen.

Noch unvergleichlich bedeutender aber als alle Reform in Stallungen und Weiden, welche ſich auf dem Continente zugetragen haben, ſind die Erſcheinungen, welche in England auf dieſem Gebiete der menſchlichen Thätigkeit in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnden ans Licht traten. Das Roaſtbeef von Altengland war zwar von jeher ſchon berühmt, bildete bereits zu des Schwarzen Prinzen Zeiten einen Theil des britiſchen Stolzes und rührte von jeher ſchon den britiſchen Patriotismus, wie ehemals die ägyptiſchen Fleiſchtöpfe den eines Auswanderers aus dem Nilthale. Aber, großer Gott, wie mager mag doch noch das Rindfleiſch geweſen ſein, welches König Alfred und Richard genoſſen, in Verhältniß zu den untadelhaften Braten, die jetzt nach zahlloſen mißglückten und ebenſo zahlloſen gelungenen Verſuchen die raffinirte Neuzeit als höchſte Blüte der Kunſt des Viehzüchters und Ackerbauers producirt hat. Wenn in einem Stücke, ſo haben die Engländer in Bezug auf Schweinespeck und Roaſtbeef das Vollkommenſte in ſeiner Art geleiſtet, was der Menſchheit möglich wurde, und es ſind wenige Schlächter, wenige Viehmäſter und Ackerwirthe in den Staaten der britiſchen Herrſcherin, die von den olympiſchen Spielen nicht mit dichten Lorbeeren bekränzt hinweggegangen wären, wenn ſie dort mit ihren Preisochſen hätten erſcheinen können.

Die engliſchen Cattle-shows, die Stallungen eines britiſchen Squire, die Fleiſchläden nicht nur in London und Liverpool, ſondern auch in jedem kleinen Landſtädtchen jener geſegneten Inſeln geben ein Bild des Ueberfluſſes und der Fülle, ſodaß man glauben muß, daß Alles, was man der Art etwa bei den Phäaken an der Donau geſehen hat, ſich zu ihm verhält, wie ein „gebacknes Händl" zu einem ganzen gebratenen Ochſen. Die Irländer haben ihre Schweine mit immer wachſender Sorgfalt erzogen, ja ihnen zuletzt ſogar faſt gleiche Rechte mit ihren Kindern eingeräumt. Die ſchottiſchen Hochländer und die Bewohner der Weſtern Islands haben den Walter Scotts zum Aerger immer mehr

und mehr poetische Haide umgehauen und immer zahlreichere Heerden von ihren Hochlanden herabgetrieben, um den Sachsen in dem breiten Ende ihrer Insel satt zu machen. Sogar Sir Robert Peel und andere Staatsmänner haben nicht eher geruht, als bis es ihnen gelang, die alten verrosteten und in schwerfälligen Angeln sich drehenden Thore der englischen Zolimauern zu öffnen und dem ausländischen Vieh und Fleische freien Eintritt zu gewähren. Und so wird denn jetzt England mit Fleischspeise, die es ehemals nur aus dem benachbarten Irland bezog, von Frankreich und Holland, ja sogar von Deutschland und Spanien her damit versorgt.

Sogar was außer Europa zur Verbreitung der uns unentbehrlichsten Nahrungsmittel, des Rindviehes und des Getreides, in dem letzten Jahrhunderte vorgegangen ist, hat ebenfalls bedeutend auf eine reichlichere Versorgung unserer Märkte mit jenen Lebensmitteln hingewirkt. Die milch- und fleischgebenden Rinder waren in Südamerika, überhaupt in dem ganzen großen Occidente, unbekannt. Unsere Colonisten haben sie dort hinübergebracht, und in den Pampas von Südamerika haben sich diese Thiere in einem noch stärkern Verhältnisse vermehrt als in den Steppen Südrußlands. Ganz Dasselbe ist neuerdings in Australien geschehen. Auch hier hat das Rindvieh, das wir hinbrachten, sich gepaart und geschart, und Millionen von wilden, halbwilden und zahmen Kühen und Ochsen weiden jetzt auf den Grasländereien dieses Continents. Obgleich durch Oceane von uns getrennt, stehen sie doch dem hungerleidenden Europa zahlreich zur Seite. Denn, wenn es auch selbst mit den schnellsten Dampfschiffen nicht möglich ist, frisches Fleisch von daher unsern Märkten zuzuführen, so gehen doch erstlich unsern Heerden keine Zuchtthiere, die wir sonst dahin schicken mußten, mehr ab, und zweitens haben wir es nicht mehr wie ehemals nöthig, jenen Colonisten, die nun in ihren Steppen das Fleisch so reichlich und billig finden, wie die Israeliten das Manna in der Wüste, gesalzenes und geräuchertes Rindfleisch zuzuschicken. Ferner brauchen wir unsere Schiffe bei ihren Weltumsegelungen nicht mehr so reichlich zu verproviantiren, da sie ihre Bedürfnisse viel billiger in jenen Colonien selbst erhalten können. Und endlich schicken uns nun

dieſe Colonien viele Häute, Hörner, Talg und andere Producte der Rindviehzucht zu billigen Preiſen, und uns iſt es ſonach möglich, bei unſerer Viehzucht mehr auf Erzielung des Fleiſches zu ſehen, und wir können dieſes daher mit jener Aushülfe reichlicher und billiger produciren.

Wollen wir, wie auf unſere Weiden, auch noch in unſere Hühner- und Taubenſtälle und unſere Ententeiche einen Blick thun? Auch hier begegnen wir einer Vervielfachung der Racen, einer Vermehrung des eßbaren Geflügels, die, bisher noch wenig beachtet, für ſich allein zwar unbedeutend, als Theil des Ganzen aber doch auch erwähnungswerth iſt. Bei unſern Reiſen um die Welt haben wir mancher Orten bei den einheimiſchen Nationen gezähmte Vögel kennen gelernt, die in Europa bis dahin unbekannt waren, und die wir in unſere Heimat verpflanzten. Wer nennt nur alle die verſchiedenen Arten des Geflügels, welche die Länder in der letzten Zeit unter ſich austauſchten, und die nun alle auf den Gehöften unſerer Bauern verſammelt ſind? In manchen Gegenden bietet das Hühnerfleiſch jetzt einen gar nicht unbedeutenden Nahrungsſtoff dar, ſo z. B. in Oeſtreich, wo Hoch und Niedrig ſeine gebackenen Händl ißt, die noch vor hundert Jahren als eine Volksſpeiſe gar nicht bekannt waren. Die Gänſe, die zwar ſchon ſehr alte Gefährten und Freunde unſerer Landleute ſind, deren Zucht wir aber ebenfalls ausgedehnt und deren Racen wir vermehrt haben, bedecken jetzt in großen Heerden weit ausgedehnte Wieſen in vielen Ländern, z. B. im Norden Deutſchlands, und liefern hier einen Theil der Volks- und Nationalgerichte. Die calcuttiſchen Hühner ſind eine Gattung von Geflügel, die ehemals in Europa ganz unbekannt war. Wir haben ſie von Indien herübergebracht, und jetzt haben ſie ſich im ganzen Welttheile der Art verbreitet, daß ſie hier und da, z. B. in der Walachei, in Ungarn, überhaupt in allen Ländern, in welchen die Maiscultur feſten Fuß faßte, in großen Heerden auf allen Feldern ſchwärmen, und daß ſie dort den Bauern und ſelbſt den Unbemittelten in eben dem Grade eine erreichbare Speiſe geworden ſind, wie die Gänſe dem gemeinen Manne in Pommern. — Auch die Faſanen, die wir aus dem Orient holten und bei uns akklimatiſirten, können wir hier erwähnen. Es gibt Striche in Europa, wo ſie in den

Waldgehegen so gewöhnlich geworden sind, wie die wilden Tauben z. B. in Böhmen, Schottland ꝛc., und nicht blos dem Reichen ist dadurch eine neue Delicatesse, sondern auch dem Armen, dem Fasanenhüter, dem Fasanenjäger, dem Fasanenhändler, eine neue Quelle der Existenz entstanden.

Was den Reichthum des vierten Elements, des Wassers, betrifft, so könnte es scheinen, daß hier im Laufe der Zeiten eine Verringerung der Ernte und Zufuhr von Nahrungsmitteln stattgefunden habe, besonders wenn wir an die mittelalterlichen Verordnungen unserer Stadtmagistrate denken, welche es den Herrschaften verboten, ihren Domestiken mehr als zweimal in der Woche Lachs zu geben; Verordnungen, wie sie in den Gesetzsammlungen der großen Städte fast aller Länder Europas vorkommen. Die Klagen der Fischer über Mangel an Ausbeute scheinen ganz allgemein in Europa zu sein. Die Häringe, die Walfische, die Delphine in den nördlichen Gewässern sollen sich bedeutend gemindert haben; ebenso die Thunfische, die Moränen, die Sardellen in dem Mittelländischen und Schwarzen Meere. An allen Flüssen Europas begegnet man ähnlichen Klagen über das Aussterben der Fischracen. Doch fragt es sich noch wol sehr, ob diese Klagen über die Gegenwart und das Lob einer herrlichen Vergangenheit nur ein Zeichen der gewöhnlichen Unzufriedenheit des Menschen oder ein Beweis der uns im Stiche lassenden Naturkräfte sind.

Wahr ist es, daß die Kunst des Menschen auf die Conservirung und Mehrung der Wasserthiere weniger einwirken kann als auf die der andern Thiere, der Rinder, die er zähmt und züchtet, der Hirsche und Rehe, die er einzäunt und hegt, der Vögel, denen er die Flügel beschneidet und Nester gibt. Die Seethiere namentlich, die nur auf der Weide des weiten Oceans gedeihen, entschlüpfen ihm fast ganz. Außer den sogenannten „Austergärten" und „Austerbänken" wäre hier fast gar keine Erfindung zu nennen, die uns zu Hülfe gekommen wäre, und wir hängen hier ganz von der Natur ab. Wird uns diese untreu, versiegen ihre Reproductionskräfte, so bleibt allen den Menschen und Völkern, deren Acker das wellengefurchte Meer ist, nichts Anderes übrig, als Bankrott und Verhungern. — Mit den Flußthieren steht es etwas besser. Die, welche durchaus flie-

ßendes Wasser wollen, Forellen und andere, können wir ebenso wenig controliren und hüten. Für die andern haben wir Bassins und Teiche angelegt, und was diese und die darin gehegten Fische betrifft, so ist bei ihnen in der Neuzeit schwerlich eine Verminderung eingetreten. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß nicht nur in dem mit Fischteichen übersäten Böhmen, nicht nur in dem auch hierin stets fortgeschrittenen England, nicht nur in dem auch mehr und mehr Fischteiche organisirenden Ungarn, sondern überhaupt in ganz Europa eine Verbesserung, eine Vervielfachung der Nahrungsmittel stattgefunden hat.

Autorenregiſter.

Ahlfeld, Friedrich, ... II, 168—185.
Arndt, Ernſt Moritz, ... I, 123—126.
Auerbach, Berthold, ... II, 123—158.
Bechſtein, Ludwig, ... II, 248—260.
„Bilder aus Oeſtreich", ... II, 232—236.
Brentano, Clemens, ... I, 206—211.
Bürger, Gottfried Auguſt, ... I, 56— 73.
Claudius, Mathias, ... I, 37— 43.
Falk, Johannes, ... I, 211—233.
„Fliegende Blätter", ... II, 158—160.
Fouqué, Friedrich de la Motte, ... I, 190—206.
Glaubrecht, Otto, ... II, 209—212.
Gotthelf, Jeremias, ... II, 52— 92.
Grimm, Jakob und Wilhelm, ... I, 147—189.
Grübel, Johann Konrad, ... I, 112—113.
Gutsmuths, J. C. F., ... II, 23— 28.
Hackländer, F. W., ... II, 213—228.
Hardenberg, Friedrich von, (Novalis) ..... I, 88— 96.
Harkort, Friedrich, ... II, 161—168.
Hebel, Johann Peter, ... I, 113—119.
Horn, W. D. von, ... II, 186—209.
Jahn, Friedrich Ludwig, ... I, 122.
Immermann, Karl Lebrecht, ... II, 93—102.

'Jung-Stilling, Heinrich, ... I, 43— 55.
Kerner, Andreas Juſtinus, ... I, 137—147.
Kleiſt, Heinrich von, ... I, 119—122.
Kohl, J. G., ... II, 265—275.
Kohlrauſch, Friedrich, ... I, 126—135.
Kuhn, A., ... II, 260—263.
„Lebensfrühling", ... I, 135—137.
Leutner, J. F., ... II, 160—164.
Lenz, Harald Otmar, ... II, 28— 36.
Luchs, C. T., ... II, 212—213.
Möſer, Juſtus, ... I, 1— 36.
Peſtalozzi, Heinrich, ... 73— 88.
Pröhle, Heinrich, ... II, 236—244.
Rank, Joſef, ... II, 112—123.
Saß, Friedrich, ... II, 228—231.
Schiff, Hermann, ... II, 36— 51.
Schücking, Levin, ... II, 231—232.
Schwarß, W., ... II, 260—263.
Seume, J. G., ... I, 96—112.
Sommer, Emil, ... II, 244—248.
Stöber, Karl, ... II, 102—108.
Weill, Alexander, ... II, 108—112.
Wolf, J. W., ... II, 263—264.
Zſchokke, Heinrich, ... II, 1— 23.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben

des

alten Köhlermeiſters Hillebille.

Eine Volksſchrift

von

Heinrich Pröhle.

Hamburg, 1859.

Agentur des Rauhen Hauſes.

BIBLIOTHEQUE
(GABON)

Meinem Freunde Georg Schulze,

Pfarrer in Altenau bei Clausthal
auf dem Oberharze,

dem Sammler und Herausgeber der Gedichte in
der Harzsprache,

gewidmet.

Vorwort.

Im Jahre 1855 erhielt ich die Aufforderung, dem für Sachsen bei Voigt und Günther in Leipzig und für Preußen in einer eigenen Verlagsexpedition erscheinenden Volkskalender von Karl Steffens eine Erzählung zu liefern. Ich nahm hieraus Veranlassung, vor drei Jahren in Wernigerode am Harze die nachfolgende kleine Erzählung niederzuschreiben. Der Jahrgang von Steffens' Volkskalender, welchen sie eröffnete, soll, noch bevor das Jahr anbrach, für den er bestimmt war, in einer neuen Auflage erschienen sein.

Um dieselbe Zeit trat ich in den Lehrstand, und habe jetzt auch das Glück, Religionslehrer zu sein. Ich erwähne dies gern, indem ich diese Erzählung als eine eigene Volksschrift der Oeffentlichkeit übergebe. Der Volksschriftsteller soll ja immer ein Schulmeister oder auch ein Schulgeselle sein. Im Grunde war ich's bereits, als ich durch dies Bild im beschränktesten Rahmen zu zeigen versuchte, wie man tüchtig und glücklich werden kann.

Der Name des alten Köhlermeisters schon wird den Eingeweihten errathen lassen, daß ich in diesem Schriftchen wieder die Bergfahne vom Oberharze aufpflanze. Die Hille-Bille ist ein Brett, welches der Köhlermeister neben seiner Hütte an einem Baume befestigt. Wenn er daran schlägt, so hallt es durch den ganzen Wald und ruft seine Knechte und Knaben zusammen. Man macht in China und machte, wie ich aus einer mittelhochdeutschen Dichtung ersehen habe, im deutschen Mittelalter von einem solchen Geräthe einen noch ausgedehnteren Gebrauch.

Auf den Bergen des Harzes ertönen wohl viele helle Glocken. Am 13. April 1858 riefen sie mich in die Schloßkirche zu Wernigerode, Weihnachten in die Schloßkirche zu Quedlinburg, wo Heinrich der Vogelsteller begraben liegt. Dazwischen möge auch die Hillebille noch lange von den Harzbergen herabschallen zur Ehre Gottes und zum Zeugniß für ein gesundes und kräftiges Volksleben. „Es freue sich der Berg Zion, und die Töchter Juda's seien fröhlich um deiner Rechte willen."

Mülheim an der Ruhr in der Rheinprovinz,
Lichtmeß 1859.

Dr. Heinrich Pröhle.

Wie beginnt es ſich doch in einem Köhlerdorfe zu regen, wenn die erſte Lerche ſingt! Eine große Meſſe wird dann abgehalten, denn der Köhler beſchäftigt ſich während des Winters in der Regel mit Holzfällen, und die Pferde, deren er ſich in ſeinem „Kohlhai“ bediente, ſind im Herbſt verkauft; im Frühling führen die Juden, die in einem am Gebirge, da wo die große niederſächſiſche Ebene beginnt, liegenden Bauerndorfe ſich feſtgeſetzt haben, ihnen neue Pferde zu. Sie kaufen deßhalb den Ackerbauern für wenige Thaler ihre ſchlechteſten Pferde ab, und es iſt wunderlich zu ſehen, wenn man um die Zeit, wo eben die erſten Gräſerchen hervorſprießen, nach dem Judendorfe Förſte am Harze kommt, wie die „Pferdejuden“ um's Dorf her liegen und die Pferde weiden, die ſie den Köhlern verkaufen wollen, damit ſie ſich an's Graſen gewöhnen, denn ein Köhlerpferd muß ſich den ganzen Sommer hindurch von dem Graſe ernähren, das es ſich im Walde ſuchen kann, und geht des Nachts mit zuſammengebundenen Vorderfüßen, doch ohne Hirten, im Walde umher. Es wird nur dazu

gebraucht, das gefällte Holz aus dem geringen Umkreiſe, der einem Köhler angewieſen iſt, nach den Meilern, deren er gewöhnlich mehrere in geringer Entfernung von einander unterhält, zu fahren; dagegen werden die fertigen Kohlen von eigenen Fuhrleuten, die ihre Arbeit in Accord nehmen und mit beſſeren Pferden verrichten, nach den Hütten geholt. Die Juden nun, die mit den magern Pferden im Frühling in die Bergdörfer geritten kommen, ſind gewiß die ſeltſamſten Vögel, welche der Frühling dorthin bringt. Pferde mit Fontanellen am Leibe werden zuweilen von Männern dahergeritten, welche Brillen tragen. Im Stalle des Wirthshauſes gehn die Juden hinter ihren Pferden hin und her wie hungrige Wölfe, und ſtecken ein einziges Bund Heu auf der Raufe von einem Pferde zum andern hin und her, damit ſie für Futterkoſten ſo wenig als möglich Auslagen haben. Es wird beim Handel „gepatſcht," daß die Berge wiederhallen. Zuletzt ſagen die Juden jedesmal, ſie hätten die Pferde an die Köhler verſchenkt; und ſo geht's in jedem Frühling.

Iſt nun der Tag des Pferdehandels ſchon ein Feſttag für das ganze hannöverſche Bergdorf, ſo iſt dies noch mehr der nächſtfolgende Montag, an dem die Köhler mit Sack und Pack in den Wald ausziehn, um oft mehrere Meilen weit von ihrem Dorfe für den Sommer, jeder einzeln und weit von den andern, unter den Buchen ihre Hütten zu bauen.

An einem ſolchen Montage in aller Frühe trat der alte Köhlermeiſter Hillebille, welcher ſelbſt nicht

mehr mit in den Wald zog, vor ſein Gehöfte zu Lerbach. Sein junges Rind, das in dieſem Jahre zum erſten-Male auf die Weide zog, führte er diesmal ſelbſt an den Hörnern heraus. Es ſchlug mit den Hinterbeinen luſtig aus und wollte, ſtatt auf der Heerſtraße zu bleiben, gerade an der ſteilen Berglehne emporgehen. Ruhig ertrug das der alte Köhlermeiſter, aber „Dummbart!“ rief er ihm nach, als er es, da eben die Kuhheerde vor ſeinem Gehöfte angelangt war, losließ, und es jetzt ſeine ſchönſte Zierde, den Kranz, welcher einem jungen Rinde beim erſten Auszuge aufgeſetzt wird, und welchen es noch immer trug, vergeblich vom Kopfe zu ſchütteln ſuchte. Lange ſah der alte Hillebille der ſchönglänzenden Heerde nach, die dann droben am Bergrande, vom Morgen bis zum Abend in dem friſchen Waldgrün weidend, einen halben Mond um das Bergdorf beſchrieb. Gott halte, — ſo ſprach er für ſich — die Heerde mit ihren ſtrotzenden Eutern in ſicherer Hut, und laſſe die Hand der Feldmeſſer und Landtheiler nie dort oben an unſere grünen Weideplätze kommen! Ein Armer, der bei geſundem Leibe nicht mit der Zeit eine Kuh erwerben kann, iſt kein braver Mann; die Kuh aber ernährt ſich ſelbſt, und ſo muß es bleiben. Wo keine Hirten mehr ſind, da ſtirbt die Welt ab, da iſt kein Leben mehr, iſt der Bruder wider den Bruder, hat der Nachbar nichts mehr mit dem Nachbar gemein. Darum erſchien auch den Hirten der Engel des Herrn in der Chriſtnacht, daß ſie zuerſt anbeten mußten vor der Krippe. O, wie erfreut ein Hirtenhorn den Menſchen! Darum

wird es auch in der Weihnachtszeit geblasen von Haus zu Haus, und darum war auch stets mein Herz voll Wonne, wenn die Heerde des Dorfes meinem einsamen Meiler im Walde nahte und die Kühe den bläulichen Rauch anstaunten, der daraus aufstieg.

Recht seelenvergnügt beschaute er sich, immer noch stehen bleibend, von dem Eingange seines Gehöftes aus den Frühling, der wieder auf dem Harze eingekehrt war. Wie majestätisch standen die Bergwände zu beiden Seiten des engen Thales! Wie fein und grün sproßte das Gras an ihnen auch in diesem Lenz, und wie funkelte es im Morgenthau! Schon sproßten auch die Blümlein wieder so bunt dazwischen, deren lebhafter Wechsel das Thal berühmt gemacht hat.

Schon kamen in dem sonnigen Morgen die ausziehenden Köhler die enge Bergstraße herauf. Eine Lerche schwirrte an der Berglehne lustig empor, der Lumpensammlerknabe aus Osterode, behängt mit bunten Bändern, Knöpfen und andern Tauschmitteln, zog vor ihnen her durch das Dorf, und der muntere Bursche schien sich nur an ihre Spitze gesetzt zu haben, um auf seiner Pfeife die lustigsten Weisen zu dem Köhlerauszuge zu blasen.

Und welch ein Auszug war das! Mager war das Pferd, das sogleich vor dem ersten Wägelchen ging, aber blühend der zehnjährige Köhlerknabe, der darauf saß und in den Wald zog. Das Wägelchen selbst war einem Zigeunerfuhrwerk ähnlich, nur daß die Plane fehlte, war bepackt mit langen braunen Ranzen und mit fröhlichen Köhlern. Solcher Wagen kamen in

kurzen Zwischenräumen viele an dem alten Köhlermeister Hillebille vorbei, und er sah sie mit Wehmuth in den Wald ziehen.

Neben dem letzten Köhlerwagen her lief ein etwa zwanzig Jahre alter Mensch, Fritz Hirschwechsel, in einem abgetragenen grünen Jägerrocke. „Meister," rief er dem Besitzer des Wägelchens zu, „nehmt mich mit für den ganzen Sommer in den Wald." — „Nein, Fritz," antwortete dieser, „das kann nicht sein, geh' heim und arbeite auf der Hütte, und besuche uns und die übrigen Köhler während dieses Sommers auch nicht im Walde, denn Du hinderst uns ja doch nur bei der Arbeit."

Fritz Hirschwechsel war ein ungerathener Sohn, und zwar der Sohn eines reitenden Försters an einem benachbarten Orte. Seine Bildung war unter dem Stande seines Vaters, ja, man sagte sogar, er sei „ein Bissel avancirt im Kopf," d. h., er habe übergeschnappt, obgleich er von Hause aus gewiß seinen vollen Verstand hatte. Wenn man während seiner Knabenjahre glaubte, er sei in der Schule, so hatte er sich an vorbeiziehende Eseltreiber angeschlossen und ritt auf einem ihrer Esel, auf einem hohen Kornsacke statt des Sattels sitzend, über den ganzen Harz hin, oft bis nach Dresden, welchen Namen freilich bei den Eseltreibern nur scherzweise das preußische Städtchen Osterwiek führt. Solche Reisen machte Fritz Hirschwechsel noch damals, als er vor dem Hause des alten Köhlermeisters vorbeikam, und war bei den Eseltreibern wegen des trägen Wanderlebens, das sie

führen, am beſten gelitten. Insbeſondere das Harzgebirge kannte Fritz Hirſchwechſel in- und auswendig, und es lag ein dumpfes Gefühl für die Schönheiten deſſelben in dem verkommenen Menſchen. Da er überall Verwandte hatte, ſo rannte er zwecklos von einem Orte zum andern. Früher kam es ihm zu Statten, daß an einem gerade auf der entgegengeſetzten Seite des Oberharzes liegenden Orte ſeine Großmutter wohnte. Seit er aber einſt den Jagdhund in's Spülfaß tauchte und an eine ihrer Kühe band, und dann die brave alte Frau mitten in der Nacht weckte, weil eine ihrer Kühe gekalbt habe, wo ſie dann anfangs den Jagdhund für ein Kalb anſehen mußte, riegelte auch ſie die Thür zu, wenn ſie ihn kommen ſah. In das Haus ſeines Vaters lockte ihn nur immer wieder ſeine Leidenſchaft für Pferde. War der Stall, in dem deſſen Reitpferd ſtand, nur einen Augenblick unbewacht, ſo zog er's heraus und ritt darauf ohne Sattel umher. Wo er keinen Verwandten hatte, beſuchte er die Arbeiter im Walde und half ihnen auf das Angeſtrengteſte. Hatte er dann aber auch noch eine warme Suppe mit ihnen verzehrt, ſo war er plötzlich verſchwunden. Am meiſten zog ihn das Waldleben der Köhler an. Mehrere Sommer lang arbeitete er in einem „Kohlenhai." Damit er unter Aufſicht gehalten werden könne, eine geordnete Lebensweiſe führe und ſich etwas verdiene, hatte ihn ſein Vater als Hüttenmann in Arbeit gegeben. Wenn aber die Lerche ſang und im Walde es ſich wieder regte, ſo hatte er vor dem Hochofen keine Ruhe mehr.

In unſer großes Köhlerdorf war er diesmal ſchon vor einigen Tagen auf einem der mageren Pferde eingeritten, welche die Juden zum Verkaufe brachten.

Nun, Fritz, redete ihn der alte Köhlermeiſter an, als er in ſeine Nähe kam, wie ergeht's Deinem Herrn Vater, der lange mein Vorgeſetzter war und ein ſehr wackerer Mann iſt?

„O," antwortete Fritz Hirſchwechſel, „mit dem ſtehe ich nicht zum beſten, weil ich nicht ſo viele Complimente machen kann, wie jetzt die Mode iſt. Auch will er mich immer nicht auf ſeinem Pferde reiten laſſen."

Seltſam! ſprach der alte Köhlermeiſter. Wenn Dein Herr Vater will, daß Du Dich in Sitte und Ordnung fügſt, ſo meinſt Du, daß Du Complimente machen ſollſt. Aber wohin wollteſt Du denn eben, Fritz?

„In den Wald, Meiſter," antwortete Fritz Hirſchwechſel. „Hoffe mit Gottes Hülfe ſelbſt noch einmal Köhlermeiſter zu werden."

Der Alte lächelte.

Fritz, ſprach er, es iſt nichts nütze, daß Du ihnen in den Wald nachziehſt, wo ſie Dich nur hänſeln. Mir aber iſt es, wenn die Köhler ausziehen und ich bleibe daheim, zu Muthe, wie einem flügellahmen Zugvogel. Tritt auf einige Stunden mit mir in mein Haus; ich muß heute Jemand haben, mit dem ich ein wenig plaudern kann. Darum will ich Dir mein Köhlerleben erzählen. Vielleicht iſt aus meiner Lebensgeſchichte für Dich ein wenig zu lernen,

und jedenfalls hält sie Dich heute von einer Thorheit zurück.

Sie traten in die, trotz der Frühlingsluft noch stark geheizte Stube des alten Köhlermeisters ein, wo Museken, die Katze, hinter dem warmen Ofen hockte. Aus der Ofenröhre nahm der alte Köhlermeister den Schmoortopf mit dem Hirschkopfe, der dort, so lange er eben reichte, für ihn selbst bereit stand. Er setzte ihn Fritz zum Frühstück vor, und dieser ließ es sich gar wohl davon schmecken. Der alte Hillebille aber erzählte wie folgt:

Ich bin geboren hier im Bergdorfe Lerbach im Jahre 1785. Frühzeitig kam ich als Köhlerknabe in des Vaters Kohlenbai. Die erste Nacht, wo ich im Walde in unserer Köhlerhütte auf der Bank lag und in das Feuer blickte, das mitten in der Köthe jede Nacht brennt, konnte ich kein Auge zuthun, nicht vor Frost, sondern vor Freude. Immerfort sah ich dem Rauche nach, der aus der offenen Thür der Hütte zog und sich in den Kronen der Buchen verlor. Endlich sang der erste Vogel in den Buchen sein Morgenlied, da stand ich auf, setzte mich unter einen der Bäume und betrachtete in der scharfen Nachtkälte den schönen blauen Morgenhimmel über mir. Sonntags kehrte ich mit dem Vater zu der Mutter heim. Wenn wir dann am Montag Morgen wieder auszogen, saß ich auf dem Pferde und hatte gewiß eine schöne Blume am Hute, nur gab es damals noch keine Georginen in unserem Thal, wie jetzt die ausziehenden Köhlerknaben sie tragen, wenn die Jahreszeit sie

ihnen bietet. So war ich also ein „Haijunge," und noch dazu ein recht vornehmer, weil ich nicht gemiethet wurde, sondern weil mein Vater selbst Köhlermeister war. Am Tage des Schützenhofes im Clausthal mußte ich mich so stattlich ankleiden, als es im Walde möglich war, dann gab mir der Vater einen Groschen, setzte mich auf sein bestes Pferd und hieß mich nach dem Schützenhofe reiten. Langsam ritt ich so auf dem großen Pferde durch die Buchen und Tannen, und mir war überaus feierlich zu Sinn, als ging' es in die Kirche, — bloß weil ich aus meinem Walde in eine so große Versammlung von Menschen kommen sollte.

Das Jahr 1805, wo ich bereits zwanzig Jahre zählte, war ein theures Jahr, so daß die Schulkinder einander das Brod abjagten. 1806 starb uns der Vater. Wir Brüder vertrugen uns, wie es immer sein sollte, ohne Gerichtsbarkeit.

Der Aelteste von uns Brüdern, der Hochkopf genannt im Dorfe wegen seiner edlen Haltung, und weil er den Kopf so hoch und würdig trug, erhielt als Köhlermeister die Kohlstelle des Vaters, uns Jüngere miethete er als Knechte. Mein Bruder, der Hochkopf (jetzt ist er lange todt), war ein außergewöhnlicher Mensch, und es hieß, er sei es darum, weil er am Michaelstage geboren sei, und drei Michaelstage, also zwei volle Jahre, an seiner Mutter Brust gesogen habe. Ihm selbst gereichten seine Seelengaben aber nicht zum Segen. denn kaum kann ich daran zweifeln, daß er Geister sehen konnte, wie alle

Leute glaubten, und er ſelbſt mir oft geklagt hat. Zumal erſchienen ihm alle Leute in der Nacht, an welche die Reihe kam zu ſterben. Oft mußte der Hochkopf in der Nacht das Fenſter aufmachen, dann ſtand ſo ein Todescandidat unten, und er mußte mit ihm reden, eher konnte er nicht fort und auch nicht eher ſterben. Es war dem Hochkopf eine große Laſt. Sollte bei einem Waldarbeiter ein Unglück geſchehen, ſo kam auch der vorher zu ihm in die Köthe. Ja, er ſah wohl einen ſolchen ſchon lange vorher um eine Buche beſchäftigt, wie immerfort mit unſichtbaren Händen nach ihm gehauen wurde. Vielleicht war aber Alles nur Einbildung, weil er ein kluger und weiſer Mann war und ſich ſehr um das Schickſal der Menſchen bekümmerte, und Tod und Gefahr den Leuten an den Geſichtern und an den Verhältniſſen abmerkte.

Die Kohlſtelle unſerer Familie war damals nahe bei dem Rinderſtalle auf dem Bruchberge, in welchen die Stadt Oſterode des Nachts die jungen Rinder eintreibt, die während der ganzen Sommerzeit nicht heimkehren. Zur Aushülfe hatten wir Ernſt **Herbſtkeil**, den Sohn des Feuerholzmeiſters, bei uns, einen großen, ſtarken Mann, der den Kopf gleichfalls ſehr hoch trug und ſehr verſtändig zu reden wußte, aber ſehr thöricht zu handeln pflegte und deßhalb, wiewohl er einer guten Familie des Dorfes angehörte, oft zum Geſpött wurde, während mein Bruder immer ſehr angeſehen war. Einſt ging Ernſt Herbſtkeil in den Rinderſtall, den der Hirt hatte offen ſtehen laſſen, ſetzte ſich in der

Milchkammer auf den Boden und trank alle Milch aus, — es war an einem heißen Sommernachmittage, wo er durstig vom warmen Meiler fortgegangen war. Ein fetter Milchduft kam dem Hirten Abends entgegen, sobald er die Thüre des Rinderstalles öffnete, und wie ein Riese saß der starkknochige Herbstkeil unter Satten und Töpfen, die er dicht um sich her geordnet hatte, um sie leicht erreichen zu können, und die er, wie sie ausgetrunken waren, weit von sich warf. Eine Art von Milchtrunkenheit hatte sich seiner bemächtigt, er vermochte kaum sich zu heben. So wurde er förmlich von dem Hirten auf frischer That gepfändet, und mußte allen Schaden, den sein schlechter Spaß angerichtet, mit Zinsen vergüten.

So kam Ernst Herbstkeil bei uns jungen Leuten etwas in Verachtung, und das mußte er gar bald entgelten. Da in der Nähe ein Wasser, und bei diesem ein Schütz oder Wehr war, so hatten wir dort ein schönes Wasserrad aufgestellt, an dessen Anblick wir uns an Sonntagen und Feierabenden vergnügten, und das wir auch vielfach nutzten, denn sogar die Waldarbeiter kamen oft aus dem Holze, ihr Gezähe*) daran zu schleifen. Einst wurde Ernst Herbstkeil veranlaßt, sich auf das leicht umtreibende Wasserrad zu stellen, da öffnete der Hirt vom Rinderhofe, der auch zugegen war, das Schütz, und das Wasser drang so stark an, daß das Wasserrad ihn mit herumriß und er fast ertrunken wäre.

---

*) Arbeitszeug.

Im Ganzen waren wir damals in unſerem Kohlenhai behäglicher eingerichtet, als es zu anderen Zeiten vor- oder nachher der Fall ſein konnte. Hatten wir doch ſogar eine Katze mit im Kohlenhai. Die Kohlenfuhrleute hatten ſie mitgebracht. Gingen wir Nachts aus der Hütte zu den Kohlenmeilern, ſo lief ſie mit wie ein Hund. Manchmal war ſie acht Tage fort. Wenn dann Einer von uns einmal einen weitern Weg durch den Wald zu machen hatte, und dabei recht rief: „Rix komm!“ ſo war ſie doch wieder bei ihm, und kehrte mit ihm zur Hütte zurück. Im Herbſt nahmen wir ſie mit nach Haus. Dann machte ſie ſich Schneebälle vor dem Hauſe, warf ſie in die Höhe und lief dahinterher. Auch befreundete die Katze ſich im Winter auf's Beſte mit einem Staarmatz, den die Mutter zu Hauſe hatte, und der im Sommer ihre einzige Geſellſchaft war. Oft ſpazierte er vor dem Hauſe an dem Bergabhange umher. Wenn aber dann die Mutter vor's Haus trat und rief: „Männeken, Männeken, wo biſt du denn?“ ſo war das Männeken ſogleich wieder bei ihr. Oft ſetzte er ſich in der Stube gar behaglich in die Sonne; Fremde, die in's Haus kamen, beſah er von unten bis oben, und da er reden konnte, ſtieß er die poſſierlichſten Wörter bei ihrem Anblicke aus. Nach dem Tode der Mutter machten wir den Staar unſerem alten Förſter zum Geſchenk, weil er ihm ſo ſehr gefiel. Mit dem alten Manne aß er von allen Speiſen, und beide alte Männchen hatten ſich ſo aneinander gewöhnt,

daß ſie ſich überall ſuchten, wenn eben Einer den Anderen nicht ſah.

Während der Zeit, da ich mit meinen Brüdern und Ernſt Herbſtkeil Kohlen brannte, überfiel uns einſt zur Nachtzeit in unſerer Hütte ein entſetzlicher Sturm. Seit ich ihn im Bergwalde erlebte, verſtehe ich das Schriftwort: „Die Stimme des Herrn gehet mit Macht; die Stimme des Herrn gehet herrlich; die Stimme des Herrn zerbricht die Cedern; der Herr zerbricht die Cedern im Libanon, und machet ſie löcken wie ein Kalb, Libanon und Sirion, wie ein junges Einhorn; die Stimme des Herrn häuet wie Feuerflammen; die Stimme des Herrn erregt die Wüſte, die Stimme des Herrn erregt die Wüſte Kades; die Stimme des Herrn erregt die Hinden und entblößet die Wälder. Und in ſeinem Tempel wird ihm Jedermann Ehre ſagen."

Ein ſchrecklicheres Aechzen kann Niemand gehört haben, als das wir damals von den Buchen im Walde vernahmen. Es war, als wären wir in einem großen Kriegslazareth, von lauter Sterbenden umgeben, bei denen ſich die Seele nicht vom Leibe trennen könne. Weil nun zu fürchten war, daß die nächſten Bäume, allein von des Windes Gewalt geworfen, unſere Hütte ganz zerſchmettern möchten, ſo gingen wir endlich hinaus, um ſie einzuhacken, damit ſie ſanfter fielen. Es war aber ſchwer, hinauszutreten, ohne vom Sturm fortgeriſſen zu werden. Draußen ſah ich unſere mageren und ſonſt ſo ſchwerfälligen Pferde wie ſcheues Wild vor dem Sturme zwiſchen

ſchon gefallenen Bäumen umherrennen. Am anderen Morgen lagen die Baumſtämme, wie geknicktes Rohr, um unſere Hütte her. Auch konnten mehrere Tage lang die Wagen nicht bis zu uns durchdringen, welche unſere Kohlen abholen ſollten. Ich ging am erſten Morgen nach dem Unfalle hinaus, die Verwüſtung anzuſehen, um dann aufräumen zu helfen. Ich hatte wohl gehört, daß Geiſter, und zumal Jungfrauen, in den Bäumen wohnten — während des Sturmes hatte ich mich recht lebhaft daran erinnert, — da war mir's plötzlich, als ſähe ich eine ſolche Jungfrau auf einem umgeworfenen Buchenſtamme ſitzen. Ich meinte anfangs, daß ich mich täuſchte, denn mir war ganz träumeriſch zu Sinne, weil nun die herrlichen Buchen, die ich ſo hoch hatte ragen ſehen, ſo tief zu Boden lagen. Aber es war kein bloßer Traum, was ich ſah, denn plötzlich regte es ſich auf jenem Buchenſtamme, und eine Jungfrau erhob ſich, die wirklich darauf geruht hatte. Sie rief mich bei Namen, — es war Fritz Herbſtkeils Schweſter, welche nachſehen ſollte, was aus ihrem Bruder geworden ſei und, wie ſie mir ſpäter oft erzählte, ſelbſt veranlaßt hatte, daß ihr dieſer Auftrag ertheilt wurde, weil ihr Herz ſie ſchon trieb, ſich auch zu überzeugen, ob ich noch am Leben ſei. Ja, ſie konnte ihre Freude ſchon jetzt nicht unterdrücken, als ſie mich geſund vor ſich ſtehen ſah. Ich zog ſie nochmals auf den Buchenſtamm nieder, wo ich mich zu ihr ſetzte, und wo wir mitten unter der Zerſtörung des Lebens genoſſen, denn ſie wurde hier meine Braut. Aus Furcht, daß die Genoſſen über

mein langes Ausbleiben ungeduldig werden möchten, gingen wir dann der Köhlerhütte zu, wo sie uns Allen von den für ihren Bruder mitgebrachten frischen Nahrungsmitteln die erquickendsten Speisen bereitete, während wir mit dem Aufräumen der umgestürzten Baumstämme den Anfang machten. Am Abend begleitete ich meine Braut durch den ganzen Wald.

Meine beiden älteren Brüder heiratheten nun in die Häuser von Schwiegervätern herein. Ich wirthschaftete noch eine Zeit lang mit der Mutter zusammen, und als diese starb, führte ich die Braut als Gattin in mein Elternhaus ein. Da ihre Eltern ihr nichts mitgeben konnten, so mußten wir uns kümmerlich behelfen. Ich zog es nun aber zuweilen vor, lieber bei meinem Schwiegervater, dem Feuerholzmeister, zu arbeiten, wie den ganzen Sommer hindurch als Köhlerknecht zu dienen.

Einst fällte ich auch mit meinem Schwager Herbstkeil Bäume im Walde. Es war ein heller Sommertag und wir lagen, nachdem wir unsere Suppe gekocht und gegessen hatten, hinter den Holzstücken unter schönen würzigen Erdbeeren und ruhten. Die Luft war höchst angenehm, und von allen Bäumen, die noch dastanden, zwitscherten die Vögel. Da sprangen zwei Kinder in den Wald und riefen: „Vetter Hillebille!“ Sie brachten eine Hiobspost, denn ich war daheim entsetzlich bestohlen worden. Mittags hatte meine Frau den Schlüssel in das Giebelfenster gelegt, und als sie heim kam, das ganze Haus leer gefunden. Als wir selbst nach Haus kamen, saß sie auf der

Straßenthürschwelle und weinte laut. Sie begleitete mich jetzt in's Haus, und nun ging's erst an ein rechtes Suchen, was denn eigentlich fehle. Die besten Tücher waren fort, Strümpfe fort, Stiefel fort. Es war damals in der Zeit, wo wir zu dem berüchtigten Königreich Westphalen gehörten, und König Hieronymus von Westphalen bereiste eben unsere Landschaft. Noch hatte ich, ich muß es gestehen, niemals ernstlich über den Umsturz nachgedacht, den wir im Staate erfahren hatten, und der dem Regentenhause so verderblich geworden war. Wie ich jetzt so in die Stube eintrat, fiel mir das Alles mit Centnergewicht auf's Herz, als hätt' ich's mit verschuldet. Ich dachte plötzlich, wie sie Raubbau trieben in unsern herrlichsten Bergschachten, und wie dadurch die Fremden viele der edelsten Gründe, eines augenblicklichen schnöden Gewinnes wegen, für alle kommenden Zeiten an edlen Erzen todt machten. Lebhaft trat mir auf einmal das Wort des Jeremias vor Augen: „Wahrlich, es ist eitel Betrug mit Hügeln und mit allen Bergen. Wahrlich, es hat Israel keine Hülfe, denn am Herrn, unserm Gott." Ich dachte, wie unsere Beamten schwelgten von dem unrechtmäßig erworbenen Gute. Es war mir, als ob das Herz brechen wollte vor allem eigenen und fremden Jammer. Die Welt, die Welt, dachte ich, ist einmal aus den Fugen, darum bestehlen sie den Staat, und darum bestehlen sie dich. Es ist nichts als Unordnung in der Welt, nichts als eitel Prassen von fremdem Gut. Das sind Gottes Gerichte, der uns die Prasser, Diebe

und Räuber ſendet, und es iſt Alles eins, ob ſie Kronen, oder ob ſie dir Strümpfe und Schuhe nehmen!

Indeſſen kam's bald heraus, daß es ein fremder Knabe geweſen war, der uns beſtohlen hatte. Halb nackt, barfuß und bloß war er in's Haus gegangen und da er ſich darin völlig ſicher ſah, hatte er kindiſch ſogleich im Hauſe die allerſchönſten Strümpfe angezogen, die ich ſelbſt mich damals kaum bloß anzuziehen unterſtand, wenn ich an Sonntagen ohne Stiefel auf meinen Pantoffeln im Dorfe umherſtolzierte. Darüber zog er meine beſten Stiefel. Das Uebrige, was ſich des Tragens für ihn verlohnte, ſchlug er in ein beſonders ſchönes Tuch, das er vorfand, und vier und einen halben Thaler, unſer ganzes Geld, ſteckte er in die Taſche, — es war mein Lohn von vierzehn Tagen her.

So ging er das Dorf hinauf, ſagte dann zu einer daſtehenden Frau: er wolle ein wenig in die Erdbeeren gehen und ſchlug den Weg in ein Seitenthal ein. Die Frau, welche mir dies berichtete und eine andere, die dabei war, nahm ich mit mir. Als wenn man Wildbret ſucht, ſo ſuchte ich nun mit den Frauen an der Berglehne hinauf, ſie auf der einen, ich ebenſo auf der anderen Seite. Wir fanden aber keinen Knaben mehr. Als wir das kurze Thal zu Ende waren, kehrten die Frauen um und ich ſuchte die nahe Harzſtraße auf, um ihn weiter zu verfolgen. Hier traf ich mehrere Harzfrauen mit Laſten, welche ausſagten: ein Knabe mit ſchönen Stiefeln und mit einem Bündel ſei ihnen begegnet und möge nach der anderen Seite hin die Straße verlaſſen haben. In

dieſem Augenblicke kamen auch ſchon mein Schwager und mein Schwiegervater zurück, welche, während ich noch mit meiner Frau das Haus nach dem Schaden durchſucht hatte, immer auf der Harzſtraße fortgehend, den Dieb, ohne ihn zu kennen, nur nach den geſtohlenen Sachen, verfolgt hatten. Sie wollten mich wieder mit zurücknehmen, weil ſie meinten, daß alles Weitere vergeblich ſei. Doch mir ging der Frevel zu nahe an's Herz und ich ſprach: ich muß den Dieb noch weiter verfolgen. Mein Schwiegervater gab mir, da ich keinen Heller beſaß, vier gute Groſchen und ſo wanderte ich unruhigen Herzens auf Clausthal zu. Schon auf dem Gaſthofe zur Ziegelhütte vernahm ich, daß ein Junge dageweſen ſei, der Geld und ein Bündel, in ein ſchönes Tuch 'gehüllt, gehabt habe. Zu ſeinem Vergnügen habe er ſich eine Fuhrmannspeitſche und eine ſchöne Schweppe daran gekauft und ſo habe der Dieb klatſchend ſeine Reiſe zu Fuß in den neuen Stiefeln, auf ſeine Art recht behaglich, fortgeſetzt. Als ich von der Fuhrmannspeitſche hörte, welche der üppige Knabe ſich gekauft hatte und die ihn von jedem anderen Fußgänger unterſcheiden mußte, merkte ich bereits den Finger Gottes, der mir helfen wollte und der die Herzen der Menſchen lenkt, das des Knaben aber auf ſein eigenes Verderben gerichtet hatte. Bald kam weitere Kunde unterwegs, daß ein hübſcher Knabe mit einer ſchönen Fuhrmannsſchweppe mit Frauen und Mädchen bis Clausthal hinaufgegangen ſei. Mit den Mädchen hatte er ſich vor der Stadt hingeſetzt und ſie dann reichlich von dem ge-

ſtohlenen Gute mit Tüchern beſchenkt. Die Mädchen ſowohl als der Knabe waren jetzt verſchwunden. Jedoch in dem kleinen Gaſthofe „Zu den drei Lindelein“ fand ſich wieder eine Spur. Die Wirthsfrau erkundigte ſich, als ich ihr erzählt hatte, noch näher nach den geſtohlenen Dingen. Ich nannte Alles her, beſonders den Halsſchmuck meiner Frau. Nach dem Halsſchmucke erkundigte ſie ſich nun ganz beſonders genau. Um dergleichen, antwortete ich, bekümmern ſich Männer gar wenig, aber ſo viel iſt mir bekannt, daß es ein blaues Band mit gelben, goldgeſtickten Blumen iſt. So tragt keine Sorge, erwiderte ſie, und verfolgt den Knaben weiter; er iſt hier geweſen und mag wohl noch in der Stadt ſein.

Nun fand an dieſem Tage auf dem Markte gerade der feierliche Aufzug zu Ehren des Königs und der Königin von Weſtphalen ſtatt, von deren Reiſe ich ſchon geredet habe. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß der leichtſinnige Dieb ſich dabei unter die Menge gemiſcht hatte, um ſeinen Glückstag noch weiter zu feiern. Um ihn zu finden, war ich genöthigt, mich gleichfalls unter die Menge zu miſchen. Wie wenig paßte ihr Jubel zu meiner Trübſal! Große Schaaren von Bergleuten waren militairiſch geordnet und ſahen faſt ehrwürdig aus in ihren ſchwarzen Baretten mit Federn, in ihren ſchwarzen Jacken und Hoſen. Aber das Ehrwürdige verſchwand, wenn man ſah, wie Alle ſich bemühten, dem fremden und unrechtmäßigen Herrſcherpaare zu gefallen. Sie ſtanden oben im Rathhauſe auf einem vorſpringenden Söller.

Gerade darunter ſtand eine Schaar von Bergleuten, welche die koſtbarſte Muſik machten. Die meiſten ſchlugen ihre Zithern, andere bliesen ſogar auf ihrem glänzenden Hinterleder, das ſie wie Schalmeien zuſammengedreht und an den Mund geſetzt hatten. Während der Muſik warf die junge Königin, wie ſonſt wohl von der gleichen Stelle die rechtmäßige Königin gethan hatte, mit vollen Händen blankes Geld, beſonders von den neugeprägten Harzthalern, unter die Leute, die Kopf an Kopf gedrängt daſtanden, die Hände ausſtreckten und, wenn ſie das Geld nicht in der offenen Fauſt fangen konnten, ſich da, wo es niederfiel, jämmerlich darum rauften und ſchlugen. Da fühlte ich ſo recht, wie die Welt aus den Fugen war, da eine Königin Geld auswarf, das ihr nicht gehörte, und die Menge ſich um das fremde Gut balgte. Hier iſt alles locker und los, rief eine Stimme in mir; wie, wenn dir das Gut, das dir genommen iſt, im Handumkehren wieder zuflöge? Ich hatte mich bis in die Nähe des Söllers vorgedrängt und als die junge Königin wieder Geld auswarf, ſtreckte ich krampfhaft die Hand aus. Mehr als Ein harter Thaler flog recht unſanft daran, aber ich konnte ſie nicht halten, ſie fielen unweit vor mir nieder. Gewiß hundert Köpfe bückten ſich ſogleich, ſie zu ſuchen — ich nicht mit, ich hätte, nachdem ich wieder zur Beſinnung gekommen war, das Geld nicht genommen und wenn es ein Anderer für mich aufgehoben hätte. Ich ging meinen Dieb weiter zu verfolgen, von dem ich mich überzeugt hatte, daß er mit

ſeinen erworbenen Schätzen in dieſem Volksauflaufe nicht lange verweilt haben konnte.

Als ich vom Markte wegging, traf ich meine Schwiegermutter an, die ſich auch aufgemacht und den ſchmucken Jungen verfolgt hatte, der uns beſtohlen. Sie konnte mir ſagen, daß ſie in Erfahrung gebracht, wie er ſich jetzt in den bei den Gruben befindlichen Zechenhäuſern umhertreibe und ſo ſein Geld verthue, auch daß er die Richtung nach der Bergſtadt Altenau zu eingeſchlagen habe. Dieſe Richtung ſchlug ich jetzt auch ein. Als ich draußen auf der Straße nach Altenau in den Tannenwald eintrat, athmete ich erſt wieder freier. Ein Kohlenmeiler am Wege verſtärkte den harzigen Duft. Das war Gottes Luft, ich fühlt' es, faltete ſtill die Hände und betete recht heiß, daß Gott mir helfen möge.

Horch! wie knarrten da die Geſtänge vom nächſten Harzbergwerke der Grube: Segen Gottes! Fürwahr, das war Muſik, die meinem Ohre wohlthat, es war die echte, herzerfriſchendſte Harzmuſik Als ich beinahe fröhlich in das Zechenhaus eintrat, das bei der Grube Segen Gottes ſteht, war der ſchmucke Knabe, der immer vor mir herzog, auch hier geweſen, aber längſt ſeines Weges fortgegangen. Ich ging weiter und an der Grube: Die alte Dorothee ächzten wieder die Geſtänge, und hier hörten ſie ſich für mich viel trübſeliger an, denn in dem Zechenhauſe zur alten Dorothee wußte man nichts von dem Knaben. So lief ich troſtlos bis zur Altenauer Eiſenhütte. Der Hochofenmeiſter Fegefeuer

ſtand mit ſeiner Schürze, vom Feuer des Hochofens beleuchtet, das ſeinen Wiederſchein bis auf die Tannen warf, in der Thür der Hütte. Er war mein Vetter. Ich klagte ihm meine Noth, da antwortete er: Nur leiſe, Vetter, der Junge mit der Fuhrmannsſchweppe mag ſich nicht getraut haben, in einem Wirthshauſe Nachtquartier zu nehmen, er hat bei mir ein Unterkommen geſucht; ich gab es ihm aus Barmherzigkeit, er liegt dort im Winkel der Hütte und ſchläft und ſchnarcht; von der Fuhrmannsſchweppe konnte er ſich nicht trennen, ſie liegt neben ihm; ebenſo das Tuch mit dem geſtohlenen Gute. Ich ſah nun den hübſchen Knaben, von dem ich ſo viel gehört, auch wirklich in der Ecke der Eiſenhütte, wo er trotz des Getöſes ruhig ſchlief, und wo zuweilen ein Funken ganz in ſeine Nähe flog, wie zum Zeichen, daß das Auge der Gerechtigkeit wachte und die Strafe ihn bald ereilen würde. Wir ſelbſt begaben uns, das geſtohlene Bündel mitnehmend, in die Stube des Hochofenmeiſters, wo ich übernachtete. Am andern Morgen in aller Frühe mußte der Hochofenmeiſter den Knaben wecken. Raſch wollte der Junge ſeine ſchönen geſtohlenen Strümpfe und Schuhe anziehen. Aber: „So haben wir nicht gewettet!“ rief der Vetter Hochofenmeiſter, „reibe Dir nur erſt den Schlaf aus den Augen! Hier ſteht der Mann, dem die ſchönen Strümpfe und Schuhe gehören. Gott hat ihn hergeſandt; er wacht über unſern dunkeln Tannenwäldern ſo gut, als über Euren goldnen Waizenfeldern in der Magde-

burger Börde, wo Du daheim bist, wie Du mir gestern erzählt hast."

Der Knabe erschrak heftig. Er starrte in die Gluth des Hochofens, sah die ernsten, schweigenden Männer davor schalten und mochte sich wohl für seinen Diebstahl plötzlich wie in die Hölle versetzt vorkommen. Er wollte entfliehen, aber der Hochofenmeister selbst vertrat ihm mit Würde den Weg.

„Gemach, gemach!" rief der Hochofenmeister. „Du bist hier noch nicht in der Hölle, sondern nur Gottes Allgegenwart und Auge ist's, was Dich aus diesem Feuer ansieht. Hättest Du gestern es in dem verlassenen, dunkeln und verschlossenen Hause erkannt, wo es Dir beim Stehlen zuschaute und wärest vor der Sünde geflohen, so sähe es heute nicht hier aus dem Hochofen so zornig auf Dich."

Ich nahm nun das gestohlene Bündel und führte den Knaben zum Gerichtsamtmanne nach Clausthal. Mit seiner schönen Schweppe, mit der er am Tage vorher lustig geklatscht hatte, als er durch die Tannenwälder gezogen war, hatte ihm der Hochofenmeister Fegefeuer die Hände zusammengebunden, und so zog er heute des nämlichen Weges gar trübselig zurück. Den Peitschenstiel mußte er über der Schulter tragen, die schönen Stiefel hatte der Vetter daran gehängt und barfuß trabte er nun daher.

Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man den, den man als seinen ärgsten Feind betrachtet, so ganz in seine Macht gegeben sieht, wie ich den Knaben sah, den ich gebunden durch die Tannenwälder führte.

Wohl erinnere ich mich der Erzählung meiner alten Nachbarin, der Frau Schäfer, die als Mädchen der Gelegenheit, an denen, die sie bestohlen hatten, noch außer der gerichtlichen Strafe eine besondere Rache zu nehmen nicht widerstehen konnte. Sie ist gebürtig aus der hannöverschen Harzstadt Elbingerode und war genöthigt, sich in einer benachbarten Stadt zu vermiethen. Sie erwarb im Dienste gar Manches, was sie, da sie einen Bräutigam hatte, meist auf Kleiderschmuck verwendete. Um aber ihre schönen Gewänder recht sicher aufbewahrt zu wissen, trug sie diese alle zu ihren Eltern nach Elbingerode hinauf. Aber was begab sich! Ihrem Vater wurden Betten und eigene Kleidungsstücke gestohlen, ganz besonders aber Alles, was er von seiner Tochter aufzubewahren hatte. Von dem Diebe hatte man keine Spur und der Alte war genöthigt, sich mehrere Tage am Wege nach Blankenburg im Gebüsche zu verstecken und zu sehen, wer etwa mit Gepäck vorbeikäme. Wirklich kam nach einigen Tagen ein verrufener Mann aus Elbingerode, der Betten eingewickelt trug, die er in Blankenburg versetzen wollte und die bei näherer Untersuchung keine anderen als die gestohlenen Betten waren. Durch Prügel wurde er zu dem Geständnisse gebracht, daß er mit seinen Kindern die Kleidungsstücke sehr schlau und sicher in den Zwerglöchern versteckt hatte, welche von Jedermann gemieden wurden, weil man die Zwerge fürchtete. Als man nach den Zwerglöchern eilte, fand sich's sogar, daß die Diebe einen Theil der gestohlenen Kleider dazu verwendet hatten,

einen kleinen Mann, dem der Rock weit auf die Erde hing, als Zwerg auszustopfen und an den Eingang der Höhle hinzustellen, wo er die Kinder, welche zuweilen die Höhle durchkriechen, erschrecken und zurückscheuchen sollte. Auf die guten Kleider der Magd aber war von den Wänden der feuchten Höhle immerfort das Wasser getropft und so waren sie ganz verdorben. Als sie vor Gericht zuerst ihre Kleider wieder sah, jammerte sie laut und der Amtmann mußte der hübschen Dirne ernstlich zureden, denn den Dieben, als sie ihr vorgeführt wurden, wollte sie die Augen auskratzen. Es dauerte mehrere Jahre, bis sie sich wieder verdient hatte, was ihr verdorben war und vorher konnte sie auch nicht an die Hochzeit denken, die zuvor schon ganz nahe gewesen war. Endlich holte ihr Bräutigam sie aus dem Dienst ab, damit die Hochzeit in Elbingerode gefeiert würde, bevor sie hierher zögen. Als sie nun, noch eine gute Strecke von Elbingerode entfernt, an das Ende des Mühlthales gekommen waren, dahin, wo der Vogtsiegberg mit seinem steilen, engen Gange sich zu heben anfängt, begann plötzlich die Braut, zum Erstaunen des Bräutigams, hastig Steine von dem felsigen Wege in ihre Schürze zu lesen. Das Gesindel, welches ihre Kleider verdorben hatte und das er nicht kannte, ging nämlich vor ihnen den Vogtsiegberg hinauf. Es kehrte so eben von Hannover zurück, wo es während dieser Jahre im Gefängniß gesessen hatte, und die Braut konnte sich nicht enthalten, es so lange als möglich den Berg hinauf zu steinigen. Auch mir schienen die grünen

Zweige von den Tannen in dem einſamen Walde zu winken und mich einzuladen, an dem Knaben noch eine beſondere Rache zu nehmen. Aber ich dachte nun ſelbſt daran, was der Hochofenmeiſter Fegefeuer zu dem Knaben geſagt hatte: Gottes Auge ſchwebt auch über dunklen Tannenwäldern, und ſo gelangte er ohne Züchtigung von meiner Hand in die Hand der von Gott ſelbſt eingeſetzten Obrigkeit.

In Clausthal fand ich meine Schwiegermutter wieder, die ſchon am Tage vorher die Mädchen ausgekundſchaftet, welche der Knabe mit den Tüchern ihrer Tochter beſchenkt hatte und ſie an dieſem Morgen den Dirnen größtentheils wieder abgejagt hatte. Mit ihr ging ich in's Dorf und ließ den Knaben zu Clausthal in den Händen der Polizei. Am nächſten Tage ſollte das Verhör beginnen; als ich aber zum Polizei-Commiſſar kam, befahl mir dieſer, den die Laſt ärgerte, die er von dem Knaben hatte, mürriſch, daß ich für denſelben zu eſſen holen ſolle. Ich ſchien nur nach Clausthal beſtellt zu ſein, um Einkäufe für meinen Dieb zu machen. Ein Termin wurde erſt ſpäter auf dem Gericht zu Oſterode abgehalten. Dort ſah meine Frau den Knaben zum erſten Male, und ich hatte Mühe, ſie zurückzuhalten, denn auch ſie wollte ihm die Augen auskratzen. Was wir wieder erlangt hatten, war vor Gericht gebracht; Schuſter, Trödler, Strumpfwirker und Goldſchmied waren beſtellt, um den Werth der geſtohlenen Gegenſtände zu ſchätzen. Vielleicht meinten ſie, mir einen Gefallen zu thun, wenn ſie Alles ziemlich hoch, zu dreißig Thalern im

Ganzen, angaben. Kaum aber waren ſie damit fertig, ſo wendeten ſie ſich Alle, wie eine Räuberbande, gegen mich und verlangten Jeder ſein Tagelohn von mir. Hier glaubte ich nun, es ſei Zeit, mich mit meiner Frau und den wiedergefundenen Sachen ſo gut als möglich aus dem Spiele zu ziehen, indem ich gern das Wenige, was wir noch nicht ſelbſt wieder herbeigeſchafft hatten, dran gab. Nun war es freilich wahr, daß die Gerichte mir in dieſer Sache nichts genützt hatten, ja, daß ich meinen Dieb noch hatte bedienen müſſen, da ihm doch Andere im Tannenwalde würden vielleicht die Knochen entzwei geſchlagen und dann haben liegen laſſen. Aber ich konnte mir ſagen, daß ich rechtlich gehandelt hatte, nach dem Spruche: „Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr!“ Und weil ich auch ferner in allen Fällen mein Gewiſſen zur alleinigen Richtſchnur für mein Handeln machte, ſo ſtieg ich immer mehr in der Meinung der Leute, und zuſehends wuchs das Vertrauen aller meiner Oberen gegen mich. Von dem Knaben habe ich ſpäter gehört, daß er gebeſſert ſei, weil ſein erſtes Verbrechen mißglückt und ihm daran nichts geſchenkt worden war.

Doch war unſer Ungemach noch lange nicht zu Ende in dieſer verwirrten Zeit, wo alles Gefühl für das Rechte von oben her in ſein Gegentheil verkehrt ſchien. Meine Frau lag krank oben in der Kammer unſers Hauſes, ich war eben am frühen Morgen wieder in den Wald gegangen. Da entſtand plötzlich draußen Feuerlärm und unſer Haus brannte. Dieſelben Kinder, welche mich nach dem Diebſtahl ge-

rufen hatten, waren auch jetzt wieder die Unglücksvögel, die mich heimbeſchieden, als ich diesmal die Arbeit kaum begonnen hatte. Meine Frau war ſchon in Sicherheit gebracht, da ich heimkehrte, und ich trat ſogleich zum Löſchen an's Feuer. Wie wir ſo daſtanden in der Morgenfriſche, erſchien ein altes Mütterchen, die alte Funken, rieb ſich die Hände und fror, fing bitterlich an zu weinen und bat: wir möchten ſie doch in die Flamme werfen, denn ſie habe, in einer Anwandlung von Irrſinn, ſchon lange eine unwiderſtehliche Neigung gefühlt, Feuer anzulegen; bei ihren wenigen Hühnern habe ſich ein rother Hahn befunden, den habe ſie, da ſie von aller Welt verlaſſen ſei, überaus lieb gehabt und ganz beſonders gefüttert und gepflegt; aber immer, wenn ſie ihn angeſehen und er dann zu kräben angefangen habe, ſei es ihr geweſen, als riefe er ihr zu: leg' Feuer an! Beſonders ſchrecklich ſei es ihr immer anzuhören geweſen, wenn er des Morgens gekräht habe, und ganz vorzüglich an dem heutigen Morgen; da ſei ſie beim erſten Morgengrauen hingelaufen und habe Feuer an unſer Haus gelegt, ſobald ſie geſehen, daß ich nach dem Walde aufgebrochen ſei; wie aber die Flamme aus unſerm Hauſe geſchlagen ſei und der Hahn noch immer gekräht habe, ſei ſie in den Stall gelaufen, habe ihm den Hals umgedreht und da ſei es geweſen, als fiele es ihr wie Schuppen von den Augen und darum wolle ſie nun auch ihre Strafe leiden.

Mehrere Leute gingen hierauf von dem Feuer hinweg nach dem Häuschen der Alten, dieſe folgte

ihnen nach, und ſie fanden wirklich den Hahn mit abgeriſſenem Kopfe im Stalle liegen und in ſeinem Blute ſchwimmen. Sie ſperrten hierauf die Alte in den Stall und riegelten die Thür hinter ihr zu, dann eilten ſie zurück zum Feuer und holten ſie erſt ſpäter aus ihrem Stalle wieder hervor, um ſie zum Richter zu führen. Sie zeigte ſich jetzt vollkommen verſtändig und wurde eine Zeitlang ſo zu ſagen zwiſchen Gefängniß und Irrenhaus hin und her geſtoßen. Meine Frau aber ſtarb, noch ehe ſie ihr erſtes Kind geboren hatte, in Folge des Schreckens, welchen ihr das Feuer verurſacht hatte. Mein Haus wurde von dem geringen Eigenthum der Alten nur nothdürftig wieder hergeſtellt. Als ich ſpäter mich in beſſern Verhältniſſen befand, mußte ich es noch ganz niederreißen laſſen, und jetzt wurde es ſtattlicher wieder aufgeführt, als es geweſen war.

Wochen und Monate vergingen nach dem Tode meiner Frau, ehe ich wieder arbeiten konnte, und Allen, die mein Unglück kannten, ging es an's Herz. Eines Abends war ich weit im Buchenwalde umhergeſchlendert, als hätte ich nichts mehr auf der Welt zu thun, wie auf das Abendliedchen der Vögel zu lauſchen, das mir ſo wohl und ſo weh that. Da konnte ich mich bei der Erinnerung an meine verſtorbene Frau zum erſten Male recht ſatt weinen, und dann kniete ich nieder und betete zu Gott, daß er mich nicht ganz verſtoßen und in der Einſamkeit verkommen laſſen möge. Ein ſchönes helles Abendroth glänzte in dieſem Augenblicke durch den Wald und

ſchimmerte auf jedem Buchenblatte. Siehe, da war mir Alles klar, was ich thun ſollte. Du beklagſt dich, daß du in der Welt vereinſamen und verkommen mußt, rief eine Stimme in mir, und doch werden jetzt große Heere angeworben gegen die Unterdrücker des Vaterlandes! Du, der du an dir ſelbſt erfahren haſt, wie die Welt aus ihren Fugen iſt, den ſie beraubt und dem ſie ſein Haus in Brand geſteckt haben — du ſollteſt nicht der Erſten Einer hinzueilen und Recht und Ordnung ſchaffen helfen? Und wirſt du noch vereinſamt und verwaiſt ſein, wenn du viele Tauſende von tapferen und biederen Kameraden zählſt, mit denen Allen du für König und Vaterland zu kämpfen gewürdigt wirſt?

Mein Entſchluß war gefaßt und damit ſtand ich auf vom Gebet unter meiner Buche. Kaum war ich aber in tiefen Gedanken einige Schritte weiter gegangen, da rief eine wirkliche menſchliche Stimme mich bei Namen. Faſt erſchrocken blieb ich ſtehen. Es war aber Niemand anders, als der Forſtmeiſter von Hammerſtein, der mich angerufen hatte und nun fortfuhr: „Ludwig, hättet Ihr nicht auch gern einen eigenen Kohlenhai?“ Gott hatte mein Gebet erhört und wollte, wie es ſchien, meine kühnſten Wünſche, die ich je gehabt, auf einmal erfüllen. Ich aber blieb feſt in meinem Vorſatze und ſagte dem ſtaunenden Forſtmeiſter, daß ich jetzt nicht Köhlermeiſter werden, ſondern erſt für König und Vaterland kämpfen wolle. Er billigte meinen Vorſatz auch darum, weil er meinte, ſeine Ausführung möchte meinen

ſchwergebeugten Geiſt wieder aufrichten, und gab mir Mittel und Wege zur leichtern Ausführung an.

Es waren ſchöne, herrliche Tage, die wir nun lebten, — die Waterloo-Medaille iſt das größte Kleinod, das ich im Leben errungen habe. Als ich zurückkehrte, wurde ich ſogleich zum Köhlermeiſter befördert. Meinen Kohlenhai erhielt ich auf der Südſeite des Brockens, wo ich nichts vor mir ſah, als die weiten Brockengebirge, an denen meine Meiler rauchten und mein Heerdfeuer in der Köhlerköthe brannte. Die Pferde, für die der Kaufpreis mir aus der Forſtkaſſe vorgeſchoſſen war, ſuchten in Moor und Torf ihr Futter. Nur alle ſechs Wochen kehrte ich in mein vier Stunden entferntes Dorf heim und mir war gar wehmüthig zu Sinne, wenn ich an Sonntagen meinen Knecht und die „Haijungen" hatte heimgehen laſſen und nun auf der Bank der Köhlerköthe lag und durch die offene Thür mit den Augen den Umriß der menſchenleeren Berge verfolgte, oder die trübſelig weidenden Roſſe, oder ganz in der Nähe der Köthe die in den Beeren ſchaarenweiſe ſitzenden Vögel beobachtete. Jahre lang lebte ich im Sommer ſo einſam und legte damals den Grund zu meinem jetzigen Wohlſtande, denn das Geld für den Ankauf der Köhlerpferde, welches mir aus der Forſtkaſſe vorgeſchoſſen war, hätte ich ſchon im Herbſte des nämlichen Jahres zurückzuzahlen vermocht auch wenn ich die Pferde nicht da wieder verkauft hätte. Meine Nachbarn redeten mir zu, wieder zu freien, aber ſie fanden bei mir kein Gehör.

Nachdem also Jahr auf Jahr verflossen war, wurde der Forstrath Brinkmann beauftragt, ein neues Verfahren in der Kohlenbereitung zunächst zu erproben und, wenn es erprobt wäre, allgemein einzuführen. Er durfte sich eine Anzahl von Köhlern auswählen, die er um die herrlich gelegene Bergstadt Lauterberg, welche seitdem durch ihre Wasserheilanstalt berühmt geworden ist, versammelte, und weil ich immer gut mit meinen Vorgesetzten zu verkehren verstand, richtete er sein Augenmerk dabei vor allen anderen Köhlermeistern auf mich. So dampften also unsere Meiler (wir nannten sie „Brinkmanns-Meiler" und setzten etwas darein, daß die schönsten Tannenzweige auf ihre Spitze gesteckt sein mußten) um das freundliche Lauterberg her in den blauen Himmel hinein, und schön sah es sich an, wenn ihr Rauch sich mit den Wolken mischte, die über die in kleine Stücken abgetheilten dunkelgrünen Felder an den Bergen um Lauterberg dahinzogen. Es war unser Stolz, daß unser Forstrath das Recht hatte, mit uns einen Kohlenmeiler, wenn er wollte bloß zu seinem Vergnügen aufbrennen zu lassen. Als der Herbst kam, waren die Versuche beendet und ein großes Köhlerfest wurde um Lauterberg veranstaltet, wozu auch viele vornehme Herrschaften aus der Hauptstadt eingeladen waren. Rings um Lauterberg brannten die Freudenmeiler. Wir Köhler mußten mit unseren Knechten in unserer schwarzen Gesichtsfarbe erscheinen, doch brauchten wir an diesem Tage nichts zu thun und Frauen brachten Moos und alles Andere herbei. Unsere Pferde muß-

ten müßig um die Luſtmeiler her und in der Nähe des gewaltigen Menſchengetriebes graſen, wie es wohl noch niemals in der Nähe der ſonſt ſo ſtillen Köhlerhütten ſtattgefunden hat, von deren jeder die hannöverſchen Landesfarben weheten.

Die beiden thätigſten und geſchickteſten Köhlermeiſter ſollten mit einem ſilbernen Kranze gekrönt werden, und erwartungsvoll ſtanden wir nun Alle mit unſeren ſchwarzen Geſichtern vor der Frau Forſträthin, die ihn den Würdigſten aufſetzen ſollte. Die holde Frau aber nahte ſich mir, nachdem der erſte Kranz dem ehrwürdigen alten Köhlermeiſter Füllkorb auf ſein ſchneeweißes Haar geſetzt war, und ſetzte auf Geheiß ihres Mannes den zweiten Kranz mir auf, deſſen Silberglanz gegen meine ſchwarz-glänzende Geſichtsfarbe ſeltſam abſtach.

Während nun immerfort, dicht neben einander, die Luſtmeiler von den Höhen dampften, mußten wir Köhler alle im Freien mit den ſchönen vornehmen Frauen tanzen. Ich mußte mit der Frau Forſträthin den Tanz eröffnen. Auch bei den ſpäteren Tänzen durfte ich ſie auffordern, und während des Tanzes redete ſie mir zu, mich wieder zu verheirathen, weil ein Köhlermeiſter ohne eine Frau, die daheim für ſeine Wäſche, Kleidung und ſonſtigen Bedürfniſſe ſorge, bei ſeiner Abgeſchiedenheit von allen bewohnten Orten auf die Dauer nicht beſtehen könne. Meine Lebensweiſe, ſagte ſie, habe längſt das Mitleid ihres Mannes erregt, und wenn ſie auch meine treue Liebe zu meiner erſten Frau wohl zu ſchätzen wüßten, ſo möge

ich doch jetzt zu meiner Wiederverheirathung schreiten, weil ein Köhlermeister, für den nicht daheim eine Frau sorge, seinem Dienst auf die Dauer nicht einmal wohl vorstehen könne und seinen Knechten Manches abgehen lassen müsse. Wen aber sollte ich denn freien? fragte ich in Gedanken. Dafür soll bald Rath werden, antwortete die Forsträthin. Sie winkte der blühenden Tochter des alten Köhlermeisters Füllkorb, der den ersten silbernen Kranz erhalten hatte, und flüsterte ihr einige Worte leise zu, worauf das Mädchen die Augen niederschlug. Doch bemerkte ich wohl, daß sie schon früher sich ihrer Zustimmung zu ihrem Plane versichert hatte. Sie legte unsere Hände in einander, das große Köhlerfest wurde zugleich das Fest unserer Verlobung. Am späten Abend — die Lustmeiler dampften noch immer — saßen wir Hand in Hand vor meiner Köhlerhütte und bald darauf verheiratheten wir uns.

Ich wurde nun Vater mehrerer Kinder, ich wurde allmählich älter und älter und immer angesehener bei meinen Vorgesetzten. Denn wenn ein vornehmer Herr etwas unternimmt zum Besten der Staatsverwaltung oder des Volkes, so sieht er leicht, daß er dazu Männer bedarf unter den gemeinen Leuten, die seine Plane verstehen und ihm rathen und helfen. Wer nun unter den Leuten meines Standes Gemeinsinn hat, soll, wenn er nicht gleich erkannt wird, selbst damit hervortreten. Der Lohn wird ihm nicht ausbleiben und der beste Lohn ist ihm zudem die Stimme des Gewissens.

So hatte ich ſchon Manches gewirkt und Manches erlebt, als es hieß, daß der König unſere Wälder bereiſen wolle. Die Berglente ſollten ihn auf dem Markte begrüßen, die Waldarbeiter aber ſchon am Eingange des Gebirges empfangen. Sie wurden alle in ſchneeweißen neuen Kitteln, wie ſie dieſe tragen, militairiſch bei Oſterode aufgeſtellt mit ihren braunen Ranzen, und es wurde das auf dem Rücken nach hinten übergelegt, wovon das Räthſel ſagt: „Es geht in's Holz und ſieht nach Haus“: die Axt. Auch die Köhler hielten da, die Köhlerknaben waren mit Waldblumen geſchmückt, die Köhlermeiſter hatten Schaufeln in der Hand, als ob ſie eben einen Meiler dicht klopfen wollten. Ich ſaß auf einem ſchönen Pferde und commandirte, eine ganze nicht mehr allzukleine Tanne in der Hand, die Köhler jung und alt. Das gefiel dem Könige, er merkte ſich meinen Namen und befahl zwei Tage darauf plötzlich, ihn zu mir in den Wald zu führen.

Wir hatten damals in unſerer Köhlerhütte einen Hahn, der ſich ſo an mich gewöhnt hatte, daß er mit in den Wald ausgezogen war, als der Frühling kam; immer ſchritt er vor dem Auszuge vor unſerem Wägelchen her, als wir in den Wald fuhren, und um unſere Köhlerhütte her und darin nährte er ſich von Würmern und von Brodkrumen. Als nun der Zug ankam, der den König begleitete, begann der Hahn ſo laut zu krähen, daß wir, die wir eben unſere gewohnte Mittagsruhe hielten, Alle davon erwachten. So wie ich den König erblickte, ergriff ich einen grünen

Tannenzweig, der gerade vor der Hütte dalag, schwenkte ihn und begrüßte den König mit dem Harzer Spruche:

Es grüne die Tanne, es wachs das Erz!
Gott schenke uns Alten ein fröhliches Herz!

Er war darüber sehr erfreut und sagte, wie heimisch es ihm gewesen, als er hierher durch den grünen Wald gezogen sei, und von Zeit zu Zeit zwischen den bemoosten Wurzeln der Buchen die Feuer mit einem Topfe darüber habe lodern sehen, und darunter die kräftigen Bauerngestalten unserer Waldarbeiter, meist nur Vater und Sohn, um ihre Kochtöpfe gelagert und wie sie hinter ihren Buchen hervor so freundlich auf ihn geblickt hätten und aufgestanden wären und ihre Pudelmützen geschwenkt hätten. „Majestät", sprach ich, „hinter diesen Buchen befinden sich die hannöverschen Biwachten im Frieden, die Waldarbeiter aber sind Ihre treuesten Soldaten, und wenn wieder einmal die Kriegstrommel gehen sollte, so lassen Sie das Kalbfell auch durch unsere Buchenwälder gehen, dann kommen unsere Waldarbeiter gewiß alle hinter ihren Kochfeuern hervor und folgen dem Rufe ihres Königs nach. Wenn aber Eure Königliche Majestät Ihre Soldaten glücklich machen wollen, die hier hinter den Buchen in Biwacht liegen, so müssen Sie auch ihre Suppe kosten."

Am Feuer in meiner Hütte stand noch ein kleiner schwarzer Topf mit heißem Wasser. Ich warf etwas Brod, Salz und Rindertalg hinein und so bereitete ich, während der König auf der Bank in der Hütte sich niedergesetzt hatte, die Köhlersuppe, das täg-

liche Gericht aller Köhler und Holzhauer. Dann reichte ich ſie dem Könige in dem kleinen ſchwarzen Topfe und mit dem hölzernen Löffel, wie ſie ſtets gegeſſen wird. Er aß mit Appetit davon und die Waldarbeiter, deren eine große Anzahl ſich nun vor der Hütte verſammelt hatte, geriethen darüber in ein wahres Entzücken.

Als der König dies bemerkte, wurde er ſelbſt noch heiterer und freute ſich ſichtlich, daß ich auf den Gedanken gekommen war, ihm dieſe Suppe zu bereiten. Er aß den ganzen Topf aus und belobte die Suppe, ſo daß es Alle hörten. Von endloſem Jubeln und Hochrufen tönte darauf der ganze Wald wieder. Ach, wie war das ein anderer Jubel und auch ein anderer Tag für mich, als da die Bergleute von Clausthal vor dem König von Weſtphalen auf dem Hinterleder geblaſen hatten! Nicht leicht vergeht ſeitdem ein Mittag im Walde, ohne daß hinter einer oder der andern Buche erzählt wird, wie gut die Köhlerſuppe dem Könige geſchmeckt habe, und ſo tragen Alle ihr ſchweres Geſchick leichter, wie der König und ich es an jenem Mittage vorausgeſehen hatten, denn er ſchien mich ſtillſchweigend zu verſtehen, als er meinen Kohlenhai verließ.

Seitdem iſt auch meine zweite Frau mir abgeſtorben, meine Kinder ſind verſorgt und ich habe mich mit einem guten Gnadengehalte zur Ruhe begeben, noch immer aber iſt mein Wahlſpruch, den ich jedem rechtlichen Manne empfehle: Treu dem König!

So erzählte der alte Köhlermeiſter Hillebille. Fritz Hirſchwechſel hatte ſehr aufmerkſam zugehört und ſchien ſich die Lehre aus ſeiner Lebensgeſchichte genommen zu haben, daß Unordnung und Unſtätheit mit keinem Stande, als dem eines Bettlers oder Räubers, beſtehen könne, daß Gottes Gebot ſelbſt im dunkelſten Walde zu ſeinem Rechte kommen muß. Er hat daher ein neues Leben begonnen und iſt Soldat geworden, um im hannöverſchen Heere die Lehren Meiſter Hillebille's zu befolgen. Er hat jetzt zwei ſchöne Roſſe, das eine iſt das, worauf er reitet, das andere ein blankes ſpringendes Roß, das hannöverſche Wappen, an ſeinem Helme. So hat er den alten Köhlermeiſter Hillebille mehrmals beſucht, und daß ihm ſein Reitpferd mit auf Urlaub gegeben wurde, iſt ein Zeichen ſeiner guten Führung. Fritz Hirſchwechſel hofft zwar nicht mehr Köhlermeiſter, aber doch mit Gottes Hülfe noch einmal königlich hannöverſcher Unterofficier zu werden.

Druckerei des Rauhen Hauſes.

Harzſagen.

Zweiter Band.

Harzsagen.

Gesammelt

und

mit Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Zweiter Band:

Sagen des Unter-Harzes.

Neue Ausgabe.

Leipzig:

Hermann Mendelssohn

1859.

Sagen des Unter-Harzes

von der

Grafschaft Wernigerode

bis zur

Grafschaft Stolberg und zur Roßtrappe.

Gesammelt

und

mit Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Neue Ausgabe.

Leipzig:

Hermann Mendelssohn.

1859.

H

Sr. Erlaucht

dem

errn Grafen Botho zu Stolberg-

Wernigerode

unterthänigſt gewidmet.

„Die volkssage will aber mit keuscher hand gelesen und gebrochen sein. wer sie hart angreift, dem wird sie die blätter krümmen und ihren eigensten duft vorenthalten. in ihr steckt ein solcher fund reicher entfaltung und blute, dass er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen schmuck genugthut, aber durch fremden zusatz gestort und beeintrachtigt wäre. wer diesen wagen wollte, müste, um keine blösse zu geben, in die unschuld der ganzen volkspoesie eingeweiht sein, wie der ein wort zu ersinnen ausgienge, in alle sprachgeheimnisse. aus elben elfen machen heisst unserer sprache gewalt thun; an farbe und gehalt der mythen selbst ist sich noch schonungsloser vergriffen worden. man meinte die volkssage zu überbieten, und ist immer hinter ihr geblieben; nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine erganzung vorgenommen werden, die ihr wie alten trümmern neue tünche ansteht, und mit ein paar strichen schon ihren reiz verwischt. Ihre manigfaltigkeit in der einstimmung überrascht, an unerwarteter stelle spriessen verschönernde neben-

zöge, doch nicht auf jedem boden geht sie üppig hervor und erzeigt sich streckenweise mager oder spröde; zumal belebt ist sie da, wo reime und formeln in ihr auftauchen. ergibigste ausbeute scheinen die samlungen zu gewähren, die mitten in einer sagenreichen landschaft sich erhebend aus ihr nach allen seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die grenze zu überschreiten; so hatten Otmars Harzsagen ein günstiges feld vor sich, das wol in gleich eingehaltner schranke nochmals durchzogen zu werden verdiente."

Jacob Grimm am 28. April 1844.

Inhalt.

Vorwort XVIII

Sagen von Thale und der Roßtrappe.

1 — 2. Hünen und Riesen im Bodegebirge 1
3 — 5. Die Sage von der Roßtrappe 2
6 — 7. Das Bärensdorf 3
8. Fahle Hölle 3
9 — 10. Der stille Sumpf und der Warnstedtsche Teich . 4
11—12. Die Siebensprünge 4
13—18. Der Mönchenstein vom Kloster Wendhausen . . 5
19. Die Linde am Bodekessel und der Zwerg . . 6
20. Pfingstopfer an der obern Mühle bei Thale . . 6
21—23. Nickelmänner und Wassermänner in der Bode . 7
24—26. Die Zwerge im untern Bodethale 7
27. Die Mahleiche 8

Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treseburg.

28—31. Die Nahrungsgeister von Alten-Brak . . . 9
32. Der Brunnen auf der Schönburg 10
33. Kegelspiel auf der Schönburg 11
34. Osterfeuer auf der Schönburg 11
35—37. Der Hasenteich bei Alten-Brak 11
38. Die Spukeiche 12

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

39. Der Ziegenbock auf der Woistenkirche . . . 13
40. Die Hundekirche . . . 13
41. Der schwarze Mann zwischen der Raphode und der alten Burg . . . 13
42. Die Jungfer auf der alten Burg bei Rübeland . . . 14
43–44. Hüttenkobolde . . . 14
45–46. Geister in der Baumannshöhle . . . 14

Sagen von Quedlinburg.

47. Der Vogelheerd bei Quedlinburg . . . 17
48. Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg . . . 17
49. Das Ritterfeld . . . 18
50. Vom Kirchenraube . . . 19
51. Sanct Anna und die Mutter Gottes . . . 20
52. Von der Nicolai-Kirche . . . 20
53. Von dem Marienkloster auf dem Berge Sion (Monsionberge, Münzenberge) . . . 22
54–59. Das wilde Wasser auf dem Münzenberge . . . 22
60. Albrecht von Regenstein und die Stadt Quedlinburg . . . 24
61. Pater Harm . . . 25

Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

62–63. Die Teufelsmauern . . . 26
64–67. Die weiße Frau und der Brunnen vom Blankenburger Schlosse . . . 27
68. Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schlosse nach dem Münzenberge . . . 28
69. Das Dorf Börneke . . . 29
70. Spuk bei Hüttenrode . . . 29
71. Die Quargeshöhle von Heilungen . . . 29

Sagen von Michaelstein, Heimburg und Benzingerode.

72. Evergodesrode, Volkmarstein und Michaelstein . . . 30
73–74. Der Name Michaelstein . . . 33
75. Michaels Bild . . . 33
76. Der heilige Michael und die Lörke . . . 33
77–82. Der Mönchenmühlenteich . . . 33
83–87. Das Teufelsbad . . . 34
88. Der Jungfernpaul beim Teufelsbade . . . 35
89. Zwerge in den Kreuzgängen . . . 35
90. Der Abt im Klosterkeller . . . 35
91. Der Papenteich . . . 35

92. Der Hirsch auf dem Probſtberge und am Kloſtergrunde 36
93. Die Laufebügel 36
94. Die Mädchenwieſe 36
95. Feuer ohne Kohlen 36
96. Die Heimburg brennt ab 1288 36
97. Geld auf der Heimburg 37
98. Der Keller auf der Heimburg 37
99. Kegeln auf der Heimburg 37
100. Jungfer auf der Heimburg 37
101—104. Die Hünenſteine 37
105. Untreue Baumbreite 38
106. Rieſen 39
107. Quarge 39
108. Der Uhlius 39
109. Bene einein roln 39

Sagen vom Regenſtein.

110. Verbindung zwiſchen Michaelſtein und Regenſtein 40
111. Wagen auf dem Regenſteine 40
112. Der Name Regenſtein 41
113. Steine auf dem Regenſteine 41
114. Schmieden auf dem Regenſteine 41
115. Ziegen auf dem Regenſteine 41
116. Die Ahnfrau auf dem Regenſteine 41

Sagen von Oſterwieck und der Umgegend.

117. Die geſtohlene Gans 42
118. Die Jungfrau und das Feuer unter dem Altar der Stephanikirche 43
119. Der Kobold 43
120. Der Welthund bei Stöttelingenburg und Lüttchenrode 44
121. Smidbuſch bei Oſterwieck 45
122. Die Kirchbergszwerge bei Oſterwieck 46
123. Der Eſeltreiber und die zwölf Eſel in der Trift zwiſchen Wallwie und dem Kirchberge 46
124. Das beherzte Mädchen 47
125. Gottslohn 47

Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Röſchenrode und Haſſerode.

126—128. Der Kreuzberg 49
129—144. Sagen von der Harburg 51
145. Die Glockenblumen oder Pfingſtroſen auf den Zwölfmorgen 56

146.	Der Mönchsbrunnen	56
147—148.	Papen-Annecke	59
149—150.	Die Zwerge von der Heidemühle	60
151—152.	Zwerge im Thiergarten	60
153.	Die Zwerghöhle am Voigtsteigberge	61
154.	Zwerglöcher und Zwergklippe am Salzberge	61
155.	Zwerge vom Teichdamm	61
156.	Der Rubikropf	62
157.	Venediger im Bärenloche	62
158.	Das Pferd von Röschenrode	62
159—161.	Die Fluthrenne	63
162.	Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauses	63
163.	Die weiße Frau vor dem Westernthore	64
164.	Der spukende Schimmel vom Wernigeröder Rathhause	64
165.	Reiter verschwindet im Teich	64
166.	Sage vom alten Wernigeröder Waisenhause	65
167—168.	Feuersbrunst	66
169.	Der schwarze Mann mit der Ruthe	67
170.	Das Wallfischgerippe am Schlosse	68
171.	Der Bärenstein vor der Neustädter Schenke	68
172.	Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche	68
173.	Das Hickemännchen. (In Wernigeröder Mundart.)	69
174.	Nächtliches Orgelspiel in der Kirche zu Hasserode	70
175.	Hohe Warte	71
176—177.	Der rothe Rock	71
178.	Der Teufel holt einen armen Sünder vom Galgen	71
179—180.	Pastor Reichard. (Zum Theil in Wernig. Mundart)	73
181.	Gebannte Frau	74
182.	Der Ganter (Gänserich)	75
183.	Geisterhafte Kinder	75
184.	Die Steinkuhlen	76

Sagen von der Mönchenlagerstätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

185.	Mönchenlagerstätte und Waschwässerchen	78
186—189.	Die Frau am Waschwässerchen	79
190.	Die Franzosen im Schweng	81
191.	Herenruhepunkt	81
192.	Hirsch an der Mönchenlagerstätte	81
193.	Das entführte Köhlerpferd	81
194.	Der verhängnißvolle Hahnenkräh	81
195—196.	Der Bischof	82
197.	Unterirdische Gänge	83
198—200.	Der Weinkeller von der Himmelpforte	83
201—204.	Der Schweinehirt von Drübeck	86
205.	Der alte Kolbaum	88

206. Der Enke von Drübeck 86
207. Der goldne Mönch von der Himmelpforte . . 88
208. Die goldne Röhre 89
209. Geld mit der schwangern Frau versetzt . . 89
210. Der eingerodete Hahn 90
211. Licht und Hund bei der Himmelpforte . . 90
212. Der Mönch mit dem feurigen Kreuze . . . 90
213. Die alte Johannisnacht 90
214. Die silberne Glocke 90
215. Der Brunnen bei der Himmelpforte . . 91
216. Schlangen bei der Himmelpforte 91
217. Das Fest am Himmelfahrtstage. (In Wernigeröder Mundart) 91
218—219. Das Oehrenfeld 93
220. Die Hebamme von Drübeck 93
221. Die Thürme von Drübeck 94
222. Die Sau vom Kloster Drübeck 94
223—224. Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel . . 94
225. Der Mönch in der Bartholomäi-Kirche . . 95
226. Wie die Mönche zu Drübeck bauten . . 95
227. Der Nachtwächter vor der Liesebergsgasse . . 95
228. Die Zwerge am Butterberge 96
229. Geld-Brennen 96
230. Das schwarze Pferd im Nonnenbache . . 97
231. Die Tän'sche 98
232. Der Hund beim Born 98
233. Saubrunnen 98
234. Der große Fürst 98

Sagen von Beckenstedt, Wasserleben, Silstedt und Reddeber.

235. Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwischen Charlottenlust und Beckenstedt 99
236. Hans-Christel 100
237. Die Gans auf der Ilse 100
238. Die Frau an Möwes' Linde 101
239. Kutsche im blauen Sumpfe 101
240. Kutsche im großen Teiche 101
241. Pferd im großen Teiche 101
242—245. Kinder aus dem Wasser 102
246. Jäger Eisenbein 102
247—251. Verschiedene Zwergsagen 103
252. Tückeboten 103
253. Nickelmänner 104
254. Bericht vom heiligen Blute zu Wasserleben . . 104
255. Eine weiße Jungfer wirft mit Schuhen und Steinen 105

Sagen von Ilsenburg.

256—286. Prinzessin Ilse 106
287. Der Ziegenbocksreiter vom Schloßberge . . . 111
288—289. Glocken im Kammerberge 111
290. Das Mitchauerloch 112
291—295. Zwerge, Mönche, greise Männchen 112
296. Der Kobold in Ilsenburg 113
297—298. Ilsenburger Erdgeister 113
299. Der Teufel und die Speckseite 113

Sagen von Stapelburg und dem Scharfensteine.

300. Der Trompeten-Hai 114
301. Der Teufel als Ochse 115
302. Zwerge im Burgberge 115
303. Der Reiter 115
304. Sieben Könige, eine Jungfer und goldne Pantoffeln im Scharfensteine 115
305. Die Goldstapel 116
306. Die Schlange auf dem Scharfensteine . . . 116
307. Der Erdgeist oder die Otterschlange . . . 116
308. Die Küche mit drei Thüren 116
309. Das Haus im Schimmerwald 116

Brockensagen.

310—314. Die Mainacht 117
315. Der Hexenaltar 121
316. Die Hippel- oder Tanzwiese 121
317. Oekolum 122
318. Wein in den Brunnen auf dem Brocken . . 122
319. Der silberne Krug 122
320. Die Höhle am Brocken 123
321. Der Braunschweiger 123
322. Der Schneidemüller und der Venediger . . 123
323—324. Köhler und Venediger 125
325. Ringelina 126
326. Der Wehrwolf am Brocken 126
327. Johannisblume 126
328—330. Morgenbrodethal 127
331. Die Kirchenstelle auf dem Brocken . . . 128
332. Wölfe am Brocken 128
333. Vom Andreasberge unter der Waldschmiede . 128
334. Kahlkopf 130

335—339. Katzentagen. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart) 130
340—341. Die Hohneklippen 133
342—344. Die Dreikäse 134
345—346. Wunschsumpf 134
347. Die Brautklippe 135
348. Das Brockengespenst 136

Sagen von Schierke und Elend.

349. Der Schlosser am Brocken 137
350—351. Schierke und die Venediger 138
352. Der Erdgeist im Mönchenloche 139
353. Der große Mann 139
354. Der Schmiedebrunnen 139
355. Feuer in der Andreasnacht 140
356. Der Kindtaufsvater von Schierke 140
357. Der Pferdekuik und der Kaisersumpf . . . 140
358. Der Wehrsumpf 140
359. Elend 140
360—363. Die Jungfrau von der Elendsburg . . . 141

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

364. Die braunschweig-hannöversche Grenze zwischen Elbingerode und Hüttenrode . . . 143
365. Musik am Pferdekopfe 144
366. Der Galgenberg bei Elbingerode 144
367—368. Das Elbingeröder Zwergloch. (Zum Theil in der Mundart von Elbingerode) . . . 145
369. Zwerge von Königshof 146
370. Die weiße Jungfrau auf der Susannenburg 146
371. Papenberg 146
372. Prophezeiung 147

Sagen von Sorge und Vogtsfelde.

373. Miechmannshausen und der Schatz zu Vogtsfeld. (In der Mundart von Vogtsfeld) . . . 148
374. Kinder im Wehrsumpfe 149
375—378. Die Hüttenmännchen (oder: das Hüttenmännchen zu Vogtsfeld und Sorge 149
379. Der Erdgeist in Sorge 150
380. Der Stein mit dem Kreuz am Tostborn . . 150
381. Die Hütten auf dem Harze 151

Sagen von Braunlage.

382.	Der Wormsberg bei Braunlage	152
383—388.	Der Kappelfleck	153
389—390.	Achtermannshöhe	154
391—392.	Die weiße Jungfer und das Gewölbe vom Königskruge	154
393—394.	Huckepolte	155
395.	Gänsebrock im Born am Haselkopfe	155
396.	Graue Männchen in Braunlage	155
397.	Des Räubers Höhle	155

Sagen der Grafschaft Stolberg.

398—400.	Der Auerberg	156
401—412.	Gruna, Auerine, die weiße Jungfer	157
413—415.	Hunnskirche. Hunrot	160
416—419.	Birkstein und Hainfeld	161
420—422.	Georgine (Gruna), der Erdgeist oder die Jungfrau vom silbernen Nagel	162
423.	Geisterkirche zu Stolberg	163
424.	Heidecke	163
425.	Das graue Männchen	164
426.	Die Uftrunger Butterberen	164
427—428.	Entstehen der Räders-See	165
429—435.	Die Hebamme und die Kinder in der Räder-See	166
436.	Rodishayn und die Taterin	167
437.	Der tanzende Geist	168
438.	Die Hebamme im Neustädter Teiche	168
439.	Kinder aus dem Röhrenteiche	168
440.	Der alte Stolberg	168
441.	Antoniuskopf	168
442.	Der Gaukler zu Stolberg	169
443.	Der Puterhahn in der alten Münze	169
444.	Der Wagen im Bach	169
445—446.	Der Ziegenbock	169
447.	Der Slowak im Zwilsberg	170
448.	Die Venetianer	170
449.	Das Kurloch	170
450.	Die goldene Schlange	170
451.	Der Bär von Breitenstein	170
452.	Der Geist in der Heimkehle	171
453—454.	Zwerge	171
455.	Der Teufelsschacht bei Strasberg	171
456.	Der Schatz unter der Linde	172
457—458.	Frauenruh	173

Abhandlungen und Zuſammenſtellungen.

A. Eine Pfingſtbetrachtung 174
B. Ueber die Zwerge in Familienſagen 182
C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirſch 187
D. Stellen am Harze, welche von Venedigern beſucht ſein ſollen 199
E. Der wilde Jäger und die Frau Holle 205
F. Frû Frêen. Frû Frien, Frû Frêtchen 208

Anmerkungen.

Zu den Sagen von Thale und der Roſtrappe 212
Zu den Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treſeburg 215
Zu den Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle . . 215
Zu den Sagen von Quedlinburg 216
Zu den Sagen von Blankenburg und der Umgegend . . . 217
Zu den Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Wenzingerode 217
Zu den Sagen vom Regenſtein 218
Zu den Sagen von Oſterwieck und der Umgegend 221
Zu den Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Röſchenrode und Haſſerode 221
Zu den Sagen von der Mönchenlagerſtätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode . . 225
Zu den Sagen von Beckenſtedt, Waſſerleben, Silſtedt und Reddeber 226
Zu den Sagen von Ilſenburg 227
Zu den Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine . 228
Zu den Brockenſagen 228
Zu den Sagen von Schierke und Elend 232
Zu den Sagen von Braunlage 233
Zu den Sagen von Stolberg 233
Zu Abhandlung A. 235

Vorwort.

Seit einer Reihe von Jahren sammle ich an den Ueberlieferungen des Harzes und habe dieselben niedergelegt in folgenden Schriften:

1) **Aus dem Harze.** Leipzig, Mendelssohn, 1851. 8. 120 und VIII S.

2) **Kinder- und Volksmärchen.** Ebenda 1853. 8. 254 und LII S. (Mit mythologischen Bemerkungen).

3) **Harzsagen.** Gesammelt auf dem Oberharze und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen. Ebenda 1854. 8. 396 und XXXVIII S. (Mit Anmerkungen und mit mannigfachen Erörterungen im Vorwort).

4) **Märchen für die Jugend.** Mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. 8. 236 und XVI S. (Auch mit mythologischen Anmerkungen).

5) **Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele.** Mit einer Musikbeilage. Aschersleben, Focke. 1855. 8. 324. (Mit ausführlichen Anmerkungen).

6) **Harzbilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1855. 8. 119 S.

Das zuletzt unter Nr. 6 genannte Büchlein enthält im Wesentlichen die Gebräuche des Oberharzes, zwar ohne mythologische Erläuterungen, jedoch in reiner, für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmter Auffassung.

Auch Nr. 3, die „Harzsagen" beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Oberharze, und wie im Format, so schließen sich auch dem abgehandelten Gebiete nach die „Unterharzischen Sagen" streng an die „Harzsagen" an. Die vorliegenden unterharzischen Sagen behandeln die Gegend von der Roßtrappe an (deren allbekannte Sagen man eigentlich erst nach dem Zusammenhange, in welchem wir sie nun vorführen, beurtheilen kann), über den Brocken hin (dessen Sagen hier zum ersten Mal planmäßig gesammelt sind), bis zur Grafschaft Stolberg, von deren eben so schönen als alterthümlichen und reichlichen Sagen (ich verweise zur Begründung dieses Urtheils auf Nr. 401—405, 421, 427, 458) ich mich mit Ausnahme von Nr. 452, welche von mir selbst einer gedruckten Quelle entlehnt ist, niemals nur eine Andeutung gelesen zu haben erinnere. Ein drittes selbständiges Buch soll die Sagen des östlichen Harzes, vom Brocken bis zur Grafschaft Mansfeld enthalten. Auch die Kyffhäusersagen, von mir neu gesammelt, sollen ihm einverleibt werden, da Bechstein nur die gedruckten Quellen erschöpft, die mündliche Ueberlieferung aber allzugering bedacht hat. Meine auch für den östlichen Harz und den Kyffhäuserberg längst angelegten Sammlungen an den verschiedenen Orten so weit zu vervollständigen, daß auch für diesen ein Abschluß möglich war, hinderte mich in dem verflossenen Sommer so Manches, zum Glück war's nichts Böses, ich will aber hier nur den weit früher als ursprünglich

bestimmt war unter meinen Augen in Wernigerode begonnenen Druck der unterharzischen Sagen selbst nennen, welcher allein schon größere Ausflüge durchaus nicht gestattete, sowie den bedeutenden Umfang, den die durch den Brocken und Ilsenburg so höchst wichtigen Sagen der Grafschaft Wernigerode in diesem Buche (S. 49 bis 140, 182, 188—193, 206, 208—211) erhielten, welchen zunächst immer noch gründlicher nachzuforschen nicht allein am Angenehmsten, sondern auch am Allergerathensten schien *).

Wie in jeder der oben unter Nr. 2—6 aufgeführten Schriften, so habe ich auch heute schon wieder die Ehre, eine diesmal ganz besonders zahlreiche Reihe von Gönnern dankbar namhaft zu machen, welche mich in der Arbeit gefördert haben: die Oberlehrer Kallenbach und Keßlin, der Lehrer Sievert vom Lyceum zu Wernigerode, Secretair Großhennig, Dr. Friedrich, Reg.-Rath Stiehler, sämmtlich zu Wernigerode; H. Krause zu Stade und Pastor Göroldt zu Aderstedt; sowie meine lieben Freunde den Gymnasiallehrer Gustav Forcke aus Wernigerode, den Kaufmann Gustav Adolf Leibrock, der einen musterhaften Fleiß auf die Geschichte seiner Vaterstadt Blankenburg verwendet und Stübeners Werk weit hinter sich lassen wird, und Dr Gustav Schöne, der jetzt als Mitarbeiter der Pertz'schen Monumente von Halle nach Berlin geht.

Ueber die Einrichtung des vorliegenden Buches brauche ich mich nicht auszusprechen. Sie ist wesentlich die der „Harzsagen," welche ich im Vorwort jenes Buches zu

*) Die Sagen der Stadt Wernigerode selbst sind zwar für die Alterthumskunde nicht so wichtig, als die der Stadt Stolberg, jedoch in poetischer Hinsicht zum Theil ganz vortrefflich. Ich verweise auf Nr. 166, 167, 168, 176.

begründen suchte. Sie hat Billigung erfahren*) und gegen unsern guten J. W. Wolf**), der jede Sage gleich hastig nach dem mythologischen Gegenstande, nie nach dem Orte, schematisirt haben wollte, brauche ich sie nicht mehr zu vertheidigen. Ich kann ihm auch das ihm öffentlich versprochene Gesammtregister über alle meine bisherigen Sammlungen schuldig bleiben: denn seine vielgetreue Seele ist zu unsern Vätern eingegangen. — O, wie sollte ihm die deutsche Erde nicht leicht sein?

Die eigentliche Localliteratur habe ich wieder eben so gern als in den „Harzsagen," hauptsächlich für die Anmerkungen, herbeigezogen***). Die neuere sogenannte Harzliteratur dagegen, welche für die Sommerfremden bestimmt ist, habe ich absichtlich unbenutzt gelassen, weil sie von Jahr zu Jahr abgeschmackter und lächerlicher wird. Dahin gehört auch die Literatur der bisherigen unterharzischen Sagen mit Ausschluß von Otmars Volkssagen****), deren Aufführung in den Harzsagen begonnen

*) Siehe literar. Centralblatt von 1854, Nr. 18.

**) Siehe die Anzeige der „Harzsagen" in seiner Zeitschrift II, 2, S. 119 und 120.

***) S. 216, am Schlusse der Anm. über die Baumannshöhle ist Geiger ein Druckfehler und dafür zu lesen Görges. Es ist der bekannte Postsecretair gemeint, der sich im Lande Braunschweig dilettantisch um die antiquarischen Local-Forschungen bekümmert hat, die im Ganzen dort sehr darniederzuliegen und jetzt auch an der Wolfenbüttler Bibliothek durchaus keinen Anhalt mehr zu haben scheinen.

****) Dieselben sind schon charakterisirt Harzsagen, Vorwort S. XVII—XX. Eine Abhandlung über den Verfasser selbst soll bald erscheinen, als weiterer Vorläufer einer Arbeit über Gleim und seine Freunde, in Betreff deren ich mich schon 1849 oder früher wegen der dem Domgymnasium zu Halberstadt in Verwahrung gegebenen Gleimschen Papiere an meinen verehrten Lehrer, den Director Theodor Schmid gewendet, auch am gestrigen Tage, während der Wahl eines Abgeordneten für die 2. Kammer nochmals die gütige Zusicherung erhalten habe, daß sie mir zur Bearbeitung anvertraut werden sollen.

iſt, welche fortzuſetzen ſich aber kaum der Mühe lohnen würde.

Mit Bedauern bemerke ich, daß die Vergleichung der vorliegenden Sagen mit denjenigen in Sammlungen aus andern deutſchen Gebieten wiederum Manches zu wünſchen übrig läßt. Allerdings iſt für die ältere deutſche Sagenliteratur auch darauf gerechnet, daß der Leſer, wenn er die diesmal von mir herbeigezogenen Stellen, z. B. in Jacob Grimms Mythologie und in den Harzſagen nachſchlägt, durch die Citate die er dort abermals vorfindet, ſchon wieder viel weiter umſchauen kann.

Das Material für die Forſchung ſo reichlich als möglich zu geben war auch diesmal mein erſtes Beſtreben. Ich habe die Bauſteine aber diesmal ſchon ungleich mehr behauen als in den Harzſagen.

Zunächſt muß hier verwieſen werden auf die im Formate der unterharziſchen Sagen gedruckte, meinem theuren Lehrer Jacob Grimm gewidmete Abhandlung:

„De Bructeri nominibus et de fabulis, quae ad eum montem pertinent. Wernigerodae, sumptibus et typis Bernhardi Angerstein. MDCCCLV.“ 8. 48 p.

Sie ſchließt ſich auf das Engſte an die Abhandlungen des vorliegenden Buches an.

Von dieſen wird namentlich Abhandlung C., welche da wir dies Vorwort abfaſſen ſchon fertig gedruckt iſt die Unterſuchungen über den Hirſch um ein Beträchtliches weiter führen. Wie über den Hirſch im ſtolbergiſchen Wappen, ſo habe ich auch über die Säule in demſelben geſprochen, und könnte ich meine bisherige Anſicht auf folgende Weiſe zuſammenfaſſen:

„Wenn die Säule nicht gar zu ſpät in das ſtolbergiſche Wappen aufgenommen wurde, ſo geſchah es gewiß in einer Art und Weiſe, welche an die ſächſiſche Säule erinnerte. Und zwar war dieſe letztere hauptſächlich

aus den Kämpfen gegen die Thüringer noch im Gedächtniß. Hier knüpfte daher die gelehrte Sage von Otto de Columna an und erklärte für römisch, was man aus dem deutschen Alterthume nicht mehr verstand. Wie wenig sonstige Willkür dabei war, zeigt die bekannte Inschrift:

Stolberg ward fundirt
A. C. 590
Wider die Thüringer aufgeführt.“

Allein nicht nur setzt diese Inschrift den Ursprung der Stadt Stolberg im Vergleich mit dem sonstigen ersten Vorkommen dieses Namens so früh, daß man an ihre Zuverlässigkeit durchaus nicht glauben kann, sondern auch an die äußere Zusammengehörigkeit der Säule mit dem Hirsche ist nicht mehr zu denken*). Erst im Anfang des 17. Jahrh. ist nach gütiger Mittheilung Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Bothe anfänglich auf Münzen, die Säule in das stolbergische Wappen gekommen, durch Beziehungen zu den Grafen von Henneberg, die sie angeblich auch von den Columna's führten, welche letzteren, die Columna's, fabelhaft bleiben. Es wäre nun noch möglich, die hennebergische Säule von der heidnischen Säule herzuleiten, doch darüber können wir bei völliger Unbekanntschaft mit der hennebergischen Geschichte nichts beweisen. Wir lassen also die Untersuchung über die Säule vorläufig fallen, bitten nach den eben gegebenen Nachträgen das Nöthige auf S. 197 und 198 zu berichtigen, dagegen das interessante Zusammentreffen schon jetzt zu beachten (S. 194 und 195), daß uns die Fabel von den Columna's gleich der Stelle Witekinds auf Schidungen hinweist. Wir können nur den Wunsch hinzufügen, daß

*) Die von Prof. Günther Förstermann erwähnte und einigermaßen begünstigte Ansicht, der wir nicht beistimmen zu können glaubten (s. S. 196), beruht auf einem einfachen Irrthume.

es Sr. Erlaucht dem Herrn Grafen Botho, dem gediegenen Kenner der stolbergischen Geschichte, gefallen möge, seine genealogische Arbeit über seine Vorfahren bald zu veröffentlichen, welche ohne Zweifel ein monumentales Werk werden wird, das nach vielen Richtungen hin anderweiten Forschungen dienen würde. — Unsere Untersuchungen über den Hirsch thut die auffallende Jugend der Säule im stolbergischen Wappen natürlich keinen Eintrag. —

Schließlich bitte ich um freundliches Entgegenkommen und um schriftliche Zusendungen für die Sagen des östlichen Harzes, vom Selkethale bis zur Grafschaft Mansfeld, einschließlich von Questenberg, der Rothenburg, dem Kyffhäuser und Sangerhausen.

Wernigerode, um Michaelis 1853.

Heinrich Pröhle.

Sagen von Thale und der Roßtrappe.

Hünen und Riesen im Bodegebirge.

1

Schon vor den Zwergen, sagt man in Thale, gingen die Hünen im Bodegebirge, zogen auf die Jagd und aßen viel Fleisch. Einst führten sie einen Krieg gegen Oestreich, nahmen das Lager in Abwesenheit der Oestreicher, fanden dort viel Wein und tranken sich davon voll, wurden aber von den rückkehrenden Oestreichern berauscht gefunden und getödtet. Endlich tödteten alle noch übrigen Hünen ihre Kinder und sich selbst.

2.

Nach den Zwergen, sagt man umgekehrt in Quedlinburg, fanden sich Riesen an, oder auch die Zwerge wurden von den Riesen vertrieben. Die Riesen trugen Eisenstäbe, sagt man in Thale.

Die Sage von der Roßtrappe.

3.

Behrens in der Hercynia curiosa berichtet als Volksſage aus dem Bodethale, »wie vor Alters ein König auff den da herum gelegenen alten Schlöſſern gewohnet, der eine ſehr ſchöne Tochter gehabt, welche einesmahls ein Verliebter durch Hülffe der ſchwarzen Kunſt auff einem Pferde entführen wollen, wobey es ſich zugetragen, daß das Pferd mit einem Fuße auf den Felſen geſprungen, und mit dem Huff-Eiſen dieſes Wahr-Zeichen eingeſchlagen habe.« Behrens erzählt die Sage auch folgendermaßen: »Sonſt iſt in dieſem Fluſſe [der Bode] unter dem Roß-Trapp ein tieffes und faſt unergründliches Loch vorhanden, welches von denen Einwohnern der Creful genennet wird, und erzehlet von demſelben der gemeine Mann: wie vormahls eines Hünen-Königes Tochter eine Wette angeſtellet habe, mit ihrem Pferde an gedachtem Orte dreymahl von einem Felſen zum andern zu ſpringen, welches ſie zweymahl glücklich verrichtet hätte, zum drittenmahl aber ſey das Roß rückwerts übergeſchlagen, und mit ihr in den Creful geſtürtzet, worinnen ſie ſich auch noch befinde, maſſen ſolche einesmahls von einem Täucher, einigen zu Gefallen, um ein Trinckgeld ſo weit auſſer Waſſer gebracht worden, daß man etwas von der Crone ſehen können; als aber derſelbe ſolches zum drittenmahl thun ſollen, hätte er anfänglich nicht daran gewolt, endlich aber daſſelbe gewaget, und dabey vermeldet: daß, wenn aus dem Waſſer ein Blut-Trahle aufſtiege, er alsdenn von der Jungfer umgebracht ſein würde, und die Zuſchauer geſchwinde davon eilen möchten, ſonſt ſie ebenfalls in Lebensgefahr kämen, welches alles denn vor beſagter maſſen erfolget ſey.«

4.

Mündlich wird jetzt die Sage vom Roßtrappfelſen auf vielerlei Art erzählt. Man berichtet, eine Prinzeſſin ſei von 7 Brüdern verfolgt und habe ein verwünſchtes Pferd geritten, das ſie über den Abgrund geführt und ſeinen Huf in den Felſen eingeſchlagen habe. Die Prinzeſſin ſelbſt ſitze aber jetzt im Bodekeſſel, der keinen Grund hat, weil er verwünſcht iſt.

Die Krone habe sie während des Sprunges zu Roß verloren und sie sei in den Kronensumpf, Ohresel oder »Cranal« gefallen. Dort habe eine Wassernixe sie gesucht, aber nicht gefunden und sei nicht wieder zum Vorschein gekommen. Nach einigen Erzählungen liegt in diesem Sumpfe ein Bär und ein Löwe, auch ein Drache soll sich dort befinden. In einer gedruckten Quelle, in Krieger's »Bodethälern,« wird gesagt, daß eine große Wassernixe die Krone bewacht, und wer sie haben will, muß mit ihr kämpfen. Neben dem Kronensumpfe liegt das Muckfeel.

5.

Es wird auch erzählt, der älteste, größte und dickste von den Brüdern sei der große Christoph, der sitze jetzt versteinert im großen Probststuhle unter der Roßtrappe, wo er einen großen Hund bei sich sitzen habe. Andre sagen, der große Christoph sitze mit den 7 Brüdern über dem Kronensumpfe.

Das Bärensdorf.

6.

Bei Thale ist das Bärensdorf mit vielen Schätzen untergegangen. An der Stelle, wo es stand, befinden sich mehr Güter in als über der Erde.

7.

Auf dem Kirchberge im Bärensdorf hat eine Kirche gestanden. In diesem Orte gab es Löwen und Bären, welche die kleinen Kinder aus der »Puje« (Wiege) holten. Zuletzt wurden die Bären in's Feuer geworfen.

8. Fahle Hölle.

Im Umkreise des ehemaligen Dorfes Bärensdorf liegt am Eingange des linken Bodeufers die »fahle Hölle.«

Der stille Sumpf und der Warnstedt'sche Teich.

9.

Unter der Teufelsbrücke liegt ein stiller Sumpf. Von diesem sagt man den Kindern, daß darin eine warme Stube sei, worin sie vor der Geburt von der Kindermutter beaufsichtigt würden. In einem stillen Sumpfe im Bodethale hat auch der Teufel gelärmt, als ein Forstbeamter auf das Floßholz trat, das gerade darüber lag.

10.

Andre sagen in Thale, die Kinder würden aus dem Warnstedt'schen Teiche gezogen und kämen von den »Ütschen-(Fröschen), welche eben so schrieen wie sie.

Die Siebensprünge.

11.

Unweit Thale, da wo jetzt die Fabrik steht, liegen die sogenannten Siebensprünge. Dicht neben denselben sollen sich heidnische Grabstätten finden.

12.

Einst verlangten sieben Prinzen nach den Schätzen der Prinzessin, deren Roß seinen Huf in den Roßtrappfelsen eingrub. Sie wurden aber bei ihrem gefährlichen Unternehmen von sieben Riesen getödtet. Als sie begraben waren, kamen sieben Prinzessinnen, ihre Geliebten, daher, warfen sich auf ihre Gräber und weinten sich zu Tode, da wo jetzt die Siebensprünge sind, denn diese entstanden gleichsam von ihren Thränen. Auch sieben Birnbäume pflanzten die Prinzessinnen auf die Stelle.

Der Mönchenſtein vom Kloſter Wendhauſen.

13.

Julius Bernhard von Rohr ſagt in ſeinem 1736 erſchienenen Vor- oder Unterharze bei dem Dorfe Thale: »In denen ehemaligen Zeiten ſoll ein Jungfrauen-Cloſter, welches Winethahuſen geheißen, und in die Halberſtädtiſche Diöces gehört, hier geweſen ſein. Ob man zwar vorgiebt, daß ſelbiges als das erſte in hieſiger Gegend zu Ehren der heiligen Puſinnä geſtiftet und von Kayſer Ottonis des Erſten Tochter Mathildis aufgerichtet worden, ſo bleibt doch die Hiſtorie dieſer Stiftung ſehr ungewiß. Im zehnten Seculo ſoll dieſes Cloſter auf Befehl Kayſers Ottonis nebſt allen ſeinen ihm zugehörigen Stücken dem neuen Quedlinburger Canoniſſin-Stifft mit einverleibt ſeyn.« Herr v. Rohr gedenkt auch des Steins auf dem jetzigen v. Buſche'ſchen Gute, der noch von dem ehemaligen Kloſter herrühren ſolle.

14.

Wir haben von dieſem Steine Folgendes mündlich erfahren. Von ihm hängt das Heil des Gutes ab, beſonders wegen der Viehzucht. Als man ihn einſt vom ehemaligen Kloſterhofe entfernen wollte, konnten ihn acht Pferde nicht bis an den Mühlgraben ziehen. Als er aber doch fort war, ſtarb alles Vieh. Ueberhaupt hatte man während ſeiner Abweſenheit keine Ruhe auf dem Amte. Da man beſchloß, den Stein wieder auf's Amt zu holen, konnte ihn ein einziges Pferd in Galopp dahin bringen. Seitdem iſt er im Taubenpfeiler eingemauert.

15.

Wenn ein Stück Vieh über den Stein ging, war es am andern Morgen todt.

16.

Einſt wuſch ein Mädchen vom Amte ſein Zeug und klopfte es auf dem Stein. Da ward ihr hinten der Rock

aufgehoben und zur Strafe wurde sie von unsichtbarer Hand hinten gekloppt. Auch vor's Bett kam der Spuk dem Mädchen und schlug es.

17.

Der Mönchenstein hat seinen Namen von einem Mönch, der sich immer mit einer Bärenhaut auskleidete und der nahe am Brunnen auf dem Amthofe auch abgebildet stehen soll. Dagegen zeigt sich auf dem andern Gute in Thale eine weiße Frau.

18.

Am Donnerstag und Freitag war der Spuk im Kloster am Aergsten, besonders im Kohlenstalle. Einst war ein Hund verschwunden, der flog nachher aus dem Klosterthurme heraus.

---

19. Die Linde am Bodekessel und der Zwerg.

Der Linde am Bodekessel gegenüber wohnt, wie auch in Kriegers »Bodethälern« erwähnt wird, in einer Felsschlucht ein Zwerg, der in der Nacht heilende Blumen und Kräuter oder Wurzeln bündelweise hinlegt, wenn Jemand ihn zwölf Stunde vorher um Hülfe anflehte.

---

20. Pfingstopfer an der obern Mühle bei Thale.

Zu Pfingsten ertrinkt jedesmal ein Kind an der obern Mühle bei Thale, wenn nicht ein Huhn, ein Hund oder eine Katze hineingeworfen wird.

Nickelmänner und Wassermänner in der Bode.

21.

In Quedlinburg warnt man die Kinder vor dem Nickelmann in dem Arm der Bode, der als Mühlgraben durch die Stadt fließt, damit sie nicht an's Wasser gehen. Auch sagt man, der Nickelmann fordere jährlich ein Opfer.

22.

Bei Thale sieht man die Nixen, wie sie sich die Haare auskämmen auf den Weidenbäumen, und Wassermänner schütteln dort die Fischreusen aus.

23.

Zwischen Hordorf und Krottorf (Kreis Oschersleben) in der Bode wohnen Nickelmänner. Bei hellem Sonnenschein sehen die Fischer sie auf den Weiden am Ufer sitzen und sich sonnen. Einst kam ein Nickelmann zu einem Fischer in Krottorf und gab sich bei ihm in Dienst. Als Lohn verlangte er nichts als täglich zwei Pfund Fleisch zu essen, sagte auch, daß er Streit habe mit seinem Bruder und von dem Fleische stark werden wolle, ihn zu überwinden. Da er nun meinte, stark genug zu sein, kehrte er ins Wasser zurück und dabei sagte er dem Fischer: Wenn das Wasser grün würde, so solle er fliehen, denn dann hätte sein Bruder gesiegt; wenn es aber bräunlich würde, so hätte er selbst gesiegt. — Der Fischer hatte die Netze immer voll gehabt, so lange der Nickelmann bei ihm gedient.

Die Zwerge im unteren Bodethale.

24.

Im Thalischen Kirchenberge, der neben Bärensdorf liegt und auf dem sich ein runder Hügel befindet, hauste der Zwergkönig Ewaldus. Man sagt auch, daß sich auf dem Kirchenberge ein »Mönch« zeige.

25.

Die Zwerge hielten sich bei Thale in den Höhlen auf. Man erzählt von ihnen die auch aus andern Orten bekannten Geschichten vom Abfressen der Erbsenfelder und Verleihen des Geschirres. Wer Geschirr leihen wollte, brauchte blos hinzugehen und zu rufen, so stand es auf seinem Tische. Besonders oft holten die Zwerge auch den eingesäuerten Brodteig fort.

26.

In der Zwergkuhle bei Quedlinburg wohnten Zwerge. Von ihnen liehen die Leute, die auf dem Münzenberge wohnten, Geschirr zu Kindtaufen. Hinter einen Mann Namens Gödecke rief einst, als er nach Hause ging, eine Stimme her: »Gödecke! Gödecke! sech mal vor Fredecken, sien Kind wolle starben!« Als Gödecke nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: »Frue, allewiele is mik en artigen Spaß passirt. Röpt einer hinder mik dorch: »Gödecke, Gödecke, sech mal vor Fredecken, sien Kind wolle starben!« Da ertönte eine Stimme: »Verfluchter Gödecke, warum häwwre je kein Soolt in Suroeich edan!« Dies war die Stimme des Zwergs Fredecke, der seinem Kinde von Gödecke's Brode gegeben hatte. Als die Leute kein Salz in den Sauerteig thaten, wurden die Zwerge krank.

27. Die Mahleiche.

Am Lindenberge bei Thale war eine Mahleiche. Ein Ritter entführte ein Mädchen und wurde von den Verfolgern erstochen. Die Entführte pflanzte diese Eiche auf seine Grabstätte. Sie zeichnete sich durch ihre Stärke vor allen Bäumen aus, wurde aber roher Weise bei der Gemeinetheilung abgehackt.

Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treseburg.

Die Nahrungsgeister von Alten-Brak.

28.

In den Bergwerken und Hütten in der Nähe des Brockens zeigen sich die Nahrungsgeister. Dies sind Zwerge und wo sie erscheinen, hat der Berg- und Hüttemann viel Glück und reichliches Eisen, auch helfen sie dem Hüttemann schmieden.

29.

Die Hütte von Alten-Brak stand früher auf der Riesenwiese, wurde aber von den Zwergen dort zerstört und an einer andern Stelle wieder aufgebaut. In die alte Hütte kamen die Zwerge, aßen und tranken und wärmten sich am Hüttenofen. Die Hammerschmiede aber beschabernackten sie, warfen

mit glühendem Kram hinter ihnen durch und schmissen einem Zwerge ein Bein ab. Am andern Abende trug dieser Zwerg das Bein auf seiner Schulter und sagte: dies wäre das alte Brak (brache, wüste Stelle) und sollte es auch bleiben. Seitdem ging Alles verkehrt und jetzt sind Schlangen auf den Brinken.

30.

Andere erzählen folgendermaßen: Weil die Zwerge so viel Glück brachten, wollten die Hüttenleute dem Zwergkönige eine besondere Freude machen und setzten ihm ein paar Stiefel hin. Die nahm er und kam nicht wieder. (So wurde auch zu Alten-Brak erzählt, daß zu Ilsenburg die Zwerge immer Eisen in die Schmiede gebracht hätten. Auch sagten ihnen die Schmiede des Abends, was sie fertig machen sollten, und am Morgen war es gethan, denn die Zwerge schmiedeten rastlos des Nachts. Zuletzt bekamen sie ein paar Stiefeln und dann erschienen sie nicht wieder. Man sagt auch, wenn jemand entlassen werden soll: Der bekommt bald ein paar Schuh.)

31.

Die Zwerge von Alten-Brak zogen sich zurück in das Lange'sche Gebirge an der Lupbode und tauschten dem Langeschen Amtmann ein Kind um.

---

32. Der Brunnen auf der Schönburg.

Bei der Ludwigs-Hütte (Alten-Brak) liegt die Schönburg, auf dieser befindet sich ein Brunnen und darin ein Kessel mit Schätzen. Wer Nachts zwischen 11 und 12 hinkommt, kann ihn heben. Wenn man aber bei der Hebung des Kessels spricht, so versinkt er wieder.

---

33. Kegelspiel auf der Schönburg.

Auch eine Kegelbahn mit goldnen Kegeln ist auf der Schönburg gewesen. Einst war ein Köhlerpferd verschwunden und der Köhlerjunge sollte es suchen. Dabei kam er auf die Schönburg und sah die Gesellschaft auf der Kegelbahn. Sie forderte ihn auf, die Kegel aufzustellen und versprach ihm, daß sein Pferd wieder da sein solle, wenn er es thäte. Außerdem aber gab sie ihm zur Belohnung den Kegelkönig. Den warf er in den Busch, als er aber nachher davon erzählte, ward er aufgefordert, ihn zu holen. Er fand ihn auch und der Kegelkönig war von Gold, wiewohl er doch früher nicht dies Ansehen gehabt hatte. Jetzt wurde auf der Schönburg auch nach den andern Kegeln gesucht, doch waren sie nicht mehr vorhanden.

34. Osterfeuer auf der Schönburg.

Das Osterfeuer von Alten-Brak wurde früher auf der Schönburg gehalten. Man verbrannte dabei Buchenhecke (Buchenreisig). Einst tanzte man um's Feuer, da sah man auch Geister um das nämliche Feuer tanzen, welche sogar die Menschen mit Steinen warfen. Seitdem ward das Osterfeuer auf einer andern Stelle gehalten. — Auch Osterwasser wird in Alten-Brak eifrig geholt und man sagt, es halte siebenerlei Krankheiten ab.

Der Hasenteich bei Alten-Brak.

35.

Am Hasenteiche bei Alten-Brak hat auch ein Schloß gestanden. Dort bellt ein Hund und ein Reuter sprengt von da nach der Schönburg.

36.

Am Hasenteiche ließen sich sieben Jungfern sehen, und von ihnen trug eine ein Bund Schlüssel. Diese zu fragen, was ihr Begehr wäre, ging man in der Johannisnacht aus und fand sie weiß gekleidet.

37.

Zu Alten-Brak sagt man, daß die kleinen Kinder im Hasenteiche sitzen.

38. Die Spükeiche.

An der Spükeiche erschien ein Mann und eine Frau besonders dem Bäcker von der Tresedurg.

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

39. Der Ziegenbock auf der Woiſtenkirche.

Auf der Woiſtenkirche, über den kleinen Stein bei Rübeland weg, zeigt ſich ein Ziegenbock und verfolgt die Leute.

40. Die Hundekirche.

Ueber Rübeland bei der alten Burg liegt über der tiefen Sitte (dem tiefen Bruche) die Hundekirche, von der ein Mann in Rübeland ſagte, daß ſie eine heidniſche Kirche geweſen ſei. Dort lenkte ein ſchwarzer Mann die Menſchen irre.

41. Der ſchwarze Mann zwiſchen der Rapbode und der alten Burg.

Von der Rapbode im Meerthale bis zur alten Burg ſpukt der ſchwarze Mann und zeigt ſich unter andern den Hirten. Dort ſind einſt zwei Jahrmarktkrämer von zwei Soldaten erſchlagen.

42. Die Jungfer auf der alten Burg bei Rübeland.

Mittags zwischen 11 und 12 Uhr zeigt sich auf der alten Burg bei Rübeland eine weiße Jungfer. Zuweilen winkt sie. Auch sieht man es auf der alten Burg brennen, weil dort ein Schatz steht.

Hüttenkobolde.

43.

Im Rübeland nennt man die Nahrungsgeister gewöhnlich Hüttenkobolde und sagt, daß diese Feuerklumpen gewesen seien. Wenn der Nahrungsgeist des Nachts in der Hütte arbeitete, so kam Bestellung. Auch ließ sich ein weißes Kaninchen sehen, wenn Bestellung kam.

44.

Die Hüttenkobolde arbeiteten in den Feierstunden der Hüttenleute. Sie hatten dicke Köpfe. Einst ließ man einem Hüttenkobolde aus Dankbarkeit einen grauen Rock machen, und gab ihm ein paar Schuhe. Da sagte er: jetzt müsse er fort, die Schuhe wären sein Laufpaß.

Geister in der Baumannshöhle.

45.

Von der Baumannshöhle erzählt G. H. Behrens in der Hercynia curiosa, daß ein gewisser seiner Mann, welcher nicht gar weit von der Höle gewohnet, und dieselbe denen curiosen Reisenden auff ihr Verlangen gezeiget, sich einesmahls habe gefallen lassen, ganz alleine ohne einige Gefahrten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höle zu steigen, um darinnen eines und das andere noch weiter zu erkundigen, nachdem demselben aber die Lichter in währender Durchsuchung der Höle eines nach dem andern verloschen, und er zu seinem

Unglück das mitgehabte Feuerzeug nicht finden können, habe er sich vergebens bemühet, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darinnen drey ganze Tage und Nacht ohne Speise und Tranck zugebracht, im Klüfften herum gekrappet, und so lange in der Irre gewandert, biß ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen, und denselben aus der Höle geführet: als er nun also wunderlich errettet worden, und unverhofft wieder aus derselben an das Tageslicht kommen, habe er solches erzehlet, aber nur drey Tage darauff noch gelebet, und sey hernach gestorben. Ebener massen berichtet Eckstormius, wie in denen Eisen-Hütten bey dem Rübelande ein armer gemeiner und seinen frommen Eltern bekannter Mann sich aufgehalten, welcher einesmahls, als die Höle noch offen gestanden, und mit keiner verschlossenen Thür verwahret gewesen, sich unterstanden, ganz alleine vor sich in die Höle zu kriechen, habe sich aber aus denen Klüfften nicht wieder finden können, weilen er kein brennendes Licht mit sich genommen, derohalben er acht Tage lang mit Herumwandern daselbst zubringen müssen, biß er endlich durch Gottes sonderbahre Hülffe hinwieder an des Tages Licht gelanget, und nach dem noch eine Zeit lang gelebet; in diesen acht Tagen aber habe er vor grosser Furcht und Schrecken ganz Eis-graue Haare bekommen; weilen derselbe durch viele Gespenster, wie er erzehlet, auff mancherley Art geplaget worden, denn es hätten etliche derselben ihn angegriffen, eines Diebstahls beschuldiget, und deswegen auffzuhencken befohlen; wenn er nun dieser loß gewesen, sey er von andern eines Todtschlages bezüchtigt, und daher zum Schwerdt verdammet worden; noch andere hätten ihn auff eine andere Weise gequälet und gepeiniget, auff welche Art es kein Wunder gewesen, daß der Mann nicht aus Angst verzweiffelt wäre; wie denn auch ebenfalls es keine unmügliche Sache ist, daß er dieserwegen grau geworden.«

46.

Behrens berichtet auch folgendes: »Zum ersten erzehlet der gemeine Mann ausser demjenigen, was allbereit von mir ist angeführet worden, noch unterschiedene Dinge von der Baumannshöle, welche mit der Wahrheit nicht gar wohl überein

zu kommen, und deswegen ziemlich fabelhafft zu ſeyn ſcheinen, doch iſt hierunter meines Erachtens dasjenige nicht zu rechnen, was offt gedachter Eckſtormius in ſeiner Epiſtel auch unter andern anführet: wie nemlich öffters Leuthe durch Wunderſeltſame Träume gleichſam bezaubert worden, als wenn Schätze in dieſer Höle verborgen wären, derowegen ſie hinein gekrochen, um ſelbige zu ſuchen und zu heben; nachdem nun dieſelben unverrichteter Sache wieder heraus kommen, ſey von ihnen erzehlet worden, wie ſie zwar groſſe eiſerne Schatz-Käſten darinnen angetroffen, hätten aber nicht darzu gelangen können, weilen darauff ſehr groſſe ſchwartze Hunde gelegen geweſen, welche dieſelben verwahret gehabt.

Sagen von Quedlinburg.

47. Der Vogelheerd bei Quedlinburg.

D. Friedrich Ernſt Kettner ſagt in der Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Quedlinburg: »In dieſem Hartzgau oder Gegend hatte Kaiſer Heinrich ſein Jagd-Hauß, da er ſich an dem Vogelfang vergnüget, und allhier ſeinen bequehmen Auffenthalt geſuchet, wie Ihm dann auch die Kaiſerl. Crone auf dem Finken-Heerd angetragen worden.«

48. Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg.

Kaiſer Henrich der Vogler hat endlich die Hunnen geſchlagen und gedämpfet, welches unter allen ſeinen Thaten das Vornehmſte geweſen, und hat darauf die Stadt Quedlinburg zu erbauen, auch das neue Stifft darinnen zum Stande zu bringen ſich fleißig laſſen angelegen ſeyn. Daſelbſt hatte ſchon der dritte Biſchoff zu Halberſtadt Haimo ums Jahr 481 das Kloſter S. Wiperti an der Bode erbauet, und mit Benedictinern aus dem Kloſter Hurſchfeld beſetzt, wiewol hernach die Abtißin Beatrix II Prämonſtratenſer in daſſelbe ſoll eingeführet haben; in dieſem Kloſter hat Biſchoff Haimo ſeinen guten Freund Rabanum, Abten von Fulda, da er aus ſeinem

Kloſter verjaget worden, ſo lange beherberget und erhalten, bis ihn der König Ludovicus zum Ertz-Biſchoffen von Mainz gemacht. Nach dieſer Zeit, ungefehr A. 928 hat Kaiſer Henrich das Stifft und die Stadt zu bauen angefangen, welche er aber nicht ausführen können, da er A. 936 zu Memmleben an der Unſtrut geſtorben, und allhie zu Quedlinburg in S. Petri oder Servatii Kirche begraben worden, und ſchreibt der Mönch Sigebertus, daß der Berg, worauf er begraben worden, hernach von allen Seiten feurige Flammen von ſich gegeben, darum auch ſeine Wittwe Mathildis nach ſeinem Tode nicht nur viel arme Leute ſpeiſen, ſondern auch den Vögeln unter dem Himmel täglich ihr Futter geben laſſen, vermeynend, ihm dadurch deſto leichter die Vergebung ſeiner Sünde zu wege zu bringen; ſie verſamlete auch dreyßig Tage nach dem Leichenbegängniſſe in die Stadt Quedlinburg eine Anzahl geiſtlicher Frauen, und verſchaffte ihnen Unterhalt, und verſchrieb ſolches auf ihre eigene Güter mit Bewilligung ihrer Söhne, wie ſie auch A. 943 geſtorben, iſt ſie allhie neben ihrem Ehe-Herren vor dem Altar S. Servatii begraben worden. Was aber die Stadt betrifft, ſo iſt dieſelbe eine Kaiſerliche Frey-Stadt und beſſer als andre Städte in Sachſen privilegiret geweſen, daß die Fremden ihre Waaren frey herein bringen und verkauffen oder durchführen dürffen, ohne Geleite, Zins und Zoll davon zu geben, und waren die Bürger auch anderswo auf gleiche Weiſe befreyet, zwiſchen den Flüſſen Elbe und Rhein, ſo weit das Römiſche Reich gehet. Solche Freyheit hat die Stadt lange behalten, beyde zu Waſſer und zu Lande, und haben die Kaiſer gemeiniglich, ſowol ihre Synodos mit ihren Biſchöffen und Prälaten, als Reichs-Tage mit den weltlichen Fürſten und Herren, daſelbſt gehabt.

49. Das Ritterfeld.

Anno 1182 hat man in Sachſen und Thüringen, wie auch um den Hartz, bey Quedlinburg und Ditfurt, die Raben und Kräen einen gantzen Tag mit einander ſtreiten geſehen, ſo daß ihrer viele verwundet, ja gar todt auf die Erde gefallen, davon ſoll das Ritterfeld allhie ſeinen Nahmen bekommen haben,

man hat auch nach Spangenbergio A. 1191 Raben und andre Vögel mit glühenden Kohlen in den Schnäbeln fliegen gesehen, womit sie Häuser und Scheuren angezündet.

50. Vom Kirchenraube.

Nachdem auch der Halberstädtische Bischoff alle Jahr nach alter Gewohnheit den Palmtag zu Quedlinburg hielte, und nach verlesener Passion und gethaner Predigt alle die in Bann that, welche dem Stiffte Quedlinburg, oder dessen zugewandten Klöstern und Kirchen Schaden, oder Hinderung und Abbruch an ihren Freyheiten und Gütern thäten, begab es sich einsmahls, daß, da Bischoff Conradus vor dem Altare saß, und mit dem Lichte verschoß, die Glocken auch dabey nach Gewohnheit geläutet wurden, ein gewisser Ritter darüber lachte, und sich vernehmen ließ, solche Alfanzerey würde keinem schaden, wie er aber aus der Kirche gegangen, ist er gleich vom Teuffel besessen worden, daß er in den Harz gelauffen, und niemand gewußt, wo er geblieben. Dies fand ich in einer alten auf Pergamen geschriebenen Chronick, darinnen viel Geschichte der Kaiser, Könige und Fürsten, wie auch der Päbste und Bischöffe, sonderlich in diesen Landen, verzeichnet waren. Ferner stund auch in dieser Chronicke, daß im damahligen Kriege zwischen den Kaisern Philippo und Ottone, als Ertz-Bischoff Ludolph und andre Fürsten das Halberstädtische Land und Stifft Quedlinburg in Abwesenheit Bischoff Conradi wider die Feinde beschützet, und dem Landgrafen von Thüringen die Raubschlösser Lauenburg und Stecklenberg wieder abgenommen und sie zerbrochen, damahls auf dem Stecklenberge von wegen des Landgrafen ein Edelmann gewesen, der vom Stiffte Quedlinburg etliche Hufen Landes und Holtzungen um einen jährlichen Zins gehabt, als er aber in diesem Krieges-Lerm erschlagen worden, habe sein Sohn sich dasselbe vor sein Erbgut zueignen und der Kirche nichts davon geben wollen, vermeinend, der Landgraf sollte ihn wol dabey schützen, habe sich auch an keine Vermahnung der Abtißinn und des Bischoffs gekehret, und da er endlich von diesem am Palmsonntage in den Bann gethan worden, habe er dessen gespottet und gesagt, das Essen und Trincken würde ihm eben so gut darauf schmecken als vorhin,

wie er aber gleich hernach beym Tische den ersten Trunck gethan, sey er plötzlich gestorben, und als ein Verfluchter in eine wüste Kirche begraben worden, sein Weib und Kinder wären auch bald darauf an der Pest gestorben und hätten ihr Gut andern lassen müssen.

51 Sanct Anna und die Mutter Gottes.

Anno 1249 hat sich zu Quedlinburg ein greulicher Sturmwind mit Blitz, Donner und Hagel erhoben, und mit einem schweren Regen, dabey Steine eines Fingers lang gefallen, die viel Menschen getödtet und die Dächer und Häuser sehr beschädiget, also, daß die Leute zu Quedlinburg sich des gänzlichen Untergangs beforget. Dies Unwetter kam vom Brocken her und währete vom Morgen an bis um ein Uhr Nachmittags. Da sind der Rath und Gemeine zusammen gekommen, haben Gott und seiner H. Mutter ein Gelübde gethan, diesen Tag St. Amen jährlich mit grosser Andacht zu begehen, und an demselben eine Processiön der Mutter Gottes zu Ehren auf dem Monsien-Berg anzustellen, eine Messe zu halten und gemeine Allmosen zu thun. Solcher grossen Hagelsteine sind sonderlich viele auf den Juden-Kirchhoff, itzo Weingarten genannt, gefunden, und ist davon eine ganze Heerde Vieh jenseits des Grabens erschlagen worden, sie waren grau und stuncken wie Schwefel.

52. Von der Nicolai-Kirche.

Luther sagt in der Kirchen- und Reformationsgeschichte von Quedlinburg: Es sind sonst viel Nicolai, und heisset Nicolaus nach dem Griechischen so viel, als ein Ueberwinder. Den Nahmen Nicolaus führte 1 ein Diaconus der Kirchen zu Jerusalem, aus Antiochien. 2 Nicolaus ein Ketzer, davon die Nicolaiten herkommen. 3) Nicolaus I. II. III. IV. V. welche die päbstliche Würde verwaltet haben; aber allen diesen ist diese Kirche nicht gewidmet, sondern der

H. Nicolaus war zu Patara in Aſia gebohren, und hernach Biſchoff zu Myra in Lycien, lebete im Anfang des IV. Seculi, wurde in wehrender Verfolgung des Licinii gefangen und ins Elend verjaget. Nachdem aber Licinius geſtorben und ihn Conſtantinus aus dem Gefängniß erlöſet, beſuchte er ſein Biſchthum zu Myra und zerſtörete alle Götzen-Tempel. Er ſoll auf dem Concilio zu Nicäa geweſen ſeyn und dem Arie widerſtanden haben. Er ſtarb 343. Er ſoll einem armen Manne, der drei Töchter gehabt hat, am Nicolai-Tag etliche Beutel Geld eingeworffen haben, damit er ſie ausſteuren könnte. Er war ſehr gutthätig, und wendete alle ſein Vermögen an die Armen, und pfleget man umb deſſentwillen am Nicolai-Tag denen Kindern Gaben einzuwerffen. Die Moſcowiter halten ihn vor den Himmels-Pförtner, vor den Patron ihres Landes, ja vor den Regierer der gantzen Welt. Die Münche in Moſcau, derer ſehr viel ſind, leben insgemein nach den Regulen Baſilii und des H. Nicolai. Er iſt ein Waſſer- und Fiſcher-Gott bei den Papiſten und Moſcowitern, der denen, ſo aus Lycia in Aegypten ſchiffen, ein Nothhelffer geweſen iſt; ſie behaupten auch, daß er von Italien nach Archangel auf einem Mühlſtein geſchwommen ſey, und wer daran zweiffelt, ſetzt ſein Leben gewiß bey den Moſcowitern in Gefahr. Weil nun die Neuſtadt an dem Bode-Waſſer lieget, und die Bode die Alt- und Neuſtadt theilet, weil auch an dem Orth, allwo die Kirche ſtehet, Teiche geweſen ſind, und die Kirche auf ellerne Pfäle geſetzet iſt, ſo kan es wohl ſeyn, daß man umb deſſentwillen die Kirche dem Waſſer-Heiligen Nicolao gewidmet, damit nicht die Ergieſſung der Bode der Neuſtadt ſchade. Es iſt das Fundament auf einen höltzernen Grund geleget worden, weil ein Fiſchteich daſelbſt geweſen. Ob aber 2 reiche Schäfer die 2 Thürme haben bauen laſſen, weil ſie einen Schatz in einer wüſten Kirchen gefunden haben, davon hab ich keinen Beweiß geſehen. Anno 1201 ſoll ſie zu bauen angefangen ſeyn, unter der Abtißen Agnes von Meiſſen, durch Hülffe und Collecten von den Bürgern.

53. Von dem Marienkloſter auf dem Berge Sion (Mon sionberge, Münzenberge.)

In Kettners 1710 erſchienener Kirchen- und Reformations-Hiſtorie von Quedlinburg heißt es: »Dieſes adeliche Nonnenkloſter iſt in dem X. Seculo von Mechtilde II., Ottonis I. Tochter mit Hülffe Kaiſers Ottonis II. als ihres Bruders zu bauen angefangen worden. Zu Zeiten Ottonis III. ward es continuiret, welcher Anno 985 ſeine güldene Krone darzu gegeben, Anno 1017 den 27. Febr. iſt es in Gegenwart Kaiſer Heinrich III. und der Abtißin Adelheid II. auch des V Ertz-Biſchoffs Gerens zu Magdeburg eingeweihet worden. Es muſte die Abbatißin auf dem Berge Sion dem Stiffte geborſam ſeyn, und von der Fürſtlichen Abtißin mit ihrem Kloſter dependiren, die unterſte Capitularin auf dem Schloſſe wurde je zuweilen zur Abbatißin gemachet. Es ward in die Ehre S. Marien und des Apoſtels S. Andreä geweihet, und hatte viel Altäre, als unſer lieben Frauen, S. Georgii, Nicolai, Stephani, Mariä Magdalenä, Johannis, Annä, Catharinen, das Siegel des Kloſters iſt noch vorhanden, ſie lebeten eine Zeit lang nach den Regeln S. Benedicti. Zu Zeiten der Reformation Anno 1541 unter der Abtißin Annä Regierung ward ſolches Kloſter wegen Krieges-Schulden und anderer Urſachen eingezogen, es war dieſem Kloſter viel entwendet worden, die Kloſter-Jungfrauen hatten es verlaſſen, biß auf eine, welche ſich im weltlichen Habit gekleidet, wie die Beantwortung der Gravaminum Herzog Moritzens bezeugt.«

Das wilde Waſſer auf dem Münzenberge.

54.

In Winnigſtadii Chron. Quedl. heißt es: »A. 1333 iſt die andere Glocke in der Neuſtadt gegoſſen worden; im ſelben Jahre ſoll auch der Brunnen auf dem Monſionberge ſich ergoſſen haben, und vom Berge bis in der Stadt Graben gelauffen ſeyn, als wolte er die gantze Stadt erſäuffen, als aber ein gemein Gebet geſchehen und eine ewige Spende gelobet worden, iſt es noch ohne Schaden abgegangen.«

55.

Mündlich wird berichtet, das wilde Waſſer des jetzt aus Furcht allmälig von den Bewohnern des Münzenberges ganz verſchütteten Brunnens ſei mit einem Brautbette geſtopft. Andere ſagen, es ſeien zwei ganz ſchneeweiße Pferde von dem dem Münzenberge gegenüberliegenden Schloſſe in das Waſſer geworfen. Noch andere ſagen, die Prinzeſſin, die auf dem Schloſſe gewohnt, habe ihr Deckbett und ihr Schimmelreitpferd in den Born geworfen und das Waſſer damit geſtillt.

56.

Nach dem Born ging eine Nonne mit Schlüſſeln und zurück. Auf dem Platze, der ſich auf dem Münzenberge befindet, traf ſie ſich mit einem Pater und zwei andern Nonnen.

57.

Es ſoll auch Kinder in den Born auf dem Münzenberge gegangen haben. Hiſtoriſch ſcheint es, daß ſich über dem Born eine Mühle oder vielleicht nur ein Brunnengehäuſe befunden habe, worin zwei Ziegenböcke gegangen ſeien.

58.

Das Gelübde vom Jahre 1333, der Bußtag, ſoll noch vor 40 Jahren in der alten Weiſe abgehalten und zugleich ein Hut mit Geld unter die verſammelten Armen geworfen ſein. Dabei ſoll aber mancher Unfug geſchehen und dieſe Spende endlich auf Neujahr verlegt ſein.

59.

An der Steinbrückermühle am Markte und am gegenüberliegenden Hauſe ſteht auf dem Dache ein Männchen zur Erinnerung an die Überſchwemmung. So hoch hat das Waſſer geſtanden.

60. Albrecht von Regenstein und die Stadt Quedlinburg.

Anno 1336 erhub sich ein Widerwille zwischen der Alten-Stadt und Grafen Albrecht von Regenstein, welcher, ungeachtet der vorigen Versprechungen, zu weit in die Gräntzen und Gerechtigkeiten der Bürger griff, das der Rath nicht leiden wolte, darüber es zum Kriege kam. Der Graf lag im Kloster S. Wiperti, auf der Alten-Burg und zu Gerstorff, und ließ viel Bürger gefangen nehmen, die fielen aber aus, und scharmützelten mit ihm, daß er kaum davon kam, und musten die Befehlshaber des Klosters die Gefangenen wieder heraus geben. Der Graf verstärckte sich und belagerte die Alte-Stadt, hatte sein Lager in der Neu-Stadt und Kloster, dagegen bauten die Bürger die zwey Thürme, einen auf der Klinge, den andern hinter dem Marstall, und thaten dem Feinde mit Geschütze grossen Schaden, trieben ihn aus der Neu-Stadt und jagten ihn nach Gerstorff, da geschah wieder ein starck Scharmützel, und als sich der Graf nach dem Kloster S. Wiperti begeben wolte, kamen ihm die andern Bürger aus der Stadt zuvor, und führten ihn gefangen in die Stadt, setzten ihn aufs Rathhauß in einen Kasten und muste ein Jahr da sitzen, darnach muste er auf Erkäntniß der Hanse-Städte die Stadtmauer und sieben Thürme nach dem Westendorff bauen lassen, und einen schrifftlichen versiegelten Revers von sich stellen, daß er und alle seine Nachkommen der Stadt nie wieder zu nahe kommen wolten, und musten alle Grafen darin willigen, wolte er anders aus dem Kasten kommen, denn es war ihm das Urtheil vom Kaiser schon gefället, daß er, als der wider den Land-Frieden gehandelt, solte enthauptet werden, das Tuch, darauf er gerichtet werden solte, ward hernach den armen Leuten gegeben. Da er erst gefangen worden, zogen die Bürger im grimmigen Zorn hinaus und verstörten das Kloster mit der Kirch, auch die Gärten, Bäume und Weinberge, das geschah am S. Magdalenen-Abend, zerbrachen auch hernach und rissen die zwey Thürme S. Wiperti ein, und ward der Schade auf viel tausend Marck gerechnet. Weil aber die Münche daran keine Ursache gegeben, als die dem Grafen nicht wehren kön-

nen, ſo hat Herzog Otto von Braunſchweig mit andren Fürſten die Bürger dazu gezwungen, daß ſie den Chor und Creuzgang wieder bauen müſſen.«

61. Pater Harm.

Im Gymnaſialgebäude zu Quedlinburg, wenn wir nicht irren einem früheren Auguſtinerkloſter, ſpukt Pater Harm und bewacht die in den weiten Kellern vergrabenen Schätze

Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

Die Teufelsmauern.

62.

Conring stellt die auch in Leuckfeld's Blanckenburgischen Antiquitäten erwähnte Meinung auf, »es sey insonderheit unsere vorhabende Blankenburgische Hartz-Gegend noch vor der Sündfluth von einigen großen Riesen aus den Nachkommen der Cainiten bewohnet gewesen, indem man von ihren ungeheuren Knochen und Cörpern, welche durch die Sündfluth in die grossen Hartz-Gebirge, und sonderlich in die Baumanns-Höhle, so sich in der Blanckenburgischen Grafschafft befindet, mit Gewalt getrieben worden, noch einige über Bleibsaal gefunden, und noch finde, so kein geringes Zeugniß von solchen hier gewohnten Einwohnern geben könten. Zu dem wären die noch in der Blanckenburgischen Grafschafft verhandene, und in einer so gewaltigen Grösse und Länge aus entsetzlichen Felsen und Stein Klippen auffgerichtete Mauren und Pyramiden Merckmale genug, daß solche vormahls nicht von kleinen Menschen, und derer damahls noch unbekandten Hebe-Kunst auffgeführet worden, sondern sie müsten die eingewohnten Riesen zu ihren Urhebern gehabt haben, welche solche zu Beweisung

ihrer Macht und Siege oder Opfer-Stellen verfertiget, die hernach von denen folgenden Einwohnern um deswillen, als ob sie von dem Teuffel erbauet, mit den Nahmen der Teuffels-Mauern beleget worden.«

63.

Über die Teufelsmauern sagt von Rohr, »das gemeine Bauer-Volck, oder vielmehr die Einfältigen unter ihnen, aus hiesiger Gegend, haben sich von dem Ursprunge dieser so genandten Teufels-Mauern folgendes einfältige Gedichte ausgesonnen, welches sie einander erzehlen. Sie sagen: der böse Geist hätte sich einstens unterstanden, die Erd-Kugel, oder die gantze Welt, wie sie es nennen, mit Gott zu theilen, so, daß dem grossen Gott die eine Helffte zu seiner Beherrschung übrig bleiben, die andere Helffte aber ihm überlassen seyn solle. Er hätte dahero in hiesigen Landen den Anfang machen wollen zu theilen, und diese Mauer, die sich hernach durch die Welt hätte erstrecken sollen, angelegt. Gott hätte seinem Spiel und seiner Boßheit eine Zeitlang zugesehen, endlich aber hätte er selbige, da sie sonst über die massen hoch gewesen, ruinirt, und ihm seinen Bau nicht weiter verstattet. Daher wären noch diese Stücke Mauren davon übrig geblieben.«

Die weiße Frau und der Brunnen vom Blankenburger Schlosse.

64.

Auf dem Schlosse zu Blankenburg zeigt sich eine weiße Frau mit Schlüsseln, mit denen sie oft zur Nachtzeit rasselt. Sie soll besonders zur Winterszeit bei Schneewetter, ferner zur Kriegszeit (sie kündigte Krieg an) und bei Unglücksfällen in der Familie erschienen und im Lesezimmer des Schlosses mit einem Hündchen abgebildet sein. Dies Hündchen, ein kleines weißes Spitzhündchen, sah man auch mit ihr gehen.

65.

Bei einer Hochzeit, die bei Schneewetter im Schlosse abgehalten wurde, vernahm man das Gerassel von Wagen, und doch war nachher Niemand zu sehen. Diesen Lärmen hatte die weiße Frau verursacht.

66.

Die Schlüsseljungfer verschwand stets bei dem Brunnen auf dem Schlosse.

67.

Im Brunnen auf dem Schlosse befindet sich ein Kasten mit Schätzen, der noch nicht gehoben werden konnte.

---

68. Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schlosse nach dem Münzenberge.

Brückmann sagt in der epistola itineraria de signis urbium mnemonicis (Wolfenbüttel 1735) folgendes: »Blanckenburgi, ad fauces Sylvae Hercyniae, fons quidam in arce Ducum Brunsuicens., montana pracalta, loci signi mnemonici, habetur. Hic perennis puteus jugis aquae, tempore, quo Comites Blanckenb. dominatum hic loci tenuerunt, ante aliquot secula per rupes durissimas in profundum caesus, hoc peculiare prae reliquis fontibus habet, quod a terrae superficie usque ad profundum aquae scala vel cochlidium ducat. Sunt, qui hanc proferunt traditionem, ex hoc loco viam esse per subterraneum quendam cuniculum (in praesenti vero non amplius permeabilem, sed quibusdam in spatiis prolapsum et ruinosum) usque ad montem Sionis, vulgo Müntzenberg dictum, qui Quedlinburgi, duobus Blanckenburgo milliaribus dissiti, videndus. An traditio sit veriloquium? nec scire, nec dicere possumus.«

---

69. Das Dorf Börneke

leitet ſeinen Urſprung und Namen von einem kleinen Borne her, nahe beym Pfarrhofe, der das Börneken hieß. Ein Einſiedler, ſagt die Tradition, welcher bey dieſem Börneken, wo damals Wald war, ſeine Wohnung aufſchlug, wurde wegen vermeynter Wunderkuren berühmt und bekam ſtarken Zulauf. Verſchiedene baueten ſich bey ihm an, welchen mehrere folgten, die nach und nach das Holzrevier ausrotteten, wovon der Hoppelnberg ein Überreſt iſt. So entſtand das Dorf Börneke.

---

70. Spuk bei Hüttenrode.

Bei Hüttenrode iſt es »mit den Schaafen nicht richtig.«

---

71. Die Quargelhöhle von Helſungen.

In Helſungen unter'm Heidelberge befindet ſich ein Keller, in dem ſich zwölf Zwerge aufhalten. Einſt ſetzte man eine Ente hinein, die kam auf dem Blankenburger Schloſſe wieder zum Vorſchein.

Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode.

72. Evergodesrode, Volkmarſtein und Michaelſtein.

Einige hundert Jahre vor der Anlegung des Stiftes Michaelſtein ſoll über demſelben in dem rauhen großen Harz-Walde auf einer ziemlich hohen Klippen, unter welchen ein ſchöner heller Brunnen herfür quillet, ein frommer Einſiedler oder ſogenannter Clausner, derer damahls ſich viele in denen rauhen Gebirgen aufhielten, und ein ſtrenges Leben in Faſten und Beten führeten, gelebet, und daſelbſten eine kleine Wohn- und Bet-Clauſe vor ſich erbauet, auch mit Namen Volckmar geheißen haben. Weiln er nun nach damaliger Zeit-Beſchaffenheit an ſolchem Orte gar einen ernſten und ſtillen Wandel geführet, habe er dadurch verurſachet, daß man nicht allein ihn den heiligen Volckmar benennet, ſondern, ſeiner Heiligkeit ſich theilhafftig zu machen, haben ſich auch unterſchiedene ſtille Brüder zu ihm begeben, und gleiche Lebensart mit ihm angetreten, daß ſie nach ihrer damahligen Erkenntniß fleißig in ihren ſelbſtgemachten Cluſen und Hölen gebetet, und mit weniger Speiſe, ſo ihnen entweder von gutherzigen Leuten zugeſchicket worden, oder ſie ſich ſelbſten in der Wildniß bereitet, ſich vergnüget, darbey aber auch einige ſonſt gelernte Hand-

arbeit zu ihrer beſſeren Erhaltung getrieben, und fürnemlich in einer nahe bey ihrer Wohnung eröffneten Marmor-Gruben die ſchönſten Marmelſteine gebrochen, und an andere überlaſſen haben. Welcher Steinbruch nachmals eingegangen, daß man wenige Merckmale anitzo davon finden kan. Hierdurch haben dieſe Brüder und Einſiedler mit ihrem ſogenannten H. Volckmar ſowol Gelegenheit als Mittel bekommen, zu Erweckung ihrer mehrern Andacht eine neue Capelle oder kleine Kirche an gedachten Ort bey der Cluß dieſes ihres Vorgängers, ſo man noch S. Volckmarſtein in dem Hartze nennet, aufzuführen, in welcher ſie inſonderheit, weiln ſie einige Reliquien von der Jungfer Marien und deren Begräbniß in Beſitz zu haben vermeinten, zu Ehren dieſer Mutter Gottes ihr ein Begräbniß oder Grabmahl, ſo das Grab Marie nachgehends genennet, und in ſolchen die angegebenen Reliquien geleget worden, aufgerichtet, und mit vieler ſchöner Arbeit verſehen haben, und ſoll dieſes geſchehen ſeyn zur Zeit Kayſer Heinrich des Voglers, und ſeines Sohnes Kayſer Ottonis des Groſſen, dahero des Erſtern Gemahlin, die Kayſerin Mechtildis, ſo zur geiſtlichen Stiftung und Schenkung ſehr geneigt, auch damals das herrliche Stift in Quedlinburg, ſo nur etwa zwey Meilen unter der Michelſteiniſchen Gegend lieget, aufrichtete, zu ſolcher im Hartz erbaueten Kirchen beſagtem Volckmar und ſeinen Brüdern ihr ohnweit davon gelegenes Gut zu Kepferungsrode, ſo nachmals von dem gemeinen Manne Kipperode genennet worden, nebſt andern Stücken geſchenket, welche ſämmtlich hierauf Kayſer Otto I. im Jahr 956 dem damals angelegten Stifte incorporiret hat. Man ſetzet auch ferner hierzu, daß nach dem Abſterben des S. Volckmari durch die obgedachten Reliquien bey dem gemeldeten Grabe der Jungfrau Marien ſich unterſchiedene Wunder, inſonderheit durch Curirung vieler Kranckheiten, haben ſpüren laſſen, womit die anweſenden Einſiedler und Clerici viel Geldes gelöſet, und ſelbige alſo dieſen Ort über zweyhundert Jahr bewohnet. Als aber in denen folgenden Kriegeszeiten durch die Räuber und Buſchklöpper der Hartzwald ſehr unſicher gemacht, und ſolglich auch dieſe wenige geiſtliche Brüder auf dem S. Volckmarſteine dadurch höchſt verunruhiget, ſie aber zum Theil auch müde wurden, in ſo entlegenem Walde auf hohen rauhen und unfruchtbaren Klippen länger zu wohnen, als wurde zu Anfang des zwölften Seculi Graf Burchard zu Blanckenburg be-

wogen, sein zwischen Blanckenburg und Heimburg vor dem Harz-Walde gelegenes Gut, Evergodesrode damals genannt, vorgedachten Harz-Einsiedlern von S. Volckmar nicht allein zur sichern Wohnung einzuräumen, sondern ihnen auch daselbst eine Kirche zu ihrem Gottesdienst aufzubauen, welche hernach von dem Bischof zu Halberstadt, gleichwie die erste zu S. Volckmar, in die Ehre des Ertz-Engels Michaelis eingeweihet, und der ganze Ort und vorgenanntes Gut Evergodesrode, **Michaelstein** oder Michelstein genennet worden. Besagter Graf Burchard von Blanckenburg begab sich auch hierauf gäntzlich seiner Regierung, und ward ein Conversus bey diesen Brüdern in der Michelsteinischen Kirchen, schenkte aber an solche noch zuvor den ganzen Stoffenburg bey der Lütchen Lauenburg, beredete auch die damals lebende Abtißin in Quedlinburg, Namens Beatrix 2., daß sie unterschiedene obberührte, zu ihrem Stift gehörige Güter an die Kirche zu Michelstein übergab, damit die angelangten Volckmarischen Brüder davon desto auszträglicher und besser leben könnten. Besagte Abtißin erlangte aber auch damit bey dem damaligen Pabste Innocentio II. daß sie An. 1139 nächst andern mehrern Stücken die Confirmation über diese Michelsteinischen Güter erhielt, wobei aber zu behalten, daß damals dieses Michelstein noch nicht zu einem ordentlichen Closter-Stifte vor einige Regulier-Mönche angeleget war, sondern es lebten nur einige wenige Irregulier-Geistliche und Einsiedler, so von S. Volckmar gekommen, bey der neugebaueten Michaelis-Kirchen, welche ihre Wohnungen in denen daselbst befindlichen Häusern des gewesenen Gräflichen Gutes Evergodesrode genommen, und den Kirchendienst dabey verrichteten; jedoch ist bald darauf diß Michaelstein oder Michelstein zu einem Closter der Cisterienser-Mönche aus dem alten Camper-Stifte, so von Aulesburg durch die Stifter anhero berufen, angeleget worden.

Der Name Michaelstein.

73.

Mündlich wird erzählt, daß der erste Abt im Volkmarskeller Michael geheißen habe. Als es ihm dort nicht mehr gefallen, habe er einen Stein aufgehuckt, ihn bis Michaelstein getragen und dort sich angebaut.

74.

Andere erzählen: Als die Mönche nicht mehr im Volkmarskeller wohnen wollten, banden sie einem Manne Namens Michael einen Stein um, und da, wo er nicht mehr fortkonnte, bauten sie sich wieder an.

---

75. Michaels Bild.

Des heiligen Michaels Bild steht auf der Dachecke des Klosters und ist einst heruntergefallen. Da wurden die Ochsen im Stalle unruhig.

---

76. Der heilige Michael und die Lörke.

Im Herbste schickt der heilige Michael Lörke und andres Ungeziefer.

Der Mönchenmühlenteich.

77.

Im Mönchenmühlenteiche bei Kloster Michaelstein sitzt eine Frau. Sie geht daran umher in weißem Kleide mit einem Bund Schlüssel, und zwar am Kruggarten vorbei bis nach der »Geldmünze« im Kloster.

78.

Nicht allein die Kinder in Blankenburg, sondern auch die in Heimburg werden aus dem Mönchenmühlenteiche bei Kloster Michaelstein gezogen.

79.

Am Mönchenmühlenteiche lag einst ein Kind und war dann gleich verschwunden.

80.

Im Mönchenmühlenteiche sitzt ein Nickelmann.

81.

Der Mönchenmühlenteich muß wenigstens alle sieben Jahre ein Menschenopfer haben, das darin ertrinkt.

82.

Aus dem Mönchenmühlenteiche sind die Steine zum Kloster Michaelstein genommen.

Das Teufelsbad.

83.

Das Teufelsbad bei Kloster Michaelstein hat keinen Grund.

84.

Im Teufelsbade pflegte eine weiße Jungfer zu verschwinden.

85.

Im Teufelsbade kam ein Schächtelchen geschwommen, darin war ein Kind, es war aber sogleich wieder verschwunden.

86.

Beim Teufelsbade ſaß ein kleines Mädchen von zehn Jahren und weinte, war aber dann nicht mehr zu finden.

87.

Beim Teufelsbade zeigen ſich zwiſchen 11 und 12 Uhr Leichenzüge.

88. Der Jungfernpaul beim Teufelsbade.

Beim Teufelsbade befindet ſich der Jungfernpaul. Dort zeigte ſich eine Jungfer.

89. Zwerge in den Kreuzgängen.

In den Kreuzgängen von Kloſter Michaelſtein wohnten Zwerge.

90. Der Abt im Kloſterkeller.

Im Kloſterkeller zu Michaelſtein ſpukt ein Abt. Als Jemand Wein herausholen wollte, drehte er ihm den Hals um.

91. Der Papenteich.

In den Papendiek iſt ein Paſtor mit der Kutſche hineingefahren. Ein Holzhacker nahm dort einen Fiſch weg, der verlangte, daß ihm ſein eines Auge, das er verloren hatte, wieder hergebracht würde.

92. Der Hirsch auf dem Probstberge und am Klostergrunde.

Auf dem Probstberge unweit Michaelstein ging ein Hirsch mit goldenem Halsband, hinterließ aber keine Spur, der Hirsch war weiß, eine Jungfer von Michaelstein gehörte dazu. Auch am Klostergrunde bei Michaelstein ging ein weißer Hirsch.

---

93. Die Lusehügel.

Zwischen Michaelstein und Blankenburg, unweit der Mönchenmühle, liegen die »Lusehüchel« (Lusehügel). Ein Riese ging da einst vorüber, den drückten Steine im Schuh. Da schüttelte er sie aus und sagte: »Die alten Lusehügel!« Daher die Lusehügel und ihr Name.

---

94. Die Mädchenwiese.

Über dem Teufelsbade befindet sich die Mädchenwiese. Dort tödtete ein Bräutigam seine Braut und sie zeigt sich nun um die betreffende Zeit.

---

95. Feuer ohne Kohlen.

Unweit Michaelstein stand ein großer Mann an einem Feuer. Kohlen waren nicht zu finden.

---

96. Die Heimburg brennt ab 1288.

De Borch vor dem Harte genomet Hevmborch wart entsengt van dem wilden Büre, in dem Pingstavende in dem Donreweder, unde brende reyn aff, de Grave de darup was verschreckede sick, dat he daran sterff, do vell de Herschop an de Graven to Reghenstern. Ein Donreweder kam 1289 up S. Peter unde Pauwels Dage, unde warede twe Dage unde twe Nachte, dat de Lüde vorschreckt werden, dat se menden, de

jungſte Dach wolde komen, wente dat Kayſerhus to Goſſelen brende aff van dem Blixen, unde de Stad Hamborch brende halff uth in de Lenge, unde brenden mer Stidde unde Torppe.

97. Geld auf der Heimburg.

Auf der alten Heimburg ſteht Geld, beſonders im Brunnen.

98. Der Keller auf der Heimburg.

Im Keller auf der Heimburg hauſen Geiſter und ein Venediger iſt darin verſchwunden. Es brennt darin Geld.

99. Kegeln auf der Heimburg.

Auf der Heimburg (einige ſagen im Keller) wird gekegelt. Die Kegel ſind von Silber, die Kugeln von Golde, oder umgekehrt.

100. Jungfer auf der Heimburg.

Auf der Heimburg zeigt ſich eine Jungfer.

Die Hünenſteine.

101.

Stübner erzählt in ſeinen Blankenburgiſchen Denkwürdigkeiten: »Zwiſchen Benzingerode und Heimburg ſind drey im Triangel ſtehende ſogenannte Hunnenſteine merkwürdig. Sie ſind von ungleicher Größe. Der höchſte dieſer Steine ſteht im Benzingeröder Felde und hat 12 Fuß Höhe, 4½ Fuß Breite; der mittlere im Göddenhuſiſchen Felde auf der Mitternachtsſeite des Hellbeeks, zwei Büchſenſchüſſe weit vom vorigen, iſt 10 Fuß hoch, 5½ Fuß breit; der niedrigſte

im Heimburgischen Altfelde, einen Büchsenschuß weit von letzterm, hat 9 Fuß Höhe, 5 Fuß Breite. Man hält diese für Denkmale daselbst im Kriege gebliebener heidnischer Helden.

102.

Andre erzählen mündlich: drei Hünen auf der alten Burg Heimburg hätten um die Wette geworfen und eine Prinzessin sei der Preis der Wette gewesen. Der jüngste aber habe am Weitesten getroffen. 80 Pferde bewegen seinen Stein nicht fort. Es ist dies wohl der Stein am Wege zwischen Heimburg und Stiftekt, der ein so gar eigenthümliches Aussehen hat, daß er wie ein bemooster Weidenbaum dasteht und Jedem auffällt.

103.

Es wird auch erzählt: drei Schwestern hätten durch den Steinwurf um einen Pflüger gewettet und die jüngste habe gewonnen.

104.

Noch Andre erzählen, die drei Hünensteine seien vom Regenstein aus geworfen worden.

105. Untreue Baumbreite.

Zwischen Halberstadt und Heimburg liegt die untreue Baumbreite, neben dem Teufelsloche. Dort begegnete einem Reiter ein fremder Pettelmann und wies in einen Baum, wo seine Kinder hingen, sagte auch, daß ein Uebermüthiger sie dort aufgehangen hätte. Der Reiter stieg ab und kletterte hinauf, sie herunter zu holen. Der Pettelmann aber, der sich nun allein gelassen hatte, schwang sich auf das Pferd und jagte davon.

106. Riesen.

Wenn die Benningeröder ihren Herrendienst nach Heimburg thaten, setzten die Riesen sich hin, zogen die Hosen ab und die Bauern sahen im Rothe der Riesen nachher fett. Sie wohnten auf der Altenburg in Höhlen, setzten sich dann auf die Burg und sahen den Leuten, die fettgesahren hatten, zu.

107. Quarge

waren auch auf der Altenburg Heimburg, waren aber von den Riesen getrennt. Auch im nahen Derenburg sind »Quargelöcher.«

108. Der Uhlius.

In Benningerode flog ein Hund mit glühem Schwanz durch die Luft. Dieser soll zum wilden Jäger gehört haben, aber auch der Uhlius (der Teufel) gewesen sein und den Leuten etwas angethan haben. In einem Hause zu Benningerode hielt der Uhlius sich auf.

109. Deus cincta rota.

Es soll ein alter Bischof zum Schmied von Benningerode gesagt haben, als dieser ihm auf der Dorfstraße ein Rad am Wagen beschlagen hatte, und daher soll, einer gelehrten Sage zufolge, das Dorf Benningerode den Namen haben. Auch soll die Schmiede zu Benningerode zu einer Abgabe von Wachs an die dortige Pfarre verpflichtet gewesen sein.

Sagen vom Regenstein.

110. Verbindung zwischen Michaelstein und Regenstein.

Eine große Leuchte kommt vom Mönchenmühlenteiche bei Michaelstein, geht nach dem Regensteine und fährt in den Staufenberg. Mit der Leuchte kommt eine brausende Kutsche.

111. Wagen auf dem Regensteine.

Auf dem Regensteine ist ein gespenstischer Wagen mit 8 Pferden umhergefahren und wieder verschwunden.

112. Der Name Regenstein.

Anno 479 toch de Königk Melverikus to Doringk myt Macht over den Hart, unde wolde de Sassen vordryven wedder uth dem Orde des Landes, vor dem Harte, dar nu Reghensteyn unde Warnigerode licht, unde de Sassen kemen öme underwegen in de Möte by dem Torppe Vedekenstidde, dar sloghen se de Doringk, dat der vele dot bleven, by vyff dusent, de Königk to Doringk nam de Flucht, unde vele siner Lüde. Na düssen Stride gingen de Sassen to Rade, na deme dat yt vor

dem Harte wat noch worſte was, unde geven ennem eddelen Manne, de was ſtrydbar, unde wanede in dem Torppe to Beddekenſtidde, de hert Hateboldus, enne Stidde ver dem Harte to buwende, wur éne dat bet bevelle; ſo rechte he ſick na erem Bode, unde reyth vor dem Harte here, unde fand ennen groten Stennen-Berch, unde ſprack, düſſe Steen iß geregheet, darupp ſchall myne Woninq weſen, unde buwede upp den Steen enne Borch, unde wart gebeten de Grave to Regben ſtenne, unde buwede Blankenberch unde Hermberch.

113. Steine auf dem Regenſteine.

Auf dem Regenſteine iſt ein Loch vorhanden, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, ſondern nur in der Ebene gefunden werden, angefüllet iſt, und wollen die Führer vor gewiß berichten: daß ſolche Steine von denen böſen Geiſtern hieher gebracht würden, denn wenn man dieſelben heraus nähme und hinweg trage, ſo kämen doch alſobald wieder andere hinein, ja auch oftmals diejenigen, welche man heraus genommen hätte. Es werden auch von ihnen viele Abentheuer erzehlet, ſo ſich bei dieſem Loche ſollen zugetragen haben mit denjenigen, welche ſich erkühnet, freventlicher Weiſe etwas dabei vorzunehmen.

114. Schmieden auf dem Regenſteine.

Die Geiſter auf dem Regenſteine ſchmiedeten wie eine Falſchmünzerbande.

115. Ziegen auf dem Regenſteine.

Auf dem Regenſteine ſtellen die Geiſter den dort etwa befindlichen Ziegen nach.

116. Die Ahnfrau auf dem Regenſteine

ſchwebte im Brunnen und bei dem Brunnen, denn ſie hatte Flügel.

Sagen von Osterwieck und der Umgegend.

117. Die gestohlene Gans.

Vor langer Zeit ist in Osterwieck einer Frau eine Gans gestohlen, als Dieb derselben hatte sie eine andere Frau in Verdacht. Sie verklagte daher dieselbe und ließ sie beeiden. Beide Frauen starben bald darauf. Da hört denn einst ein Oberännenknabe (Currendenknabe) während der Nacht ein Läuten in der St. Nikolaikirche. Er springt in voller Angst aus dem Bette, zieht sich an und geht nach der Kirche, welche er offen und hell erleuchtet findet. Der Knabe begibt sich auf seinen Platz, sieht viele Andächtige, erkennt aber Niemand, versteht auch nicht, was sie singen. Nach Beendigung des Gesanges kommt ein Pastor hinter dem Altar weg und begibt sich davor, wird aber auch nicht von ihm erkannt. Das scheint ihm wunderlich, doch soll er nicht lange im Unklaren bleiben. Es stehen nämlich zwei Weiber auf und gehen vor den Altar. Der Knabe erkennt sie als jene beiden Frauen. Der Pastor verhört sie, und es ergibt sich daraus die Unschuld der für schuldig gehaltenen Frau. Zugleich wird offenbar, daß der Dieb noch am Leben, jetzt aber schwer krank sei. Nach diesem kommt eine Frau auf den Knaben zu, die derselbe als die vor einigen Jahren verstorbene Schwester seiner Mutter

erkennt. Sie gibt ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er sich aus der Kirche entfernen möge. Der Knabe thut's, die Kirchthür wird mit aller Gewalt hinter ihm zugeschlagen. Da er draußen ist, schlägts, er zählt 12. Zu Hause angekommen, fragt ihn seine Mutter, wo er gewesen sei. Morgen früh, antwortet er, will ich's euch erzählen. Am Morgen theilt er ihr alles mit. Die Mutter meldet's der Obrigkeit und die in der Kirche als Gänsedieb bezeichnete kranke Frau gesteht, durch den Pfarrherrn tief ins Gewissen gegriffen, ihr Vergehen.

118. Die Jungfrau und das Feuer unter dem Altar der Stephanikirche.

Vor etwa 300 Jahren, so erzählt die Chronik, ist ein großer Theil der Stadt ein Raub der Flammen geworden und die Sage fügt hinzu, daß wahrscheinlich kein Haus und keine Kirche verschont geblieben seien, wenn nicht eine Jungfrau das Feuer besprochen hätte. Diese Jungfrau soll unter dem Altar der St.-Stephanikirche ein Feuer unterhalten und dadurch das Aufkommen eines Feuers innerhalb der Stadt verhütet. Wirklich ist auch seit vielen, vielen Jahren kein Haus abgebrannt und viele Osterwieker sind deswegen so sorglos, daß sie ihre Habe nur gering oder gar nicht versichert haben.

119. Der Kobold.

Viele Bewohner von Osterwieck haben noch zwei alte Jungfern, welche Schwestern waren, gekannt, von denen es allgemein geheißen hat, daß sie in der Stube unter dem Ofen einen Kobold gehabt hätten, der ihnen auf ihr Verlangen den Teufel zum Schornstein hereincitirt habe, durch den ihnen dann ihre Wünsche befriedigt wurden. Die Jungfern waren nicht unbemittelt, hielten den ganzen Tag Thüren und Laden verschlossen, gestatteten Niemanden den Eingang in ihr Haus und wenn Jemand etwas von ihnen wünschte und verlangte, so antwortete eine von ihnen: Ick will'n erst mal fragen. Neugierige Buben haben wohl mitunter durch die Ritzen der Fensterladen geblickt und dann unter dem Ofen

ein großköpfiges ungeschlachtetes Wesen mit feuerglühenden Augen gesehen.

120 Der Welthund bei Stötterlingenburg und Luttchenrode.

Eine halbe Stunde westlich von Osterwieck liegt das Dorf Luttchenrode um das ehemalige auf einem Berge gelegene Nonnenkloster Stötterlingenburg herum. Nicht weit vom Kloster, am nördlichen Abhange des Berges, lag eine Oberförsterei; das Haus davon steht noch und zeugt von nicht geringem Wohlstande seiner Bewohner. Von einem dieser Oberförster erzählt man: er habe einen Jäger gehabt, der eines Tages einen armen Mann, der im Forste sich ein Bündel Holz gesucht, mit seinem Hunde gehetzt, und als derselbe sich noch vertheidigen wollte, ihn mit dem Hirschfänger durchbohrt. Bald darauf wird er krank und wird im Fieber das Bild seiner unmenschlichen That nicht vor Augen los, und ehe er noch einen Geistlichen zur Vorbereitung auf den Tod bekommt, verscheidet er. Seit diesem Tage nun geht ein gewaltig großer Hund, Augenzeugen (und dies sind die ernstesten Versicherungen der meisten Bewohner von Luttchenrode) vergleichen seine Größe mit der eines Kalbes oder Esels. Auch soll der Welthund, so genannt wie man sagt weil er sich schon an vielen Orten hat sehen lassen, mit einem Esel große Aehnlichkeit haben. Grau auf dem Rücken, weißlich unterm Bauche, mit großen feurigen gequollenen Augen begegnet er, vermuthlich des Winters, nach eingetretener Dunkelheit, meistens aber zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, den Menschen. Sein Ausgangspunkt ist im Giebel des besagten Försterhauses. Unter einem Kastanienbaume entsteigt er der Erde, wo der Jäger, dem als Mörder der Friedhof nicht gegönnt wurde, begraben sein soll, und springt jedesmal an einer bestimmten Stelle über den Zaun, kommt aber einen andern Weg zurück. Er thut Niemandem etwas zu Leide, aber alle Hunde, wenn sie ihn auch nicht sehen, geben durch Pfeifen oder Verkriechen ihre Angst zu erkennen. Im Kloster Hemkenrode soll sich der in den Welthund verwandelte Jäger auch oft sehen lassen, was wohl davon herrühren mag, daß die dortigen Wälder mit unter demselben Oberförster gestanden haben.

121. Smidbusch bei Osterwieck.

So ziemlich auf dem halben Wege von der Stadt Osterwieck nach dem Kirchberge, einem Theile des Hallstems, läßt man rechts eine Grund liegen, welche jetzt mit Weiden bewachsen ist. Hier soll früher ein Kloster gestanden haben, von dem aber jetzt nur noch Ueberreste in der Erde aufzufinden sind. Es ward das Wallwier Kloster genannt. Unfern desselben in nordöstlicher Richtung fand ein Schatz, den sich schon so Mancher wünschte, aber die Hebung als ein zu großes Wagestück ansah. 12 Mann fassen endlich den Entschluß, sich daran zu machen und lassen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, einen Jesuiten von Hildesheim kommen. Unter anbefohlenem Stillschweigen wird die Arbeit begonnen und die 12 Männer sind bald so glücklich, den in einer Braupfanne liegenden Schatz auf die Hebebäume zu bringen. Da kam ein Mann vom Holze herunter, den Niemand kannte, er hat sie gegrüßt, Niemand ihm aber gedankt. Darnach hat der Jesuit sich zu ihm gewendet und mit ihm gesprochen. Der Fremde hat aber gesagt, daß sie den Schatz durchaus nicht heben könnten, weil derselbe einem Vogel mit Namen Pelikan vermacht sei, den eine in Asien lebende Prinzessin besitze, von der sie ihn nicht würden erhalten können. Doch sei die Hebung des Schatzes möglich, wenn er ihm einen der Arbeiter überliefern wolle. Der Jesuit fragte, welchen er denn wohl wolle? Da hat sich der Fremde den mit der rothen Mütze auserwählt, dieser aber hat leise vor sich hingesprochen: „Dick fall de Hund wat an.“ Worauf ihn jener ergriff und ihn 7 Stunden weit mit sich in der Luft fortttrug und ihn dann in eine Dornhecke warf, die deshalb noch heute Smidbusch heißt. Der Verunglückte soll der Urgroßvater eines vor einigen Jahren zu Osterwieck verstorbenen Bäckers gewesen sein und der Mann, welcher dies erzählte, will in seinen jüngeren Jahren den Ring gesehen haben, der beim Niedersinken der Braupfanne auf den Hebebäumen ist hängen geblieben.

122. Die Kirchbergszwerge bei Osterwieck.

Im Kirchberge bei Osterwieck haben sich vor alten Zeiten Zwerge aufgehalten, welche gar freundlich gegen die Osterwiecker gesinnt waren. Sie haben dieselben bei Kindtaufen, Hochzeiten und sonstigen Ehrengelagen mit schönen Speisen allerlei Art versehen. Die Osterwiecker pflegten, wenn sie solche Feste vor hatten, ihre Wünsche auf einen Zettel zu schreiben und diesen vermittelst eines Stockes in ein bestimmtes Loch des Berges zu stecken. Bald darnach fanden sie dann vor der Oeffnung die erbetenen Speisen auf silbernem Geschirre, das sie nach dem Gebrauche wieder da hinstellen mußten, wo sie es gefunden hatten. Da hütet denn einst ein Schäfer in der Nähe die Schafe, findet die von den Zwergen hingesetzten Speisen, verzehrt sie und verunreinigt das Geschirre mit eigenem Kothe. Das aber hat die Zwerge so sehr verdrossen, daß sie von der Zeit ab allen freundschaftlichen Verkehr mit den Osterwieckern abgebrochen und ihn noch jetzt nicht wieder angeknüpft haben.

123. Der Eseltreiber und die zwölf Esel in der Trift zwischen Wallwie und dem Kirchberge.

Meiner Frauen Großvater, so erzählte ein alter Osterwiecker, hat Wegener geheißen, der ist ein Dachdecker gewesen und hat einen Gesellen gehabt mit Namen Siegelmann. Dieser ist oftmals des Mittags 12 Uhr weggegangen und dann erst um 2 Uhr wieder zur Arbeit gekommen. Da hat sein Meister denn oft gescholten und gefragt, wo er immer so lange bleibe. Er aber hat geantwortet, er ginge nach Wallwie, denn da haben die Tatern zu ihm gesagt: er sollte noch ein paar Mal kommen, dann wollten sie ihm den rechten Grund sagen. Da kommt er den einen Mittag erst um 3 Uhr wieder heim; sein Meister aber ist sehr aufgebracht und meint, daß er es mit ihm nicht mehr abhalten könne. Nun, Meister, erwiedert er, ist es das letzte Mal. Morgen gehe ich nach Beckenstedt, da soll ich 12 Tragsäcke und Esel kaufen, dann soll ich die Nacht hinkommen nach

Wallwie und soll die 12 Esel mit Geld beladen. Das hat er denn auch gethan und ist nach Wallwie getrieben, aber noch heute nicht wiedergekommen und Niemand weiß, wo er mit seinen Eseln geblieben ist. Doch haben einige gesagt, daß er von Wallwie in der Luft herumtreibt hin nach dem Kirchberge. Die Schwester des Erzählers selbst will ihn des Nachts beim Erbsenbinden auf dem Wege dahin mit den zwölf Eseln gesehen haben.

124. Das beherzte Mädchen.

In einer Spinnstube zu Osterwieck war die Jugend zusammen und es kam die Rede darauf, daß derjenige, der von der alten Kirche daselbst einen Span schnitte, eine Belohnung haben solle. Ein Mädchen geht hin und findet vor der Thür einen gesattelten Schimmel. Um den Altar saßen zwölf Mann und zählten Geld. Es setzte sich auf und jagte davon. Die Räuber verfolgten sie und kaum konnte der Thorwirth noch das Thor vor ihnen zuschlagen. Zu dem Schimmel fand sich Niemand und das Geld dafür gehörte dem Mädchen.

125. Gottslohn.

In Appenrode bei Osterwieck war eine Frau, die war sehr geizig. Sie hatte ein Mädchen, das war mildherzig, that den Armen von dem Vermögen der Frau viel zu Gute und gab es ihnen durch's Gossenloch. Dafür bekam sie auch von den Armen alle die Gottslohne, die der Frau gehört hätten. Darum saß die Frau drei Tage nach ihrem Tode auf ihrem Altmutterstuhle hinter dem Ofen, auf dem ihr Sitz immer gewesen war, ging in die Speisekammer, in den Keller, bei's Vieh und lärmte sehr mit dem Geschirr. Ihr Sohn bestellte endlich ein paar Jesuiten, die mußten sie nach ihrem Begehr fragen. Da sagte sie, sie wolle nichts weiter als die Gottslohne, welche die Dienstmagd für das bekommen hätte, was sie durch's Gossenloch gegeben hätte. Das Mädchen

wurde befragt und antwortete: die solle sie in Gottes Namen alle hinnehmen. Die Frau sagte: darauf solle sie die Hand geben. Das erlaubten die Jesuiten nicht, sie mußte den Besenstiel hinhalten und wie sie ihn hinhielt, zerknitterte er in tausend Stücken. Die Frau sagte: sie könne jetzt zu Gnaden kommen, wenn ihr Sohn ein Schwein schlachte, von drei Scheffel Weizenmehl Kuchen backe, von drei Scheffel Brodmehl Brod, und wenn dies Alles unter die Armen vertheilt würde. Das geschah und hernach wurde sie in das Raubbruch in der Kutsche mit vier Pferden gefahren und ließ sich nicht wieder sehen.

Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Nöschenrode und Hasserode.

Der Kreuzberg.

126.

Auf dem Nöschenröder Kirchhofe wohnte wie gewöhnlich ein ganz armer Mann, den rief es drei Nächte hinter einander: »Komm, geh mit mir! Komm, geh mit mir!« Es führte ihn auf den Kreuzberg, da sollte er einen Kasten mit Geld heben. Die Frau des Mannes aber war erwacht als er aufstand und ihm nachgefolgt, denn sie glaubte, er wolle aus stehlen gehen. Sie rief deshalb ängstlich: »Du willst wohl aus stehlen gehen!« Da that es einen Klang und der Kasten war verschwunden.

127.

Am Kreuzberge bei Wernigerode waren Zwerge. Sie liehen Geschirr zu Hochzeiten und bekamen dafür Speisen ohne Salz und Kümmel. Ein Knecht verrichtete seine Nothdurft vor dem Loche, der brach dann beim Pflügen das Bein.

128.

Die Zwerge vom Kreuzberge ſchoben einſt den Menſchen eins ihrer Kinder unter. Da nahmen die Menſchen eine halbe Eierſchaale, Waſſer darin zu kochen, und das Zwergkind ſagte: Mutter, wat wutte da maken? Die Mutter ſagte: »Dit Thee inne koken.« Da ſagte das Kind:

»Sau bin ick doch ſau olt
Wie de Schimmelwoolt,
Dreimal e backet un dreimal e koolt,
Un hâwwe noch nich e ſein in der Eierſchaale Water koken.«

Damit war das falſche Kind fort und das rechte wieder da. Es war gebracht von einem Zwerge, der ſagte dem Knaben: er ſollte auf den Sonntag allein vor das Zwerglech kommen und rufen. Er erzählte aber, daß die Zwerge äßen von Silber und Geld. Zeug hatte er von den Zwergen bekommen, wenn das zerriß, ſtrich ein Zwerg mit der Hand darüber und es war heil; hatte er ein Loch im Kopf, ſo ward von den Zwergen mit bloßer Hand darüber geſtrichen und es war heil; er hatte das eine Bein meiſt in der einen Hand gehabt, auf dem andern hatte er gehuckt. Er hatte geſeſſen auf einer Hutſche, zum Schlafen kroch er in eine Mütze, dann trugen ſie ihn wohin und er ſchlief beſſer wie im Bette. Er wäre dann fortgeweſen, wüßte nicht wohin. Den Sonntag brachten die Seinen ihn aus dem Thore. Vor dem Loche rief er einen Namen und der Gerufene ſtand da und machte ihm Vorwürfe, weil er geſchwatzt habe. Doch ſagte er: wenn er ſich gewaſchen habe, ſolle er vor den Tritt geben, dann ſolle Geld daliegen, dafür ſolle er verſchwiegen ſein. Zum Anfange bekam er 100 Thaler, 10 Thaler ſollte er ſeiner Mutter geben, das Übrige verbergen an beſtimmte Leute. Er ſolle ſich aber ja des Morgens vorher erſt jedesmal waſchen. Es zeigte ſich, daß er drei Tage fortgeweſen, vor dem Loche war es aber nicht dunkel geworden. Seinen Eltern gab er einen Theil des Geldes. Am andern Morgen lagen da für ihn 4 Gr., für die Mutter 4, für den Vater 8, alſo gerade das Tagelohn. So ging es einige male, bei den Eltern aber erwachte die Neugier. Die Frau ſtand einſt auf und ſah den Jungen das Geld wegnehmen, bekam aber dann ſogleich einen Naſenſtüber, und dabei rief es: ſo neugierig (»nie-rie'g«) wie du

sind alle Frauensleute! Ihre Nase schwoll an, der Doctor wollte den Ursprung der Krankheit wissen. Sie aber schwieg, verlor die Nase und verfluchte den, der das Gold gebracht haben sollte. Der Knabe wurde zum Sonntag um 11 wieder nach dem Kreuzberge bestellt. Dort gab die Erscheinung ihm einen Topf, da sollte er hineinstippen und seiner Mutter die Nase wischen, dann würde sie gut werden, ebenso aber würde es helfen, wenn sonst Jemand krank oder verwundet wäre. Und so geschah es auch. Der Junge aber wurde zuletzt Ritter von der Harburg, die Quarge von der Harburg mußten fort und zogen bei Nacht und Nebel ab. Die zwei ältesten mußten alles aus dem Loche ihm zu Füßen legen, auch alle Nebelkappen. Die Zwerge wurden gefragt: wohin sie wollten? Nach Goslar in den Rammelsberg zum Kaiser Otto, antworteten sie. Der Ritter setzte danach eine Nebelkappe auf und in dieser wünschte er, daß sein Schloß auf dem Berge gegenüber stände, da stand's da und guckte plötzlich gegen die Harburg, auf der sein Schloß bisher gestanden hatte. Der Ritter aber nannte sich den rothen Ritter, und nach der rothen Farbe, nach der er selbst sich nannte, hieß er auch das neue Schloß Warnige-rode. Und weil sein Schloß fortgerückt war, nannte er's: Warnigerode-Rochefort.

Sagen von der Harburg.

(Zum Theil in Wernigeröder Mundart.)

129.

Die Sage von der Harburg, wie sie am bekanntesten geworden ist, theilen wir zunächst in einem Gedichte, das der Handschuhmacher Braun, der Sohn des alten Burgwarts auf der Harburg, in Wernigeröder Mundart uns übergeben hat und das jedenfalls ein mundartliches Interesse hat, mit:

Vor veelen langen leiden Jahr'
Op dissen Barg en Schloß 'mal war;
Dat war gewiß recht feste buet,
Noch jetzt kuckt enne Muere rut;
Dei sieht doch werklich ut wie niet,
Als wärr' se buet in jetz'ger Tiet.

Wohnt soll'n hemm'n in dissen Schloß
En Graf mit Frue un Kindern bloß;
En paar Bedienten an der Tahl,
Dat war et ganze Personal.
An Wohnungen daht et oben Noth,
Dei Platz da oben war nich grot.

Da 'mal et Abends vor't Schlosses Doh
Schlaug de Gräfin ehren Manne vor:
Wie, op dat woll nich ginge aan,
Dat 't Schloß wu andersch könne schtaen;
Se meinte da, wu jetz'ger Tiet
Man unse Schloß noch schtaen sieht.

Un all dei Wünsche, dei se harr,
Dei bracht' se da den Grafen vor;
Hei hör' se an, drop schprak hei denn
Dei Wünsche hei ook siene nenn'.
Doch woll'n se seck dat öwerschlaen
Un lieber man erscht schlapen gaen.

Un wie se denn sau oppeschtaen
Von ehren Sitz, da kam heran
Ein graues Männ'ken, un dat säh:
Hei härr' den Wunsch sau in der Näh
Midd' annehört, dat wärr' nich gut,
Dat sei woll'n ut den Schlosse rut.

Sau wärr'n de Minschen op de Welt,
Nie wärren se tefröen schtellt!
Drop war hei weg, verschteinert saen
Dei beiden seck enander aan.
Se gingen fort, int Schloß h'rin,
Dat Wort kam nich ut ehren Sinn.

Drop war noch in deiselben Nacht
Dat Schloß op jennen Barg ebracht.
Dei Geist säh tweimal: Rutsche fort!
Drop schtund 't Morgens an den Ort,
Wu jetzt man unse Schloß noch sieht.
Dat is de Sage ut older Tiet.

130.

Ein Graf von Wernigerode wohnte auf der Harburg. Er wünschte sein Schloß einst auf die Stelle, wo es jetzt steht. Seine Frau sagte, er möchte in's unterirdische Gewölbe gehn und mit den Geistern reden. Das that er auch und zuerst kam der erste der Geister und sagte, wie er sie so beunruhigen könne? Er sagte nun, daß er sein Schloß auf jenen Platz wünsche. Als er schlief, sprach eine Stimme: »Husch, husch, Rochefort!« Am andern Morgen stand das Schloß auf dem Platze gegenüber, von wo es noch jetzt in die Lande schaut.

131.

Ein Köhler an der Achtermannshöhe bei Braunlage sagte: das Wernigeröder Schloß sei ein »Hutschefchloß.« Man sagt auch mit Bezug auf die Versetzung der Harburg: Was früher die Leute wünschten, haben sie bekommen. Andre sagen so: Die Harburg war ein verwünschtes Schloß und ist durch einen Wunsch versetzt.

132.

Auf der Harburg sieht man zuweilen noch jetzt ein Schloß.

133.

Auf der Harburg zeigte sich Mittags von 11 bis 12 eine weiße Jungfer mit Schlüsseln und winkte. Sie verschwand in einer Art Keller auf der Harburg, wo auch ein Brunnen gewesen sein soll, der jetzt verschüttet sein soll.

134.

Andere sagen: Am meisten zeigte sich die weiße Jungfer auf dem Kreuzwege auf den Zwölfmorgen.

135.

Man sagt auch: Zwei Nonnen zeigten sich auf der Harburg.

136.

Einem Mäher, der unter der Harburg mähte, winkte die weiße Jungfer dahin und wollte erlöst sein.

137.

M....., D..... und B.. gingen vor lang Jahren auf die Harburg, Maiblumen zu suchen, die dort noch jetzt im Mai viel gesucht werden, weil die Sonne d recht heiß hinscheint. Sie fanden aber einen Busch, woran drei Eisenhacken hingen. Jeder nahm einen, nur M..... aber brachte ihn in einer hirtenen (wildledernen) Hose glücklich nach Hause. Er legte den Eisenhacken in die Hitze, aber er schmolz nicht. Dann ging er mit seinem Vater wieder nach dem Busche auf der Harburg. Unter dem Busche fingen sie an zu reden und bald wurde ein Kessel -blank- (los, sichtbar). Da sahen sie die Jungfer von der Harburg neben sich stehen und liefen erschreckt davon. Der alte M..... beredete sich aber jetzt mit dem alten D..... und dem alten B.., daß diese mitgingen. B.. und D..... nahmen auch ein Beil mit, um sich noch ein Stück Holz abzuhacken, und so wenigstens sich den Weg bezahlt zu machen, wenn sie an dem Busche kein Glück hätten. Diesmal stand aber die Jungfer mit einer brennenden Wachskerze am Busch und daneben ein Jäger mit zwei großen Hunden. Da fing M..... an zu fluchen und in demselben Augenblicke flog er vom Berge herunter. Die andern Beiden liefen von der Harburg herunter und zur Großmeimen-Treppe, einem Wege der Harburg gerade gegenüber, hinan. Als sie nun dort hackten, war der Jäger wieder da. Nun liefen sie wieder nach der Harburg, da war er auch. Da liefen sie nach Haus. Den andern Abend redeten sie wieder alle drei auf der Harburg. Nach einer Weile kam der Kessel wieder zum Vorschein, da stand aber auch die Jungfer und der Jäger schon wieder da. Um die drei her wurde es glut, da fuhr M..... mehrmals mit der Schaufel hinein, streute damit das Geld umher und rief erfreut: „Donnerwetter! Nun werden wir reich genug werden!“ Da ging's klirr, der Kessel war verschwunden, sie flogen den Berg herab und liefen nach Haus. Am andern

Morgen ging N..... hin, das Geld, das er mit der Schaufel weggestreut hatte, zu suchen. Er fand aber B.. schon dort und sie lasen große Schätze von Goldstücken auf. B hielt sein Geld nicht zusammen und »verdemmirte« es, N.... aber hielt gut Haus und die Wermgeröder sagten: »N... hat sien Geld von Düvel von der Harborg ehalt.«

138.

Auf der Harburg steht ein Schatz, der von Zwergen bewacht wird. Diese wurden getödtet, weil sie den Schatz nicht hergeben wollten.

139.

Auf den Bäumen der Harburg saßen zwei Zwerge und sangen.

140.

In den Zwölfmorgen unter der Harburg stand eine Eiche, die erst im Frühjahre 1855 abgehackt wurde. Um diese tanzten drei Zwerge herum.

141.

Um die Harburg herum gingen wirkliche Mönche mit Kreuzen auf dem Rücken, als müßten sie dieselbe bewachen. Sie gingen auch nach dem »Mönchsbrunnen« und »hatten dort ihr Vergnügen.«

142.

Auf der Harburg war früher ein viereckes Loch von vier Fuß Tiefe. Ein Junge sprang in das Loch, da klingelte es.

143.

Einst schlief eine Frau beim Grasholen auf der Harburg dreimal ein, als sie zum drittenmale erwachte, war ihr Gras dort ganz gelb, der Berg hatte sich aufgethan und es waren

mehrere Tonnen mit Geld zu sehen im Berge. Sie lief sogleich nach Wernigerode, als sie aber mit Andern zurückkehrte, war der Berg wieder zu und die Tonnen waren verschwunden.

144.

Ein Müller ging in einen Keller auf der Harburg, da lagen Fässer. Er lief erst nach seiner Mutter, ihr es anzusagen; als sie aber nachher wieder hinkamen, war nichts mehr zu sehen.

145. Die Glockenblumen oder Pfingstrosen auf den Zwölfmorgen.

Auf den Zwölfmorgen wachsen gelbe Glockenblumen, auch Pfingstrosen genannt. Man sagt, sie seien sonst nirgends zu finden und ständen auf den Zwölfmorgen als ein altes Vermächtniß und zum Andenken daran, daß dort zu der Zeit, als noch auf der Harburg ein Schloß gestanden, ein Lustgarten gewesen sei.

146. Der Mönchsbrunnen.

Als das Kloster Himmelpforte bei Wernigerode zerstört war und die Mönche flüchtig wurden, nahm vorher der Mönch Waldamus die heiligen Geräthe und viele andere Kostbarkeiten aus dem Kloster und floh damit, nicht wie die andern Mönche dem Brocken zu, wo diese auf der Mönchen-Lagerstätte zum Halt machten und sich von dort nach einigen Tagen verstreut trennten, sondern er nahm seinen Weg über Hasserode durchs Papenthal nach dem Markgrafenberge. Ganz erschöpft und entkräftet legte er sich hier zwischen zwei mit Moos überwachsenen Klippen nieder und schlief ein. Beim Erwachen fand er sich in einer geräumigen Höhle, auf deren Eingange er eingeschlafen und wo er versunken war. Diese Höhle war aber der Aufenthaltsort einer alten Hexe, die unter dem Namen Großmeime bekannt war. Hier verbarg er seine Schätze in einer Felsenspalte und legte einen großen Stein

darauf. Endlich wagte er sich, um mit Beeren seinen Hunger zu stillen, aus der Höhle und verdeckte den Ausgang sorgfältig mit Moos. Nicht weit von der Höhle, nach Wernigerode zu, traf er eine holde Jungfrau, ebenfalls mit Beerensammeln beschäftigt. Auf sein Befragen: Wer bist du, und wie heißt du? antwortete das holde Mädchen: Ich bin die Tochter des Pfarrers zu U. L. Frauen in Wernigerode, und man nennt mich Papen-Annecke. O, du unglückseliges Kind, entgegnete der Mönch, dann bist du zu allem Guten unfähig und die Hölle ist dein Loos. Annecke erwiederte: »Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; ich hoffe, aus Gnaden selig zu werden. Was aber das Gutesthun betrifft, so hoffe ich mit Gottes Beistand selbst den Feinden wohlthun zu können.« So wärest du wohl gar im Stande, mir Gutes zu erweisen? sagte weiter der Mönch. Wohlan, so bringe mir täglich auf den kleinen Berg, der hier vor uns liegt, drei Eier, etwas Mehl und ein wenig Butter, davon ich mir ein Mahl bereiten und meinen Hunger stillen kann, sage aber Niemandem etwas davon; wenn du dies thust, so werde ich dich nicht mehr für eine verlorne und verdammte Ketzerin halten. Jeden Tag nun brachte Annecke diese verlangten Lebensmittel und legte sie oben auf dem Kopfe des kleinen Berges in einem irdenen Teller nieder. Der Mönch holte sie dann zwischen 11 und 12 Uhr Nachts ab, legte aber allemal ein Goldstück auf die Stelle. So vergingen mehrere Monate und Niemand hatte von dieser Geschichte etwas erfahren, bis es endlich Anneckens Bräutigam auffiel, daß sie täglich so allein, selbst bei schlechtem Wetter spazieren ging. Er drang hart in sie, und sie sollte gestehen, wohin und zu welchem Zwecke sie heimlich und allein ihren Spaziergang mache. Endlich gestand sie und erzählte alles, was sie von dem Mönch wußte, bat aber den Bräutigam, dem Pater nichts Leides zu thun. Den Abend ging der Bräutigam heimlich nach dem kleinen Berge. Als die Glocke auf dem Burgthurme 11 schlug, kam der Mönch an; da er nichts fand und eben deshalb wieder fortgehen wollte, rief ihm Anneckens Bräutigam entgegen: Räuber und Verführer werden todt und lebendig hier auf dieser Welt keine Ruhe finden! — Und die Unbarmherzigen werden wachsen, aber nicht gedeihen! erwiederte der Mönch und entfernte sich. In seine Höhle zurückgekehrt sah er zum erstenmale die

Bewohnerin derselben: eine grauenhafte Frauengestalt mit großen feurigen Augen; die Nase — ein großer langer Rabenschnabel; die Füße — Katzenkrallen; die Ohren lang und mit Federn, wie die Gösseln (jungen Gänse) haben, bewachsen. Wie kannst du es wagen, meine Behausung zu betreten? dafür sollst du schwer büßen! krächzte sie ihm entgegen. Habt Erbarmen, Mütterchen, mit einem Flüchtling, mit einem hungrigen Bettler, dem die letzte Hoffnung genommen ist, bat der furchtsame Mönch. Es sei dir gewährt, sagte die Alte, wenn du hier unten im Thale den Armen ihr Brot nimmst und die Reichen verwünschest und verfluchst, wozu ich dir die Kraft geben werde. Der Mönch versprachs und ging nun alle Morgen zur Gleie, welche dicht an der Höhle vorbei zog, zum Zwölfmorgenthal hinunter, setzte sich im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Morgens an einen kleinen Brunnen, der mitten im Thale lag, wo er wußte, daß die armen Leute, welche ins Holz gingen, zu ihrem Stück eitel Brot einen Trunk Wasser thaten. Statt aber den armen Leuten ihr Brot gewaltsam wegzunehmen, bat er sie um die Hälfte. Wer nun gern und willig mit ihm theilte, dem gab er einen Edelstein oder ein Stück Gold dafür. Als dies unter den armen Leuten bekannt wurde, kamen alle Morgen so viel durch das Thal, daß er das Brot nicht forttragen und nicht verzehren konnte. Er beschloß daher, nur Dienstags und Freitags am Brunnen sich sehen zu lassen. Bald nachher kamen an den übrigen Tagen keine Holzgänger mehr durch das Thal; Dienstags und Freitags aber desto mehr. Hiervon hatten auch Papen-Annecke und ihr Mann gehört und nahmen sich vor, gleich am nächsten Dienstag hinzugehen und jeder ein ganzes Brot mitzunehmen und für Gold und Edelsteine an den grauen Mönch zu verkaufen. Sie hatten schon eine geraume Zeit am Brunnen gewartet, als der Mönch zur Gleie herunter und in ihre Nähe kam. Als sie ihm aber das Brot zum Verkauf anboten, verwünschte und verfluchte sie der Mönch und sagte: Die Unbarmherzigen und Geizigen werden wohl wachsen, aber nicht gedeihen und verzauberte sie Beide; ihn verwandelte er in einen Eichenbusch und sie in einen wilden Rosenstock, welche noch beide verkümmert in der Nähe des Brunnens jetzt stehen. Der Mönch hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Die alte Hexe soll ihn, weil er ihren Befehl nur halb ausgerichtet, in

eine Schlange verzaubert haben. Auch die Höhle ist nicht mehr zu finden, und das Mütterchen, die Großmeime, ist verschwunden. Aber der Ort, wo der Mönch die holde Jungfrau zuerst sah, heißt noch heut zu Tage »Papenannecke,« der Berg, wo sie die Eier, das Mehl und die Butter hinlegte, »Eierkuchenkopf«; und die Gleie, wo hinunter der Mönch zum Brunnen ging, »Großmeimentreppe.« Der Brunnen mitten im Zwölfmorgenthal, wo der Mönch so vielen armen Leuten Gutes that, wurde nach ihm »Mönchsbrunnen« genannt und heißt heute noch so. Auch wurden von der Zeit an nur die beiden Tage, Dienstag und Freitag, zum Holzlesen bestimmt und sind auch bis jetzt als freie Holztage geblieben.

Papen-Annecke.

147.

Bei Papenannecke zeigt sich eine Jungfer und geht über den Organistenkopf bis nach dem Leichensteig auf dem Rasselberge. Sie war die Tochter des Grafen auf der Harburg, liebte einen Jäger und wurde von ihm am Organistenkopfe erschossen, wo sie als Wilddieb verkleidet, damit Niemand sie erkennen sollte, auf ihn wartete. Zuvor hatte er einen sehr großen Hirsch geschossen. Im Sterben aber wünschte sie sich, daß sie immer diesen Weg gehen müßte.

148.

Einst ging ein Jäger nach Papenannecke des Abends auf den Anstand unter eine Eiche, um einen Hirsch zu schießen. Da kam eine weißgekleidete Frau auf ihn zu, er rief sie an, aber sie antwortete nicht. Da that er, als wolle er nach ihr schießen und sie verschwand. Aber schon nach einer Viertelstunde war sie wieder da. Sie verschwand wie das erstemal, als sie aber zum drittenmale kam und Alles sich wie zuvor begab, winkte sie ihm, daß er mit ihr gehn solle und führte ihn nach dem Eierkuchenkopfe. Dort zeigte sie ihm ein grünes Rasenplätzchen und bedeutete ihn, daß da etwas vergraben läge. Am andern Tage grub hier der Jäger einen Topf mit Geld aus und so hatte er einen guten Anstand gehabt.

Die Zwerge von der Heidemühle.

149.

In der Heidemühle hatten die Zwerge ihren Hauptaufenthalt. Des Grafen von der Harburg Sohn hatte einst Hochzeit, da wurde unter einem Vorwande (denn gebraucht hätte man's nicht) von den Knappen das Silbergeschirr der Zwerge geholt. Trulltram war Befehlshaber der Zwerge. Pruttam oder Prutzam, ein Knappe, schickte nachher in dem Geschirr statt etwas Speise von der Hochzeit, Unrath hin. Dadurch entspann sich eine Fehde und eines Abends gingen die Knappen in die Heidemühle, den Zwergen aufzulauern. Um 11 Uhr Abends kamen alle Zwerge, auch Trultram kam, ein kleiner dicker Kerl. Sie hatten ein Loch mit einer Fallthür von der Mühle aus, wodurch sie sich retten konnten. Die Zwerge verschwanden so in der Klappthür, Trultram aber behielten die Knappen in der Stube. Auch ließen sie das Wasser in die Höhle, wie es floß, kamen die Zwerge hervor. In drei Wagen mußten die gefangenen Zwerge mit Trultram einsteigen und wurden nach der Harburg in den Kerker gefahren.

150.

Auf der Wiese: Zwölfmorgen waren der Sage nach drei Teiche. Darin hatten die Ritter, die in dieser Gegend lebten, viele Fische. Einst processirte einer der Ritter und sollte 6000 Thaler bezahlen, die borgte er von den Zwergen, welche besonders auf der Heidemühle wohnten. Diese maßten sich nun an, die Fische in jenen Teichen zu fangen. Einst als sie wieder dabei waren, ließen die Knappen das Wasser ab und da ward ein Zwerg mit abgeschlagener Nebelkappe gefangen.

Zwerge im Thiergarten.

151.

Im Wermgeröder Thiergarten, vor der Försterei, sind zwei Löcher, worin (nach einigen zwei) Zwerge wohnen

Dieſe zogen Kinder in ihr Zwergloch, nahmen ihnen die menſchliche Speiſe, wenn ſie ſolche bei ſich trugen, gaben ihnen aber andere Geſchenke dafür, lehrten ſie Sprüche, wie ſie denn ſehr klug waren, und entließen ſie nach einigen Stunden wieder.

152.

Andere erzählen: Vom Kloſter Michaelſtein her kamen Zwerge, gingen über Wenzingerode weg, eben bei den Sieben hörnen (einer Wieſe, die vor dreißig Jahren noch Wald war) vorbei, den Kirchſtieg, (der bis zu einer Bergſpitze hinanführt), dann durch den Thiergarten, wo noch die Zwerglöcher ſind, die ihnen dienten auf ihren unterirdiſchen Gängen, auf denen ſie auch Grubenlichter trugen. So kamen ſie oben in Nöſchenrode nach der Theobaldikirche. Hier hielten ſie Gottesdienſt.

153. Die Zwerghöhle am Voigtſtiegberge.

Am Voigtſtiegberge befindet ſich eine Zwergshöhle. Dort liehen die Leute Geſchirr und wenn ſie es nachher nicht wiederbrachten, ſo war es plötzlich von ſelbſt aus ihren Häuſern verſchwunden.

154. Zwerglöcher und Zwergklippe am Salzberge.

Unter dem Salzberge ſind Zwerglöcher, die ſind mit Waſſer gefüllt. Da holten die Zwerge Alles hinein, auch Kinder. Auch iſt dort die Zwergklippe.

155. Zwerge vom Teichdamm.

In Wernigerode iſt der ſogenannte Teichdamm. Da war ein wirklicher Teich und darin eine Nickelhöhle. Die Zwerge ſtahlen ſich ihren Lebensunterhalt, ſtahlen auch Frauen und hielten ſie gefangen. Sie hatten eine Ruthe, ſchlugen ſie damit auf's Waſſer, dann ging's auseinander und that ſich

hernach wieder zu. Ein gestohlnes Mädchen bekam bei einem Nickel, der sie nicht ausgehn ließ und Alles selbst holte, sechs Kinder, jedesmal wurde bei ihrer Niederkunft eine Hebamme mit verbundenen Augen geholt. Beim sechsten Kinde wollte das Mädchen nach den 6 Wochen sich einsegnen lassen. Sie ging in den Kirchstuhl ihrer Familie, da sah sie aber ganz grau aus — Die Zwerge hatten Höhlen von Silber und Gold.

156. Der Kuhlkropf.

Eine Frau von der dritten Mühle über Röschenrode wollte sich einsegnen lassen. Als sie über die große Brücke ging mit dem Kinde im Laken, wie es damals Sitte war, rief eine Stimme aus dem Wasser: Kuhlkropf, wo willst du hin? Das Kind antwortete:

Ich will nach der Lieben-Frauen
Und mich lassen weihen,
Daß ich mag gedeihen.

Sie warf darauf das Kind in's Wasser und nun war nichts zu sehen, es war verschwunden. Als sie nach Haus kam, lag ihr wirkliches Kind in der Wiege.

157. Venediger im Bärenloche.

Im Bärenloche an der Elbingeröder Chaussee zeigten sich Venediger.

158. Das Pferd von Röschenrode.

Vom Fuße der Harburg bis zum Burgthore von Wernigerode erstreckt sich das Dorf Röschenrode. In der Straße von Röschenrode sprengt zur Nachtzeit ein Pferd herab, man weiß nicht von wo es ausgeht, aber es verschwindet am Burgthore von Wernigerode.

Das Pferd, das in der Fluthrenne geht, bäumt sich an Häusern hoch in die Höhe.

Die Fluthbrenne.

159.

In der Fluthbrenne bei kommt ein Hund, geht den Schloßberg hinan und in Nöschenrode herauf

160.

An der Fluthbrenne unten in Nöschenrode spannt sich Nachts eine Kutsche mit vier schwarzen Pferden an und verschwindet bei der »kleinen Kirche« (Theobaldikirche) am obern Ende des Dorfes.

161.

Andere sagen: In Nöschenrode herunter, die Fluthbrenne entlang, ging ein Hirsch.

162. Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauses.

Zwei Schwestern, so wird erzählt, erbauten Wernigerode, zuerst das Westernthor und die Westernstraße. Über dem Westernthore erbauten sie auch den Thurm, darin wohnten sie, denn sie hatten eine große Furcht, daß der Feind käme, der damals noch mit Flitzbogen schoß und dem Thurme nichts anhaben konnte. Sie schauten aber von ihrem Thurme weit in's Land und was sie bedurften, ward an einer Winde, woran ein Kasten war, heraufgezogen, denn sie hatten unten eine Frau stehn, die für sie einkaufen mußte. Damals waren die Preise ganz gering, für vier Groschen kaufte man einen Scheffel Roggen und das Arbeitslohn betrug nur zwei Pfennige. Beide Schwestern sind auf dem Westernthorthurme gestorben und dort verfault, das Seil aber, das mitten im Thurme herunterging, war noch lange zu sehen. Nachher war ein Kuhhirt auf dem Felde und rodete mit seinem Stocke eine ganze Braupfanne voll Geld heraus. Der erbaute das Rathhaus. Er soll auch oben am Rathhause mit Hund und Horn abgebildet sein

163. Die weiße Frau vor dem Westernthore.

Eine Frau in der weißen Mantel zeigte sich vor dem Westernthore und reckte sich im weißen schleppenden Laken am Weidenbaume auf.

164. Der spukende Schimmel vom Wernigeröder Rathhause.

Einstmals ließ der Bürgermeister in Wernigerode einem Fuhrmann ein Pferd abpfänden, gleich darnach kam die Unrechtmäßigkeit der Pfändung an den Tag. Der Bürgermeister aber ließ das Pferd anstatt es zurückzugeben nun sogleich todtschlagen. Der Fuhrmann machte kurzen Prozeß mit dem Bürgermeister und sagte: ich wünsche, daß mein Pferd Ihnen auf ewig den Besuch abstattet. Hiernach stand einstmals ein Mann auf Posten vor der (alten) Post des Nachts von 12 — 2 Uhr. Auf einmal ist ein Schimmelpferd ohne Kopf von dem Rathshof herausgekommen, ist über den Markt weggegangen, in der Heidegasse nieder und neben dem sogenannten Klarenloche in dem Heidemühlengraben heruntergegangen und unter der Stadtmauer durch bis auf den Kirchhof, von da denselben Weg wieder zurück und der Posten hat es hin und zurück verfolgt. Auf dem Rückwege ist es zwei Menschen begegnet, vor denen hat sich das Schimmelpferd hochgebäumt, als wollte es die beiden Menschen niederhacken; diese haben sich aber so erschrocken, daß sie zur Erde gesunken sind, dann sind sie zu Hause gegangen und am andern Morgen haben beide Menschen dicke Köpfe gehabt und einer davon ist kurz darauf gestorben. Das Schimmelpferd hat mancher Mensch am sogenannten Wasser- oder Mühlenkulke watscheln sehen, darum heißt es immer noch: auf dem Mühlenkulke spukt das Pferd ohne Kopf.

---

165. Reiter verschwindet im Teich.

Einstmals gingen mehrere Leute nach dem Hostberge, welcher links am Wege von Wernigerode nach Benzingerode

liegt und gewöhnlich der Kalkberg heißt), um sich Kräuter zu holen. Als sie sich Kräuter genug gesucht hatten, sagten sie untereinander: »laat uns mal in den Torme rop gahn, wei wilt mal sein, wie dat da oben utsieht.« Sie gingen hin nach dem Thurme; als sie ein paar Stufen hinaufgegangen waren, kam Jemand auf dem Pferde zur Treppe heruntergeritten, jedoch wurden sie gewahr, daß der Reiter keinen Kopf hatte, das Pferd bäumte sich, als wollte es die Leute niederhacken. »Ach du leiber Gott, der Kerl hat ja keinen Kopp! Lopet, lopet!« Damit liefen sie fort; auf einmal guckten sie sich um und sahen, daß der Reiter ohne Kopf hinter ihnen durchgesprengt kam. Sie liefen was sie nur konnten, der Reiter jagte ebenfalls, aber er holte sie nicht ein. Sie gelangten bis an das Wolfsholz, da wandte sich der Reiter, und ritt am Wolfsholze nieder bis vor den Wolfsholzteich; die Leute sahen dem Reiter ohne Kopf nach, vor dem Teiche bäumte sich das Pferd und sprang mit dem Reiter in den Teich hinein.

166. Sage vom alten Wernigeröder Waisenhause.

Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Diese setzte sie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waisenhaus, welches dann abbrannte und an dessen Stelle jetzt das Haus des Kaufmanns Ludwig Meyer steht. Zu der Zeit aber war eine große Theuerung, den Waisenkindern wurde das Brod sehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einst gemeinsam ein Brod und darum schlugen sie sich einander todt. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um sich nicht zu verrathen, trotz ihres Reichthums nicht gewagt, ihnen beizuspringen. Als sie den Mord erfuhr, grämte sie sich zu Tode, und soll noch immer in dem alten Waisenhause, das früher ein altes Kloster gewesen sein soll, gespukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben soll in dem alten Waisenhause immer noch zu sehen gewesen sein.

Feuersbrunst.

167.

Es war einst ein junger Bursche in Wernigerode, der wohnte auf der Heide, derselbe hatte eine Braut, die diente auf der Burgstraße. Eines Abends ging er hin zu seiner Braut nach der Burgstraße, er hatte sich bis 11 Uhr bei ihr aufgehalten als er von ihr wegging, und kam unten auf die Burgstraße vor das H'sche Haus, da fegte eine weiße Gestalt vor der Hausthür mit einem Besen. Weil das ihm auffallend war, so fragte er: »was soll denn das bedeuten, daß hier bei Nachtzeit noch die Thür gefegt wird? man kann doch keinen Staub sehen.« Darauf antwortete die weiße Gestalt: »ich bin ein Geist, und so rein wie ich die Straße diese Nacht fege, so rein wird über's Jahr die Straße von Häusern sein; denn es wird eine große Feuersbrunst ausbrechen, da werden die ganzen Häuser auf dieser Straße abbrennen,« was denn auch wirklich geschehen ist. Doch soll der alte Graf Christian Ernst das Feuer besprochen haben, daß dasselbe hat können nicht ordentlich auswüthen. So sind denn noch einige Häuser auf der Burgstraße stehen geblieben, aber das Feuer hat ordentlich laut gebrüllt, und hinter den alten Graf ist die Flamme immer so rasch durchgeschlagen, wie er auf seinem Pferde um Straße herauf gallopirt hat.

168.

Andere erzählen von dieser Feuersbrunst so: Ein Karrenführer zankte sich mit dem Branntweinbrenner Findeisen, gegen dessen ehemaliges Haus man schaut, wenn man gerade die Burgstraße heruntersieht und von dem er immer das Korn holen mußte. Er warf aus Rache hinten in Findeisens Scheune Feuer und als Findeisen auf den Feuerruf kam, die Thür öffnete und ihm das Feuer entgegenschlug, sagte er: »Lat dat verfluchte Füer brennen!« Da kam der Graf Christian Ernst, der das Feuer besprechen konnte, ritt immer darum herum und das Feuer leckte immer nach ihm und ließ nicht nach. Da sagte er, wiewohl Findeisens Fluch Niemand ge-

heit hatte: »Lieben Leutchen laßt, das Feuer muß brennen, es ist verflucht!« So brannte es bis an das Haus auf der Burgstraße, welches jetzt dem Bäcker Kemme gehört, und nach dem Markte zu bis an Kaufmann Hertzers Haus. Als wieder Alles aufgebaut war nach diesem großen Feuer, lag der Mordbrenner auf den Tod krank, er war ganz schwarz und Niemand wollte mehr zu ihm. Da verlangte er nach dem Pastor. Der kam und sagte: »Nun, was ist Er denn für ein grober Sünder?« Er antwortete: »Ich bin ja der Mordbrenner, der Wernigerode hat angesteckt.« Da sprach der Pastor: »So laß seine Seele fahren, wohin sie will!« und ging fort. Nach dem fünften Tage starb der Pastor vor Schrecken, der Mordbrenner aber war gleich gestorben und seine Leiche wurde auf einer Kuhhaut, die über den Schinderkarren gelegt war, nach dem Galgenberge gefahren.

169. Der schwarze Mann mit der Ruthe.

Der alte B. aus Wernigerode hatte öfters gehört, daß in der Kälbergasse Geld brennen solle; er beschloß daher, des Nachts hinzugehen. In der ersten Pfingstnacht machte er sich auf und ging hin. Als er in der Kälbergasse angekommen war, stand eine schwarze Mannsgestalt vor ihm; er erschrack sich, doch war er sehr beherzt und frug: Alter, was sucht Ihr noch hier bei Nachtzeit? Die Gestalt antwortete nicht; er frug noch einmal: Alter, was sucht Ihr hier noch bei Nachtzeit? die Gestalt antwortete wieder nicht. Darauf frug er zum drittenmale: Alter, was sucht Ihr hier bei Nachtzeit? und es entstand sogleich ein Windsturm, als wenn es alles umschmeißen wollte. Es dauerte auch gar nicht lange, da brannte ein helles Feuer aus der Erde heraus und ein schwarzer Kerl stand neben dem Feuer. B. vernahm gleich, daß das die schwarze Gestalt war, die er angeredet hatte, verlor seinen Muth und frug nicht wieder. Er nahm aber seinen Halstuch, warf ihn auf das Feuer und ging zu Hause. Als er vor das Westerthor kam, stand die schwarze Gestalt auf der Thorbrücke und hatte eine Ruthe in der Hand, womit sie ihm drohete. Zu Hause angekommen, legte er sich

schlafen; am andern Morgen war er sehr krank und hat so lange gelegen, bis er gestorben ist.

170. Das Wallfischgerippe am Schlosse.

Bei einer großen Wasserfluth zeigte sich ein Wallfisch unweit des Schlosses von Wernigerode. Die Schiffsleute berichteten dem Grafen von Wernigerode, daß der Wallfisch sein Schloß sammt ihm selbst verschlingen werde; zur Verhütung solch Ungeheuers möchten seine Leute ein starkes Seil mit einem Bratspieße aus dem Schloßfenster lassen, und ein großes Stück Fleisch an den Haken hängen, so würde der Wallfisch das Fleisch mit dem Haken verschlingen; alsdann sollten sie das Seil hinaufziehen und den Wallfisch an dem Mauerwerk verklammern lassen, danach würde das Wasser verschwinden und zum Wahrzeichen würde die Wallfischrippe auf etwa an dem Wernigeroder Schlosse zu finden sein.

171. Der Bärenstein vor der Neustädter Schenke.

In der Neustadt Wernigerode vor der Schenke liegt der Bärenstein und die Neustädter werden Bärenstecher genannt. Sie tödteten einen Bären, der einem Bärenführer entlaufen gewesen sein soll. Der Bär wurde vor der Neustädter Schenke eingegraben, darüber ward der Stein gelegt.

172. Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche.

In der Johanniskirche in der Neustadt zeigt sich ein Ziegenbocksreiter, winkt den Kindern des Abends aus der Kirchthür, erschien einem Glockenläuter und einem Arbeiter. Nach Weihnachten kam er in's Johannisthor reiten.

173. Das Hickemännchen.

(In Wernigeröder Mundart.)

Dei ohle J'sche ob der Johannesstrate [in der Neustadt, die Frau lebte vor 50 Jahren] war e mal nan Felle, ob einmal war en Spittakel ob der Strate, datt war ferchterlich, wei dachten, et war Fleer. Wei leipen runt ob de Strate un wollen sein, watt da los wat, da reipen de Liebe: kommet her, der ohlen J'schen ehre Hickemennecken is hier in der Gote. Wei leipen hen, da hucke hei [das Hickemännchen] immer in der Gote runder, datt war en Larm un en Spittakel wie alle nischt Gues [wie nichts Gutes], Alles schmeit mit Steinen ob dan Dier, wecke schlauen mit Knippels drob, un quaken daat et bienahe wie saune Itsche [Frosch], aber sau helle als wenn saun kleines Kind quiecket: Näack, Näack, sau höret seck ackerat tau, un et war nich grötter wie saun Karniencken, aber et war ackerat wie saune Itsche geformt, blos dei Kopp war dicker un runne Ohn harret, un hucke immer, als wenn man de Beine tausammen helt. Wei drebbent in Water in der Niestadt runn un ook wedder in Water ropp, wie datt Dier aber vor de Jehannesstrate kam, da hucke eht wedder in de Jehannesstrate rinn. Da kam de ohle J'sche un harre enne Dracht Krut oppe, da schmeit se ehre Dracht vor de Dehr un sprung tau, un fate ehren Hickemennecken un säe: ach mien armes Dierecken, wat hett denn dei verfluchten Minschen mit decke maket? dei meßte der Deibel dervor halen. Un jeder reip: »No ohle Drache, nu hebbige juhen Diebel wedder,« aber sei drauch'n erst in't Huus, un naacher hale'se ehre Dracht mit den Kruhe ook'erin un da schlot se tau eer Huus, davon wußte jeder Minsche, datt de ohle J'sche einen Hickemennecken harre; wei nennen se nich anders wie de oole Gröhl'sche,*) weil sei bie jedes Woort immer gröhlen [schreien] daat.

---

*) Dies war ein Wortspiel mit ihrem wirklichen Namen.

174. Nächtliches Orgelspiel in der Kirche zu Hasserode.

Vor Jahren hat die Gemeinde zu Hasserode eine Orgel aus einer katholischen Kirche gekauft und es sollen die, welche die Orgel gekauft haben, etwas Unrechtes mit der Orgel mit nach Hasserode genommen haben. Einstmals kommen mehrere junge Mädchen aus der Spinnstube, des Abends um 11 Uhr, vor der Hasseröder Kirche vorbei, da hören sie, daß die Orgel recht schön gespielt wird. Sie setzen ihre Spinnräder nieder und fangen an zu tanzen. Ein Doktor aus Wernigerode, der einen Patienten eben in Hasserode gehabt hat, kommt auch dazu, wie die jungen Mädchen nach dem Orgelspiele tanzen, verweist sie und heißt sie nach Haus; den andern Abend, gegen 12 Uhr, kommt der Doktor wieder eben von Hasserode und vor der Kirche trifft er die Mädchen wieder, daß sie nach dem schönen Orgelspiele tanzen. Darauf fragt er die Mädchen, was das Orgeln zu bedeuten hätte. Die Mädchen sagen: wir wissen es nicht, Herr Doktor, die Orgel wird alle Abend gespielt. Darauf hat der Doktor es vor dem Consistorium angezeigt und die Herren Geistlichen haben sich von dem Orgelspiele überzeugt und haben es richtig befunden. Darauf sind mehrere Prediger und mehrere Geistlichherren mit einem Förster aus Wernigerode nach der Kirche zu Hasserode des Abends um 11 Uhr gegangen und es hat keiner von den ganzen Herren etwas auf der Orgel gesehen, obgleich die Orgel gespielt worden ist, nur der Förster soll Jemanden gesehen haben. Darauf soll der Förster gefragt haben, was das Orgelspielen zu bedeuten hätte, und es soll sich aufgeklärt haben, daß aus der katholischen Kirche, wo die Orgel her sei, etwas Unrechtes mit der Orgel mitgenommen sei, und bevor die Orgel und alles, was dazu gehöre, nicht wieder in die katholische Kirche gebracht wäre, würde auch das Orgelspielen bei Nachtzeit kein Ende nehmen. Nun hat die Gemeinde zu Hasserode die Orgel und alles, was aus der katholischen Kirche gewesen ist, wieder hingeschafft und haben sich eine andere Orgel angeschafft, und das Orgeln bei Nachtzeit hat ein Ende genommen.

175. Hohe Warte.

Auf der hohen Warte über Hasserode erstachen sich, der Sage nach, zwei Grafen, die Brüder waren.

Der rothe Rock.

176.

Die schöne Magdalene, die am Markte zu Wermgerode wohnte, hatte einen Schäfer zum Bräutigam. Sie ließ sich einen rothen Rock machen, der saß nicht, da wurde sie toll und lockte ein Kind und wollte ihm Äpfel geben. Das erste Kind wollte nicht kommen, das zweite kam in's Haus, da legte sie's auf einen Klotz und hackte ihm sieben Wunden und zeigte sich selbst als Mörderin an. Sie wurde auf dem Galgenberge gerichtet. Danach bittet ihr Liebhaber mit einem an dem Schäfer am Galgenberge, dieser möchte ihren Bräutigam mit ihr, da kam sie, tanzte immer um ihn herum und er fand bald seinen Tod, der Bräutigam aber blieb am Leben.

177.

Andere erzählen diese Sage von Drübeck folgendermaßen: Ein Mädchen in Drübeck wollte zur Kirche gehn und zog einen neuen rothen Rock an, da hatte es immer lauter Schweppen und der Teufel stand hinter ihm und lachte. Da wurde es ganz wüthend und holte ein Kind herein, das mit zwei Semmeln im Schürzchen aus der Schenke kam. Das hackte es in lauter Stücken und der Teufel rief immer „hau zu!“ Männer, die Seelweiden holten, sahen es am Galgen und hörten es Zotenlieder singen.

178. Der Teufel holt einen armen Sünder vom Galgen.

Vor Jahren wohnte ein Mann in Wermgerode, der war sehr reich, aber dabei ein rechter Geizhals, der trachtete stets noch nach Vermehrung seiner Reichthümer, wenn auch

auf unrechtmäßige Weise. Einstmals beschloß er, alle seine ausgeliehenen Kapitalien zu kündigen. Er hatte einem Bauern in Beckenstedt mehrere hundert Thaler geliehen, demselben kündigte er das Kapital zuerst. Am Abend vor dem Zahlungstermine kam der Schuldner dem Geizhals ins Haus und bat ihn, daß er ihm doch 20 Thaler wieder mitgeben möchte, da er sie noch nothwendig gebrauchte. Das ließ sich der Geizhals gefallen, beschloß aber, gleich hinter seinem Schuldner durchzugehen und ihn auf dem Wege zu ermorden. So lief er rasch aus seinem Hause heraus und am Galgenberge holte er den Bauer wieder ein. Er sagte zu ihm: mir ist es leid, daß ich von dir das andre Geld genommen habe, du hast solches größer nöthig, so nimm es wieder zu dir. Der Bauer glaubte wirklich, daß es sein Ernst sei und nahm das Geld wieder. Als er es beistecken wollte, schlug der Geizhals ihn mit einem Schlage todt, nahm ihm das ganze Geld ab und ging damit nach Hause. Die Nacht über konnte der Geizhals nicht schlafen und schlug sich mit Sorgen, wo er doch das Geld vergraben hatten könne. Es wurde über den verübten Mord viel gesprochen und der Mörder trug sich mit Gedanken, ob trotz seines Reichthums wohl nicht der Verdacht noch auf ihn fallen würde. Eines Tages ging er aus und gelangte an den sogenannten Weinberg, der an der Rakemucke entlang führt; da kam er bei einen Mann, der ihm sehr verdächtig vorkam, mit diesem gab er sich ins Gespräch vom Teufel. Darauf erklärte der Mann ihm, daß es ganz gut sei, wenn der, welcher unrecht gehandelt hätte, sich sogleich dem Teufel ergäbe. Ja, sagte der Mörder, ich möchte mich wohl selbst verbindlich mit dem Teufel machen, obgleich ich Reichthum genug habe. »Wenn du viele Reichthümer hast, um so eher mußt du dich dem Teufel ergeben, antwortete der Andre; glaubst du wohl, daß ich der Teufel bin? ich weiß auch recht gut, daß du den Bauer todtgeschlagen hast, und es wird auch nicht lange dauern, so werden sie dich an den Galgen hängen.« Darauf machte der Mörder mit dem Teufel das Verbindniß, daß ihn der Teufel vom Galgen befreien solle. Gleich die kommende Nacht ging der Mörder mit dem Teufel nach dem Galgenberge, und vergruben das Geld und machten über das Geld zum Zeichen ein Hufeisen in die Erde, wie heutiges Tages noch an dem Galgenberge

vor Wernigerode zu sehen ist; es soll dies Hufeisen in der Johannis-Nacht brennen.*) Acht Tage nach dem Geld-Vergraben wurde der Mörder verhaftet und auf den Johannistag wurde er auf den Galgen gebracht; kaum hatten sie ihn hinaufgeführt, so gedachte er an des Teufels Versprechen; in demselben Augenblicke kam der feurige Teufel durch die Luft geflogen und setzte dem Mörder eine Nebelkappe auf, und so war der Teufel mit dem Mörder vor allen Menschen verschwunden.

Pastor Reckhart.

(Zum Theil in Wernigeröder Mundart.)

179.

Wenn der Nachfolger des verstorbenen Pastors Reckhart an der Neustädter Kirche vor den Altar kam, so war Reckhart schon da; kam er auf die Kanzel, so war er auch dort schon. Da wurde eines Abends dem Thorwart am Johannisthore gesagt, er solle in der Nacht das Thor offen lassen, denn es würde eine Kutsche durchkommen, die sollte er auch nicht anhalten. Um zwölf kam eine Kutsche mit zwei Pferden, die schäumten so, daß sie von Schaum aussahen wie zwei Schimmel. Darin saßen zwei Mönche im Ornat und Reckhart in der Mitte. So wurde er gefahren bis hinter die Charlottenlust und dort in eine Warte bei Schmatzfeld gebannt. Er sitzt in der Warte mit rothen Augen und verführt die Reisenden auf dem Wege.

180.

Der alte W. kam an einem Spätherbsttage von Osterwieck und wollte nach Wernigerode gehen, um sich grüne Waare zu kaufen; es entstand an demselben Tage noch ein heftiges Schneegestöber, so daß sich der Alte in Schmatzfeld bis zum Abend verweilen mußte. Wie das Wedelwetter nicht aufhörte, fand derselbe sich genöthigt, fort nach Wernigerode zu gehen; der Alte, dem der Weg so bekannt war, glaubte

*) Am Galgenberge bildet ein Strich frischeren Grünes ein Hufeisen.

teil, daß er sich auf dem Wege gar nicht verlieren könne, deshalb ging er fort. Aber was ihm unweit des sogenannten neuen Thurmes begegnete, wo plötzlich Jemand seinen Namen rief, erzählte er selbst folgendermaßen: »Ek horchte, da reip et wedder: W.! da reip ek: hier bin ek! is denn da noch wer, dei midde na Warnigerode will? ek ging tau bis annen Therm, da sat einer oppen kriete-witten Schimmel-Pähre un harre enne Lichte oppen Pähre, da dachte ek: nu fall et schon gahn, nu dei Herre ne Lichte hat. Da reip ek: wahre doch en bettgen, ek will midde; dei ret aber sachte fohrt, un in den Augenblick höhre et op de schnieen, un ek kahm hie den Rieter hie, dei Lichte, dei bei harre, dei schiene sau helle, dat man alles genaue sehn konne. Ek kuckte aber nich nahn Wäe, ne blohs na den Rähre, denn sienen Kopp harre bei verr seck oppen Pähre liagen un sien Schimmel-Pähre hatte vel keinen Kopp, un dat Pähre pruste immer tau. Wie ek dat sah, dat bei sienen Kopp oppen Pähre liagen harre, un dat't Pähre eck keinen Kopp harre, da war ek höllisch grublich, un dachte: wenn du man erst na de Stadt bist! wie ek nu dachte: du mest doch hale bien Waterlöbbischen Dieck kohmen, da pruste dei ehle Schimmel wedder, un da war et eh einmahl sau düster, un mien Rieter mit samme sienen Schimmel war weg, un da sag ek en Licht un dachte: nu is et gut, dat du vet'n Pähre bist, mek kam dat aber doch curaes vor, weil ek keine Brügge sah, da ging ek denn na den Lichte un kloppe an un frang, wu ek hier werre; da mahke enne Frue dat Fenster eh un sahe: hier sin Je ver Beckenstidde; dei Rähre mit den Schimmel dat wert wel Paster Reckhart sien, den hätt'se da in nieben Theren ein ebannt.«

181. Gebannte Frau.

In nördlicher Entfernung von Wermsgerode wird erzählt: Bei Wermsgerode ist eine Warte, dahinein ist eine Müllerin aus Hasselfelde gebannt, die nach ihrem Tode immer mit den Schweinen gehütet hat. Sie wohnte in Hasselfelde neben dem Rathskeller und hatte den Armen die saure Milch versagt.

182. Der Ganter (Gänserich).

Einstmals wollten zwei Männer von Silstedt Fische aus dem Wolfsholzteiche bei Nachtzeit stehlen; sie zogen ein Netz in dem Teiche durch, da auf einmal schlug das Wasser große Wellen, ohne daß der Wind sich bewegt hätte. Die Männer guckten sich um und sahen einen großen weißen Ganter von dem Holze herkommen, der breitete die Flügel auseinander, und das Wasser schlug noch größere Wellen. »Laat uns lopen, sagte der eine, dat is hier nich richtig.« Sie liefen eine Strecke von dem Teiche weg und wollten sehen, was der Ganter wohl machen würde. Im Nu verschwand der Ganter; da sagte der eine zu dem andern: »laat uns hengan, dat wei unse Netz erst wedder krie't, denn dei Ganter is kein richtiger Ganter, dat is en Geist.« »Ja frielich is dat en Geist ewest' sammen greten Ganter giftet nich.« Darauf gingen sie hin zu ihrem Fischnetze und zogen es heraus, und weil es so schwer war, sagte der eine: »dat oole Netz is jo sau schwar, da mött höllische (viele, große) Fische drinn sien.« Sie schütteten ihr Netz aus und es lag ein großer, schwarzer Kerl darin. Vor Schrecken guckten sie nach nichts weiter hin, nahmen ihr Fischnetz und liefen eine Strecke fort; dann schauten sie nochmals nach dem Kerl, da sahen sie, daß er sich in's Wasser wälzte. Danach gingen die beiden Leute ohne Fische nach Hause und sagten: »um dat Jammer-Speukeding hebben wei doch nu keine Fische kreagen!«

183. Geisterhafte Kinder.

Vor Zeiten ging der Gendarm S. in Wermsdorf des Nachts seinem Berufe nach und wollte die Nachtpatrouillen controliren; da kam er, zwischen 11 und 12 Uhr, zur Kochstraße herunter, es war heller Mondschein; auf einmal ging's: quatsch, und es fiel ein Kind vor ihm nieder, welches ihn freundlich anlachte. Er blickte herauf und: quatsch! kam noch eins aus der Luke geflogen; quatsch! da lag noch eins. Alsbald faßte er das erste Kind und wollte es mitnehmen, das Kind wurde

immer größer und schwerer, zuletzt war es ein großer Kerl und er mußte ihn niederlegen; er sah sich um, und es waren aus den andern beiden auch zwei große Kerls geworden. S. ging nach Hause und legte sich in's Bett, und ist danach krank geworden.

184. Die Steinkuhlen.

Ein Fuhrmann aus Wernigerode Namens M. war mit seinem Gespann nach dem Regenstein gefahren, um sich Sand zu holen; spät kam er zurück, es war ungefähr 9 Uhr, als er vor die Steinkuhlen kam, die unweit Wernigerode liegen; doch waren seine beiden Pferde so matt, daß sie beinahe den Wagen auf gradem Wege nicht mehr ziehen konnten. Er dachte immer: wenn du nur erst zu den Steinkuhlen hinauf bist! Als er nun zu den Steinkuhlen heraufkuhr, da wollte er helfen den Wagen schieben. Es wollte aber doch nicht gehen, er drehte sich um und dachte: wenn doch nur Einer käme, der dir mit raufhelfen möchte! Auf einmal kam ein großer hagerer Mann aus den Steinkuhlen hervor, da erschrack er sehr, weil er schon öfters gehört hatte, daß es bei den Steinkuhlen spuke. Der Mann ging hinter seinen Wagen, und auf einmal schob es denselben zu den Steinkuhlen herauf, daß seine Pferde kaum vor dem Wagen ausschreiten konnten; er sah sich aber gar nicht um und dachte bei sich selbst: wenn doch das bis nach Wernigerode so fortginge! Es dauerte aber blos bis auf den Berg, da hatte das Schieben ein Ende, und seine Pferde konnten wieder nicht mehr fort, wie unter'm Berge. Darauf ging er wieder hinten nach seinem Wagen, weil er glaubte, daß der hagere Mann nicht mehr da sein könne. Er blickte hinter'm Wagen zur Seite und wurde gewahr, daß ein kleines Licht auf dem Ufer lichterlich herausbrannte. Darauf band er seinen Halstuch ab und warf ihn nach dem Lichte, und es kam ihm vor, als wenn Jemand nach dem Halstuch faßte, jedoch wurde er weiter nichts gewahr als eine Menschenhand. Seine Pferde konnten den Wagen nicht mehr fortziehen, weil sie zu abgemattet waren, darauf spannte er seine Pferde ab und zog

damit nach Hause. Am andern Morgen ging er frühzeitig hin nach seinem Wagen, ohne Pferde, und wollte sehen, was das Licht zu bedeuten gehabt hätte; sein Tuch lag auf dem Rande und das Licht war verloschen. Er nahm seine Hacke, die er an seinem Wagen hatte, und fing an zu reden; auf einmal zeigte sich ein eiserner Topf, der oben mit Erde bedeckt war, die Erde machte er herunter und es war der Topf mit Gelde gefüllt. Hiernach nahm er seinen Topf und redete ihm in seinen Sand auf dem Wagen, ging nach Hause, holte seine Pferde und fuhr den Wagen mit dem Gelde nach Hause. Danach hat der Fuhrmann sich gute Pferde angeschafft und alles großartig betrieben; die Wernigeröder aber haben gesagt: »wie mag das zugehen, daß der alte M. jetzt alles so großartig betreiben kann?«

Sagen von der Mönchenlagerstätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

185. Mönchenlagerstätte und Waschwässerchen.

Nicht weit von der steinernen Renne und dem Vielstein ist die Mönchenlagerstätte, wo die Mönche lagerten, als sie von der Himmelpforte flohen. Dort steht eine große Buche (es soll eine große Grenzbuche sein) zum Andenken an Mönche, und in der Nähe ist ein Brunnen oder ein Wässerchen, das Waschwässerchen. Unter jener Buche (oder auf dem Platze der Buche gegenüber) liegt der oberste Mönch in einem goldnen Sarge.

Den Mönch nennen Andere einen Zwerg und sagen, daß Zwerge ihr Gold und Silber auf jene Buche getragen hätten und von einem der Wernigeröder Thore bis nach der Buche gegangen seien. Auch Zwerglöcher sind an der Mönchenlagerstätte.

Die Frau am Waschwässerchen.

186.

Bei dem Waschwasser wäscht eine Sechswöchnerin. Sie soll eine Kindesmörderin sein und Kinderzeug von Blut rein waschen wollen.

187.

Einstmals ging der alte E. von Wernigerode nach dem langen Bruche, um sich Feuerholz zu holen; er hatte sich eine Partie Holz gehauen, das trug er an das sogenannte Waschwässerchen, dort legte er es ab; darauf wollte er noch etwas suchen und blickte umher. Auf einmal rief Jemand: Anje! Anje! er ging auf das Rufen los und alsbald wurde er eine Frau gewahr, die that, als wenn sie Hemden oder Leinwand wusch. Der alte E. erschrack so sehr, daß er sein Beil aus der Hand fallen ließ, und die Frau verschwand vor seinen Augen. Plötzlich entstand ein so heftiger Windsturm, als wenn alle Bäume umfallen sollten; der alte E. wollte gleich zugeben, aber er suchte hin, er suchte her und konnte sein Holz, was er abgelegt hatte, nicht wieder finden. Endlich kam er an ein grünes Plätzchen, wo die Hexen ihre Ruhestätte hatten, wenn sie vom Brocken am 1. Mai zurückkehren. Halt, dachte E., jetzt kannst du nicht irre gehen, nun bist du an dem sogenannten grandigen Wege, er ging vorwärts, kam wieder an das Waschwässerchen und erblickte die Frau zum zweitenmale. Da erschrack er noch mehr, er hörte auch das Klatschen, als wenn Jemand Zeug wäscht, und war durch diesen Schrecken so betäubt, daß er gar nicht wußte, wo er war. Jedoch besann E. sich wieder und ging an dem langen Bruche hinauf, bis er auf den richtigen Weg kam, der nach Wernigerode führt. E. ging gleich über das sogenannte Küstenbleek, über den Ochsenpaul bis nach dem Kreuzwege, wovon man jetzt noch sagt: auf diesem Wege haben sich sonst die Hexen versammelt, wenn sie in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai nach dem Brocken gereist sind, um den dort liegenden Schnee wegzutanzen. Gott sei Dank, daß ich den Kreuzweg erreicht habe, sagte E., nun wird mir doch nichts mehr widerfahren! Es war aber dunkel geworden. Auf einmal hörte er, daß Jemand hinter ihm durchkam; er wartete

so lange, bis der herannahte. Guten Abend! sagte der, »Schön Dank!« sagte E., wollen wir mit einander?« Das können wir. »Gottsblitz, das ist ja der alte Bollwerker H.« Ja freilich, Bruder. Aber, Bruder E., du hast dich lange aufgehalten. Da erzählte E., daß er zweimal die Frau beim Waschwässerchen gesehen hätte. »Weißt du was, Bruder, rief H., höre nur auf zu erzählen, ich habe genug, denn ich habe die Frau auch einmal gesehen, und auch so natürlich, wie sie im Waschwässerchen Windeln wusch, dadurch habe ich mich verloren und bin auf den langen Bruch gegangen, hast du denn mich da nicht bollwerken gehört?« Nein, sagte E. E. und H. gingen mit einander nach Hause. Den andern Morgen ist E. und H. krank geworden und beide haben dicke Köpfe durch den Spuk bekommen, und die Sage ist geblieben: »der Spuk hat den alten E. und den Bollwerker*) beim Waschwässerchen fortgejagt.

188.

An dem Wässerchen in der Nähe der Buche saß eine Frau, wollte einen Mann Namens G..... verführen und machte ihm große Versprechungen. G..... wollte erst mit seiner Frau reden, ob sie's ihm erlaubte. Am andern Tage fand er die Frau wieder an der Stelle im Walde, sie sagte aber: nun wäre es nichts mehr, er hätte diese Nacht bei seiner Frau geschlafen. Doch gab sie ihm zum Andenken zwei Lehmkugeln, die nachher Geld gewesen sind. (Andre nennen die Frau beim Waschwasser eine »Italienerin« und sagen, daß die Frau jenes Mannes, eines Holzhauers, Zwillinge bekommen habe, weil er in der Nacht nach dem Tage, wo er mit der Italienerin verkehrt, bei ihr geschlafen habe.)

189.

Noch Andre sagen: Die Frau in jenem Wasser wäsche sich und so haben die »Harzkratzer,« (welche heimlich das Harz von den Tannen abkratzen) sie gesehen, zuweilen mit einem langen Messer. Als sie deshalb davon liefen und zu jener Buche kamen, lag dort ein schwarzer Hund.

*) Bollwerker wird er genannt, weil er fortwährend lärmt und unruhig, „bollwerkig" ist.

190. Die Franzosen im Schweng.

Auch im Schweng, wo es so im Berge hinaufgeht, vor der Mönchenlagerstätte kam ein großer Hund daher, dahinter kamen drei »Franzosen,« welche einem der Harzkraxer einen werthvollen Stein gaben.

191. Hexenruhepunkt.

Auf der Mönchenlagerstätte und bei dem Waschwasser ruhen die Hexen beim Zuge nach dem Brocken.

192. Hirsch an der Mönchenlagerstätte.

An der Mönchenlagerstätte lauerte ein Jäger mit mehrern Arbeitern einem Hirsche auf. Da kam ein Zwerg, kniete nieder und betete und sie ließen alle davon.

193. Das entführte Köhlerpferd.

In der Nähe der Buche an der Mönchenlagerstätte ist eine Felsengruppe, welche die Teufelsburg heißen soll. Dahin hat der Teufel einst ein Köhlerpferd geführt.

194. Der verhängnißvolle Hahnenkräh.

Im Bauernkriege konnten die Bauern das Kloster Himmelpforte nicht finden. Da verrieth es in der Morgenfrühe ein Hahnenkräh.

Der Bischof.

195.

Die Mönche von der Himmelpforte flüchteten, wie schon erwähnt, bei der Zerstörung des Klosters nach der Mönchenlagerstätte. Der Bischof (Abt) konnte nicht marschiren und starb da. Die Mönche begruben ihn in einem goldnen Sarg, darum herum legten sie einen zinnernen, dann einen hölzernen. So oft man die Särge ausgraben wollte, kamen die Mönche und vertrieben diejenigen, die es wollten.

196.

Bei der Mönchenlagerstätte war ein Hirt, der in seinem Herzen noch katholisch war, und betete noch einen Rosenkranz her. Da kam der Bischof mit einer goldnen Krone und ganz mit Diamanten geschmückt. »Gelobt sei Jesus Christus!« sagte er. In Ewigkeit, Amen, antwortete der Hirt. Der Bischof ließ sich von ihm das Versprechen der Verschwiegenheit geben, und trug ihm auf, in der Himmelpforte nach einer Schieferplatte zu suchen. Er solle Stiegen herunter gehn, mehrere Gänge vorbei, bis er an's Ende des Ganges käme. Da würde er einen Schlüssel über der Thür hängen sehn, die Thür solle er aufmachen, dann würde er einen Tisch in der Mitte stehen sehn, darauf ein Buch mit Goldschnitt, dabei Juwelen, Gold und Silber. Der Hirt mit seinem Sohne geht hin, sie sehn Laternen, als sie in das Zimmer kommen ist da ein prächtiger Glanz. »Vater, laß uns die glühen Dinger nehmen!« sagte der Junge. Sie nahmen Juwelen und die Tafel, gingen hinaus und gleich war Alles wieder überwachsen mit Gras. Am andern Tage brachten sie dem Bischof die Tafel. Der Bischof sagte: »du hast Juwelen genommen, (er hatte sollen nur Gold nehmen) und du wirst mich doch verrathen, dich wird dein Kind verrathen: vergrabt lieber die Juwelen!« Der Bischof sang nun an der Tafel eine Litanei; drei Pfaffen standen um ihn her, der Bischof gab ihnen das Abendmahl und besprengte sie mit Weihwasser. Die Mönche legten ihn in seinem Schmucke wieder in's Grab und deckten den Sargdeckel wieder drüber. Alles war ver-

schwunden. Der Hirt durfte aber sein Mittagslager dort nicht wieder halten. Er kaufte sich noch ein paar Rübe. Der Bischof hatte ihm auch gesagt: von allem Vieh würde seins das fetteste sein. Er erregte aber durch seinen Wohlstand Verdacht und wurde als Hirt abgedankt. Es kam ein Hirt aus Wernigerode an seine Stelle, da ist viel Vieh verreckt, andres ward krank. Das hat der Bischof gemacht. Der andre wird wieder Hirt und das Vieh befindet sich im besten Zustande. Er hat zuletzt 20 Rübe und kommt deshalb in Untersuchung, die Diamanten werden dabei gefunden. Er gesteht alles auf der Tortur. Als der Schulze erfuhr, woher er seine Reichthümer hatte, ging er auch an die Stelle, gelangte auch richtig hinein, dann aber schlug sie hinter ihm zu.

197. Unterirdische Gänge.

Von der Himmelpforte bis zum Rektorhofe in Wernigerode soll ein unterirdischer Gang gehen. Auch wird gesagt: Unter der Nöschenröder Kirche geht ein Gang, darauf gingen die Zwerge bis nach der Himmelpforte.

Der Weinkeller von der Himmelpforte.

198.

Ein Förster auf Ohrenfeld wollte seine silberne Hochzeit feiern und hatte sich zu diesem Behufe hinreichend mit Wein versorgt; da aber mehr Gäste kamen als er erwartet hatte, so wurde sein Wein schon sehr früh alle, deshalb schickte er sein Dienstmädchen noch Nachts 11 Uhr nach seinem Weinlieferanten Sp..... in Wernigerode, gab ihr das Rechnungsbüchelchen und hieß ihr so viel Wein von der letztentnommenen Sorte mitbringen, als sie in ihrem Korbe tragen könnte. Das Mädchen, des Weges nicht sehr kundig, fragte: wo gehe ich denn hin? der Förster aber antwortete halb im Ärger, halb im Zorn: geh in die Himmelpforte! Das Mädchen nahm das für Ernst, hockte ihre Kiepe auf und trollte ab in die Nacht hinein nach der Himmelpforte. In der Nähe der-

selben angekommen sah sie von fern ein Licht brennen; sie ging darauf zu und fand eine alterthümlich gekleidete Frau, die eine Laterne in der Hand hatte und an der Seite ein Schlüsselbund, vor der offnen Kellerthür stehn. Sie meinte, es sei die Ehefrau Sp..... und brachte ihr Anliegen vor, ihrem Herrn von dem letzterhaltenen Weine so viel Flaschen zu schicken als sie tragen könne. Die Frau antwortete kein Wort, schloß die Kellerthür auf, ging voran und winkte dem Mädchen zu folgen. Sie stiegen viel Stiegen hinab, durchschritten ein langes Kellergewölbe, und die vermeintliche Frau Sp.... blieb endlich vor einem alten verschimmelten Fasse stehn. Sie zapfte einige Flaschen Wein ab und packte ihr diese in den Korb und half diesen dem Mädchen auf den Rücken; das Mädchen gab darauf das Büchelchen ab und bat die Frau, die Flaschen einzuschreiben. Diese schob das Buch unwillig zurück und schüttelte verneinend den Kopf; das Mädchen dachte: auch gut, folgte über die Stiegen hinauf, sagte gute Nacht, erhielt aber keinen Dank und ging nach Hause. Der Förster, der sie sobald nicht wieder zurückerwartet hatte, fragte sie verwundert: wo hast du denn den Wein geholt, daß du so bald wieder hier bist? die Magd antwortete: wie Ihr mir befohlen habt, in der Himmelpforte! Der Förster glaubte, das Mädchen wolle foppen, fragte noch einige male, erhielt aber immer dieselbe Antwort; er meinte deshalb, das Mädchen habe auf dem Wege von dem Weine gekostet und sich etwas berauscht, und da er überdies von den Gästen in der Stube verlangt wurde, ließ er die Sache für diesen Abend ruhn. Am andern Morgen nahm er die Magd ins Gebet, diese beharrte bei ihrer Aussage und erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie es sich mit ihr zugetragen hatte; der Förster wußte nicht, was er davon denken sollte, um so mehr, da der Wein viel köstlicher geschmeckt hatte, als er je welchen getrunken zu haben sich erinnerte. Er schickte also einen Boten nach Wernigerode an den Weinhändler Sp.... und ließ fragen: ob vorige Nacht seine Magd dort keinen Wein geholt habe. Als der Bote mit der Nachricht zurückkam, daß Niemand dort gewesen, kam ihm die Sache nicht heimlich vor; er schickte deshalb nach Pastor und Schulmeister, nahm einige Bauern und Jägerburschen mit, und so zog der ganze Haufe unter Anführung des Mädchens nach der Himmelpforte. Dort

angelangt fand man zwar noch die Ruinen eines im Bauernkriege zerstörten Klosters, aber weder von der Kellerthür noch der seltsam gekleideten Frau eine Spur. Seit jener Zeit wurde die Himmelpforte und besonders die Klosterruinen, die schon lange Gegenstand eines geheimen Grauens der umwohnenden Bauern waren, noch mehr verrufen; jedem klopfte das Herz hörbar in der Brust, wenn er an den Mauern vorüber ging, jeder erwartete, daß die Kellerthür sich öffnen und die seltsame Frau hervortreten sollte.

199.

In Drübeck war eine Hochzeit, da wurde der Wein zuletzt all und das Mädchen sollte mehr holen. Sie fragte: wo? und aus Scherz sagte man ihr: aus der Himmelpforte. Als sie da hinkam, war da ein Keller mit Fässern und auch ein großer Mann, der füllte schweigend ihr Faß. Der Wein mundete der Hochzeitsgesellschaft köstlich und als er all war, wurde das Mädchen noch einmal nach der Himmelpforte geschickt. Da fand es aber den Keller nicht wieder.

200.

Eines Dingemeiers Tochter brachte Bier zu ihrem Vater, die Arbeitsleute tranken es aus und hatten noch Durst. Darum schickten sie die Kleine nach der Himmelpforte, Wasser zu holen. Sie pflückte aber erst Erdbeeren, da kam ein klein Männchen und fragte, wer ihr die Erlaubniß dazu gegeben hätte. Da sagte sie, weshalb sie gekommen, und er führte sie in die Himmelpforte. Dort erhält sie zwei Fläschchen. Die Arbeiter wurden davon ganz berauscht und verfielen in Schlaf. Als dieses Dingemeiers Frau später niederkam, sollte das Mädchen aus der Schenke in Drübeck ihrer Mutter eine Erquickung holen, die aber ging jetzt nach der Himmelpforte und brachte auch wirklich der Wöchnerin von daher Wein.

Der Schweinehirt von Drübeck.

201.

Ein Schweinehirt von Drübeck, der H..... hieß, träumte dreimal, er solle das Silbergeschirr von der Himmelpforte wegholen. Seine Eltern verlachten ihn, der Pfarrer redete ihm zu, daß er hinginge, aber im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Als er hinkam, sah er von Weitem ein Licht brennen. Da er näher kam, sah er auf der einen Seite einen großen schwarzen Ziegenbock und ein großer langer Kerl lag auf dem Ziegenbocke und sah über ihn weg. Auf der andern Seite stand ein großer Hirsch. Vor dem Manne, der auf dem Ziegenbocke lag, wollte er zurück. Der aber winkte ihm und fragte, was er wolle, ritt auf seinem Ziegenbocke neben ihm her und sie folgten dem Lichte nach, das immer vor ihnen her hüpfte. Das Licht stand endlich still, der Ziegenbocksreiter wies und er hatte auf den ersten Griff eine Hacke; dann wies er wieder, und der Schweinehirt hatte eine Schaufel. Da waren auf einmal vier Lichter und der Ziegenbocksreiter wies, er sollte reden. Als er redete, stand plötzlich ein Chor von lauter kleinen Musikanten da und machte die schönste Musik. Aus der Erde heraus aber kamen an derselben Stelle, wo er gegraben hatte, zwei Nonnen, davon hatte jede einen Präsentirteller, darauf war Gebacknes und Getränke. Sie setzten es den Musikanten vor, die nahmen auch davon, aber keiner aß oder trank davon. Da verschwand die eine, die andre aber bemerkte ihn in dem nämlichen Augenblicke und überreichte ihm zwei Schüsseln und auf jeder Schüssel stand eine Kanne. Der auf dem Ziegenbocke sagte: »Du ist mik aber un drinkst nich eher, bis dat ik dik dat segge.« Darauf zogen sie weiter, das Licht aber hüpfte immer vor dem Ziegenbocksreiter und vor ihm her und ehe der Schweinehirt sich's versah, waren sie an einer Kegelbahn, die mit dem Kloster Himmelpforte verwünscht war. Da war die ganze Noblesse aus dem alten Kloster Himmelpforte und wollte kegeln, fragten auch den Schweinehirten, ob er ihnen nicht etwas Kegel aufstellen könne. Er sagte, wenn er's bezahlt bekäme, ja. Da kamen die Nonnen wieder und brachten den Kegel-

gäſten Speiſe und Trank. Auch die Muſik ſchallte noch immerfort. Die Kegel waren glub und die Kugeln auch. Plötzlich that es unter dem Kegeln einen furchtbaren Krach. Da war alles verſchwunden, der Schweinehirt ſchlief, am andern Morgen aber lagen Kugeln und Kegel bei ihm und waren Geld. Die Kegelbahn war verſchwunden. Als der Schweinehirt mit ſeinen Geſchenken nach Drübeck kam, war es noch nicht Tag. Was er mitgebracht hatte, wurde dem Grafen von Stolberg in Wernigerode übergeben (ſo ſchloß der Erzähler) und dieſer ſorgte für den Hirten.

202.

Andere erzählen ſo: Der Schweinehirt und der Kuhhirt vom Drübeck'ſchen Amte (dem ehemaligen Kloſter) ſtiegen bei Mondſchein Nachts über's Thor, was der damalige Amtmann ſtreng verboten hatte. Sie gingen nach der Himmelpforte. Dort mußte der Kuhhirt ſich abſeits ſetzen, der Schweinehirt aber nahm den Höllenzwang und fing an daraus zu leſen. Da kam ein großer Kerl und guckte ihm über die Schulter in's Buch. Danach kam ein zweiter unter dem Leſen, der guckte ihm über die linke Schulter. Er las weiter, da kam der dritte und gukte ihm über den Kopf. Da hörte er auf zu leſen und fragte: »is düſe Nacht wat de hebben?« Ne, ſagen ſie, nur Silberſervice ſtände auf dem Teichdamm. Sie gehn in derſelben Reihenfolge, wie ſie gekommen ſind, wieder ab. Die Beiden gehn auf den mittelſten Teichdamm und finden da einen Koffer mit Bechern von Espen-, Ehren- (Ahorn) und anderm Holze; ſie ſchneiden etwas davon ab und werfen es weg; der Kuhhirt nimmt aber doch zum Andenken einen Kelch, der Schweinehirt einen Becher mit. Der Amtmann will ſie nachher hauen, weil ſie übergeſtiegen ſind, ſie müſſen ſich entſchuldigen und geben ihm alles hin; er ſtellt's über die Thür, nachher iſt der Kelch Silber, der Becher Gold.

203.

Nach andern Erzählungen nimmt der Schweinehirt von Drübeck, welcher geträumt hat, er ſolle nach der Himmelpforte kommen, auf Anweiſung einer Jungfer einen Napf und

stellt ihn auf's Kannenbrett. Dies ist am andern Morgen Gold gewesen und an den Amtmann verkauft.

204.

Nach Ilsenburger Erzählungen geht ein Hirt, nachdem er zuerst allein dagewesen, nachher mit seinem Herrn in die Himmelpforte. Der Herr wollte die Schätze allein haben und tödtete ihn in der Höhle. Seitdem hat diese sich geschlossen.

---

205. Der alte Kolbaum,

ein Hirt, dessen Sohn Vieles und auch dies zu erzählen wußte, fand einst die Himmelpforte offen, ging hinein und sah viele Fässer darin stehen. Er trank sich voll und ließ so seinen Stock stehen; darum fand er die Himmelpforte am andern Tage wieder offen und machte es eben so. Da rief eine Stimme: »Vergiß das Beste nicht!« Da sah er seinen Stock in der Ecke stehen und nahm ihn mit. Am andern Tage war die Himmelpforte zu.

---

206. Der Enke von Drübeck.

Auf dem Kloster in Drübeck war ein Enke, es wußte Niemand, woher er sei. Dieser ging mit dem Schäfer nach der Himmelpforte. Dort fanden sie eine Lade, darin war nichts als hölzernes Zeug, davon nahm der Enke und es mag wohl Silber und Gold geworden sein, denn der Enke begegnete dem Schäfer später auf einem schönen Pferde reitend.

---

207. Der goldne Mönch von der Himmelpforte.

Der alte H... aus Altenrode hatte oftmals gehört: wenn man in der Johannisnacht mit zwei schwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte ginge, eine Wickenruthe mitnähme, und die ungefähr zehn Schritte vor das alte Mauer-

werk lege, so würde die Wickenruthe hinspringen, wo die alten Mönche ihr Geld vergraben hätten. Zuerst würde ein Licht hervorkommen und ein goldglänzender Mönch würde neben dem Lichte stehen. Dann müsse man zwei schwarze Ziegenlämmer dicht vor den goldnen Mönch treiben, dann würde dieser verschwinden und eine Nonne würde kommen, die würde genau zeigen, wo das vergrabene Geld stände. Der alte H.... ging also in der Johannisnacht mit zwei schwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte. Die Wickenruthe legte er vor dem alten Mauerwerke nieder, sie hüpfte aber gleich fort und auf einmal kam ein Licht aus der Erde und ein goldglänzender Mönch stand bei dem Lichte. Sogleich ließ H.... seine Lämmer vor den Mönch hinlaufen, darauf verschwand dieser. In demselben Augenblicke erschien eine weiße Nonne, die bedeutete ihn, er solle ein Tuch nehmen und auf das Licht werfen, und dann sich niederlegen. Er nahm ein Tuch, warf es auf das Licht und legte sich nieder. Als er aufwachte, waren seine Lämmer und das Licht verschwunden. Er hob sein Tuch auf und es steckte ein Topf mit Silbergeld darunter, jedoch war das Geld viereckig.

208. Die goldne Röhre.

Bei der Himmelpforte ist der Weinberg. Als eine Frau dort vorübergina, kam eine goldne Röhre aus dem Berge. Sie wollte danach greifen, da entstand ein ordentliches Erdbeben.

209. Geld mit der schwangern Frau versetzt.

In der Himmelpforte war Geld »mit der schwangern Frau versetzt.« Als einst eine Frau in der Geburt starb, deren Mann sehr reich war, hieß es, diese Frau wäre »versetzt« (geopfert) für das Geld in der Himmelpforte und ihr Blut zeige sich noch in dem Hause.

210. Der eingerodete Hahn.

Ein Mann redete einen Hahn auf der Himmelpforte ein und bewirkte dadurch auch wirklich, daß er faſt in den Beſitz eines Keſſels voll Geld gekommen wäre. Doch wurde er noch verſtört und der Keſſel ſank mit einem Klange wieder in die Erde.

---

211. Licht und Hund bei der Himmelpforte.

H... aus Haſſerode ging in's Holz nach der Himmelpforte zu, und als er an den zweiten Teich kam, ſah er ein Licht brennen. Bei dem Lichte ſtand ein großer ſchwarzer Hund und ein Koffer, der war offen und darin hölzernes Geſchirr. Ihm graute aber ſo vor dem Hunde, daß er davon lief.

---

212. Der Mönch mit dem feurigen Kreuze.

Unweit der Himmelpforte iſt ein Teich, darüber hat ein graues Männchen geſtanden mit einem feurigen Kreuze auf dem Rücken, der rief: »Komm hieher! Komm hieher!«

---

213. Die alte Johannisnacht.

In der alten Johannisnacht (11te oder 12te Nacht nach Johannis, nach dem alten Julianiſchen Kalender, ſo erläuterte der Erzähler), öffnet ſich die Himmelpforte.

---

214. Die ſilberne Glocke.

In der Himmelpforte redete ein Hirt eine ſilberne Glocke aus.

---

215. Der Brunnen bei der Himmelpforte.

Es iſt auch ein Brunnen bei der Himmelpforte, da machte ein Hirt ſich Waſſerkalteſchaale, da ſtand ein ſchönes Schloß da und er durfte nehmen was er mochte. »Er hieß Nicolaus Horn und gründete von dem was er mitnahm Nicolai-Kirche und Hospital.«

216. Schlangen auf der Himmelpforte.

Auf der Himmelpforte ſaßen viele Schlangen und gingen dort immer am Weinberge in die Höhe.

217. Das Feſt am Himmelfahrtstage.

(In Wernigeröder Mundart.)

Auf der Himmelpforte wird am Himmelfahrtstage ein Feſt gefeiert, welches aber erſt ſeit 20 Jahren in Gebrauch ſein ſoll. Der Naturdichter Braun übergab mir folgende Beſchreibung deſſelben:

Et is doch woll bie jeder Stadt
En Oort, wu man Vergnügen hatt;
Sau is't bie uns um Himmelfahrt,
En prächtig Feſt na ſiener Art.
Na'r Himmelporte geiht et rut,
Dat hett, wenn't Wäder ock is gut.
En Kloſter ſtund vor older Tiet
Ob diſſen Platz, wu man noch ſieht
De Mu'ren von, ock ſind'r weſt
Veir Dieke um bitt Mönn'kenneſt.
Doch ſind et nu tweihundert Jahr,
Da hier einmal en Kloſter war;
De Schweden harr'nt damals verſtört,
Von da an hatt et oppehört.
Dat Kloſter heit de Himmelport',
Sau hett noch hiet'gen Dag's de Oort;
Wu feck de Mönn'ke flüchtet hätt,

Hett jetzt noch Mönn'ken-Lagerstätt'.
Jetzt find'er schöne Wieschen da,
Man is sau recht den Holte nah,
Da kann man denn ob dissen Dag
De Minschen sein, da't wogt un ragt.
Dat Äten nimmt seck Jeder mit,
Sau is et einmal hier de Sitt',
Un is't tau frei [früh] woll oppetehrt,
Werd in de Bauen innekehrt;
Da gieft et guden Schnaps un Beier,
Mitunder ook gekookte Eier,
Ook Fleisch un Worscht, wat einer will
Werd denn' ebrocht in grötster Il'.
Ook an Musieke fehlt et nich,
Dat is ein'n manchmal ärgerlich,
Man is op keiner Stidde frie,
De Orgelkeris sind gliek dabie,
Un dudelt ein'n de Ohren vull,
Als wenn man dow hier weren sall.
Da low' eck meck den bunten Kranz,
Wu Jungfern, Burschen makt'n Danz
Un schlaat dabie en Dridden aw,
Dabie kriegt mancher denn en Baw
Ob sienen Rüggen, dat hei rennt
Um Kreis herum, als wenn't brennt.
Doch wie't bie sammen Feste geiht,
Werd dat Gebläute manchmal heit;
Denn is dat Köppken man erscht warm,
Sau sind se wie en Immenschwarm
Tesamm'n, doch dat dur't nich lank,
Sau is ook wedder Krée dömank.
Un kumm't de Abend nu heran,
Tritt Jeder sienen Hu'sweg an;
Dat junke Völkchen hat noch Ziet
Un denkt, et is je doch noch hiet'.
Doch wat seiw' hier noch lange schtahn,
Wei willt nu erscht te Danze gahn.
Flink geiht't den Kellerbarg herum
Nah'r Schenke hen, da geiht't schon um

Das Oehrenfeld.

218.

Auf dem Öhrenfelde bei Altenrode und Darlingerode geht »die weiße Frau«

219.

Andere sagen: Beim Öhrenfelde zeigt sich jede Mitternacht eine Prinzessin. Wer sie als Prinzessin erlöst, bekommt ihre Schätze, die sie im Holze hinter der Thonmühle stecken hat.

---

220. Die Hebamme von Drübeck.

Beim Öhrenfelde ist der Rehnteich. Daran lachte ein hübscher Mann mit langen Haaren die noch junge Hebamme von Drübeck an. Er war nackt, das blonde Haar hing bis über die Schultern. Mit einer Ruthe schlug er auf's Wasser, da that es sich auf und er zog sie hinein. Sie kam in ein Gewölbe, darin war ein Zimmer und Saal, und dort befanden sich zwei große schöne Männer, zwei Kinder und eine hochschwangere Frau. Die Hebamme leistete ihre Dienste, sie sollte da bleiben, wollte aber nicht und man sagte ihr: es würde sie gereuen. Bei Mondschein ging sie heraus; als sie gefragt wurde, was sie bekäme, sagte sie: nichts, und nahm nur vom Kehrdreck. Sie wollte den Kehrdreck ausschütten, er klang und ist gediegenes Geld gewesen. Oben war die Hebamme dann trübsinnig wegen der zwei schönen Männer, die sie gesehen, und es schien, sie bekäme die Auszehrung. Einst ging sie an den Teich, Blumen zu pflücken, schlief dabei ein und lag, als sie erwachte, in einem schönen Zimmer und Bett, die zwei jungen Menschen saßen vor ihr. Sie sollte glücklich sein, wurde ihr gesagt, wenn sie nie wieder nach Drübeck hin wollte. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Man führte sie auf einem Gange in einen schönen Garten, danach ward sie aus dem Teich gebracht. Den Wald, den sie grünend gesehn hat, findet sie abgehauen. Ein kleiner Junge in Drübeck und alle schlagen bei ihrem Anblicke in die Hände.

Wohnt hier nicht die Hebamme M...? fragt sie. Eine uralte Frau weiß, wie lange diese fort ist, und es zeigt sich, daß sie 2 Jahr todt gewesen ist. Sie sinkt zusammen und ist ein Klümpchen Asche.

---

221. Die Thürme von Drübeck.

Drei Thürme von Drübeck blicken über's Land hin; wer das mit Eichenbohlen ausgeschlagene Loch findet, von wo sie ein Kleeblatt bilden, findet Golderde.

---

222. Die Sau vom Kloster Drübeck.

Aus der einen Pforte der Kirche im ehemaligen Kloster Drübeck zwischen Ilsenburg und Wernigerode kommt oft eine Sau mit Ferkeln heraus und geht zu einer andern Pforte wieder herein.

Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel.

223.

Die Prinzessin des Kaisers von Östreich (Andre sagen: eine Prinzessin aus Italien) zog aus und sagte: sie wollte so lange wandern, bis sie ein Wasser fände, das ein Kreuz bilde, da wolle sie ein Nonnenhaus bauen. Als sie an einen solchen Ort kam, baute sie das Kloster Drei-Brek. Sie hatte aber einen Schweinerüssel und ließ sich silberne Tröge machen, daraus hat sie gegessen. Das Kloster wurde im dreißigjährigen Kriege verwüstet. Als sie starb, gab sie den Drübeckern den großen Forst.

224.

Andre erzählen so: Zur Zeit, wo die Prinzessin mit dem Schweinerüssel geboren wurde, wurden alle Mißgeburten getödtet. Wegen ihrer Reichthümer aber ließen sie die Prinzessin am Leben und machten ihr einen silbernen Trog. Aus

dem silbernen Troge von Drübeck soll neuerdings in Halberstadt eine Glocke für den dortigen Dom gegossen sein. An der Klosterkirche zu Drübeck ist die Jungfrau mit dem Schweinerüssel in Stein ausgehauen.

225. Der Mönch in der Bartholomäi-Kirche.

In der Gemeine- (Bartholomäi-) Kirche zu Drübeck wird noch jede Sonntag Nacht um 4 Uhr Morgens eine Mönchsleiche umhergetragen. Dies war der oberste Mönch, der gleich unter der Prinzessin stand.

226. Wie die Mönche zu Drübeck bauten.

Die Mönche von Drübeck nahmen die Drübecker an, um große unterirdische Gänge zu bauen, die unter Anderm bis nach dem Marienhofe bei Ilsenburg gingen, wo noch silberne Näpfe und Teller, die von diesen Mönchen herrührten, gefunden sind. Die Drübecker bekamen während des Bauens von den Mönchen viel Geld, als aber die Gänge fertig waren, tödteten die Mönche diese Leute und nahmen das Geld, das sie ihnen während des Bauens ausgezahlt hatten, wieder hin.

227. Der Nachtwächter vor der Liefebergsgasse.

In Drübeck war ein Schweinehirt, der war zugleich Nachtwächter. Vor der Liefebergsgasse blies er, da hielt Jemand das Horn zu. Es war eine Frau und sie sagte: „Du hast hier 20 Jahre geblasen, nun sollst Du es nicht mehr. Heute ist es 20 Jahr auch, daß ich hier ermordet bin. Das that der Ammann, der beschwängerte mich, stürzte das Kind in den Brunnen und grub mich unter den großen Birnbaum; vor den letzten 3 Schlägen sagte ich ihm: beim vierten Kinde seiner Frau sollte seine Mord that an den Tag kommen. Das ist jetzt. Geh zum Pfarrer, laß sie unter dem Birnbaum meine Knochen ausgraben. Nimm Dir eine andre Stelle

[illegible]-Enten.« Pastor und Amtmann waren Halbbrüder. Der Pfarrer will's dem Nachtwächter ausreden, als der zu ihm kommt, der aber läßt sich nicht abbringen. Die ausgerodeten Knochen sind schloßweiß wie Schnee. Wie der Amtmann einen davon in die Hand nimmt, ist der ganz roth von Blut. Der Amtmann sagt zuletzt: »Luise, Luise!« da sind die Knochen weiß. Er ist auf dem Galgenberge vor Wernigerode gerichtet.

---

228. Die Zwerge am Butterberge.

Zu Drübeck gehört ein Brink, der der Butterberg genannt wird und am Wahrberge liegt. Dieser Brink, der Butterberg, war das Haus der Zwerge. Von hier aus gingen sie in Nebelkappen Nachts in die Häuser zu Drübeck und stahlen. Bei Tage versteckten sie sich auch wohl in den Erbsenfeldern.

---

229. Geld-Brennen.

Vor mehren Jahren wohnte ein Mann Namens H..... zu »Drüebeck,« der saß eines Mittags in seiner Stube am Fenster und schaute in seinem Garten umher, ob nicht Jemand hineinginge, um Obst zu stehlen, auf einmal wurde er ein brennendes Licht im Garten gewahr. Weil er schon oft gehört hatte, daß in seinem Garten Geld brenne, so fiel es ihm gleich bei, daß man einen Tuch darauf werfen müsse. Er lief gleich hin, wo das Licht brannte, warf einen Tuch darauf und es verlosch; danach holte er Hacke und Schippe und fing an zu graben; in einem Augenblick kam er auf ein Gefäß, vor Freuden blickte er zur Seite und er wurde gewahr, daß ein großer schwarzer Pudelhund daneben lag. Vor Schrecken lief er in sein Haus und hat augenblicklich die rasende Krankheit bekommen, und nach sechs Wochen ist er gestorben.

---

230. Das schwarze Pferd im Nonnenbache.

Ein junger Bursche von 26 Jahren, von Darlingerode, war nach seiner Braut nach »Drübeck« gewesen und hatte sich bis 11 Uhr bei derselben aufgehalten. Er hatte oft gehört, daß im Nonnenbache bei »Drübeck« ein schwarzes Pferd ohne Kopf ginge. Als er eine kleine Strecke an dem Nonnenbache hinauf war, kam das Pferd ohne Kopf in dem Bache herauf und ging dicht neben ihm vorbei; er ging dem Pferde nach und oben an Darlingerode »rehmte« (bäumte) es sich dreimal in die Höhe und es bekam sogleich einen Kopf; ein Ritter der ganz verharnischt war, trat an das Pferd heran, küßte es und setzte sich darauf; das Pferd sammt dem Reiter war ein Feuerklumpen und flog nach dem Öhrenfelde in der Luft hindurch. Zu derselbigen Stunde hat ein Mann bei dem Jägerhause beim Öhrenfelde gestanden und gesehen, daß der feurige Ritter mit dem feurigen Pferde in den Schornstein zu Öhrenfelde herein geritten ist. Dieser Bursche kommt zu Hause und erzählt das seinen Eltern, die ihm sogleich sagen, daß das Pferd und der Reiter von einem Ritter von Wernigerode verwünscht wäre, er hätte Gott danken, daß er mit seinem Leben davon gekommen, und lieber das Pferd fragen sollen, was sein Begehr sei, dann wäre er vielleicht glücklich gewesen. Acht Tage nachher wollte er wieder nach »Drübeck« gehen, es war ungefähr 8 Uhr Abends; als er an den Nonnenbach kam, begegnete ihm ein grauer Hund, der so groß war, wie ein halbjähriges Rind; der Hund sperrte seine Schnauze auf, als wenn er ihn beißen wollte, darauf fiel es ihm sogleich bei, was seine Eltern zu ihm gesagt hatten, er sagte zu dem Hund: was ist dein Begehr? Der Hund antwortete ihm: »ich bin der alte Abt aus dem Kloster zu Drübeck, und weil ich den armen Leuten viel Unrechtes gethan habe, so kann ich nicht eher zu Gnaden kommen, bis erst Jemand hingeht zu einem Ritter [den er nannte] und dem sagt: er sollte den armen Leuten das wiedergeben, was ihnen der alte Abt aus dem Drübecker Kloster gegeben hätte. Bevor das nicht geschieht, kann ich nicht zu Gnaden kommen.« Der junge Bursche hat dies dem Ritter gemeldet, aber der Ritter hat

nichts wieder herausgegeben und deshalb soll immer das Pferd ohne Kopf und der Hund bei »Drübeck« noch spuken gehen.

231. Die Tän'sche.

In zwei Häusern zu Darlingerode zeigte sich die Tän'sche, die so genannt wurde wegen der langen gelben Zähne, die ihr aus dem Munde sahen. Einst wollte sie ein ungetauftes Kind in diesem Hause aus dem Bette der Wöchnerin nehmen. Es war dies der Geist der alten B., die sich von Holzholen aus dem Walde genährt hatte.

232. Der Hund beim Born.

Hinter einem Born in Darlingerode zeigt sich ein großer Hund und springt den Leuten auf den Rücken.

233. Saubrunnen.

Bei der Pleßburg ist ein Brunnen, der Saubrunnen. Männer gaben ihn mit Eimern aus, aßen und tranken dann und dies hing mit Geldgewinn zusammen, wie in Ilsenburg erzählt wird.

234. Der große Fürst.

Im Drübeck'schen Holze liegt der felsige Klapperberg, der hinten mit Tannen bewachsen und vorn kahl ist. Wer da Nachts um 12 Uhr hingeht, bekommt einen großen Fürsten zu sehen.

Sagen von Beckenstedt, Wasserleben, Silstedt und Reddeber.

235. Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwischen Charlottenlust und Beckenstedt.

Vor langen Jahren standen zwei feindliche Heere auf dem Stukenbergsanger sich einander gegenüber. Eines Tages lieferten beide Heere daselbst eine Schlacht, die zwar bei gegenseitiger Tapferkeit blutig war, aber ohne entscheidendes Ergebniß blieb. Am Abende dieses Tages, nach beendigter Schlacht, versammelte der Feldherr des westlich stehenden Heeres seine Anführer um sich, um Kriegsrath zu halten, und nach geschehener Berathung steckte er sein Schwerdt in die Erde und sprach zu seinem Volke: »So wahr ich jetzt mein Schwerdt in die Erde stecke und daraus ein Baum werden wird, der grünt und blühet, so wahr will ich morgen meinen Feind schlagen!« Am andern Morgen früh stand an der Stelle, wohin der Feldherr sein Schwerdt gesteckt hatte, eine grüne Linde, welche aus dem Schwerdte entstanden war und welche jetzt noch an derselben Stelle steht.

Durch dieses Wunder wurde das ganze Heer zum Kampfe ermuthigt und war sich des Sieges im Voraus bewußt. Es wurde also früh das östlich stehende Heer angegriffen und

bei der Teichmühle eine lange blutige Schlacht geschlagen (im langen Schlage), deren Ergebniß war, daß das östliche Heer gänzlich geschlagen wurde. Da ward (und zwar in der Gegend, wo jetzt das Dorf Reddeber steht) der Ruf gehört: Redde sek, wer sek redden kann! (Es rette sich, wer sich retten kann!) wovon Reddeber den Namen erhalten hat.

Das Westheer verfolgte die geschlagene Armee bis an den Ort, wo jetzt das Dorf Minsleben liegt. Hier blieben nur die wenigsten (minimi) noch am Leben, von welchem Umstande dieser Ort seinen Namen erhalten haben soll. Erst als der Rest des geschlagenen Heeres die Gegend von Silstedt erreicht hatte, stand der Sieger von der Verfolgung ab und die geschlagenen Truppen konnten still stehen. Von diesem Stillstehen oder Stillstand, stille Stidde, soll Silstedt seinen Namen führen.

---

236. Hans-Christel.

In Beckenstedt sagte ein Kartenspieler: »Mich soll der Teufel holen!« Sogleich kam einer hinein, das war der Hans-Christel. Da schickte der Wirth nach Vienenburg und ließ den Halbmeister kommen. Der kam und redete den Hans-Christel an: »Was thust du hier? geh hin, wo du hergekommen bist.« Da verschwand er, nahm aber ein Fenster mit.

---

237. Die Gans auf der Ilse.

In Beckenstedt unten auf der Ilse saß Nachts eine Gans auf dem Wasser. Als man sie in ein Haus holen wollte, wurde sie zu einer Leiche. Die wurde mit Gesang von zehn Trägern nach dem Kirchhofe getragen. Auch wird erzählt: die Leiche wäre über einen Steig getragen und aus ihr wären drei Katzen geworden, die hätten an einem Stacket gehangen. Wenn diese hätten losgemacht werden sollen, hätten sie sich selbst losgemacht und gleich an einer andern Stelle gehangen.

---

238. Die Frau an Möwes' Linde.

In Beckenſtedt an Möwes' Linde zeigte ſich eine Frau, die S....., mit langen Zähnen und reckte ſich an den Häuſern in die Höhe, ſo daß ſie in die Zimmerfenſter gucken konnte.

---

239. Kutſche im blauen Sumpfe.

In Waſſerleben im blauen Sumpfe verſchwindet eine Kutſche mit Pferden.

---

240. Kutſche im großen Teiche.

Bei Beckenſtedt liegt der Clushof. Dort iſt ein Keller, darin bullert es, wenn man dort pflügt. Daher kam eine Kutſche mit zwei Schimmeln und einem Kutſcher ohne Kopf, fuhr in den Erbſen herunter, die gerade blüheten, als müßte Alles in Grund und Boden gefahren ſein, und doch war nachher keine Spur zu ſehen. Nachher fuhr der Kutſcher in den großen Teich.

---

241. Pferd im großen Teiche.

In Reddeber war ein Fleiſcher, der hatte in Minsleben eingeſalzen und reiſte bei einer recht ſmarten (naß-kalten) Witterung nach Haus. Da kam ein Pferd, ſchmiegte ſich ordentlich vor ihm nieder und er ſetzte ſich auf, denn er hatte ſich ſchon nach einer guten Gelegenheit heimzukommen geſehnt. Das Pferd aber führte ihn über die Thurmſpitze von Beckenſtedt und ſetzte ihn nur darum vor dem großen Teiche ab, weil er an zu beten fing. Sonſt hätte es ihn mit hineingenommen.

Kinder aus dem Waſſer.

242.

Gleich beim großen Teiche iſt der Kaſſenborn. Man ſagt in Beckenſtedt den Kindern, daß ſie aus dem Kaſſenborn oder großen Teiche gezogen würden.

243.

In Silſtedt wurden die Kinder aus dem jetzt ausgetrockneten Jungfernteiche gezogen.

244.

Die Kinder in Silſtedt werden auch aus der Holtemme genommen.

245.

Früher ſagte man in Silſtedt auch: aus dem Jungfernteiche würden die Mädchen, aus dem Beinteiche die Knaben geholt.

---

246. Jäger Eiſenbein.

Im Bruche bei Beckenſtedt zeigt ſich Jäger Eiſenbein auf einem Schweißfuchs im weißen Flarrecke mit dem Kopf unter'm Arm.

Verſchiedene Zwergſagen.

247.

Auf dem Knickberge zwiſchen Beckenſtedt und Waſſerleben waren bis 1777 (wo überhaupt die drei 7 die Zwerge vertrieben) Quarge oder Pater und verliehen von ihrem Vorrath an Silber- und Thongeſchirr. Wenn die armen Leute (wie auch in Lüttchenrode) riefen: »Backet mek en kleinen Kauken midde!« ſo reichten ſie einen kleinen Waſſerkuchen hin. Auch holten die Zwerge herein, was ihnen vor ihre Löcher geſetzt wurde. Die Löcher ſind jetzt nicht mehr zu ſehen. Eine alte Frau, die von den Quargen erzählte,

ſagte: »damals war noch eine gute Zeit!« Sie waren ſehr fleißig und machten beſonders den Leuten den Flachs auf's Schönſte und Beſte zurecht. Die Zwerge hatten auch eine eigne Sprache, welche die Menſchen nicht verſtanden, ſie verſtanden aber die Menſchen. Die Zwerge waren zwar ſehr gefällig, wenn ſie aber Kinder vertauſcht hatten und die Leute trugen die ausgetauſchten Kinder wieder hin, ſo bekamen ſie ihre Kinder nicht wieder. Ein Schäfer trieb mit dem gelie-henen Geſchirr Schabernack, da zogen die Zwerge nach Afrika.

248.

Eine Frau hatte ein Kind, das war groß und klug, ſprach aber nicht. Einſt ſchlug ſie Eier entzwei und warf den Dotter an die Erde und die Schale in den Napf. Da ſagte das Kind mit grober Stimme: »Mutter, warum thuſt du das?« Sogleich nahm die Frau den Knüppel und prügelte das Kind vom Hofe, denn es war als Zwergkind erkannt.

249.

In Silſtedt hatten die Leute auf der Scheune Quarge, die würfelten das Korn und holten es in unſichtbaren Nebel-kappen fort. Einſt warf ein Mann aber mit der Schaufel, da fiel einem Zwerge die Nebelkappe ab und er war in des Mannes Gewalt.

250.

Dicht bei Veckenſtedt liegt die Schützenkuhle. Dort wohnten Zwerge.

251.

Hinter der Horſt bei Silſtedt ſind Quargeslöcher. Dort geht ein Gang an, der endet im Wernigerödiſchen Thiergarten.

---

252. Tückeboten

ſind Irrlichter, ſagt man in Silſtedt. In Ilſenburg nennt man ſie »Dickepoten.« Wenn Jemand flucht, ſo gehn ſie fort.

253. Nickelmänner.

In der Holtemme bei Silstedt sitzen Nickelmänner. Sie ziehen die Kinder, die bei's Wasser gehen, hinein. Wenn Jemand betrunken ist, so sagt man in Silstedt: »der ist ein Nickelmann.«

254. Bericht vom heiligen Blute zu Wasserleben.

Es haben im Dorffe Wasserleben zwey Schwestern gewohnt, die eine reich, die andre arm, die arme hieß Armgart, selbige fragte ihre Schwester, wie es doch kommen möchte, daß, ob sie sich es schon sauer werden liesse, sie dennoch immer sehr arm bliebe, sie aber hingegen reich würde, und doch nicht halb so sehr arbeitete; worauf die reiche geantwortet und gesagt, sie hätte unsern Herrn Gott im Kasten. Wie nun diese Armgart am H. Ostertage zum Sacrament gegangen und die Hostie in ein rein Tüchlein ausgesperet mit sich nach Hause genommen, und in selbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kasten verschlossen, hernachmals aber zu einer Zeit darnach sehen wollen, hat sie die Hostie mit dem Tüchlein gantz blutig befunden und sich dafür entsetzet, es aber ihrem Manne gezeiget, der sich denn noch mehr darüber erschreckt, es auch sofort dem Pfarrherrn geklagt, welcher sich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und vorher benahmten Bischofe Friederico hinterbracht; worauf derselbe mit aller seiner Geistlichkeit in einer grossen Procession nach Wasserleben gekommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geistliche Lobgesänge, unter andern auch sonderlich dieses gesungen: Christe, du bist mild und gut, hilff uns durch dein heilig Blut, durch deine heilige fünff Wunden, daß wir im rechten Glauben stets werden erfunden. Kyrie, Eleison. Und wie die ersten zu Wasserleben einkamen, waren die letzten noch zu Halberstadt im Thum. Als nun der Bischof Friedrich das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen Tüchlein in aller Ehrerbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen silbernen vergüldeten Kelch und wollte solches mit der Procession nach Halberstadt in den Thum tragen, wie er aber zu Heudeber (al. Hausler) in die Kirche kommt, daselbst man etliche Lobgesänge gesungen, und den Kelch vom

Altar wieder aufnehmen und nach Halberstadt tragen wollte hat das heilige Blut im Kelche angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Bischof und seine Cleriser sammt dem Volcke sehr erschrocken, und vermahnte sie alle mit Thränen, Gott um seine Gnade zu bitten, und daß er ihnen hierin seinen Willen offenbaren wollte, wie sie sich in diesem grossen Miracel und Wunderwercke verhalten sollten, damit sie selbigem recht nachkommen möchten. Da nun solches geschehen, sprach der weise Meister Johannes Semeca Thum-Probst zu dem Bischof: Lieber Vater, es dünckt mich billig zu sein, daß dies Wunderblut an dieser Stätte bleibe, da Gott also seine Wunder gezeiget und erwiesen hat zu seinem ewigen Gedächtniß. Liessen es also dar, und ward hernach solche große Walfart und Zulauff des Volckes aus allen Landen, daß daselbst geopffert wurden sechs Hunten Pfennige, wovon der Bischof das Jungfrauen-Kloster zu Wasserleben zu bauen angefangen, welches nach dessen Tode von Bischof Ludolpho grösser gemacht, und vollends ausgebauet worden. Es mißfiel aber Johanni Semeca dieser Concurs des gemeinen Volckes allezeit, und hätte ihn gerne gestillet, darum mußte noch ein Priester die blutige Hostie sumiren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Thum zu Halberstadt in einen Pfeiler vermauren und sprach: es ist der Leichnam und das Blut Christi uns zu einem andren Gebrauch verordnet und eingesetzt. Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber und Wasserleben vor Heiligthum, doch kriegten die Braunschweigischen Herren auf dem Grubenhagen etwas davon, welches sie nach Einbeck in S. Alexanders Münster brachten, und allda in grossen Ehren hielten, in einer sonderlichen Capelle.

255. Eine weiße Jungfer wirft mit Schuhen und Steinen.

In Silstedt soll es aus dem Hause des Kessalben B. mit alten Schuhen und mit Steinen geworfen haben und ein großer Auflauf dadurch entstanden sein. Eine weiße Jungfer soll die Urheberin des Spuks und das Haus mehrere Tage unbewohnt gewesen sein.

Sagen von Ilsenburg.

Prinzessin Ilse.

256.

Im Ilsenstein war früher das Mitjanschloß. Davon geht noch die weiße Jungfer am Ilsenstein und der Ilsenstein hat eine eiserne Thür.

257.

Die Jungfer im Ilsenstein zeigt sich alle 100 Jahre in ihrer wahren Gestalt. In andrer Zeit zeigt sie sich als Schlange und wer sie so küßt, erlöst sie und bekommt den ganzen Ilsenstein.

258.

Vom Ilsenstein nach dem Ilsenburger Kloster, und dann nach Drübeck geht ein Gang.

259.

In der Ilse befand sich ein Stein wie ein Tisch, darin war eine Rundung (ein rundes Loch), worin immer ein kleiner Wasserstumpf stand. Jetzt ist der Stein zerschossen. Vor ihm wusch sich immer die Prinzessin mit Sonnenaufgang.

260.

Im Ilsensteine sitzt eine Jungfer, er selbst ist ein Schloß und da ist ein Gang, wo sie hineingegangen und wo sie herausgekommen ist.

261.

An der Ilse ist ein Schloßbrunnen, eine Quelle wie Silber, worin die Prinzessin sich aufgehalten hat.

262.

Einen Köhler, dem die Pferde — schwarze mit Vieffen waren's — fort waren, traf die Jungfer und führte ihn in ein Gemach, wo Pferdemist lag und wo die Furcht vor einem großen Hunde ihn hinderte, ihr weiter zu folgen. Zum Ersatz für die Pferde gab sie ihm Pferdemist in den Sack und einen Blumenstrauß in die Hand. Wenn er über die dritte Brücke wäre, sollte er in seinen Sack sehen und an seinen Blumenstrauß riechen. Er roch aber schon auf der zweiten Brücke an seinen Strauß und da dachte er erst wieder an seinen Sack. Er sah hinein und weil noch Pferdemist darin war, schüttelte er ihn aus.

263.

Ein Mann sollte einen recht schönen Kranz und ein Bouquet machen und es an einem bestimmten Maitage um 1 Uhr Nachts der Ilsensteinsjungfer bringen, sich recht rein halten und ihr etwas aufwarten. Dafür gab sie ihm einen Sack voll Geld im Voraus, den nahm er und that nicht was ihm aufgegeben war. Da heulte die Ilsensteinsjungfer, denn nun konnte er sie nicht erlösen und sie mußte eine Schlange bleiben. Nach Andern hätte der Köhlermeister L..... ein »Packet« (Bouquet), das im Ilsensteine auf einem Stuhle gelegen, mit hinausgenommen. Andre sagen auch: der große Hund im Ilsensteine habe einen Rosenstrauß vor sich liegen.

264.

Die Jungfer im Ilſenſteine hat leiſe geſungen; Einige ſagen: ſie ſang alle ſieben Jahr.

265.

Einige erzählen: der Pferdemiſt, den der Köhler empfangen, ſei glühend geworden und deshalb habe der Köhler ihn hingeworfen.

266.

Es wird auch ſo erzählt, daß die Köhlerpferde ſich wiedergefunden hätten, und zwar an der Ilſe.

267.

Ein Pferdehirt war immer mit der Jungfer zuſammen und erzählte ſich etwas mit ihr.

268.

Die Ilſenſteinsjungfer führte den Köhler in viele Zimmer. Als das Geſchenk im Waſſer klang, that ſie einen Kreiſch und ſagte: nun müßte ſie wieder eine Eichel pflanzen; wenn dann daraus eine Eiche gewachſen und daraus eine Wiege gebauen wäre, ſo könne der ſie wieder erlöſen, der darin geruht hätte.

269.

Andre erzählen ſo: Die Ilſenſteinsjungfer ſaß auf einem Steine und wuſch ſich. Einem Köhler, der ſie ſo traf, ſagte ſie, daß er ſie retten könne. Er ſolle ſich aber nicht umgucken, ehe er nicht über die zweite Brücke wäre. Er aber guckte ſich ſchon um, als er über die erſte Brücke war. Da lag da (an der Brücke) ein Haufen Pferdedreck. Davon ſteckte er etwas Wenges bei und wie er nach Haus kam, war es lauter Geld. Weil er ſich aber ſchon bei der zweiten Brücke umgeguckt hatte, war die Jungfer nur halb erlöſt und war oben ein Menſch und unten ein Fiſch.

270.

Es wird auch erzählt: In den Ilſenſtein ging ein Mann mit der Jungfer hinein, kam aber nicht wieder heraus.

271.

Alle 7 Jahr, Morgens um 10 Uhr ſagen Einige wäſcht ſich die Jungfer. Eines Morgens vor Sonnenaufgang rief ſie Jemand. Es waren 7 Jahr um. Pferdemiſt fand er in ihrer Höhle aufgehäuft, es war aber Geld. In der Mitte lag ein feuerſpeiender Hund, der ſprang vor Wuth an die Thüre. Sie füllte dem Fremden die Kiepe mit Pferdemiſt. Es klingelte, als er's ausſchüttelte.

272.

Vor dem Ilſenſteine zeigt ſich auch ein Ziegenbock.

273.

Die Ilſenſteinsjungfer erſchien den Mädchen in den Kronsbeeren.

274.

Im Ilſenſteine, ſagen Einige, ſteckt ein Keſſel mit Geld; ein Hund iſt dort mit der goldnen Kette.

275.

Am Ilſenſteine lag ein Sack mit »Goldſtapeln«, daneben lag eine Pfeife. Als furchtſame Leute dort fortliefen, kamen Felſen hinter ihnen durch.

276.

Die Ilſenſteinsjungfer hatte junge Puter hinter ſich. Einigen erſchien ſie ſelbſt mit einem Puterſchnabel. Einigen grau, Andern ganz weiß gekleidet mit zwei Schneebällen auf den flachen Händen. Man hat ſie auch unter der Eiche vor dem Ilſenſteine ſpinnen ſehen.

277.

Morgens um 2 Uhr wäscht sie sich nach einigen Erzählungen und nach diesen zeigte sie sich 1852. Die Klippe öffnet sich Nts nur auf eine Stunde. Wer nach Verlauf derselben nicht heraus ist, bleibt darin.

278.

Vom Stumpfrücken wurden früher zu Ostern (wo man sich in Ilsenburg auch naß gießt) Eier heruntergerollt. An ihm ging die Jungfer.

279.

Ein Kur hinderte einst einen Mann, aus dem Ilsenſteine wieder herauszugehen.

280.

Die Jungfer hat einst Jemand in die Thür des Ilsensteins geführt; ein Stein ist ihr Waschbecken. Bald ist sie blau, bald weiß, bald roth gekleidet. Im Ilsensteine ist ein Zimmer gewesen und eine Tafel, daran 11 bärtige Männer saßen. Viel Betten waren da, die Prinzessin hat ihr Bett allein. Auch ein Pferdestall war da und alles ritterlich bereit.

281.

Der Ilsenstein, sagen Einige, ist mit einer lebendigen Seele versetzt, der Zauber wird mit dem Höllenzwang gehoben. Einst sollte dort Jemand versetzt oder geopfert werden, da sagte eine Stimme: welchen sie denn haben solle? Nun nannten sie einen. Da sagte die Stimme: wenn alle seit wissen wie der, so bekäme sie nicht einen einzigen. Da that sich der Stein wieder zu.

282.

Vor Zeiten Jahren arbeiteten Leute vor der Ilsensteinsklippe, da polterte es als wenn die Kanonen gegangen wären. Die Ilsensteinsjungfer hatte eine Glocke, davon hörten sie alle Glockenschläge.

283.

Eine Frau ist zu Pferde auf der Flucht vom Ilsenſteine nach dem Westerberge gesprungen.

284.

Ein Paar Bären sah der Köhler im Ilsenſteine liegen.

285.

Der Alte (Teufel) ist auch auf dem Ilsenſteine und nimmt dort Seelen hin.

286.

Um Pfingſten sitzt die Jungfer an der Ilse.

---

287. Der Ziegenbocksreiter vom Schloßberge.

Am Schloßberge bei Ilsenburg ritt ein ungerechter Gerichtsherr bei hellem lichten Tage auf einem Ziegenbocke.

Glocken im Kammerberge.

288.

Als die Mönche noch im Ilsenburger Kloſter waren, nahmen ſie eine Glocke mit in den Kammerberg, ſie iſt nicht herauszukriegen.

289.

Andre erzählen: Im Kammerberge, wo gleich hinter der Kirche (wohl hinter der auf dem Schloſſe viele Hügel sich befinden, hat eine Sau Glocken ausgewühlt.

---

290. Das Mitchauerloch

befindet sich zehn Minuten hinter dem Ilsensteine und ist benannt nach dem Köhler Mitchau. In diesem Loche saßen Kater und kratzten einem Jäger die Augen aus.

Zwerge, Mönche, greise Männchen.

291.

Im »Wienbarge« (Weinberge oder Weidenberge?) nach dem Eckerkruge zu waren Zwerge.

292.

Die Zwerge von Ilsenburg waren einst unsichtbar im Backhause bei einer Hochzeit. Da rief plötzlich eine Stimme einer Zwergin, so daß auch die Menschen es hörten, zu: »Hannemarie kumm, dien Kind is doote!« Da schlugen die Leute in der Luft herum, schlugen so der Hannemarie ihren unsichtbar machenden Zwerghut ab und stellten ihn in der Nebenkammer auf den Backofen, er war aber sogleich wieder fort.

293.

In Ilsenburg ist der weitverbreitete Zwergspruch so bekannt:

Sau bin ik doch sau oolt
Wie de Böhmerwoolt,
Dreimal ehacket un dreimal ekoolt (gekohlt).

294.

Jetzt sagt man: Die Mönche im Kloster zu Ilsenburg waren »Quarge;« sie hatten viel Gold in den Gängen, wohnten in der Kirche und stachen einst sich einander todt, wovon das Blut im jetzigen Stuhle der Frau Erbgräfin noch zu sehen ist. Sie hatten kleine Pferde und wurden für Husaren gehalten.

295.

Die Zwerge oder Mönche werden auch greise Männchen genannt, denn sie waren »grausam alt.«

---

296. Der Kobold in Ilſenburg.

Schmied M ..... in Ilſenburg hatte einen Kobold, der machte ihm Alles. Er wollte ihn einſt wegbringen, da wurde für ihn ein Kleid wie für ein Sechswochenkind gemacht, ein kleiner Hut u. ſ. w. Die Kleidung wird neben den Ambos gelegt. Wie der Kobold als Sechswochenkind hereinkam, ſagte er: »Behalten Sie den Kobold, er thut Ihnen keinen Schaden an Ihrer Seelen Seligkeit.« Es ward ein Nagel auf den Ambos gelegt, der Kobold hante ihn mitten durch, legte die beiden Hälften über's Kreuz, ſchlug zweimal darauf und es war ein Kreuz. Das Zeug nahm er unter'n Arm und ſie hörten ihn eine Stunde lang weinen. Das Kreuz iſt über 1000 Thaler werth, wer's vor die Bruſt hängt, dem kann keine Kugel etwas thun.

Ilſenburger Erdgeiſter.

297.

Die Ilſenburger Erdgeiſter ließen alle Hütten in Feuer aufgehn. Es waren der Hütten in dieſer Gegend ſieben: auf dem Schülerhüttenkruge, in Wagenführ's Mühle, bei Appenrode, im neuen Felde, vor dem Bauerberge u. ſ. w.

298.

Die Leute wollten zuletzt den Erdgeiſtern nicht mehr gehorchen. Sie kamen früher des Nachts und ordneten an. Sie waren ſo groß wie Kinder und wie mit Moos bewachſen, aber ſehr vernünftig und rechtlich, zuletzt flohen ſie vor den falſchen Menſchen. Die Erdgeiſter waren Zwerge.

---

299. Der Teufel und die Speckſeite.

Einem Manne in Ilſenburg brachte der Teufel des Nachts eine Speckſeite, weil er ſeine Noth geklagt hatte, daß er kein Zubrod habe.

Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine.

300. Der Trompeten-Hai.

Im Jahre 1819 im Winter gehen mehrere Einwohner von Stapelburg, einem Dorfe in der Grafſchaft Wernigerode, des Nachts in das ½ Stunde von dem Orte gelegene Holz, um ſich auf Handſchlitten Winterholz zu holen; ſie kommen da an eine Stelle, der Trompeten-Hai genannt, als ſie beim Aufladen des Holzes ſind, entſteht auf einmal ein ſo furchtbarer Sturm um ſie herum, als wenn er alle Bäume entwurzeln wollte, weswegen ſich in kurzer Entfernung kein Zweig am Baume rührt. Es wird auch auf der abſeits gelegenen Heerſtraße recht helle und ſie hören Wagen fahren, ähnlich wie mit Bauholz beladen; wie ſie nun aber nichts ſehen, überläuft ſie ein kalter Schauder, ſie laſſen alles Holz ſtehn und liegen und fahren mit ihren Schlitten wieder ledig nach Hauſe. Der Perſon nun, die dieſes erzählte und deren Bruder mit dageweſen iſt, war als junges Mädchen von 9 Jahren auf derſelben Stelle im Holze etwas Ähnliches begegnet. Sie geht mit ihrem Vater des Nachts durch dieſes Holz, um ihren Bruder, der am Brückersſtiege nahe am Brocken kohlte, zu beſuchen; als ſie eben an dieſe Stelle kommen und der Vater ſchon eine kleine Strecke vorauf gegangen war, ſteht das

Mädchen wie feſtgebannt, ſieht vor ſich eine große Grube, worin es ſo helle iſt als ſchiene die Sonne hinein, während es um ſie ſtockfinſtre Nacht iſt. Die Tochter fängt an zu weinen', ruft ihren Vater und ſpricht: Vater, hier kome eck nich herröwer, da is en greten Kock, da fall' eck erinder; ſie weint immer lauter, ihr Vater kommt zurück, faßt ſeine Tochter an und führt ſie den Fußſteig fort. Das Mädchen, welches jetzt bereits eine Frau von 43 Jahren iſt, behauptet es feſt, daß es ſo geweſen wie ſie erzählt hat, auch dem Vater iſt es ein Räthſel geweſen, da er nichts geſehen hat.

301. Der Teufel als Ochſe.

Zu Stapelburg laſen junge Burſchen im Höllenzwange, da erſchien der Teufel als Ochſe. Sie konnten nun wohl vor-, aber nicht wieder rückwärts leſen und geriethen dadurch in große Verlegenheit. Endlich kam Jemand, der den Höllenzwang rückwärts leſen konnte, da mußte der Teufel wieder abziehen.

302. Zwerge im Burgberge.

Zwerge zeigten ſich viel im Burgberge von Stapelburg.

303. Der Reiter.

Ein Ritter ritt auf dem Burgberge zu Stapelburg verkehrt auf dem Roſſe.

304. Sieben Könige, eine Jungfer und goldne Pantoffeln im Scharfenſteine.

Der Scharfenſtein war früher eine Stadt, und ein Schloß, da ſind ſieben Könige geweſen, die ſind nachher in den Scharfenſtein »gewünſcht.« Es ſtehn dort goldne Pantoffeln und eine Jungfer ſchläft dort bis ihr Erlöſer kommt.

305. Die Goldſtapel.

Auf dem Scharfenſteine am Brocken fand Jemand Goldſtapel, hat aber nachher die Stelle nicht wiedergefunden.

306. Die Schlange auf dem Scharfenſteine.

Auf dem Scharfenſteine zeigte ſich eine Schlange. Sie hatte Moos auf dem Rücken und riß Tannen um.

307. Der Erdgeiſt oder die Otterſchlange.

Andre ſagen: auf dem Scharfenſteine zeige ſich der Erdgeiſt und die Otterſchlange.

308. Die Küche mit drei Thüren.

Im Scharfenſteine ſoll ſich eine Küche und davor ſollen ſich drei Thüren befinden, von dieſen kann die mittelſte durch die Springwurzel geöffnet werden. Mit ſolchen Wurzeln bauen die Waſſerhühnchen, auch Eisvögel genannt, und die Grünſpechte ihre Neſter.

309. Das Haus im Schimmerwald.

T... aus der Neuſtadt in Wernigerode ſah mit den Seinen ein Haus mit Licht im Schimmerwald, darin war auch Muſik und war doch bei Tage kein Haus da. Darin waren Katzen und ſpielten auch, und war auch die Katze ihres Nachbarn da. Sie ſagten's dem Nachbar und die Katze kam nachher nicht wieder, wiewohl ſie ſonſt dieſe Erſcheinung im Schimmerwalde noch öfter ſahen.

Brockensagen.

Die Mainacht.

310.

In der Wolpersnacht (Walpurgisnacht) stellen die jungen Burschen den Mädchen Besen vor die Thür und necken sie dann am Morgen mit dem Hexenritt. Man reitet aber auch auf Bäumen und Buttertrampeln (Butterfässern) in der Mainacht nach dem Brocken. Die Hexen tanzen in der Walpurgisnacht den Schnee auf dem Brocken weg. Sie reiten dahin auf Ziegenböcken und abgenutzten Thieren, auch auf Pferden. Deshalb heißt es heutiges Tages noch am 1. Mai in Wernigerode: »Wenn ich Dir meinen Fuchs oder meinen Schwarzen nicht geborgt hätte, so lägest Du noch am Remneckenberge oder an der Pleßburg« (beides am Brocken.) Oder man ruft die Leute an: »Höre, wann willst Du mir mein Geld bezahlen?« Wird darauf gefragt: Was für Geld? so heißt es: »Weißt Du nicht mehr, daß Du noch oben (auf dem Brocken) lägest, wenn ich nicht Deine Zeche für Dich bezahlt hätte?« Von den Weißdornen, woran das sogenannte Molderbrod wächst, springen in der Wolpernacht die Spitzen ab. Hieran ist, wie man in Schierke am Brocken glaubt, der Brockenbesuch in der Mainacht schuld.

311.

Ein preußischer Soldat aus Wernigerode kam nach Flandern. Im Quartier wurde er gefragt, wo er her sei. Er sagte: ich bin am Blocksberge zu Hause. Da sagte Jemand: Nun, im Drübeckschen ist ein Pfeiler, daran steht mein und meines Bruders Namen. Wir hüteten als Jungen die Schaafe und unterhielten uns oft, wie viel Hexen es in unserm Orte wohl geben möchte. Am 12. Mai, von welchem Tage an die Hirten am Harz in's Gebirge treiben und nicht mehr auf den Wiesen hüten dürfen, und der der Walpurgistag am Harz ist, machten wir einen Kreis von Drachenschwanz oder Schlangenkraut, auch Hörnkenkraut genannt, um uns her. Um 11 aber kamen die Hexen auf Besen, Heugabeln u. s. w. an, zuletzt aber fuhr unsre Nachbarin auf einem Fuder Heu ohne Pferde daher. Nawersche, nehmt uns midde! riefen wir. »Ja, Jungens sett üch op!« rief sie. Das thaten wir, nahmen aber den Kranz mit auf das Fuder und steckten ihn um uns her. »Jungens, sagt sie, nu sett üch wisse (fest)!« und da geht's davon, als wie ein Vogel fliegen thut. Als wir wieder zur Besinnung kamen, waren wir auf einem hohen Berge, da waren große Feuer, viele Gäste auf Gabeln und Ziegenböcken, und wurde getanzt und war allda die schönste Musik. Einer, der der Satan war, hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe, ordnete die Tänze an und danach spielte er selbst mit. Die Alte war abgestiegen, wir Jungen aber zogen auf dem Heuwagen unsre Schallmay heraus und spielten auch mit. Nun kam der mit den Hörnern zu uns und sprach: Jungens, ihr könnt ja prächtig spielen, ich will euch ein besseres Instrument leihen. Da warf er uns eine andre Schallmay in den Kreis, die ging nun aber ganz prächtig, da huckten die alten Hexen wie die Stube hoch und freuten sich ordentlich. Als wir nun so eine halbe Stunde gespielt hatten, winkte er und wir mußten Halt machen. Da knieten alle vor dem Hexenaltar, dann nahm der mit den Hörnern aus dem Hexenbrunnen Wasser, aß auch zwei Eimer in das Hexenwaschbecken, daraus mußten sie sich alle waschen und wurden auch von ihm damit besprengt. Dann ging der Tanz wieder an und um 12 war Alles verschwunden, wir Jungen aber saßen in

ihrem Kranz von Kraut auf der platten Erde. Da kam der Anführer und fragte, was wir für unser Spielen haben wollten, wir aber baten nur um die Schallmaye. »Die sollt ihr behalten,« sagte er. Am andern Morgen aber sahen wir, daß es eine alte Katze war, das Mundstück war der Schwanz, den hatten wir kurz und klein gekaut. Jetzt gingen wir herunter und kamen erst nach Drübeck, wo wir unsre Namen an die Säule schrieben. Meinen Bruder tödtete die Hexe, weil er in unser Dorf zurückkehrte, ich aber hütete mich vor ihr und ging hierher. Die Säule hat mit den Namen im Kruge zu Drübeck gestanden, bis dort ein großer Bau vorgenommen wurde.

312.

Ein junger Bursche setzte sich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu sehen. Er machte sich aber einen Kranz um Kopf und Leib und hatte sich über und über mit braunem Dust und Kaldrian (Baldrian) umwunden. Die Hexen kamen auf Enten und Gänsen, schurrten in Mollen (Mulden), ritten auf Ofengabeln und Mistgrepen, und zuletzt kam die letzte und oberste Hexe, die sagte:

Härrest Du nich braunen Daust un Kaldrian,
Sau woll ik üwel mit dik de Klange gahn.

313.

Am Walpersabend, wie die Walpurgisnacht auch im Magdeburgischen heißt, blieb ein Bräutigam so lange bei seiner Braut, daß sie ihm gestehn mußte, sie hätte nun nicht mehr Zeit, weil sie nach dem Brocken fahren müßte. »So will ich auch mit,« sprach der Bräutigam. Da gingen sie mit einander auf den Hof und dort stand schon ein Puterhahn und wartete auf das Mädchen, das setzte sich recht fest auf und der Bräutigam setzte sich hinter sie. Nicht lange dauerte es, so waren sie auf dem Brocken und waren so viel Menschen da, daß der Bräutigam sich schier darüber verwunderte, wollte aber mit der Sache nichts weiter zu thun haben und weil er auch todtmüde geworden war von dem Ritt, so wies ihm

ſeine Braut ein ſchönes Gardinenbett, darin ſollte er ſich niederlegen und ſchlafen. Alſo that er auch, als er aber am andern Morgen erwachte, lag er auf der bloßen Erde in einem alten Pferdegerippe, das war das Gardinenbett geweſen. So wird in Eichenbarleben bei Magdeburg erzählt.

314.

Es iſt einmal ein Bräutigam geweſen, der hat eine Braut gehabt. Die Braut aber und ihre Mutter waren beide Hexen. Als nun der Tag kam, an welchem die Hexen nach dem Brocken wandern, gingen die beiden Hexen auf den Heuboden, nahmen ein kleines Glas und tranken daraus, da waren ſie auf einmal verſchwunden. Der Bräutigam, welcher ihnen nachgegangen war, dachte: ſollſt auch einmal aus dem Glaſe trinken. Er nahm alſo das Glas vor den Mund und nippte davon, da war er mit einem Male auf dem Brocken und ſah, wie ſeine Braut und deren Mutter mitten unter den Hexen waren, welche um den Teufel tanzten, der in der Mitte ſtand. Nachdem Alles vorbei war, befahl der Teufel, daß jede ihr Glas nehme und trinke. Das thaten die Hexen und darauf flogen ſie nach allen vier Winden. Der Bräutigam ſtand nun allein auf dem Brocken und fror, denn es war kalt. Ein Glas hatte er nicht mitgenommen und mußte deshalb den Rückweg zu Fuße antreten. Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe kam er endlich wieder bei ſeiner Braut an, aber die war ſehr böſe und auch die Mutter zankte viel mit dem Bräutigam darüber, daß er aus dem Glaſe getrunken hatte. Mutter und Tochter kamen endlich überein, den Bräutigam in einen Eſel zu verwünſchen, welches denn auch geſchah. Der arme Bräutigam war nun alſo ein Eſel geworden und ging betrübt von einem Hauſe zum andern und ſchrie ſein Ija! Ija! Da erbarmte ſich ein Mann über den Eſel, nahm ihn in ſeinen Stall und legte ihm Heu vor; aber der Eſel wollte es nicht freſſen, da wurde er mit Schlägen aus dem Stalle getrieben. Nach langem Umherirren kam er einmal wieder vor das Haus ſeiner Braut, der Hexe, und ſchrie recht kläglich. Die Braut ſah ihren vormaligen Bräutigam, wie er mit geſenktem Kopfe und herabhängenden Ohren vor der Thüre ſtand. Da bereute ſie, was ſie gethan hatte und ſprach zum

Esel: wenn ein Kind getauft wird, so stelle dich vor die Kirchthür und laß dir das Taufwasser über den Rücken gießen, dann wirst du wieder verwandelt werden. Der Esel folgte dem Rathe seiner Braut. Am nächsten Sonntage wurde ein Kind getauft, da stellte sich der Esel vor die Kirchthür. Als die Taufhandlung vorbei war, wollte der Küster das Taufwasser wegschütten, aber der Esel stand ihm im Wege. Geh, alter Esel, sprach der Küster, aber der Esel ging nicht, da wurde der Küster ärgerlich, und goß ihm das Wasser über den Rücken. Nun war der Esel erlöst, ging zu seiner Braut und heirathete dieselbe und lebte recht glücklich mit ihr.

315. Der Herenaltar.

Beim Herenaltar, worauf sich auch das Herenwaschbecken befindet, sieht man am 1. Mai Besen, Katzen und Hunde und den Tanz der Erwachsenen mit Jackeln. Unter dem Herenaltare soll sich ein unterirdischer Gang befinden; eine Art Licht, Kobolz genannt, kommt zuweilen darunter hervor.

316. Die Hippel- oder Tanzwiese.

Auf die Hippel- oder Tanzwiese am Beerberge bei Hasserode, welche jetzt Wald ist, gingen am 12. Mai, wo die Heren nach dem Brocken ziehen und über die Hippelwiese kommen, Vormittags die Hammerschmiede von den Hütten. Einst wollen Leute an diesem Tage ganz früh hingehn, es ist aber schon Musik da. Es sind aber nur Katzen da, diese spielen, saufen, zechen, fressen daselbst, darunter Steigers und Faktors Katzen, auch die Katzen der Leute selbst. Die Leute sagten's nachher alle ihrem Steiger. Die Katzen kommen, wie das gesprochen wird, in die Hütte und wollen die sechs Menschen (denn so viel waren's) zerreißen, die Hüttenleute aber schlagen mit glühenden Stangen darauf.

317. Oekolum.

Im Juli brennt zuweilen an einer Stelle auf dem Brocken ein Licht, genannt Ökolum. Wenn es brennt, so ist Krieg

---

318. Wein in den Brunnen auf dem Brocken.

Nach den »Jahrbüchern des Brockens von 1753 bis 1790« (Magdeburg 1791) schrieb 1762 J. Thom. Bergmann, Silberjuwelier aus Andreasberg, dort in dieselben ein:

Wer den Brocken hat bestiegen,
Der kann sagen, daß es sein lauter Lügen,
Daß man könnte sehen den Rhein,
Und aus den Brunnen quillen thäte Wein.

---

319. Der silberne Krug.

Bergmann Frick aus Zellerfeld suchte mit seinen Töchtern am Brocken Kronsbeeren, wurde aber dort von der Nacht ereilt, zündete ein Feuer an und legte sich daran mit den Mädchen nieder. Diese schliefen fest, der Bergmann aber wachte, da sah er eine Laterne daherkommen, die rief er an und es traten drei Männer zu dem Feuer, die leisteten ihm während der Nacht Gesellschaft. Am andern Morgen geboten sie ihm, selbst seinen Töchtern nicht zu sagen, daß sie bei ihm gewesen wären und das hat der Bergmann auch treulich gehalten. An dem Tage, wo der Bergmann gestorben ist, kommt ein Mann in seine Wohnung, bedauert seinen Tod und fragt die Töchter aus, ob ihr Vater nichts von den drei Männern gesagt hat, welche in der Nacht am Brocken bei ihm gewesen sind. Da er sieht, daß selbst die Töchter nichts davon wissen, sagt er: so möchten sie den Lohn hinnehmen, der ihrem Vater bestimmt gewesen, stellt einen silbernen Krug hin, sagt auch, der einen Schwester solle der silberne Krug gehören und der andern, was darin sei, und geht fort. In dem Kruge aber sind nichts als feine Gulden gewesen und mögen diese Männer wohl Venetianer gewesen sein.

---

320. Die Höhle am Brocken.

Drei Silberhüttenleute, wovon zwei aus Zellerfeld und einer aus Grund gewesen ist, suchten an der Südseite des Brockens Beeren. Da sanken sie plötzlich an einer Stelle, wo eine Horde gelegen hat, die durchgefault gewesen ist, ein und standen in einer Höhle, in der sind drei Tonnen gewesen, die waren mit Eisen beschlagen. Die Zellerfelder wollten eine der Tonnen zerschlagen, um zu sehen was darin sei, der Mann aus Grund aber sagte: wenn sie das thäten, so könnt' es ihnen schlimm ergehen. Nachher aber haben sie die Stelle nicht wieder finden können.

---

321. Der Braunschweiger.

Ein Andreasberger traf am Johannistage am kleinen Brocken einen Mann aus Braunschweig, der ihn aufforderte, auf nächsten Johannistag wieder dort zu sein. Er versäumte aber dies über dem Andreasberger Schützenhofe. Da ritt der Mann auf einem Schimmel auf dem Schützenhofe ein, war aber alsbald wieder verschwunden. Der Mann machte sich nun nach Braunschweig auf, nahm ein paar Schellenzüge (Schellengeläute) für den Winter mit, um sie ihm zu schenken und eine Gegengabe zu erlangen. Der bestimmte ihn mit Vorwürfen, weil er nicht am Brocken erschienen sei, hatte auch viel schönere Schellenzüge als die Andreasberger waren, die doch auf dem ganzen Harze berühmt sind, denn er konnte ja viel bessere Zutaten aus dem Loche am Brocken holen, kaufte ihm jedoch aus Barmherzigkeit zuletzt einen der Schellenzüge ab. So erzählte ein Köhlermeister unter der Achtermannshöhe vom Meiler herunter, während er ihn mit der Schaufel dicht klopfte.

---

322. Der Schneidemüller und die Venediger.

Zwei Venediger kamen in Harzburg an ein kleines am Holze liegendes Häuschen und baten um ein Nachtlager. Der Mann erlaubte ihnen zu bleiben, gab ihnen Abendbrod und

führte sie am andern Morgen nach dem Brocken. Dort deckte der Eine an einer Stelle den Rasen auf, der Andre pflückte von gelben Blumen alle Knöpfe ab. Der Erste brachte nassen Grand aus der Höhle, der Andre hatte Feuer angemacht, den Grand und die gelben Knöpfe thaten sie in einen Tiegel und sie schmolzen Luffen (den groben Guß auf den hohen Ofen, der nachher erst in's Feine gearbeitet wird) davon. Der Mann bat sie auch um ein paar Stück, sie aber sagten, für dies Jahr wäre es zu spät, auf's Jahr würden sie ihn wieder abholen, dann solle er's ihnen sagen, ehe sie in die Grube stiegen. Darauf brachte er sie wieder nach Harzburg und sie blieben die Nacht wieder in seiner Wohnung. Abends war in seiner Stube mehrere Gesellschaft, darunter auch ein Säge- oder Schneidemüller, der oben im Hause wohnte. Es wurden mehrere Geschichten und »Märeken« von Gespenstern erzählt, der Sägemüller aber sagte: er fürchte sich vor gar nichts. Da sagte der eine Venediger: er solle mit ihm auf sein eignes Wohnzimmer gehn, wie er wisse, sei dort eine Fensterscheibe entzwei, da würde etwas hereinkommen, wo er sich so gut davor fürchte wie jeder andre Mann. Sie gingen beide hinauf, der Venediger setzte ihm einen Stuhl mitten in die Stube und er selbst setzte sich vor den Tisch. Der Sägemüller sollte sich nicht rühren, nicht sprechen und nur auf die Fensterscheibe achten. Der Venediger fing nun an zu lesen und bald kam eine Art Schlangenkopf zu der Fensterscheibe herein, wurde immer länger und ging gerade auf den Schneidemüller los. Der Venediger las so lange, bis der Schlangenkopf ungefähr noch einen halben Fuß vom Gesichte des Schneidemüllers entfernt war. Da wollte der Schneidemüller fast in Ohnmacht fallen, der Venediger aber las die Schlange wieder zurück. Als sie ganz fort war, fragte er wieder: ob er nun noch sagte, daß er keine Furcht hätte. Der Schneidemüller sprach, daß er in seinem Leben nicht wieder so reden wolle und der Venediger sagte: er solle es am Wenigsten thun, wenn er in Gesellschaft fremder Menschen wäre, denn er wüßte manchmal nicht, was der eine oder der andre könne.

Köhler und Venediger.

323.

Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam Jemand und bat um Nachtquartier, that ſich auch an deſſen Scheibenſuppe (Brodſuppe) ordentlich etwas zu Gute. Danach ſagte er: Nachts um 11 wollten ſie auf eine Wieſe gehn, wenn er ihn dann zuerſt anrede, ſo ſolle er ſtehn bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, ſolle er mitgehn. Vorher ſchritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Taſche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf einmal wurde es Tag. Sie waren aber auf einer großen Wieſe, da ſtanden lauter Johannisblumen. Da ſollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte ſich eine ordentliche »Waſe.« Danach ſagte der Fremde in der Köthe: es würden dem Köhler in dieſem Jahre noch 3 Pferde caput gehen, er ſolle doch ja das Sträußchen, das er unter die Bank geworfen hatte) aufheben. Wenn die Pferde caput gingen, ſolle er nach der Stadt gehen, ſich einen ehernen Topf kaufen und dafür geben, was die Pöttcherfrau dafür fordere. Darauf ſolle er ſich ¾ Maaß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerſchneiden und den Topf in die gluhen Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden, und 48 Stunden ſtehn laſſen. Dann ſolle er ſich ein Loch roden und den Topf 8 Tage in die Erde ſtellen. Wenn er ihn dann aufmache, ſo würde er ſein Glück ſchon ſehen. Wirklich ging dem Köhler nach 6 Wochen ein Pferd caput, und nach 14 Tagen wieder zwei. Er that aber Alles, wie der Fremde geſagt hatte. Als er den Topf aufmachte, war ſo viel Geld darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So konnte er ſich ſeine Pferde wieder kaufen, und jetzt iſt er ein Ackermann. Die Stelle, wo die Blumen ſtanden, war aber an einem dreieckten Pfahl zwiſchen der Brockenſpitze und dem Borkenkruge. — Nach andern Erzählungen werden die Blumen erſt unter's Dach geſteckt, ehe ſie gekocht und zu Geld werden, und der Köhler kauft ſich zuletzt ein Haus in Hohe-Geiß.

324.

Andre erzählen: Ein Köhler brachte ſeine Pferde an eine Stelle vor dem Brocken unweit des Scharfenſteins, da war immer das Schloß an der Kette aufgegangen. Daraus ſchloß er, daß dort die Springwurzel wuchs und er erhielt ſie.

---

325. Ringeling.

Es iſt einmal ein Köhler am Brocken geweſen, der hat Ringeling gehießen. Bei dem hat Nachts in der Köthe immer ein ſchwarzes Männchen ſeinen Beſuch abgeſtattet. Es ſind aber immer mehr ſolcher Männchen gekommen und zuletzt ſind es zwölf geweſen. Da muß der Köhler immer rücken, bis daß er auf die Großknechtsbank gekommen iſt. Da redet der Köhler die Geiſter an und ſpricht: »Ihr zwölf ſchwarzen Geiſter und Jeſus war der Meiſter.«

---

326. Der Wehrwolf am Brocken.

In einer Waldung nahe dem Brocken kohlten zwei Köhler. Der eine war ein Wehrwolf, d. h. er konnte ſich von einem Menſchen in einen Wolf verwandeln, und fraß als Wolf das Pferd des andern Köhlers auf. Nun findet der Köhler, dem das Pferd gehört hat, die Haare von ſeinem Pferde. Da ſagt er ihm auf den Kopf zu, daß er ſein Pferd aufgefreſſen habe, und dieſer ſchnallt ſeinen Wolfsriemen um und läuft als Wolf davon.

---

327. Johannisblume.

Sie wird Menſchen und Vieh eingegeben und blüht Nachts zwiſchen 11 und 12. Venediger haben den Samen davon in Schuhen und machen ſich dadurch unſichtbar. Ein Köhlerknabe hatte ſolche Körner, da war er unſichtbar, ſie ſahen ihn nicht, wiewohl ſie ihn hörten. Da ging der Junge in ein ander Land und nahm allen Kaufleuten das Geld aus dem Laden.

Morgenbrodsthal.

328

Unweit des Papenberges iſt das Morgenbrodsthal. Dort ſoll ein Mönch in einen Stein eingehauen ſein, man kann ihn aber nicht mehr finden.

329.

Im Morgenbrodsthale haben die Venediger gegeſſen, aus dem Morgenbrodswaſſer getrunken.

330.

Im Morgenbrodsthale am Brocken iſt eine Quelle, davor hat ein fremder Mann geſtanden und hat ein Sieb unter das Waſſer gehalten und da ſind lauter Perlen darin geweſen, die hat er in einen Holſter, das iſt in einen Ranzen gethan, und als der Holſter voll geweſen iſt, hat er ſich die Hände gewaſchen und geſprochen:

Im Morgenbrodsthale da waſch' ich mich,
Und in Venedigen da dreq' ich mich.*)

Das Alles hat ein Mann geſehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hauſe geweſen iſt. Wie nun der fremde Mann auf einmal verſchwindet, ſo geht der hin, lieſ't die Perlen auf, die er verſchüttet hat und liegen laſſen, und dann ſagt er auch:

Im Morgenbrodsthale da waſch' ich mich,
Und in Venedigen da dreq' ich mich.

Sobald er das geſprochen hat, iſt er auch in einer ganz fremden Stadt geweſen, darüber iſt er ſehr erſchrocken und hat ſich nicht zurecht finden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragte ihn, wie er daher käme; da erzählte er ihm Alles und der Mann ſprach, es wäre ſein Glück, daß er ihm die Wahrheit ſage; ob er ihn denn nicht erkenne? er ſei ja der fremde Mann, den er im Morgenbrodsthale belauſcht habe. Da nimmt er ihn mit

*) Trockne ich mich.

nach Hause und bringt ihn zu Bette und das Bett ist so kostbar gewesen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran gewesen sind, das hat der Mann Alles aus dem Morgenbrodsthale gehabt. Als nun der Harzer am andern Morgen aufsteht, bekommt er Waschwasser und muß sich die Hände waschen, und dabei muß er sagen:

In Venedigen da wasch' ich mich,
Im Morgenbrodsthale da drög' ich mich.

Da ist er auch gleich wieder im Morgenbrodsthale gewesen. Als er aber wieder an den Ort gekommen ist, wo er gewohnt hat, da hat es sich gezeigt, daß er viele viele Jahre fort gewesen ist, und hat doch geglaubt, es sei nur eine einzige Nacht dazwischen gewesen.

331. Die Kirchenstelle auf dem Brocken.

Auf dem Brocken ist eine Kirchenstelle, die kann Niemand finden. Dort ist Geld vergraben.

332. Wölfe am Brocken.

Am Brocken waren früher Wölfe. Es wird in Schierke erzählt, daß man damals Löcher gemacht und ein Schaaf darauf gebunden habe, um sie darin zu fangen.

333. Vom Andreasberge unter der Waldschmiede.

An einem heißen Sommertage fuhr ein Mann aus Hasserode mit einer Schiebekarre nach dem Andreasberge, um sich zu seinem Bedarf Holz zu holen. Kaum hatte er sich einen Baum niedergehauen, so trat eine weiße Gestalt vor ihn und er erschrack so sehr, daß er sein Beil aus der Hand fallen ließ. Die weiße Gestalt war wie eine Nonne. »Erschrecke dich nicht — redete sie ihn an — du kannst von mir viel Neues erfahren, und was für dich sehr nützlich ist, wenn du thust, was ich dir sagen werde.« Ich will dir Alles thun, was du mir sagen wirst, antwortete er. Die Nonne sagte:

komm und gehe mit mir. Er folgte der Nonne, sie gingen beide bis auf den sogenannten Brücknerstieg, der etwa eine halbe Stunde vom Andreasberge liegt. Beide gingen an eine Klippe, worüber ein alter Baum lag; sie sagte: rücke den Baum zur Seite, da liegt ein Kind, das nimm mit dir, was dann weiter geschieht, wirst du bald erfahren. Da hob er das Kind auf und nahm es mit nach seiner Schiebkarre, die er auf dem Andreasberge hatte stehn lassen. Kaum war er da angekommen und hatte das Kind auf weiches Moos niedergelegt, da kam ein kleines graues Männchen, der sprach: du Erdwurm, ich sage dir, gehe mit und thue, was ich dir sage. Sie gingen beide mit einander fort und kamen in ein Thal, was das Schliekethal genannt wird. Da war ein kleines Loch, da ging das Männchen hinein und winkte ihm, er sollte mit herein kommen; er ging mit hinein, es war ganz helle in diesem Gemach und es war wie eine Stube. Als er um sich blickte, sahe er dieselbe Nonne, die ihn auf dem Brücknerstiege nach dem alten Baume geführt hatte; als sie den Mann ansah, fing sie an zu lachen, schwieg aber ganz still. Das Männchen sagte: nimm diesen Stein mit zu Hause und verkaufe denselben, mache dir diese Stelle und suche weiter nach den Steinen. Wenn du nach deiner Schiebkarre kommst, dann wird ein großer schwarzer Ziegenbock vor dem Kinde liegen; greif aber zuerst nach dem Ziegenbocke und binde denselben an deine Schiebkarre, so wird das Kind verschwinden; erschrecke dich aber ja nicht und sprich kein Wort. Dann fahre zu Hause, der Ziegenbock wird auch sobald verschwinden, du darfst aber kein Wort sagen, ehe du nicht zu Hause kommst. Wenn du gar kein Wort sprichst, dann sind wir beide erlöst; sprichst du ein Wort, so muß die Nonne ewig wandeln; sprichst du zwei Worte, so müssen wir beide ewig wandeln. Kaum war der Mann fortgefahren, da verschwand der Ziegenbock wie das Kind; auf einmal kam ein Hase auf drei Beinen; Halt! rief er. Da fiel es ihm ein, was ihm der Mönch gesagt hatte; er schwieg, bis er zu Hause kam. Hiervon soll es herrühren, daß die Nonne noch vom Andreasberge bis auf den Brücknerstieg wandelt. Durch diesen Mann soll nach kurzer Zeit ein Bergwerk im Schliekethale erfunden und soll da 136 Jahre Berg-Betrieb gewesen sein. Die Stelle, wo die Kunst gestanden hat, ist noch bis heutigen Tag zu

sehen, sowie die wandelnde Nonne auf dem Andreasberge und Brücknerstiege.

334. Kahlkopf.

Rath S. war ein ungerechter Richter, wie einige behaupten, und zeigte sich in dem Lusthause, das sich in seinem Garten im Mühlthale befand, nach seinem Tode. Da sollte er verwiesen werden, und wiewohl er dem ersten, der ihn verweisen sollte, sagte: er könne ihn nicht verweisen, weil er einmal drei Weizenähren auf dem Felde abgepflückt habe, so wurde er doch in's Anneckenbruch verwiesen. Dort erschien er Frauen beim Kronsbeerpflücken und wollte sie nicht an die Kronsbeeren lassen, die so schön roth waren, wie die Quitschen oder die Kirschen. Die Kinder riefen immer nach dem Tode des Rath S. »Kahlkopf, komm heraus!« vor dem Lusthause.

Katzensagen.

335.

(In Wernigeröder Mundart.)

Hört mahl tau, Liehe, eck will gieg (euch) mahl wat vortellen, wie et meck mahle gahn hat, wat eine wahre Geschichte is. Vor niehren Jahren harre eck ook nischt te daunen (zu thun), da dachte eck, du faste mahl nahn Wulbesklippen nahn Himbeeren gahn, eck stand gieg (ich stand euch) um Tweibe des Nachts ob, un wat harre gieg dat Ding te daunen? Geld harre eck ook nich, da steig eck öber de Muhre,*) wie eck ob der Muhre sat, da sag et uth, als wenn ob jenziet (jenseits) ein grother Körel ging, eck vorföhrte meck aber höllisch, eck steig aber doch runder. Wie eck ob den Graben kam, da sag eck keinen un höre keinen, da ging eck fohrt, eck war aber höllisch angst: wie eck vorn in Schweng kam, da war vor meck eine gefährlige grote schwarte Katte, Katts! sähe eck, wat deist denn du hier schon freimorgens? aber wat meinige denn? disse Katte bleif gieg stahn, un kucke meck

*) Um nicht dem Thorwärter das Aufschließen bezahlen zu müssen.

gret aan. Eck ging hen nahn Wulbesklippen, un plicke meck mienen Emmer vull Himbeeren, un da bund eck mienen Emmer tau, un bund gieg da en Strick umme, un da huckte eck mienen Emmer ob mienen Puckel, un ging na Hus, da wollet aber ſchon dieſter weren; wie eck na der Mennecken-lagerſtidde kam, da rauete eck erſt emal, da kam gieg ſaun groter ſchwarter Körel wedder; Donderwäder, dagte eck, kummet denn da ſchon wedder ſaun Spauck her? da war eck aber hölliſch angeſt, doch dachte eck, du geiſt dienen Behuf nahe, deck kann keiner wat dauen; wie eck gieg aber ob den Schwengskobb kam, da kucke eck meck ſaun betgen taur Siete, da war dei ſchwarte Kerel weg. Wie eck aber ſau midden in Schweng kam, da kucke eck meck ſau umme, da kam gieg wedder dei grote ſchwarte Katte gelopen un reip: S....., ware (warte) mahl, du ſaſt meck obbucken. Wat harre dat Ding gieg te dauen? eck gaf meck oppen Loop (auf den Lauf), et dure aber gar nich lange, buff ginket, da ſat meck diſſe Katte oppen Puckel, un eck moſte ſchlepen wie ſaun Eſſel; eck fong gieg an te bäen: Chriſti Blut Gerechtigkett, ſo ſei mein Schmuck und Ehrenkleid. Dat hulp aber alles nich, miene Katte bleif immer ſitten; eck dachte: du lieber Gott, wu wert et deck noch gahen? wie dat Bäben nich hulp, da fong eck an te flauken, da ſegge eck: Katte, deck ſchleit dat Donnerwäder doot, wenn eck deck noch lange ſchlepen mot. Buff ginket, da ſprung miene Katte meck vom Puckele runder un leip gieg in Kaubern rinder, un da war gieg en Wintſturm, dat war Gott im Himmel taun Erbarmen; da ging eck na Hus, un hebbe niſcht wedder ehört noch eſein. Zieh ſieh) ſau hat et meck egahn, weil (als) eck bin nahn Himbeeren weſt; ſegget Liebe, wat dat te bedieben hat; drum ſegge eck hiete noch, dat et oppen Schwenge ſpeiken deit; ſau vehl will eck gieg aber ſeggen, dit is gieg keine natirlige Katte weſt, denn ſei war gieg ſau grot wie ſaun Kalf von en Verteljahre, dat kenn gie meck wahrhaftig gleben.

336.

Ueber den Wolfsklippen am Annekenſägemühlenbruche zeigte ſich ein Männchen von außergewöhnlicher Kraft. Wenn es den Fuhrleuten helfen wollte, ſo brauchten ſie das Holz

nur anzurühren und es ging von selbst auf den Wagen, und wenn die Pferde den Wagen nicht ziehn konnten, so spannte es sie aus und zog ihn mit der bloßen Hand. Das hatte es auch einst gethan, da bat es zum Lohn die Fuhrleute, daß sie im Westernthore vor Wernigerode nur in des Thorwärters Wohnung rufen sollten: »Kätzchen soll na Kätzchen komen na'n Annekenbrauk.« Das thaten sie auch, da sprang eine Katze vom Tische auf, worauf sie saß, ging gleich durch's Fenster und der alte S., der damals Thorwärter war, hat sie nicht wieder gesehen.

337.

Am Hohnebruch tanzten einst sehr viele Katzen. Es lud da wer auf, da rief eine Stimme: »Sag mal zu deiner Katze: Wenn se nich keime tau düssen Danz, sollt er kosten ören Hals.« Er bestellte es und hat die Katze, die sogar bei ihm geschlafen hat, nie wieder gesehen.

Sonst lautet die Bestellung auch: »Mietzken soll na Hänsken komen na'n Annekenbrauke!«

338

Andre erzählen so: Auf dem Schierke war der Knappe in der Mühle immer den Morgen todt. Zuletzt wollte Niemand mehr dort Knappe werden, da meldete sich noch ein alter Knappe in den Fünfzigen, Peter Herm. Um 11 kommt, als er in der Mühle sitzt, eine Katze und setzt sich bei's Feuer. Er sagt: »Komm her, Kätzchen und wärme dich!« Da kommt die zweite von der Decke und die erste sagt zur zweiten: »Komm her, Kätzchen, und wärme dich, spricht Peter Herm zu mir.« Da kommen zwölf Katzen, setzen sich dicht an's Feuer und haben den Mühlknappen immer im Auge. Er haut zu und haut der ersten Katze eine Pfote ab. Da springen sie alle fort. Er steckt die Pfote in die Tasche. Dies ist die Meisterin aus der Mühle und sie ist nachher krank, ihr fehlt die eine Hand. Sie wird verbrannt an den Schnörkelklippen, die knorkeln immer zu. Vor der Hinrichtung sagte sie: »Heute wird ein warmer Tag!« Sie schlug in die Hände und lachte, das Feuer that ihr anfangs nichts.

Die Klippe, ſagte ſie, ſoll meine Wohnung ſein. Sie hat keinen Gewand, dazu eine ſchwarze Mütze auf, die muß ihr erſt abgeriſſen werden ehe ſie brennt, da fliegt der Satan als ſchwarzer Vogel fort, da verbrennt ſie erſt. An der Schnörkelklippe ſoll ſie ausgehauen ſein und auch geſagt haben: die Klippe ſoll meine Wohnung ſein.

339

Auf der Hohne tanzen die Katzen zu Walpurgis.

Die Hohneklippen.

340.

Drei Fräulein beſuchten die Hohneklippen am Brocken und verirrten ſich im Gebürge. Über den Hohneklippen, die über dem Kaiserswerth liegen, trat ein Männchen zu ihnen und führte ſie umher. Plötzlich verſchwand es. Da kam eine Zigeunerin und ſagte: wenn die eine einen Jäger heirathen wolle, ſo würde ſie ſie zurückgeleiten. Das wollte ſie nicht, da verwünſchte die Alte ſie, daß ſie drei Jungfern ſein und bleiben, aber in Klippen verwandelt werden ſollten. Das geſchah. Ein Jäger, der hier einſt auf den Anſtand wollte, hörte ein Winſeln. Er ging ihm nach und fand eine halbverweſte weiße Jungfer. Auf ſeine Frage erzählte ſie ihm das Geſchick der drei Jungfern, führte ihn an die Hauptklippe, hieß ihn hinaufſteigen und herunterſchießen, dadurch wären ſie erlöſt. Das that er, brach aber beim Herunterklettern von der Klippe den Hals. Es wurde ihm auf der Klippe ein Leichentert gemacht; auch wird die Klippe an jedem Johannistage von unbekannter Hand bekränzt gefunden, was aber eine ſich um den Felſen ſchlingende und gerade um dieſe Zeit blühende Blume ſein ſoll, und heißt die Kapellenklippe. Eine andre von den Dreijungfernklippen heißt die Bärenklippe. Manche nennen ſie auch, ihrem Ausſehen nach: die drei Käſe.

341.

In eine Tanne an der Bärenklippe, die zu den Hohenklippen gehört, ist ein Pastor gebannt gewesen.

Die Dreikäse.

342.

Auf die Dreikäse am Brocken hat der Teufel ein Pferd gebannt.

343.

Einst wurde dort der Satan citirt und erhielt (als Opfer) ein Köhlerpferd.

344.

Einst machte der Teufel mit Jemand eine Wette, indem dem Satan versprochen wurde, daß ein fettes Pferd ihm gehören solle, wenn er es auf die Dreikäse brächte, bevor der Eigenthümer desselben drei Mal um die Dreikäse liefe.

Wunschsumpf.

345.

Bei den Dreikäseklippen am Brocken, nicht weit von der Jungfernklippe, ist der Wunschsee, Wunschsumpf oder Wunschbrunnen. Eines Mädchen von 18 Jahren Bruder wollte dort angeln, konnte aber keinen Grund finden. Am andern Tage nahm er ein Netz mit. Es ward im Wasser ganz schwer, war aber nichts wie Kieselsteine und Grand darin. Er warf es wieder aus und hatte ein Gerippe darin. Eine Stimme rief: Bei Sonnenuntergang wenn er zurückkomme,

ſolle er noch einmal einwerfen. Er that es, und hatte einen großen verdeckten Keſſel mit einem Deckel im Netz. Sie ziehen ihn heraus und öffnen den Deckel, der Rauch daraus zieht ſich um den See, da ſteht ein großer Mönch vor ihm, der nachher in einen Felſen hineinging. Der verlieh ihm, daß er Fiſche fangen ſollte in allen Farben, dieſe ſollte er in Elbingerode mit ſeiner Schweſter an einen reichen Mann verkaufen. Wirklich gab dann der reiche Mann für drei von den Fiſchen eine Hand voll Goldſtücke. So ging's drei Tage lang. Der Mann iſt der Satan geweſen und will nicht, daß in dem See noch Jemand fiſcht.

346.

Ein Holzhauer kommt an dem Wunſchſumpfe vorbei und ſieht ein ſchönes Haus, daran hängt eine Schnur mit Klingel daran; er klingelt, Niemand macht auf, er drückt auf den Drücker und kann nun ſelbſt hinein gehen; im dritten Zimmer ſitzt ein Mann, halb Menſch halb Stein, auf einem Stein in golddurchwirkter Kleidung. „Er iſt zur rechten Zeit hier hereingekommen," redet er ihn an. „Hat er denn nichts winſeln gehört? Ich war ein mächtiger Herr, meine Frau war eine Zauberin und hatte einen Köhler zum Liebhaber, ich habe den Köhler erſtochen. Sie haut mir nun alle Nacht 37 Streiche." — Es wird auch erzählt: in den Wunſchſee ſei ein Köhler aus der Gegend hinter Clausthal verwieſen.

---

347. Die Brautklippe.

So heißt ein Felſen vor dem Hohnekopfe und den Hohneklippen. Er wird vom Volke alle Jahre am 1. Mai, wenn die Hexen den Brocken bekränzen, Lauberz ſagen, wohl richtiger: Kurz nach Johannis, mit Blumen beſtreut und bekränzt. Es wird dabei geſungen und dies ſoll ſich aufs Heirathen beziehen. Bekränzt wird der Stein hauptſächlich von den „Beerengängerinnen", welche am Brocken Beeren pflücken, und bei dieſen herrſcht der Glaube, daß, wenn ſie zum erſten Male im Sommer an dieſem Steine

vorübergehen und denſelben mit Blumen ſchmücken, ſie das ganze Jahr Glück im Auffinden der Beeren haben werden. Riesen verbanden ſich dort und der Fuß der Riesenjungfrau drückte ſich in den Felſen ein. Man ſagt auch: es ſei bei dem Brautſteine Geld mit der ſchwarzen Kahe verſetzt.

348. Das Brockengeſpenſt.

Alle Jahr zu einer gewiſſen Zeit läßt ſich das Brockengeſpenſt, eine Riesengeſtalt, ſehen. Es vertreibt die Leute vom Brocken und iſt eine Frau.

Sagen von Schierke und Elend.

349. Der Schloſſer am Brocken.

Es iſt einmal ein Schloſſer geweſen, der iſt ausgewandert, und kömmt auf ſeiner Reiſe am Brocken vorbei. Hier begegnen ihm zwei Venetianer, die ſind immer vor ihm hergegangen, und ſind zuletzt vor ſeinen Augen verſchwunden. Man hat ſie Dreiviertel Stunden lang geſucht, aber nicht wieder finden können. Am andern Tage aber begegnen ſie dem Schloſſer wieder und ſagen für ſich hin: „O lieben Harzer, daß ihr dieſe Steine nicht beſſer benutzt, ihr werft häufig mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr werth iſt, wie die Kuh ſelbſt!“ Auch fragten ſie ihn ob er mit wolle. Er ſagte: wohin? Da antworteten die Beiden: nach Venetien. O! ſagte der Schloſſer, da tragen mich meine Beine nicht mehr hin. Da wollen wir ſchon was für thun, antworteten die Venetier; gehe du nur mit. Der Schloſſer läßt ſich beſchwatzen, und die Venetier ſchicken ihn: er ſoll Schnaps holen. Wie er nun mit Schnaps ankommt, da wird der ausgetrunken und ſie fangen an einzuſchlafen. Wie ſie aber aufgewacht ſind, ſind ſie ſtatt im Harzgebirge in Venedig geweſen.

Nach langen Jahren iſt ihm aber der Aufenthalt in Venedig zuwider geweſen, und er hat ſich entſchloſſen, wieder

nach Ilsenburg zu wandern. Wie er nun nach einem mehrtägigen Marsche in Schierke wieder angelangt ist, geht er in ein Wirthshaus unter eine honette Gesellschaft. Auf einmal steht er auf und sagt: Meine Herren, wenn ich keine Mittel finde, so bin ich schon in einer Viertelstunde todt, und frägt sogleich den Wirth: ob er kein Faß im Hause hätte, welches luftdicht verschlossen wäre; da sagt der: doch, er hätte eins; dasselbe muß er sogleich hergeben und der Schlosser schlägt sofort den Boden aus dem Fasse und kriecht hinein, läßt aber den Deckel wieder luftdicht aufmachen. Nicht lange hierauf kömmt eine Kugel angepfiffen und rollt auf dem Fasse hin und her, bis sie sich matt gelaufen hat. Da springt der Schlosser wieder auf, nimmt die Kugel, ladet sie in des Wirths Gewehr und schießt sie wieder nach Venetien, und sagt hierbei: „Du sollst mich nicht tödten, du sollst mich nicht tödten, du bist schon selbst in einer Viertelstunde todt!“ So wird von Schierke bis nach dem Oberharze erzählt.

Schierke und die Venediger.

350.

Weil das Schierke am Brocken liegt und die Venediger dort viel verkehren, so stehn sie, die ohnehin unwissend sind, zu dem Schierke in besonderer Beziehung und können nach dem Schierke schießen, besonders wenn Jemand etwas ausschwatzt; davon soll die Mordschlacke, eine kleine halbe Stunde vom Schierke, benannt sein.

351.

Einst kamen Venediger nach Schierke in die Hütte. Eben lag eine Kuppe im Feuer, da tröpfelte etwas darauf und davon zerbröckelte sie unter dem Feuer. Nun verfolgten sie die Venediger, als sie aber zurückkamen war das, was da zerbröckelt umhergeflogen war, nichts als Gold.

---

352. Der Erdgeist im Mönchenloche.

Es mähten zwei in Schierke, da kam Abends Jemand und fragte, ob sie ihn nicht nach dem Mönchenloche bringen könnten. Sie gingen mit bis zu dem Mönchenloche, welches immer voll Wasser steht. Dort sagte er, er wolle den Erdgeist kommen lassen, las in einem Buche und es kam Jemand, mit dem er sich unterredete. Der Erdgeist bezeichnete ihm einen Gang, wo das Erz stehen sollte. Der Fremde schlief bei ihm in Schierke auf der Bank, gab ihm am andern Morgen einen Zettel, den sollte er alle vier Wochen weiter legen, aus einer der vier Ecken in die andere. Er solle es aber nicht versäumen. Es stand darauf „Alles in Allem." Er versäumte es aber über die Zeit, da war sein Zettel verschwunden. Nach einer andern Erzählung ging nur ein Schierikaner, Namens O. mit nach dem Mönchenloche und als der Fremde zu lesen begann, „da war es als kämen die Klippen und die Bäume herunter."

---

353. Der große Mann.

Auf der Hütte in Schierke zeigte sich in der Ecke stehend oft ein großer Mann. Wenn ein Stück Eisen Nachts abgehackt war und es fiel in diese Ecke, so ließen die Leute aus Furcht es dort liegen.

Ein Hüttenmann in Schierke ging während der Arbeit in Schierke über's Wasser, da stand der große Mann aus der Hütte und warf ihn in den Sumpf.

---

354. Der Schmiedebrunnen.

Ein Hüttenmann in Schierke holte Wasser aus dem Schmiedebrunnen. Da stand ein Gespenst und er goß das Wasser wieder aus. Als er wieder nach der Schmiede kam war das Wasser, das sich noch in dem Kruge befand, Gold geworden.

---

355. Feuer in der Andreasnacht.

In einem Garten auf dem Schierke ſieht man in der Andreasnacht ein Feuer brennen.

---

356. Der Kindtaufsvater von Schierke.

Ein Kindtaufsvater will einkaufen und ladet unterwegs den armen Sünder vom Galgen, der erſcheint und ladet ihn wieder ein. Als er hin kommt, ſteht ein Tiſch gedeckt unterm Galgen, und der arme Sünder ermahnt ihn am Galgen jedesmal ein Vaterunſer zu beten.

---

357. Der Pferdekult und der Kaiſerſumpf.

Aus dem Pferdekult zu Schierke, wo die Pferde durchgeritten wurden, werden die kleinen Kinder, auch die Kälber herausgezogen. Eben ſo aus dem Kaiſerſumpf, welcher ſeinen Namen von der Kaiſerwieſe hat, die einem verſtorbenen Manne Namens Kaiſer gehörte.

---

358. Der Wehrſumpf.

Die Kinder werden in Elend aus dem Wehrſumpfe in der Bode geholt.

---

359 Elend.

Die Gegend von Schierke und Elend am Brocken ſoll einſt viel von Räubern gelitten haben. Wo jetzt Elend ſteht, ſoll früher nur eine Sägemühle geweſen ſein; da iſt der Sägemüller einſt von Räubern überfallen und zwiſchen das

Räderwerk geworfen. Wie nun die Räder angefangen haben ihn zu zermalmen, hat er ausgerufen: „o Elend, o Jammer!“ und daher hat die Stelle den Namen Elend erhalten.

Die Jungfrau von der Elendsburg.

360.

Im Elendsthale iſt eine große Klippe, darin wohnt eine Jungfer, die zeigt ſich zwiſchen 11–12 mit einem ſilbernen Schlüſſel, wer daran rührte, bekam eine Ohrfeige. Einem Hüttenmann ſchenkte ſie Knöpfe, er ſchüttete ſie auf dem Schierke ins Waſſer, da klimperte es und war Gold. Bei der Höhle oder dem Keller, worin ſie wohnt, iſt Waſſer, in ihrem Keller Gold. Sie winkt und will erlöſt ſein.

361.

Wem die Jungfer von Elend ihren ſilbernen Schlüſſel hin hielt, der ſollte ihn mit einem Stocke hinnehmen. Das that ein Köhler, da öffneten ſich durch den Schlüſſel drei Thüren, dann kam er in eine Höhle, da ſtanden geſattelte Roſſe, dahinter lag Pferdemiſt. Er mußte ſich davon mitnehmen, als er aber über eine Brücke ging, ſchüttelte er ihn ins Waſſer, da klingelte er und war Gold. Nach andern hieß der Köhler „Hanmichel“ und die Jungfer legte ſich zu ihm auf die Bank.

362.

Der verſtorbene Spormann in Elend träumte, er ſolle nach der Elendsburg oder der Elendsklippe kommen, ging hin und holte einen Eimer voll Gold heraus. Davon, ſo erzählt man ſich, iſt das ſtattliche Gaſthaus „zur deutſchen Eiche“ erbaut. Es ſteht aber noch ein Eimer voll Gold in der Elendsburg.

363.

Ein anderer Spormann träumte, er ſolle einen Koffer voll Gold aus der Elendsburg holen. Als er hin kam, lag eine blutige Pferdelende da. Er fluchte, denn er meinte, ſein Traum hätte ihn betrogen; ſogleich war die Pferdelende verſchwunden und von dem Golde der Elendsburg bekam er nichts.

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

364. Die braunschweig-hannöversche Grenze zwischen Elbingerode und Hüttenrode.

Unweit des Rübelandes ist im Schwefelthale die braunschweigische und hannöversche Grenze, die zugleich die Grenze der Ortschaften Hüttenrode und Elbingerode ist. Auf der Grenze ist eine Quelle, die früher eine zu Braunschweig gehörige Papiermühle trieb. Ein Schweinhirt hütete die Schweine im Schwefelthale beim Rübelande, dabei wühlte eine Sau die oberste Seite einer Glocke bloß, die in der Erde verborgen war. Der Schweinhirt machte Anzeige von der Glocke, und da diese gerade auf der Grenze von Elbingerode und Hüttenrode lag, so kamen Elbingeröder und Hüttenröder darüber in Streit. Sie machten aus, wer am nächsten Morgen zuerst an Ort und Stelle wäre, solle die Glocke haben. Die Hüttenröder machten sich gegen die getroffene Abrede schon vor Mitternacht auf. Als sie die Glocke geladen hatten, hörten sie die Elbingeröder von Ferne kommen. Schnell jagten sie davon und verloren unterwegs den Lenz von der Axe, da steckte ein Hüttenröder schnell den Finger vor und das Rad schlug ihm den Finger ab. Darum heißen

die Hüttenröder jetzt noch „Stummelfinger“ oder „Stumpelbumen“ und „Klockendeif“. Sie behaupten aber, daß die Elbingeröder zu spät nach Mitternacht ausgefahren wären und darum heißen die Elbingeröder „Langeschläfer.“

Zum Wahrzeichen dieser Begebenheit ist an der Stelle, wo die Glocke ausgewühlt wurde, die Quelle entsprungen. Es ist schon versucht, ihr unter der Erde nachzugehen, aber man kann nicht finden, woher sie kömmt und doch ist sie so stark, daß sie die Papiermühle trieb, die ungefähr 1849 abgebrannt ist.

---

365. Musik am Pferdekopfe.

Vom Pferdekopfe zwischen Schierke und Elbingerode her kommt alle Jahr eine herrliche Musik und geht bis an den Teich am Mangelholz. Dies soll aus dem 30jährigen Kriege herrühren. Dort sollen vor dem Pferdekopfe auch alte Waffen gefunden worden sein.

---

366. Der Galgenberg bei Elbingerode.

Am Galgenberge steht Geld. Vier Männer beschlossen beim Solospiel es zu holen. Sie gingen hin und fingen an zu roden. Da kam zuerst Einer mit den Krücken, dann Einer mit der Molle und fragte, ob er den auf den Krücken wohl noch einholen könne. Darauf kommt Einer in einer Kutsche mit zwei Ziegenböcken und fragt, ob er den mit der Molle wohl einholen könne. Da sagte einer der Männer: „Ins drei Teufelsnamen über alles Gefrage!“ und Alles war fort. Auf derselben Stelle ereignete sich die Geschichte vom Glockendiebstahl.

Das Elbingeröder Zwergloch.

367.

(In der Mundart von Elbingerode).

Hier ungene in Dale liet ne Klippe un da is et Quargeslock inne. Under den Locke liet ne Möhle, un da inne hat sollen ne Hochtiet sein. Alsau hábbben se nu kein Geschirre da eben, wat da nu tau gehört tau dá Hochtiet. (Hábben Se denn Apptiet en Schnäppsken de drinken?*) Dat hábben dá Männke schon ewußt, un wie se nu obstat, da steit dat Gescherre da tau der Hochtiet. Wie dá Hochtiet vorbie is, da werden dei Lüte dat öwerdrifftig, weil dei Männke da de vele Wirthschaft emackt hábben, un beklaen sick gegen en taugereiseten Herren, wu dat woll wäre, wu se dei Twerge wol los wörren. Da fänget dieser Herr an un secht: dei könnten se los wörren, wenn se nu herkömen un backten Brod wedder, denn sollen se ne Hand voll Kemmel nehmen un sollten den mank den Surdeig smieten, un wenn se kemen de Twerge un ebten von den Broe, von nu an wörret taun Enne. Sein se**), un da sind se nich wedder ekommen.

368.

Die Zwerge von Elbingerode stellten besonders den Wöchnerinnen und den Kindern nach. Zwischen den beiden Mühlen bei Elbingerode soll früher ein Stein mit drei Kreuzen gestanden haben, zum Zeichen, daß dort die Zwerge der Kindermutter ein Kind abgenommen. Die Kindermutter wollte einst ein Kind zur Taufe bringen, da hatte sie ein Zwergeskind. Ein alter Vater der Erzählerin hatte den 7jährigen Krieg mit durchgemacht, der gab den Rath: sie sollte es schlagen, so bekomme sie ihr Kind wieder. Der bekannte Zwergspruch lautete in Elbingerode:

---

*) So unterbrach sich hier — es war am Morgen des ersten heiligen Ostertages 1855 — der Erzähler, ein armer Elbingeröder Waldarbeiter, indem er glaubte, den Sammler der Harzsagen bewirthen zu müssen.

**) Gehen Sie.

So bin ich doch so alt,
Wie der Schimmelwoolt,
Dreimal gehackt und dreimal gekohlt.

Von den Kindtaufen holten die Zwerge Alles fort, wie sie denn auch Eheleute und Verlobte neckten. Eine Sechswöchnerin ging um Michaelis in ihren Garten, der voll von Haselnüssen war, am Berge unweit des Zwergloches. Da hörte sie ein Geräusch und eine Stimme sprach:

Härrst du nich bie'k den brunen Dust un Valdrian,
Eck woll' met diek de Klange gan,
Et hinderste Enne soll vorne stahn.

Als die Zwerge auf einer Hochzeit in Elbingerode einst unsichtbar Alles aufgegessen hatten, kam am andern Tage zu der jungen Frau ein Zwerg und bettelte um die Ueberbleibsel von der Hochzeit, hatte aber nur seinen Spaß mit ihr. Der Zwergkönig Echwaldus hielt sich in einer Mühle bei Elbingerode auf.

---

369. Zwerge von Königshof.

In dem hannöverschen Orte Königshof bei Elbingerode waren Zwerge und Zwerglöcher.

---

370. Die weiße Jungfrau auf der Susannenburg.

Auf der Susannenburg war eine weiße Jungfer, die zog jede Woche Linien und hing Wäsche auf.

---

371. Papenberg.

Bei Elbingerode, nach dem Königshofe zu, ist der Papenberg. Dort steht ein Kranz auf der Wiese, wo eine

Kirche geſtanden haben ſoll. Auch dort zeigt ſich eine Jungfrau und zog Linien zum Wäſcheaufhängen.

---

372. Prophezeiung.

Zum Nachtwächter in Elbingerode ſoll während des Tutens drei Nächte hindurch ein Mönch gekommen ſein und ihm geſagt haben, er ſolle Folgendes bekannt machen: Im Jahre 1850 würde ein Blutbad werden, und 1851 ſolle ein ſo reiches Jahr ſein, daß die Kinder auf der Straße mit harten Thalern ſpielen würden.

Sagen von Sorge und Vogtsfelde.

373. Wiechmannshausen und der Schatz zu Vogtsfeld.

(In der Mundart von Vogtsfeld.)

Hier under unsen Huse soll en Kelder sien. Da hat denn dei Jude Wiechmannshusen heimlich Geld emakt un in den Kelder stahn laten. Nu hät e noch en Collegen hat, dei hät Itzig eheeten. Wie nu dei Lüde derhinder kommen sind, da is dei Itzig heimlich foort emakt un dei Wiechmannshusen hät den Kelder mit den Gelle tausmieten laten un dat Geld ook mit, dat se dat nich hät sollt sinnen. Un bis hütiges Dages seen (sagen) se, dat Geld steckt noch in den Kelder. Da mag dei Itzig nu na der Facterie in Sorge gan sien un sick da längere Tiet hebben opeholen, un hät da mal en betten de gut elewet un Wien edrunken un mag da naacher eplatzt sien. Dei Blautfleck is jetzt noch de sein. Et speuket da nu ok derven, un denn huelen de Hunne. Düsser Wiechmannshusen dei is naacher ook estorben. Den hebben se wieder nist konnt aafhebben, weil se doch dat Geld hebben nich konnt sinnen. Na, nu is doch einmal dei Sage west, dat da dat Geld stecke, da hebben sek mehrere Lüde desamme maakt un hebben wollt den Schatz heben. Dat hät nu most de Nacht um twölwe sien un denn hebben se nich dorft derbie spräken. Wo dei Schatz e legen hät, da mag immer en

blaues Füreken ebrennt hebben. Wie dei Lüde nu hebben aanefängt de graben, da mag nu dei Itzig un Wiechmanns-husen, dei Gespenster ekommen sien. Nu hábben dei beiden Gespenster hábben nu 'n Galgen ebut. Nu hábben dei Lüde schon en Kessel vull Geld ebat un hábben den nu wollt heben. Nu fángt dat eine Gespenste aan un sácht: der mit den roden Kragen, der kimmt dererst an den Galgen. Da sácht e: »I so soste doch den dausenden Jammer krien,« un da geit et: kling! un da is alles verswunnen, dat Geld un dei Gespenster un Alles.

---

374. Kinder im Wehrsumpfe.

Die Kinder sitzen in Vogtsfeld im Wehrsumpfe in der Bode beim Wassermann.

Die Hüttenmännchen (oder: das Hüttenmännchen) zu Vogtsfeld und Sorge.

375.

Die Hüttenmännchen von der Neuhütte zwischen Sorge und Vogtsfeld saßen auf der Eisenwage und im Wasser am Hammerstock, wenn die Frauen einfüllen wollten. Eine Frau zu Vogtsfeld wollte Klinze (Klümpe, die auch Düwekens heißen) aufsetzen, da hüpfte das Hüttenmännchen auf der Ziege umher. Da ließ die Frau vor Schreck den Teich fallen. Man freute sich übrigens, wenn man es sah. In Sorge sagt man: es hatte einen grauen, in Vogtsfeld: es hatte einen grünen Rock, ein Schurzfell und ein Gesicht wie ein harter Thaler, Abends sah das aus wie Feuer. Das Hüttenmännchen wandelte an den Bergen umher. Am Weihnachtsheiligenabend, wo es sich besonders bemerkbar machte, ging es in der Schmiede wie zehn Gebläse (Blasebälge.) Ein alter Mann konnte von 12 — 1 dort in dieser Nacht währenddem nicht vom Flecke kommen. An einem Sonntag Abend hüpfet das Hüttenmännchen von einer Hammerwelle zur andern.

376.

Ein wirklicher Hüttenmann nahm vor Jahrhunderten den Spett (die eiserne centnerschwere Stange, womit das Eisen aus dem Feuer gebrochen wird) und schlug nach dem Geist, dem Hüttenmännchen. Diesen steckte es in's Feuer und man fand nur noch seine Beine, die daraus hervorguckten.

377

Das Hüttenmännchen saß auch einst im Kohlenmaße und sagte zu dem Kohlenmesser: »Es kuckt!« Der Kohlenmesser glaubte nicht, daß Jemand da wäre. Da sagte er: »Es kuckt net!« Da antwortete es wieder: »Es kuckt!« Der Kohlenmesser sagte: »Stich ihm ein Auge aus!« Da stach es ihm ein Auge aus.

378.

Das Hüttenmännchen erschien Sechswöchnerinnen. Man sagte den Kindern: Das Hüttenmännchen kommt und holt dich.

---

379. Der Erdgeist in Sorge.

In Sorge zeigte sich der Erdgeist oder das Hüttenmännchen, und dann war Nahrung genug da. Nachher ließen die Leute ihm aus Dankbarkeit rothe Kleidung machen, da weinte der Erdgeist und mußte fort und die Nahrung wurde schwächer.

---

380. Der Stein mit dem Kreuz am Tostborn.

Wenn man nach Silsheim geht, ist da ein Quadratstein, worauf ein Kreuz gehauen, auf dem Wege, gerade am Tostborn. Auf dem Steine saß der Teufel mit einem Sacke voll Geld. Andere sagen, da sei das Kind einer fremden Jüdin begraben.

---

381. Die Hütten auf dem Harze.

Auch in Sorge ſagt man, daß eine große Anzahl von Hütten auf dem Harze in Einer Nacht abgebrannt ſeien. Einige ſagen, der Teufel, andere Kaiſer Ottos Miniſter hätten das Feuer angelegt.

Sagen von Braunlage.

382. Der Wormsberg bei Braunlage.

An der östlichen Seite des Wormsberges, der etwa ¾ St. von Braunlage nach dem Brocken zu liegt und nächst dem Brocken der höchste Gipfel dort ist, geht eine Treppe von hingelegten Ackersteinen hinauf. Auf der Spitze des Berges findet man jetzt zuerst das Signal von der neuesten Harzvermessung, daran vorbei führt jener steinerne Weg zu einem Steinhaufen. Diese Steine sollen jeder 2—3 Fuß groß und so hoch wie eine Stube übereinandergeschichtet sein. Es wurde mir erzählt, daß dort ein heidnischer Tempel gestanden habe, zu dem jener Steinweg den Berg hinangeführt habe.

Der Kappelfleck.

383.

Zwischen Wieda und Braunlage ist der Kappelfleck (Capellenfleck). Da ist früher ein gespenstischer Markt gehalten. Ein Fuhrmann fuhr dort durch, da hielten die Geister Markt. Er kaufte dort einen Zaum, als er nach Hause kam, hatte er den Zaum nicht mehr, aber das Geld, das er dafür gegeben hatte, steckte wieder in seiner Tasche.

384.

Ein Köhlerjunge kam auf den Markt am Kappelflecke, dem war gesagt, wenn einmal wo Markt sei, solle er sich einen neuen Zaum kaufen. Nun fühlte er, daß seine Taschen voll Geld waren und kaufte zwei Zäume. Am Tage aber waren es Lumpen.

385.

Einem alten Kantor huckte auf dem Kappelflecke ein Geist auf.

386.

Ein Köhlerpferd trat dort mit dem Hufeisen einen Koffer los, das Geld holte der Köhler nachher.

387.

Auf dem Kappelflecke ist ein Born. Ein Köhlerjunge sollte die Pferde suchen. Als er bei den Born kam, schwamm darauf eine große Glocke, die war ihm beschеert. Sie kam, daß er sie greifen konnte und er trug sie nach der Köthe. Sein Meister verlangte aber, er sollte sie wieder hintragen, das geschah auch, da that sie einen Klang, daß der Junge taub wurde. Nachher ist sie nicht wieder zum Vorschein gekommen.

388.

Einst sollte die Glocke auch ausgegraben werden, da kamen Mäuse, die waren vor eine Molle gespannt, und immer mehr. Die hintern fragten immer, ob die andern schon lange durch wären, die Leute antworteten endlich: nein. Da fiel die Glocke wieder hinein.

Achtermannshöhe.

389.

Auf die Achtermannshöhe sollte der Böse über Nacht ein Schloß bauen, dafür war ihm eines Mannes Seele verschrieben, die Steine wurden mit 100 Mäusen zusammengefahren. Dem Hahn stopfte der Teufel den Hals zu, damit er nicht krähen und den Tag verkünden könnte. Die Frau des Mannes aber, dem er das Schloß bauen sollte, erschreckte den Hahn, indem sie auf ihre Schürze schlug; da vermochte er doch zu krähen. Der Teufel brachte eben den Trittstein, der liegt nun noch da und ist ein breiter Stein; er befindet sich ¼ St. von der Achtermannshöhe. Das ganze Schloß auf Achtermannshöhe wurde also nicht fertig und die Seele des Mannes, der sich ihm verschrieben hatte, wenn er es zu Stande brächte, war gerettet.

390.

Es wird auch erzählt: die Steine auf der Achtermannshöhe brachte ein großer Mann mit Eseln dahin; oder auch: die Achtermannshöhe entstand durch die Sündfluth.

Die weiße Jungfer und das Gewölbe vom Königskruge.

391.

Die weiße Jungfer am neuen Schlosse, dicht beim Königskruge, eine Stunde von Braunlage, winkte Jemand. Dort sind eiserne Thüren, die unterirdische Schätze bewahren mögen.

392.

Am neuen Schlosse steht ein zinnerner Sarg voll Geld im Gewölbe. Eine Leiche (Sarg) mit 8 Trägern geht am Königskruge. Damit hängt auch die Jungfer zusammen, die am neuen Schlosse geht

Huckepolte.

393.

Die Irrlichte heißen in Braunlage Huckepolte und ſind den Erdgeiſtern verwandt.

394.

Ein Erdgeiſt huckte an der »Ledderbecke« und auf dem Schmiedeberge. Ein Erdgeiſt rief einen Köhler.

---

395. Gänſedreck im Born am Haſelkopfe.

Am Haſelkopfe iſt ein Born, der Haſelköpfer Brunnen. Dahin mag wol ein Silbergang gehen. In dem Born ſoll Gänſedreck ſein, dies ſoll bedeuten, daß Silber dort wäre.

---

396 Graue Männchen in Braunlage.

In Braunlage waren früher graue Männchen (Zwerge.)

---

397. Des Räubers Höhle.

In einer Höhle in der Gegend von Braunlage war ein Räuber Germis (?). Auch von ihm wird erzählt, daß er Pferde gehabt habe, denen er die Hufeiſen verkehrt anſchlug.

Sagen der Grafschaft Stolberg.

Der Auerberg.

398.

Im Auerberge soll ein güldner Altar sein.

399.

Am Auerberge gruben die Venetianer Zinnober und »unterhöhlten dadurch den früheren Thurm, der viel höher war als der jetzige.«

400.

Jäger Ofenloch traf die Venetianer auf dem Auerberge und wurde von ihnen nach Venedig versetzt. Zuletzt erhielt er von ihnen eine gebratne Gans auf den Weg und mußte sich in einen Trog legen, da war er gleich wieder auf dem Auerberge. Mit den Seinen zerlegte er die Gans zum Abendessen und sie fanden darin statt Borsköpfeln Ringe, Geld und Edelsteine. Er hat aber das Loch, wo die Venetianer gegraben haben, nie wieder gesehen. Es ist die Stelle, wo jetzt der Thurm steht.

Eruna, Auerine, die weiße Jungfer

401.

Eine Viertelſtunde von Stolberg liegt der Kloſterkopf, wo früher ein Kloſter geſtanden hat. Auf der Stelle, wo es war, ſteht eine Eiche. Von dieſer Stelle ſoll die weiße Jungfrau ausgehn. Ein Mann fand dort Nachts um 12 friſchen Pferdemiſt, der ſich in Gold verwandelt haben würde, wenn er etwas darüber geworfen hätte. Die Jungfer geht durch die Wälder bis zu dem Holzkopf, der der Taubentritt heißt. Ein Knabe von ſieben Jahren ſoll ſie einſt erlöſen und bekommt dann zwölf Tonnen Goldes dafür, die am Kloſterkopf verborgen ſind. Sie ſieht groß und hager aus, hat große gelbe lange Zähne und große lange Finger. An der Seite hat ſie ein großes Bund Schlüſſel hangen. Sie zeigt ſich auch beſonders im Stolberger Engelgäßchen.

402.

Vor zehn Jahren verbreitete ſich das Gerücht, ſie ſei einer Jungfrau, Sophie Reinz, welche mit einer Frau Holz las, erſchienen. Sophie Reinz ſoll in der Bildergalerie des Stolberger Schloſſes ſodann eine Dame der Familie als diejenige bezeichnet haben, welche ihr erſchienen ſei. Gewiß iſt es, daß ſie bald darauf ſtarb. Wie hinter dem Mädchen, ſo rief ſie auf dem Kloſterkopfe auch hinter einer alten Frau her.

403.

Unter dem Kloſterkopfe fließt ein kleines Waſſer. Nahe am Waſſer iſt eine kleine Erhöhung, darauf ſteht ein Kreuz von rothem Sandſtein, etwa zwei Fuß hoch. Unter dem Kreuz geht ein Gang herein, den die Mönche angelegt hatten und der nach dem Kloſter führte. In dieſen Gang wurden oft auf wunderbare Weiſe Jungfrauen hineingezogen, die dann niemals wieder ans Tageslicht gekommen ſind. Zum Andenken an das Verſchwinden der letzten Jungfrau ſoll das Kreuz geſetzt ſein.

404.

Andere erzählen: Auruna (die auch Eruna heißt) war eine Klosterjungfer, hatte aber ihre Jagd am Auersberge und ihre Hirsche. Sie ging nach dem güldenen Altar, einem Felsen, wo schon mancher Demant geholt ist. Sie trägt ein Bündel Schlüssel. Der Liebhaber der Auruna ist mit 8 Trägern in einem zinnernen Sarge über die Sargwiese unweit des Chausseehauses gebracht. Nicht weit von der Sargwiese ist der Sägemühlenteich. Auruna verwünschte die Sägemühle und sie ist untergegangen. Sie geht über's Hainfeld nach dem Kirchberge.

405.

Es wird auch erzählt: Auf dem Auerberge, der jetzigen Josefshöhe, war schon früher ein alter Thurm, da kam eine Gräfin von Stolberg mit einer Tochter in Wochen. Weil diese nicht auf dem Schlosse geboren war, gehörte sie nach einem Gesetze nicht zur gräflichen Familie. Sie erhielt den Namen Aurine, wurde in's Kloster geschickt und Äbtissin im Kloster Gröningen auf dem Klosterkopfe vor der Stolbergischen Straße: Kaltes Thal Aurine war aber streng und habsüchtig, entzog Vieles der Armuth und vergrub 12 Tonnen Goldes. Eines Abends wurden mehrere Mädchen geraubt, namentlich die Tochter eines Bäckers, ferner eine Braut aus dem Apel'schen Geschlechte. Es klopfte Abends am Polterabende an's Haus, sie ging hinaus und kam nie wieder, wie eine Frau aus dem Apel'schen Geschlechte, deren Mann in ihrer Gegenwart die Sage von der Aurine erzählte, selbst bestätigen wollte. Es ist das Haus, auf dessen Stelle jetzt die Mädchenschule steht. Das dritte Mädchen wohnte in der Stubengasse (am Wasser). Niemand wußte, wo diese Mädchen waren. Da fügte es sich, daß an einem schönen Sommerabende ein Handwerksbursche von Breitenstein nach Stolberg zu wanderte. Da sah er eine Leiche vom Kloster Gröningen her tragen, hörte auch das Geläut der Klosterglocken. Andächtig zog er seinen Hut vom Kopfe und ging der Leiche nach bis dahin wo sie eingesetzt wurde. Auffallend war ihm, daß zwar zwölf Mönche die Leiche trugen,

ſie aber nicht auf dem Kloſter begraben, ſondern weit davon auf dem Fahrwege. Später wurde nachgegraben und es war die zuerſt geſtohlene Bäckerstochter mit einem kleinen Kinde, beide waren aber lebendig begraben. Da wurde das Kloſter zerſtört und die Aurine verflucht. Sie iſt die weiße Jungfer.

406.

Ein weißes Spitzhündchen zupfte einen Holzhauer, Valentin Striegnitz, dreimal nach dem Forſtort Kümmelsrolle über dem ſogenannten Knüppelberge zu, und führete ihn, da er endlich folgte, auf das Kloſterköpfchen. Auf dem Kloſterköpfchen ſtand ſtatt des Hündchens die weiße Jungfer und ſprach: „Valentin, erlöſe mich!“ Wies ihn auch an, mit einer Hacke 12 Tonnen Goldes loszuhauen, ehe dieſe nicht losgehauen und in drei Theile getheilt wären, könne ſie bei Gott nicht zu Gnaden kommen. Das eine Theil ſolle er haben, das zweite Theil die Armen, das dritte Theil das Waiſenhaus. Striegnitz ſollte jetzt die Hacke holen, ging aber nicht wieder hin. Da kam die Jungfer alle Nacht zu ihm vor's Bett mehrere Jahre hindurch, bis er ſtarb. Man hatte endlich die Thür verändert, um der Jungfer den Eingang zu verſperren.

407.

Die weiße Jungfer ſegnete die alte Frau Coldițen ein, die unweit des Kloſters ihren Mann erwartete.

408.

Weihnachten 1852 rief die weiße Jungfer mit furchtbarer Stimme in der Luft: „Hülfe! Hülfe! erlöſe mich!“

409.

Im kalten Thale, wo die Jungfer geht, ſang der Nachtwächter immer: „Ihr böſen Geiſter, packet euch,“ deshalb drehten ſie ihm zuletzt den Hals um.

410.

Es wird auch erzählt: Die weiße Jungfer geht alle 7 Jahre nach den verborgenen Schätzen auf dem Klosterköpfchen.

411.

Andere sagen: Die Jungfer zeigt sich auch besonders um Johanni in der Grasezeit. Sie hat sich verwünscht, zeigt sich alle 7 Jahre.

412.

Am Andreastage kann das Geld der Jungfrau auf der Orgelwiese (Organistenwiese) gehoben werden.

Hunniskirche. Hunrot.

413

Bei Rodisham liegt die Hunniskirche.

414.

Auf dem Hunrot wohnten Hunen oder Riesen. Als sie vertrieben wurden, ward der Erdboden roth von Blut. Darum heißt es Hunroth.

415.

Die Hundskirche liegt auf dem Nußhain. Die Hunnen hatten dort einen Götzentempel, wird erzählt. Später wohnte auf dem Hunroth der Riesenkönig Hun, genannt Rolandi, der noch am Rathhause zu Nordhausen abgebildet ist. Dieser Rolandi in Nordhausen hatte vier Söhne. Alle waren starke Männer, davon steht einer in Mühlhausen, einer in Neustadt unter'm Hohnstein u. s. w.

Bielstein und Hainfeld.

416.

Zwischen Rodishain und dem Hainfelde bei Stolberg ist ein Bielstein. Es zeigen sich dort Bär und Hund. Zum Schäfer Hartung vom Hainfelde kam ein Hund und fuhr unter die Schaafe. Einem andern Schäfer ging's ebenso. Kein Schäfer darf jetzt in die Nähe des Bielsteins kommen. »Gott hat dort ein Zeichen gemacht wegen der Abgötterei, die dort getrieben ist.«

417.

Ueber dem Hainfelde liegt der Kirchberg, da soll die Kirche von Kleinschmiedehausen und Hainichen gewesen sein.

418.

Ein Mann hatte Früchte nach Nordhausen gefahren und kam mit dem leeren Wagen zurück. Ein kleines graues Männchen nahm die Pferde beim Zügel und führte sie wohin sie sollten. Es verschwand und so fanden sie das Hainfeld.

419.

Auf dem Hainfelde liegt ein Schatz, den wollten einst zwölf Männer heben. Sie kamen auch wirklich auf eine Braupfanne voll Geld und steckten schon die Hebebäume in die Ringen. Da ließ der Teufel zuerst einen Hasen mit drei Beinen vorlaufen. Dann kam ein Wagen auf drei Rädern, bespannt mit vier Ziegenböcken, und auf dem Bocke saß ein Mann ohne Kopf. Eine Ecke drauf, da kommt Steppen oder der Satan selber mit einem Pferdefuß und einem Menschenfuß, einer wassergrünen Hose und einem scharlachrothen Kleide; seine Augen blitzten wie Feuer. »Ja, sagte er, das ist gut, daß Ihr es habt. Ich muß aber Entschädigung dafür haben. Wenn ich den mit der rothen Weste (einen Ilefelder) haben soll, so will ich Euch den Schatz nicht mehr vorenthalten.« Da sagte der Ilefelder: »Ich will Dir

was .....« Da lachte der Böse höhnisch und der Kessel versank, die Hebebäume flogen in die Luft. So wird in Stolberg erzählt.

Georgine (Eruna), der Erdgeist oder die Jungfrau vom silbernen Nagel.

420.

Am Markte, im Kaufmann Kerst'schen Hause, wohnte ein Steiger, der suchte Silber, konnte aber nichts finden. Da erschien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragte, was er da suchte. Er sagte es. Sie sprach, wenn er sie erlösen und ihr nicht vorhalten wolle, daß sie ein Geist gewesen sei, so wollte sie ihn heirathen. Er willigte ein. Sie hielt einen silbernen Nagel in der Hand und sagte, wo sie den silbernen Nagel einschlüge, solle er auch einschlagen. Sie schlug den Nagel ein unter dem Auerberge und der Schacht heißt noch: »der silberne Nagel,« ein Wegweiser weist dahin am Wege nach dem Auerberge (Josefshöhe.) Einst verunwilligte sich der Steiger mit seiner Frau und sagte: »O du erbärmlicher Erdenkloß! Dich hab' ich erst erlöst!« Seitdem gerieth der silberne Nagel in Verfall.

421.

Andere erzählen: Die Jungfrau vom silbernen Nagel hieß Georgine. Ihr Nagel war 6 7 Zoll lang, die Silberader 7 8 Fuß stark. Sie stürzte sich zuletzt in den Schacht und man fand seitdem keine Erze mehr. Oft sahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeist, welcher diese Georgine war, aber nur wie einen Schein, dann war sie wieder verschwunden. Als Fremde einst auf ihre Kosten das Bergwerk wieder aufnehmen wollten, hörten stolbergische Arbeiter eine wundervolle Musik in der Teufe. Sie gingen der Musik nach und fanden zwei tanzende Personen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperson. Da sie sie aber genau ansehen wollten, verschwunden sie in einer Ecke, wo die starke Erzader wiedergefunden war. Dies wurde einem Stolberger Officianten gemeldet, der sprach: »O, ihr Thoren, was wollt ihr Fremden

dieſe Erze laſſen? Laßt ſie ſtehen für Stolberg.“ Sie mußten dieſen Gang wieder verſchütten, nun finden ſie aber keine Erze wieder. Die Bergleute behaupten, daß die Erze von dem Berggeiſte insgeheim erhalten würden.

422.

Der ſilberne Nagel gibt ſeine Schätze nicht eher wieder her, als bis ein Roſenſtock von 7 Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schloſſe zu finden iſt.

---

423. Geiſterkirche zu Stolberg.

In Stolberg wird die Chriſtmette zu Weihnachten am Chriſtmorgen um halb ſechs Uhr ſehr feierlich gehalten. Eine alte Frau ſtand des Nachts um 12 auf und meinte ſchon die Zeit verſchlafen zu haben, um zur Chriſtmette zu gehen. Sie machte ſich alſo mitten in der Nacht auf, ſah auch ſchon die Kirche erleuchtet, die unter dem Schloſſe am Berge liegt. Die Thür ſtand offen, ſie ging hinein und ſetzte ſich in ihren Stuhl. Nach einer Weile drehte ſie ſich um, da ſah ſie mehrere Bekannte als Geiſter um ſich ſitzen, die vor Kurzem geſtorben waren. Daran bemerkte ſie erſt, daß ſie unter lauter Geiſtern ſaß und eilte aus der Kirche. Indem ſie aus der Thür ging, wurde die Thür hinter ihr zugeſchlagen. Die Thür faßte ein großes Stück von ihrem Mantel, der wurde ſogleich durchgeriſſen und das Stück vom Mantel wurde am andern Morgen auf dem Altar gefunden.

---

424. Heidecke.

Die Frau eines Webers, der Heidecke hieß, war krank in Stolberg und er machte ſich noch Abends nach zehn Uhr auf zu einem berühmten Doctor in Urbach. Zehn Minuten von Stolberg, auf der Schützenwieſe, welche an den Antoniuskopf ſtößt, ſah er ein Feuer, daran wollte er ſeine Pfeife anſtecken, denn er meinte, daß es von Waldarbeitern

angezündet wäre. Er legte sich also eine Kohle auf die Pfeife, aber sie erlosch und die Pfeife brannte nicht an. So hob er eine andre auf, aber sie erlosch wieder. Da bemerkte er, daß es ein Geldstück geworden war, steckte das Stück bei und nahm noch mehrere zu sich. Als er nun fort wollte, war er von Geistern gehemmt und konnte nicht fort, hörte auch eine Stimme rufen: er solle mit dem Gelde der Armen, des Waisenhauses und der Kirche gedenken. Darauf ging er seiner Wege, und die Frau wurde geheilt. Er selbst lebte aber nur noch einige Jahre und erfüllte in dieser Zeit das Gebot der Geister. Der Kirche übergab er einen silbernen Kelch und eine silberne Kanne, die beim Abendmahle gebraucht werden und woran der Name Heidecke stehen soll.

425. Das graue Männchen

zeigt sich in den Straßen und in den Wäldern von Stolberg.

426. Die Ustrunger Butterberen.

Eine Frau in dem zwei Stunden von Stolberg entfernten Dorfe Ustrungen nahm aus einer Dose mehrere Prisen und warf sie in das Butterfaß, dann hatte sie jedesmal reichlich Butter. Das sah eine andre, nahm ihr etwas aus der Dose und auch sie hatte sogleich reichlich Butter. Als sie aber ihre Butter nach Stolberg zum Verkauf tragen wollte und im Walde an den Berg kam, der der Kreuzstieg heißt und ein halbes Stündchen von Ustrungen entfernt ist, (es steht auf dem Kreuzstiege ein schönes Försterhaus), da trat ihr aus der dichten Waldung plötzlich ein Mann entgegen, welches der Teufel gewesen sein mag. Er fragte, was sie zu verkaufen hätte. Butter, antwortete sie. Nein, antwortete er, sie hätte keine Butter, sondern Kuhdreck zu verkaufen, griff ihr in den Korb, und warf die Butter an die Erde, welche auch wirklich Kuhdreck war. Seitdem heißen die Ustrunger Butterfrauen in Stolberg bis auf diesen Tag nur Ustrunger Butterberen.

Entſtehen der Räders-See

427.

Eine und eine halbe Stunde von Stolberg, eine halbe Stunde von dem Dorfe Stempeda, oder wie es dort gewöhnlich genannt wird Stempe, ſoll vor Zeiten ein Hüttenwerk geſtanden haben, jetzt ſteht daſelbſt ein großer Teich, genannt die Räders-See. Ihr Waſſer iſt grün, die Fiſche darin ſind ganz mit Moos bewachſen. Von dem Entſtehn der See wird Folgendes erzählt: Ein Werkführer in dem Hüttenwerke legte breite Silberplatten zurück und verbarg ſie unter die Dielen, ſo daß er ſie ordentlich einlegte. Das that er nur, um das Silber wieder für den Grafen einverzubeten, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte es und verrieth es. Wenn damals ein Bergmann nur Weniges geſtohlen hatte, mußte er ſterben, und darum wurde der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem jetzigen John'ſchen Gaſthofe gerichtet. Dabei nahm er eine Semmel in die Hand und ſagte: ſo rein und unſchuldig als die Semmel wäre auch er, und ſo gewiß er unſchuldig gerichtet würde, ſo gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblicke untergehen, wo ſein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorſchein kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden erſten gewiſſe körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haſelruthe fände, die in Einem Schoſſe ſieben Fuß hoch geſchoſſen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewandt werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblicke, wo des Werkführers Kopf fiel, ſoll in der Hütte ein Mann, (welches die Erſcheinung des Werkführers war) geſtanden und das Triebrad mit Einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Waſſer, wie es noch jetzt zu ſehen iſt, und ſoll von dem verſunkenen Räderwerke die Räder-See heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann ſollen hinein getaucht und auf ein Gebäude geſtoßen ſein, der Hallore auch einen Ring von einem Einer mit emporgebracht haben, aber ſelbſt für tauſend Thaler wollte keiner zum zweitenmale hinein, denn ſie waren unten von Geiſtern gepeinigt. Der Hallore brachte eine Kachel mit herauf. Was die Ruthe

anlangt, so soll sie im alten Stolberg von Graf Josef gefunden, eine Hagedornruthe sein und in der Rüstkammer stehen. Er brauchte nur damit auf das Wasser zu schlagen und Alles hätte in alter Pracht wieder da gestanden.

428.

Der Schäfer von Stempeda erzählte, der Werkführer habe einen hohlen Zahn gehabt, den habe er jeden Tag mit Gold gefüllt und mit dem so angesammelten Golde habe er dem Hüttenherrn ein Geschenk machen wollen. Ehe er indessen das Gold dem Hüttenherrn übergeben konnte ward entdeckt, was er that, und er selbst gerichtet.

Die Hebamme und die Kinder in der Räder-See.

429.

In Rodishain, welches früher ein Kloster gewesen sein soll, war eine Hebamme, bei der klopfte es Abends nach zehn Uhr. Da stand eine Kutsche mit vier Schimmeln vor der Thür, sie mußte sich in die Kutsche setzen und die vier Schimmel fuhren in die Räder-See, wie auf einer Straße. Unten in der Räder-See fand sie mehrere Familien (Hütten- oder Bergleute, die das Geschäft der frühern Bergleute unterirdisch fortsetzten), auch eine Wöchnerin. Es ward ein Knabe geboren. Die Hebamme mußte sich drei Tage aufhalten, wurde reich beschenkt und ward ihr versprochen, so lange Rodishain stände, sollte dort keine Feuersbrunst sein.

430.

Andere erzählen Folgendes: »Die Hebamme hat der Geist von Pastors gelangt, die in Wochen waren.« Die Tochter von der Hebamme fand das Tuch ihrer Mutter an der Räder-See. Als Pastors Taufe hatten, haben auch die im Wasser getauft. Die Gevattern des Pastors und des Geistes tanzten auf der Wiese beim Försterhause. Sie hatten nur einen

kleinen buckligen Mann, der sich dazu erboten hatte, zum Musikmachen, es war aber, als wären es ein halb Mandel Musikanten gewesen. Der bucklige Musikant sagte: er müßte doppeltes Lohn kriegen. Da sagten die Geister: dann sollte er zwei Buckel haben. Da hatte er zwei Buckel. — Die Geister wünschten den Rodishaynern, daß kein Feuer aufkommen solle.

431.

Auch sonst wird erzählt, daß ein Zwerg oder Berggeist Rodishayn gewünscht habe, daß dort kein Feuer entstehen solle. Der Wunsch soll auch so gelautet haben, daß Rodishayn eher durch Feuer als durch Wasser untergehn solle. Man sagt auch, daß in Rodishayn keine Feuerspritze gehalten würde.

432.

Nach Andern sagte ein Weib: so gewiß wie ein Schloß in der Räder-See unterginge, so gewiß käme in Rodishayn kein Feuer auf.

433.

Aus der Räder-See werden Kinder geholt.

434.

Ein gespenstischer kleiner Junge saß vor der See.

435.

Räder-See ist grundlos.

---

436. Rodishayn und die Taterin.

Eine Taterin erwartete ihre Niederkunft, es wollte sie aber Niemand aufnehmen, nur die Rodishayner. Da wünschte sie, daß in Rodishayn niemals Feuer aufkäme.

---

437. Der tanzende Geiſt.

Alle 7 Jahre tanzt Einer bei dem Kreuze zwiſchen Stempe und Rodishayn mit dem dreieckten Hute.

438. Die Hebamme im Neuſtädter Teiche.

Im Reichenwinkel in der Neuſtadt in Stolberg wurde eine Hebamme gerufen und vor den Neuſtädter Teich geführt. Das Waſſer ſchied ſich vor ihr, ſie mußte einer Wöchnerin beiſtehn und erhielt ein Knäuel Garn, davon konnte ſie ihr ganzes Leben lang Strümpfe ſtricken.

439. Kinder aus dem Röhrenteiche.

Die Kinder werden in Stolberg aus dem Röhrenteiche oberhalb des Schloſſes geholt.

440. Der alte Stolberg.

Auf dem alten Stolberg, einem Höhenzuge zwiſchen Stolberg und Nordhauſen, ſteht die Grasburg. Eine Glocke iſt auf dem alten Stolberg untergegangen. Eine Sau bezeichnete die Stelle, wo dies geſchehen war.

441. Antoniuskopf.

Ein Waldkopf bei Stolberg heißt der Antoniuskopf. Mancher iſt dort irregeführt.

442. Der Gaukler zu Stolberg.

In der Herrschaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnt und seine schwarze Kunst verlacht. Da baute und zauberte er einen lustigen und schönen Lilienstock auf den Tisch, rüstete sein Pferd, führte es an die Pforte und sprach: »Laßt mich und meine Kunst zufrieden, oder ich haue diesem Lilienstock den Kopf ab.« Da sie ihn nun noch mehr plagten, zog er seinen Dolch, hieb damit eine Lilie vom Zweige ab und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der war todt und blieb todt.

443. Der Puterhahn in der alten Münze.

In der alten Münze zu Stolberg zeigte sich ein Puterhahn.

444. Der Wagen im Bach.

In der Stubengasse fuhr ein Wagen Nachts und verschwand in dem Bach.

Der Ziegenbock.

445.

Auf dem Knüppelberge zupfte vor etwa 42 Jahren ein schwarzer Ziegenbock zwei Kinder an den Kleidern und wollte, sie sollten einen Topf mit Unrath von kleinen Kindern nehmen. Beide Kinder verfiechten und starben früh in Folge des Schreckens.

446.

Der Teufel, sagt man in Stolberg, reitet auf einem Ziegenbock.

447. Der Slowak im Zwilsberg.

Nach dem Zwilsberg hinter dem Stolberger Schlosse ging früher immer ein Slowak (Venediger). Einst bat ihn Jemand, ihn mitzunehmen, da sagte er: er ginge jetzt drei Jahre im Dienst eines Herrn, dem er alle Schätze bringen müsse. Später wolle er ihn mitnehmen, wenn er die Schätze für sich selbst hole. Dieser sah ihn dann nachher auch in den Berg hineingehen, aber ist später nicht wieder gekommen.

448. Die Venetianer

sagten in der Grafschaft Stolberg: der Stein, den man aus der Bach, der Luda, hinter der Kuh herwürfe, wäre oft mehr werth, als die Kuh selbst.

---

449. Das Kurloch.

Im Steinberge bei Buchholz liegt das Kurholz. Darin sind Gänge und Venediger gingen hinein. Unten im Kurloche ist Wasser, wer darüber geht, findet jenseits Gold und Silber. Im Kurloche ist ein großer Stein, der dreht sich wenn man vorbei geht, und läßt den, der darin ist, nicht wieder heraus.

450. Die goldene Schlange.

Einem Mädchen aus Petersdorf erschien die goldene Schlange.

---

451. Der Bär von Breitenstein.

Ein Bär entführte eine Frau aus Breitenstein aus den **Nüssen**, hielt mit ihr drei Jahre Haus und versorgte sie mit Wildbrät und Wurzeln. In seiner Abwesenheit wälzte

ſie einſt das Verwahrniß vor dem Loche ab und kam ganz verwildert nach Breitenſtein zurück.

---

452. Der Geiſt in der Heimkehle.

Unter der Stadt Stolberg liegt eine Mühle, wo ein Müller wohnte, der mehr konnte als Andere. Als er begraben wurde, ſah er zum Fenſter heraus ſeinem eigenen Leichenzuge nach. Er wurde deshalb angeklagt und ſollte verwieſen werden, machte aber dem Pater Vorhalte. Der entkräftete ſeine Beſchuldigungen und ſagte z. B.: mit den Stecknadeln, die er einmal wo habe hingenommen, habe er ein Altargedeck feſtgeſteckt. Er wurde in die Heimkehle, welche 1½ Stunde von Stolberg, rechts vom Dorfe Rottleberode, am alten Stolberge liegt, gebannt.

Zwerge.

453.

Rings um Stolberg wohnten im Walde die Zwerge. Sie zogen zu ganzen Schaaren über der Stadt weg in der Luft mit einer wundervollen Muſik.

454.

In den Taterlöchern zwiſchen Petersdorf und Rüdigesdorf wohnten Zwerge.

---

455. Der Teufelsſchacht bei Strasberg.

Eine Viertelſtunde von Strasberg liegt der Teufelsſchacht, wo Eiſen gegraben iſt. Da arbeitete ein Strasberger Bergmann, dem Niemand gleich arbeiten konnte und ſo beſchwerte

er sich, daß alle seine Kameraden faul wären. Jeden Lohntag (alle 4 Wochen) bekam er einen anderen Kameraden. Endlich aber wollte keiner mehr mit ihm arbeiten. Da meldete sich ein fremder Bergmann und sprach um Arbeit an. Er bekam sie, doch wurde ihm gesagt, er müsse mit einem Manne arbeiten, mit dem noch Niemand habe arbeiten können. Er antwortete: wenn ihm der könne gleich arbeiten, er könne jedermann gleich arbeiten. Am Morgen sagte er, er arbeite für 3 Mann. Der Fremde fing an zu fahren und hing den Karren an. Kaum hatte er eine Stunde gefahren, da war der ganze Vorrath, der schon seit einigen Monaten gelegen hatte, fort. Geh weg und lasse mich losbrechen, du kannst nicht genug loskriegen, sagte er zu dem Andern. Der Strasberger mußte den Karren anhängen, war aber nicht im Stande, so viel fortzuschaffen, als der Andere los bekam. So ging's einen ganzen Monat hindurch. Am Lohntage bekamen sie zusammen 400 Thlr. und 1 Pfennig. Sie schoben den Pfennig hin und her, der Strasberger warf ihn zuletzt in den Schacht, da fuhr der Fremde dem Pfennige nach. Dies war der Teufel, oft mußten die Bergleute unter ihm durchgehen, wenn er die Beine auseinander gespreizt hatte. Jetzt will diesen Schacht kein Bergmann mehr befahren, obgleich der Schacht sehr reichhaltig ist.

---

456. Der Schatz unter der Linde.

Zwischen Strasberg und der Josefshöhe liegt eine alte und sehr breite Linde, welche inwendig ganz hohl ist. Eine Erscheinung führte einst mehrere Männer unter die Linde und bedeutete sie, daß sie daneben an der Stelle, wo jetzt eine Grube ist, einen Schatz heben, aber dabei ja nicht reden sollten. Die Männer fingen an zu graben, stießen auch auf den Schatz und hatten ihn fast an's Tageslicht gebracht. Da erschienen ihnen auf einmal viele Geister, sagten, daß sie ein Opfer haben müßten und beriethen, welchen von den Männern sie nehmen wollten, einer aber sagte immer: den Rothlatz! den Rothlatz! Da rief der Mann, der den rothen Latz an hatte: „ich will nicht' ich mag nicht' nehmt euch einen an-

dern!" Sogleich war der ganze Schatz verschwunden und die Erscheinung ward nicht erlöst. Von jener Zeit rührt noch die Grube unter der Linde her und sie soll alles Mark und Holz aus dem Stamm in sich gesogen haben, so daß nichts als die Borke und die Zweige mehr von ihr dasteht.

Frauenruh.

457.

Als das Schloß Hohenstein zerstört wurde, erhielten die Frauen freien Abzug und die Erlaubniß, mitzunehmen, was sie auf dem Rücken forttragen könnten. Da trug die Gräfin vom Hohenstein den Grafen fort, welcher sonst hätte sterben müssen, ruhte mit ihm auf der Frauenruh und trug ihn dann weiter bis Nordhausen. Er soll nachher der Stammvater des jetzigen stolbergischen und roslaischen Grafenhauses geworden sein.

458.

Unweit des Hohensteins ist die Frauenruh. Dort sah die alte Deichmann aus Ilfeld die Frau Holle in einem weißen Gewande über die Wiese fliegen.

Abhandlungen und Zusammenstellungen.

A. Eine Pfingstbetrachtung *).

Was waren doch das vor zehn bis fünfzehn Jahren noch für andere Pfingsten als heute! Das Wetter war in der Woche vorher und zu Pfingsten selbst nicht immer so schön als diesmal, im Gegentheil, es war manchmal herzlich schlecht, aber wie munter sprangen nicht unsere „Peiasse" in dem Dreck umher, die sich auf den „Pfingstbieren" einfanden! was schadete es, wenn auch die Laubhütten, die man in den Dörfern aufgeschlagen hatte, einmal von Regen tropften? Die Gesichter darum sahen deshalb nicht minder vergnügt aus. Und wurde das Bier in der bekränzten Kanne, aus der man den Gästen den Willkommen zutrank, worin Adalbert Kuhn die Erinnerung an alte Trankopfer sehen will, dadurch schlechter, weil es hineinregnete?

Heute lacht die Pfingstsonne so herrlich, aber es ist stiller geworden zu Pfingsten und der laute Jubel ist mehr

*) Diese Abhandlung wurde Pfingsten 1853 geschrieben und erschien in Nr. 114 und 115 des Magdeburger Correspondenten von jenem Jahre. Da das Publikum in der Regel so manche Frage über das Wesen der Sage an die Sammler hat, so lasse ich sie hier wieder abdrucken, wobei man nicht verkennen wird, daß ein anderer Leser wenigstens einen anderen Zweck vor Augen hat, als die übrigen Abhandlungen und Anmerkungen dieses Buches.

und mehr verstummt. Man kann das alte Leben wohl noch finden, aber es will gesucht sein. So wollen auch wir es heute suchen, indem wir uns heute am Pfingstfeste nicht sowohl in einzelnen Schilderungen, als in allgemeineren Betrachtungen in den Geist des Volkslebens versenken, dem jetzt die literarische Welt mit seinen Sagen, Märchen und Gebräuchen um so mehr Aufmerksamkeit schenkt, je mehr das Volk selbst sich diesen Dingen entwöhnt.

„Wer kann es leugnen — sagte J. W. Wolf im Vorwort seiner hessischen Sagen (Göttingen, Dietrich) — daß die Grimmischen Märchen, wie die andern Sammlungen dieser Art bis jetzt schon von einem unberechenbaren Einfluß auf die Erziehung von Tausenden waren, welche ohne sie mit jenen modischen verschrobenen Fabrikaten eines ganzen Heeres sogenannter Jugendschriftsteller für's Leben verschroben worden wären? Fragen wir die neuen Sammler von Volksüberlieferungen wer ihnen die Liebe und Freude an diesen Ueberlieferungen ins Herz gepflanzt, sie werden alle auf den Grund hinweisen. Aber mit dieser Liebe und Freude ist noch eine andere verbunden, die an deutschem Wesen, die am Vaterländischen, und das ist ein größerer Gewinn als der wissenschaftliche, den wir aus diesen Traditionen ziehen. Sie haben die Erkenntniß des Tiefen und Sinnigen, was in unserm Volke lebt, sie luden Arm und Reich und Jung und Alt und Groß und Klein an eine und dieselbe Tafel, zu einer und derselben Kost, sie halfen den alten, fast erstorbenen Gemeinsinn wieder mehr wecken, sie waren ein Mittelpunkt, um den sich die Höchsten und Niedrigsten einten, und das werden sie mit jedem Tage mehr. Um sie, die Wundererfüllten, geschaart, lernte man das nüchterne Vernünfteln vergessen, wer ihren Geist in sich aufgenommen, den können die raffinirten Romane der neufranzösischen Schule nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müssen diese Ausgeburten einer befleckten Phantasie und verderbener Herzen erscheinen, sobald und wo unser Märchen die reinen bunten Schwingen seiner frischen duftigen Phantasie entfaltet, und im leichten Flug Sterne und Sonnen unter unsern Füßen erscheinen läßt, wenn die sinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längst zum Staub zurückgekehrten Menschenhand spinnt, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz

tritt und jubelnd die alte Festfreude des Volkes an unsern Augen vorüberzieht."

Es ist wesentlich ein dreifaches Interesse, das wir an den alten Ueberlieferungen nehmen: zunächst ein rein literarhistorisches, zweitens ein ethisches und drittens ein mythologisches.

Die alten Ueberlieferungen bestehen genauer bezeichnet in Sagen, Märchen, Liedern und Gebräuchen. Unter diesen haben die Sammlungen der Gebräuche so eben erst begonnen. Eine Literaturgeschichte der Sagen könnte und sollte längst vorhanden sein und fehlt wohl nur wegen der ungeheuren Ausdehnung, welche sie gewinnen würde. Da das Verständniß jeder Sage an und für sich stets ihrer mythologischen Deutung voraus gehen sollte, so wäre ein solches Werk ein dringendes Bedürfniß und würde manchen wissenschaftlichen Irrlauf verhüten. Eine umfassende Geschichte des Märchens besitzen wir von Wilhelm Grimm. Sie reicht jedoch nur bis zum Jahre 1822 und was seitdem an Märchen veröffentlicht wurde, überwiegt nach Grimms eigener Erklärung das frühere an Gehalt bei Weitem.*) Für das Volkslied fehlt es bekanntlich nicht an mancherlei literarhistorischen Arbeiten.

Was den ethischen Gehalt der alten Ueberlieferungen betrifft, so tritt dieser am Meisten bei den Sitten und Gebräuchen hervor, aber auch bei den Sagen und Märchen. Unter den Sagen eines jeden Ortes findet man eine oder mehrere, in denen der Betrug bestraft wird, besonders wenn er von Reicheren gegen Aermere verübt ist, z. B. von einer Gastwirthin, welche den Armen die Milch mit Wasser verdünnt verkauft. Nächstdem wird auch in sehr vielen Fällen überhaupt der Uebermuth des Wohlstandes bestraft, zumal wenn er zu einer Geringachtung der Gottesgaben, namentlich des „lieben Brodes" führt. Wo solche Sagen nicht an einem Orte heimisch waren, kann man bemerken, daß das Volk sie noch in neuerer Zeit dorthin verlegt, und an bestimmte Punkte, z. B. Teiche, Erdfälle u. s. w. geknüpft hat. Gegen gröbere

*) Bechsteins „Mythe, Sage, Märe und Fabel" (Leipzig bei J. C. Weigel 1854 und 1855) ist ein überflüssiges Buch, dem keinerlei Werth zugestanden werden kann.

Vergehen proteſtirt die Sage nicht ſo häufig: Verbrecher leben nicht in jedem Dörfchen, aber gegen die alltäglichen Sünden muß überall proteſtirt werden. Das Märchen ſcheint auf den erſten Blick weniger zu moraliſiren als die Sage, allein man braucht nur näher hinzuſehen, um zu bemerken, daß faſt jedes Märchen einen beſtimmten Fehler ſcharf aufs Korn nimmt und aufs Unerbittlichſte, mit allen nur denkbaren Mitteln bei der Wurzel auszurotten ſucht. Um ein kleines Vergehen zu ſtrafen iſt im Märchen Alles erlaubt, ſelbſt Mord und Todtſchlag, — es kommt ihm eben nur auf jene Einzelnheit an.

Unter den Gebräuchen muß man unterſcheiden zwiſchen denen, die insgeheim ausgeübt werden und denen, die das Licht nicht ſcheuen und gleichſam öffentliche Handlungen ſind. Alles was zu den „Sitten" und Gebräuchen im letzteren Sinne gehört, ſollte unter den Schutz der öffentlichen Meinung geſtellt ſein, und namentlich ſollten die Gebildeten ſich nicht es zur Aufgabe machen, es da, wo es ſich noch findet, auch wenn ſie es nicht verſtehen, zu zerſtören. Viele dieſer Sitten enthalten in der That ein gutes Theil der öffentlichen Sittlichkeit, wie das Volk ſie von ſeinen Vorfahren ererbte. Dies gilt zum Beiſpiel zum guten Theil von den kirchlichen Sitten, deren Sammlung von meinem Vater H. A. Pröhle begonnen wurde. Aber auch diejenigen, welche dem Volke ſeine übrigen Sitten entzogen haben, trugen ohne es zu wiſſen und zu wollen dazu bei, daß dem Volksleben der feſte Grund und Boden unter den Füßen hinweg genommen wurde, kaum zu gedenken der Poeſie, deren es dadurch entkleidet wird. Zu den Tänzen wurden früher Lieder von hohem Alter geſungen, und es iſt noch nicht lange her, daß dieſe durch Vierſiedler auf den Dörfern verdrängt ſind. Die alten Volkslieder ſind edel und großartig, wenn auch zuweilen derb; die ſpäteren, die jetzt vorzugsweiſe in den Spinnſtuben geſungen werden und die der Sammler wegen des Mangels an Poeſie, der ſie kennzeichnet, ſelten berückſichtigt, ſind in Bezug auf ihren ſittlichen Inhalt oft bedenklich. Wenn auch unverfänglich, doch in poetiſcher Hinſicht wo möglich noch nichtsſagender ſind die Texte der Lieder, welche jetzt aus unſern Liedertafeln, Singvereinen u. ſ. w. ins Volk eindringen. Man kann die Ver-

dienste dieser Gesellschaften wohl anerkennen, und doch vor ihren süßlichen Liedern von sich schnäbelnden Tauben, vor ihren in Musik gesetzten Speisezetteln u. s. w. einen höllischen Abscheu empfinden. Einsichtige Lehrer, welche solche Vereine leiten, sollten statt dieser übergemüthlichen Lieder dem jungen Geschlecht lieber eine Auswahl aus seinen alten Weisen wieder singen lehren.

Zu den Gebräuchen gehören die Spiele, besonders die der Kinder. Auch diese hat man jetzt zu sammeln und aufzuzeichnen begonnen. Wer sich von dem Werth unserer Ueberlieferungen überzeugen will, der braucht nur die Spiele, welche er an irgend einem Orte vorfindet, mit denen zu vergleichen, welche z. B. von müßigen Köpfen für die Fröbel'schen Kindergärten erfunden sind. Wie einfach und doch wie mannichfaltig unter einander sind diese echten Kinderspiele, während es an Wahnwitz grenzt, wenn in jenen Fröbel'schen Spielen die Kinder z. B. das Gewitter nachäffen müssen. Dergleichen arge Verirrungen kommen in den volksthümlichen Kinderspielen nicht vor: ein von mir aufgefundenes Kinderspiel, dem offenbar ein alter Mythus vom Donar, dem Donnergott, zum Grunde liegt, natürlich ohne daß der Name des Heidengottes darin genannt wird, weiß nichts von solchem blödsinnigen Frevel und ist, wie heidnisch es auch von Haus aus ist, doch vollkommen für die Kinderwelt geeignet.

Wie bereits oben gesagt wurde, so gibt es auch bedenkliche Gebräuche, die sich der Oeffentlichkeit entziehen. Hierher gehört fast das gesammte Gebiet des Aberglaubens, wie er theils in bestimmten Handlungen, z. B. in der sogenannten Sympathie, den Besprechungen u. s. w. sich zeigt. Der Aberglaube, wo er sich im Volke noch findet, besteht zum großen Theil aus Bruchstücken der heidnischen Religion unserer Vorfahren, die wir zum guten Theil uns erst wieder aus ihm durch allerlei Schlüsse construiren müssen. Er darf daher, wo es sich nicht eben praktisch um seine Bekämpfung handelt, nur noch als ein Bestandtheil der Wissenschaft betrachtet und mit dem Auge des Historikers angesehen werden. In diesem Sinne kann man ihn bei denjenigen Ständen allerdings begreifen, wo man ihn im Zusammenhange mit einer Reihe anderer Vorstellungen und namentlich mit jenen Ueberlieferungen aus einer älteren Zeit antrifft, von denen bereits

oben die Rede gewesen ist. Aber ein schnurrig Ding ist es um den Aberglauben unserer gebildeten Stände, der sich an Einzelnheiten anklammert, die aus jenem Zusammenhange herausgerissen sind, z. B. daß ein Traum vom Zahnausfallen einen Todesfall in der Familie bedeutet. Ja, selbst unser Tischrücken und die berühmte Klopfgeisterei, welches Alles wir hier nicht untersuchen können: was kann es denn anders sein, als der Aberglaube, der des Urgroßvaters Sorgenstuhl hinausgeworfen hat und, um wieder Mode zu werden, sich mit seiner Gesellschaft am Mahagonitische zurechtsetzt. Es ist die Geschichte vom Mephistopheles im Faust, der den Pferdefuß abgelegt hat und als Cavalier erscheint, damit er sich nur wieder sehen lassen kann.

Ueber den mythologischen Werth der deutschen Sagen, Märchen und Gebräuche können wir nur kurze Andeutungen geben. Als unsere Vorfahren zum Christenthum übertraten, setzten sie zum Theil die Verehrung ihrer heidnischen Götter noch lange insgeheim fort; die Heidenapostel knüpften ihre Lehre auch wohl selbst an heidnische Vorstellungen und Gebräuche an, bauten Kirchen auf heidnischen Opferstätten (Bonifacius ließ aus der bekannten, von ihm gefällten Eiche eine Kanzel machen) u. s. w. Theils insgeheim als Aberglaube, theils auch mit dem Willen der katholischen Kirche wurden namentlich auf die Heiligen und die Mutter Maria zahlreiche heidnische Vorstellungen übertragen. So weit sie ein Bestandtheil der Religion selbst geworden waren, streifte die protestantische Kirche bei ihrer Begründung sie nachher von selbst ab durch ihr einfaches und sicheres Zurückgehen auf die Bibel. In den Marien-Cultus greifen z. B. nachweisbar da stets heidnische Vorstellungen ein, wo derselbe mit Quellen in Verbindung tritt, wie z. B. in dem Namen und den dazu gehörigen Sagen des ehemaligen Klosters Marienborn im Magdeburgischen. Weit verbreitet ist auch noch jetzt die Vorstellung von einem Opfer, das die Saale, Elbe, Bode und Holtemme auf den Johannistag verlangen, in Halberstadt herrschte oder herrscht sogar die schöne Sitte, den Johannisbrunnen auf diesen Tag zu bekränzen. Alles dies greift viel weiter (zu Johanni öffnen sich auch die alten Burgen und geben ihre verzauberten Schätze preis), als wir es in einem kurzen Aufsatze verfolgen können.

Wie trocken nun dem ferner Stehenden, gleich jeder anderen specielleren Wissenschaft, z. B. der Münz- und Wappenkunde, auch die deutsche Mythologie mitunter erscheinen mag, so wissen uns doch die Sammler der alten Ueberlieferungen, auf denen sie hauptsächlich aufgebaut ist, gar manches Drollige über die Erfahrungen zu erzählen, die sie dabei im Volke machten. Es kommt wohl vor, daß ein Schäfer vor Verwunderung einen hohen Satz in die Luft thut, wenn ein Universitätsprofessor von Göttingen, Kiel oder Tübingen sich ganz ernsthaft bei ihm nach einer Jungfrau erkundigt, die sich auf der nächsten alten Burgruine als Jungfrau mit Schlüsseln (weiße Frau) zeigt. „Herrje, glauben denn das Herrle solche alten Schnurpfeifereien noch?" rief ein solcher einst dem Professor Meier zu. Auch mir sagte einst ein Knabe, den ich am Fuße des Hohentwiel bei Neustadt nach einer solchen Jungfer fragte: Sie können dreist auf die Burg gehen und brauchen sich nicht zu fürchten. Jede Belehrung, daß das und das nicht glaubhaft sei, muß geduldig angehört werden, da der Sammler zu allererst den Bildungsstandpunkt, auf dem die betreffende Person steht, erforschen muß. Gewöhnlich findet es sich dann doch noch, daß ihre Aufklärung ein kleines „Aber" hat und daß sie wenigstens an diejenigen Sagen glaubt, die sie von älteren Verwandten gehört hat. Alles andere wird für Lug und Trug erklärt und vielleicht nur das geglaubt, was den Großeltern „selbst" geschehen sein soll. So kommt es dann freilich, daß viele unserer ältesten, schönsten und werthvollsten Sagen, die schon wegen ihres poetischen Gehaltes verdienten, fort und fort Gemeingut des Volkes zu bleiben, vergessen und dagegen die bloßen Spuk- oder Gespenstergeschichten erhalten werden. Doch werden viele ältere Sagen auch nur wieder erneuert und, weil man sie für historisch hält, stets von Zeit zu Zeit, ohne daß das Volk es merkt, in neuere Zeiten verlegt und an Personen geknüpft, die dem lebenden Geschlechte näher stehen. Namentlich werden von witzigen Personen, die durch ihren volksthümlichen Humor populär werden, zuerst Anekdoten und Schwänke (theils solche, die sie selbst ausführten, theils fälschlich ihnen zugeschriebene) erzählt, nach ihrem Tode aber werden ihrer Popularität wegen Wunder- und Zaubergeschichten und zuletzt ganz alte Mythen aller Art auf sie übertragen. Aehnlich ist

es bereits mit dem alten Dessauer und mit Friedrich dem Großen ergangen und auch sonst habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie es der Humor ist, der die älteren Sagen umgestaltet und erneuert und an den sie sich bei der Erneuerung anheften.

Oft trifft man noch Menschen im Volke an, die für die Sammlungen alter Ueberlieferungen eine unerschöpfliche Fundgrube sind. Während diejenigen, welche nichts wissen als einige unbedeutende Gespenstergeschichten, auf die sie insgeheim meist großen Werth legen, sich oft lange zureden lassen, bis sie ihr Herz aufschließen, betrachten jene, welche Vieles und wahrhaft Gutes wissen, es oft als ein Glück, das ihnen widerfähret, wenn sie durch ihre Mitwirkung diese Dinge erhalten helfen sollen, freuen sich beim Erzählen ihres guten Gedächtnisses und haben für den poetischen Gehalt der Sagen und Märchen ein tiefes Gefühl. So erzählte ein alter achtzigjähriger Gerichtsbote zu J. im Harz einem jungen Manne, der mich beim Sammeln unterstützte, mit wahrer Freude eine Reihe der werthvollsten Sagen und bat ihn unlängst dringend, ihn am Abende zu besuchen, damit er noch weiter fortfahren könne. Er begann auch am Abend sogleich mit großem Eifer weiter zu erzählen, wurde aber dabei von seiner Frau und seinem Sohne unterbrochen; sie schalten ihn wegen seines Aberglaubens, hießen ihn stillschweigen und machten es ihm durch Lärmen geradezu unmöglich, weiter zu reden. Was war der Grund dieser auffallenden Erscheinung? Der Alte erzählte unter Anderem von einem gespenstischen Schimmelreiter, der dort für den Geist eines verstorbenen Amtmanns gehalten wurde und im Felde umhereitt und die Früchte beschädigte*). Dieser Schimmelreiter hatte einst, wie wir später erfuhren, das böse Gewissen gespielt und ein unwürdiges Mitglied der Familie des Alten aus einem fremden Kartoffelfelde, in dem es hatte stehlen wollen, unverrichteter Sache hinweggejagt. Hinc illae lacrymae! Das war das Vergehen des Schimmelreiters, darum sollte er der ewigen Vergessenheit anheim gegeben werden! Das Gesindel hatte ihm die Kartoffeln

*) Der Schimmelreiter kommt in vielen Gegenden Deutschlands in Gebräuchen oder als Gespenst vor und ist eine Erinnerung an Wodan, unter dessen Obhut auch die Ernte stand.

noch nicht vergeben, um die es von ihm betrogen war; es schäumte vor Wuth, weil der Alte mit einem gewissen Respect von ihm erzählte und nahm dabei die Miene der Aufklärung an, während es sich vielleicht noch heutiges Tages blos aus Furcht nicht wieder in das Bereich des Schimmelreiters getraut, um Feldfrüchte zu stehlen! .... Wir geben diese Erinnerung an die Erfahrungen, welche in unserer Gegend selbst beim Sammeln gemacht wurden, als einen Nachtrag zu dem, was wir oben über den ethischen Gehalt der Sagen bemerkten. Leicht könnten wir diese Betrachtungen über die alten Ueberlieferungen noch fortsetzen, brechen indessen hier ab in der Hoffnung, daß vielleicht schon dies Wenige einen oder den andern unserer Leser, besonders solche, die dem Volke näher stehen, veranlaßt, der Sache selbst weiter nachzudenken.

B. Ueber die Zwerge in Familiensagen.

Der Verberg, den man beim Besteigen der Harburg bei Wernigerode von Küster's Kamp aus überschreitet und welcher, ein Plateau bildend, „Rutsche fort" heißt, soll diesen Namen daher haben, daß der Teufel, entrüstet über die Aufrichtung eines Kreuzes auf dem Kreuzberge, welcher nördlich von der Harburg liegt, in der Absicht, dieses Kreuz und die Kapelle zu St. Theobald zu zerstören, die Burg, welche dem Berge den Namen der Harburg gegeben, von diesem fort geschoben und über das Plateau „Rutsche fort" auf den gegenüber liegenden Schloßberg transportirt habe; doch erreichte er seinen Zweck nicht. Kreuz und Kapelle blieben verschont, der Transport der Harburg aber auf den Schloßberg veranlaßte, daß von dem Grünstein-Dyk, welcher im Thiergarten hinter dem Eingange in diesen vom Schloß- und Theobaldskirchhof sich erhebt, eine bedeutende Partie da herausgerissen wurde, wo jetzt in demselben ein Steinbruch liegt.

Wir geben diese uns nachträglich mitgetheilte Sage zur Ergänzung der Sagen von der Harburg, wie sie gedruckt sind S. 50–53 unter Nr. 128–131 und 134; S. 55 Nr. 138–140; S. 60 Nr 149.

Zunächst ist zu bemerken, daß hier die Fortrückung des Schlosses von der Harburg nicht einem Zwerge, sondern dem Teufel zugeschrieben wird. Wie jedoch der Teufel auch nach den von uns im Texte mitgetheilten Sagen auf der Harburg zu Hause ist, zeigt besonders Nr. 137, S. 55.

Der Name Rutschefort ist entstanden aus Rochefort*), welches eine Zeit lang als Besitzung zu Wernigerode gehörte. Jedoch ist der Name Rutschefort schon so lange vorhanden, daß er als eine bloße Entstellung nicht zu betrachten ist. Vielmehr weil die Sage vom Fortrutschen des Schlosses längst bekannt war, mag Rochefort in Rutschefort übergegangen sein. Interessant ist es, daß hiernach nun wirklich ein unbedeutendes Plätzchen an der Harburg den Namen Rutschefort erhalten hat.

Die Sage, wonach Zwerge das Wernigeröder Schloß erweitert und nach dem gegenüber liegenden Berge, auf dem es noch jetzt steht, versetzt haben, wird sich vielleicht ursprünglich mehr auf das innere Wachsthum des Geschlechtes, dem Wernigerode gehörte, als auf seine Wohnung bezogen haben. Ist auch diese Sage vielleicht nicht so entstellt, als ich früher glaubte, indem ja die Zwerge auch gleich den Kobolden gewiß Haus- und Herdgeister sind, sich also auch mit den äußeren Wohnungen edler Geschlechter, nicht blos mit deren innerm Wachsthum, beschäftigen mögen, so ist doch sicherlich auf den Verkehr der Zwerge mit der Burgfrau, den die Sage nur vorübergehend erwähnt, das Hauptgewicht zu legen. Von der Sage der Harburg abgesehen, erscheinen Zwerge in manchen neuern Familiensagen, aber eben so schon in der deutschen Heldensage als Personification der menschlichen Zeugung.

Nach dem Anhange des „Heldenbuchs" wußte der Zwergkönig Elberich, theils weil er nahe bei Kaiser Otnit's Vater und seiner Mutter, des Königs von Reußen Schwester, gesessen war, theils aus den Gestirnen, daß die Königin von ihrem Manne kein Kind empfangen würde. Es war ihm aber gar leid, daß sie ohne Leibeserben sterben sollten: denn

*) Spener, Historia insignium S. 767 sagt: „Ita notatur comitatus Rupifortius, seu Rochefort, nostris Rutschefort in Ardenna." Ebenda wird S. 769—771 ein von Karl V. ertheiltes Diplom abgedruckt, worin für Rochefort Rutschenfort gesagt wird.

er fürchtete, nach ihrem Tode böswillige Nachbarn zu bekommen, vor welchen die Zwerge, wie schon Wilhelm Grimm bemerkt hat, überall große Scheu tragen. Unsichtbar, mit einem Ringe, den er vorher an den Finger gesteckt hat und für diesen Augenblick mit übernatürlicher Stärke ausgerüstet, geht er in die Kammer der Königin und überwältigt sie gegen ihren Willen. Dann sagte er ihr, wer er sei und warum er es gethan („durch des besten Willen"), und schenkte ihr den Ring. So ward Kaiser Otnit geboren. König Eligas von Reußen ward über seine Schwester einst gar zornig von Elberich's wegen: allein „do das Elberich befand, do bracht er sy mit synen Listen wider zu samen, das sy Freund wurden", was vielleicht ursprünglich von einem Streit der Königin mit ihrem Gemahl berichtet sein mag, wenn gleich andererseits dessen stillschweigende Zustimmung zu Elberich's Handlung auch bedeutsam ist. Nach dem Tode seines Vaters, des Königs Otnit, nahm Kaiser Otnit „eines heidnischen Königs Tochter, zu Rachael gesessen", mit Gewalt, taufte sie und nahm sie zu seinem ehelichen Weibe. Aber der Heidenkönig, um sich zu rächen, sandte einen Riesen und sein Weib mit zwei bösen Würmern in Kaiser Otnit's Land. Den letzten dieser Würmer tödtete nachher erst Dietrich von Bern.

Wie Geburt und Tod, nach meinem Dafürhalten, in deutscher Mythologie und Sage in der Regel gemeinsam repräsentirt sind, so bezieht sich der Zwergring hier auf die Geburt. Aber der Ring des Zwerges Andvare (s. Wilhelm Grimm, „Die deutsche Heldensage", S. 385) bringt Jedem Tod, der ihn besitzt. Mit Recht knüpft daher unsere heutige Sage an den Zwergring, wie an den Nibelungenhort, das ganze Verhängniß (einer Familie).

Ueberhaupt aber werden wir nicht irren, wenn wir in dem Ringe, an den das Wohl einzelner Adelsfamilien geknüpft ist, und den Ahnfrauen dieser Häuser zum Lohn dafür empfangen haben sollen, daß sie Zwerginnen bei der Niederkunft beigestanden hatten, den Ring der deutschen Heldensage sehen.

Am bekanntesten ist diese Familiensage von der Familie Alvensleben; von ihr findet sie sich bereits in den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm

Nachdem in S. W. Wohlbrück's 1819 erschienenen

„Nachrichten von dem Geschlechte Alvensleben und dessen Gütern" die Literatur der Sage aufgeführt ist, heißt es weiter: „In Zeiten der Kriegsgefahr hat die sichere Aufbewahrung des Ringes den alten Herren von Alvensleben manche Sorge gemacht. Einst ward er in einem Altar der Kirche zu Siepe unweit Calbe vermauert, ein anderes Mal wurde er nach Lübeck in sichere Verwahrung gegeben und eine Zeit lang war er dem Kloster Neuendorf anvertraut. Gewöhnlich bewahrte ihn in älteren Zeiten die Schloßkapelle zu Calbe, gegenwärtig befindet er sich auf dem Hause Errleben schwarzer Seite. Einen ähnlichen, gleichfalls aus den Händen einer dankbaren Bewohnerin der Unterwelt unter ganz gleichen Umständen empfangenen Ring besaß und bewahrte ebenso sorgfältig die in ihren männlichen Gliedern im Jahre 1767 ausgestorbene mecklenburgische Familie von Negendank."

Da sich der Zwergring hiernach in dem Dorfe Errleben zu befinden scheint, so möge folgende Sage hier Platz finden. Im Riesen, einem Walde zwischen Errleben und Bartensleben, ist ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Wasser; dort erschienen zwei Frauen auf dem Wasserspiegel, schaueten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor und blickten dumpf brütend vor sich hin. Diese Sage setzte mein Erzähler zu einem Herrn von Alvensleben in Errleben in eine wunderliche Beziehung, indem er, die Sage erklärend, behauptete: Derselbe habe zwei Frauen sich als Gespenster auskleiden und Tag für Tag auf den Wasserspiegel setzen lassen, um die Vorübergehenden und besonders die Hirten von dem schönen Platze an der Quelle zu vertreiben. Ich vermuthe, daß die Sage ursprünglich eine tiefer liegende Beziehung auf die Familie Alvensleben hat.

Im neunten Abschnitte meines Schriftchens „Aus dem Harze" erzähle ich die Sage von der durch Zwerge verlangten Hülfe in Geburtswehen von der Familie Asseburg (Falkenstein). Dort empfängt die Burgfrau zum Lohne drei Kugeln von Gold und drei Becher von Glas. Wird hierbei der Leser sich an Uhland's Gedicht, „Das Glück von Edenhall", erinnern, so ist es eigen, daß einer der Becher zerbrochen sein soll, als um die Mitte des 17. Jahrhunderts zwei Junker auf das Wohl ihrer Mutter an deren Geburtstage ihn geleert

hatten, die noch an demselben Tage in ihrem Wagen sitzend von einem ausgetretenen Flusse verschlungen wurden, also im Wasser starben, wo den Zwergen nahverwandte Geister wohnen, nach einer Harzsage die Zwerge selbst. Nach den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm mußte eine Frau von Hahn der Frau eines Wassernixes unter dem Wasser dienstbar sein.

Folgendes sei noch bemerkt. Nämlich erstlich, daß die Edelfrauen durch den Ring gewissermaßen als Schwanenjungfrauen (Walkyrien) gezeichnet werden; Wilhelm Grimm zeigte bereits in der „Deutschen Heldensage", wie man sich durch einen Ring in Thiergestalt verwandelte; auch die sogenannten Wolfsgürtel, welche Wehrwölfe umschnallen, gehören wohl hierher. Einen solchen Ring nun nennt Notker summerine, „weil die Verwandlung in einen Schwan wohl die edelste und häufigste war", bemerkt Wilhelm Grimm. Die Kette, woran in einer bekannten Sage der Schwan den Kahn zieht, auf dem der Schwanenritter kommt, der nach der Erzeugung eines der ersten rheinischen Geschlechter auf geheimnißvolle Weise wieder verschwindet, ist von Wilhelm Grimm schon dem Schwanenringe gleichgestellt, und ein mir erzähltes Kindermärchen von der Goldtochter und der Hörnentochter (Märchen für die Jugend, Halle 1854, Nr. 5) scheint dies zu bestätigen. Oft müssen auch die Ketten von verwünschten Jungfrauen abgerissen werden, bevor sie erlöst sind.

Zweitens sei bei Elberich noch an das Albdrücken erinnert, das seinen Namen bekanntlich von den Elben hat. Merkwürdig ist in dieser Beziehung die lebhafte Beschreibung von dem Besuche des Albs bei einer ältlichen Dame vornehmen Standes, welche mir in einem ältern Buche vorgekommen ist *).

*) Dafür, wie Zwerge überhaupt Gedeihen wirken, auch bei Feldfrüchten, vgl. Müller u. Schambach, Nieder-Sächs. Sagen, S. 366. In anderer Hinsicht vergl. noch für das Wesen der Zwerge „die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker" von A. Kuhn, in dessen Zeitschrift IV. 2, S. 169, auch S. 113.

C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirsch.

In den Zweigen der Esche Yggdrasil, deren eine Wurzel zu der **Unterwelt** geht, laufen vier Hirsche und benagen ihre Knospen. Auch nagt der Hirsch Eikthyrnir an den Aesten des Baumes Läradhr, der in Valhöll steht.

Nach mannigfachen deutschen Sagen verlockt ein Hirsch in die Unterwelt, die bald ein Gott, bald eine Göttin beherrscht. Vergl. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 1, S. 374. Auch W. Müller, N. S. S. S. 379.

In der Wölsunga 34 erzählt Gudrun einen Traum, worin Sigurd durch einen goldenen Hirsch angedeutet wird. Vergl. Wilhelm Grimm, Heldensage S. 304.

Sehr bekannt ist seit Kurzem das Märchen vom goldenen Hirsch, das unter Nr. 54 in Prof. Meier's Märchen aus Schwaben (vergl. auch meine Kinder- und Volksmärchen Nr. 65, **der Ziehhirsch**) mitgetheilt und auf den nordischen Freir, den deutschen Fro, und seine Werbung um Gerda (in der Meier nur eine andere Form der mütterlichen Erde überhaupt, „der Nerthus bei Tacitus, die schon ihrem Namen nach mit Freirs Vater, Niördr, identisch ist" sieht) bezieht, eine Auffassung der etwas Richtiges zu Grunde zu liegen scheint, wenn schon wir den Vergleich des Mythus mit dem Märchen nicht bis auf Einzelnheiten, die doch zunächst nur als Schmucksachen betrachtet werden können, ausgedehnt haben würden.

Ich halte zu diesem Märchen, worin ein Hirsch von Golde hergestellt und dadurch die Prinzessin verführt wird, zunächst St. Oswaldes Leben, wo dieser einen Hirsch von zwölf Goldschmieden mit Gold bedecken läßt, mit deren Hülfe er auch die schöne Pamige entführt. Dieser Hirsch wird aber auch unmittelbar aus dem Paradiese gesandt. (Siehe Simrock a. a. O. S. 53 und 55).

Der goldene Hirsch kommt aus einer Quelle und hängt mit einem Felsen zusammen. Vergl auch meine Märchen für die Jugend Nr. 36, wo sieben Hirsche auf goldenen Ringen um die Hörner aus einer Klippe aus- und eingehen, die der Eingang zu einem verwünschten Schlosse ist. Einer der Hirsche ist eine verwünschte Prinzessin und heirathet einen

von sieben desertirten Soldaten, die ihnen in die Klippe nachgegangen sind. Eine merkwürdige Variante dieses Märchens ist mir neuerdings in Ilsenburg erzählt. Danach liegt das Schloß, wo hinein ein goldener „Hirschbock" die sieben Soldaten verlockt, geradezu am Brocken. In dem Schlosse hört man nur ein Geräusch, und Speisen werden hineingesetzt; für die, welche an Flucht denken, werden diese Mittags zu Stein. Sie sollen sieben Jahr bleiben und in den Gärten keine Blume abpflücken. Die Wunschsinnen, welche sie erlösen sollen, erscheinen ihnen als sieben Schlangen. Schon sind sie halb Menschen, „wie Haideranch", da mißglückt Alles durch Untreue und die Erlösung des „Hirschbocks" und der Schlangen glückt erst später sieben Musikanten.

Ein anderes Märchen vom goldenen Hirsch in der niederdeutschen Mundart von Ilsenburg ist von mir mitgetheilt in: „Die deutschen Mundarten. Eine Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Herausgegeben von Dr. G. Karl Frommann, Vorstande des Archivs und der Bibliothek beim germanischen Museum." Nürnberg, 1855. 2. Jahrgang. März und April S. 173—176. Danach verlockt ein Zauberer in Gestalt eines goldenen Hirsches einen Grafensohn auf der Jagd und nöthigt ihn mit nach seinem Zauberschlosse zu kommen. Bemerkenswerth ist, daß die Brockengegend die Heimath dieses Märchens ist. In derselben wird auch folgendes erzählt, was geradezu zur Erläuterung des eben erzählten Ilsenburger Märchens dienen kann:

Venediger verwandeln sich in einen Hirsch mit goldnem Geweih. Einst schoß ihn jemand, da lagen nur zwei Hörner da und statt des Hirsches standen zwei Venetianer da (es war am Scharfenstein am Brocken). Dort fließt ein röthliches Wasser, das sich in die Ecker ergießt.

Bei den drei Jungfern, welches drei Steine sind, die am Brocken, in der Gegend des Jacobsbruchs zwischen der Hohne und der Pleßburg liegen, und dort am Brückenerstieg (vergl. S. 129) geht ein goldner Hirsch. Vor den Verfolgern ist er auf wunderbare Weise verschwunden.

Nach einer andern Erzählung verfolgen umgekehrt wie im Ilsenburger Märchen die Venediger den goldenen Hirsch.

Von der Kapellenklippe weg, wo früher ein Einsiedler

gehauſt haben ſoll, von der Landmannsklippe her (von wo die Bauern im Lande Holz hauen), geht ein goldener Hirſch nach dem Brückenſtieg, geht bis an den gebohrten Stein, der zerſprengt iſt, und verſchwindet. Der Hirſch iſt ein Zwölfer, ſein Geweih blinkt wie klares Gold. Die Bergmänner haben dem goldenen Hirſch nachgeſetzt, um ihn zu fangen, und thun es noch. (Nach Andern dürfen ſie die ganze Gegend nicht mehr bereiſen). Wie genau der Brockenhirſch mit Goldgewinn und verzauberten Schätzen zuſammenhängt, zeigt folgende Sage. Ein Mann Namens H. in Haſſerode führte drei Fremde nach dem Brocken. Als ſie oben waren, ging er auf den für die Fremden erbauten Thurm, ſich umzuſchauen und ſah, daß die drei nach einem gewiſſen Flecke gingen, dort den Raſen aufdeckten und Päckchen herausbrachten. Er fand nachher richtig den Fleck und zeichnete ihn ſich. Von da holte er mehrere Bergleute aus der Altenau auf dem Oberharze. Sie ſtiegen in die Grube, wo die Fahrten ſechs bis acht Fuß hoch herausſahen. Alles war zugeſchloſſen und ſie ſahen, daß ſie nichts bewecken konnten. Der eine Bergmann ſagte: ſie wollten das Brockenbuch noch einmal durchleſen, und während dem zeigte ſich ein Hirſch. Der eine Bergmann ſagte: der ſollte bald liegen, wenn er ſeine Büchſe hier hätte. Der andere aber ſagte: er ſolle nur den Hirſch gehen laſſen, hier im Buche fände es ſich, daß die Grube mit einem Hirſche verſetzt wäre.

Harzſagen S. 129 131 wird die Sage von einem aus Venedig mitgebrachten Hirſch in zwei Faſſungen vom Oberharze mitgetheilt; in der zugehörigen Anm. S. 268 bis 270 wird ſie dann zunächſt noch von dem hannöverſchen Harzorte Scharzfeld nachgewieſen und dann vorläufig ſchon in einer Faſſung aus Meisdorf im Seikethale (Unterharz) mitgetheilt.

Die Sage vom Förſter und den Venedigern wird auch, der Meisdorfer Faſſung am Aehnlichſten, vom Silberborn im Käſtenthal bei Thale erzählt. Indeſſen nirgends am nördlicheren Harze iſt ſie auch ſo verbreitet als am Brocken.

Zunächſt lehnt ſich auch insbeſondere dieſe Sage an den in dieſer Abhandlung ſchon erwähnten Brückenſtieg. Dort, wo die kleine Holtemme entſpringt, ſoll eine Horde mit grünen Tannen belegt ſein, wie öfter an Stellen, wo Bene-

diger verkehren. Da trifft ein Jäger einen Zigeuner, der läßt Wasser in ein Sieb laufen, sie trinken dann, der Jäger schläft ein und liegt auf dem Markte in Venedig. Dort ist das Rathhausdach von Gold und Silber, ebenso sind die Dächer ringsum von Gelde; ein kleiner Mann kommt, er muß mit ihm ins Haus gehen, bleibt ein paar Jahre bei ihm, trinkt wieder, geht auf den Markt und liegt endlich wieder auf der Stelle am Brücknerstieg.

Interessant ist das Vorhandensein eines Borns*), des Jägerbrunnens, an den jene Sage sich anlehnt. Eine halbe Stunde vor der Pleßburg, von der steinernen Renne aus, liegt der Jägerkopf, und am Jägerkopfe ein anmuthiges Thal, darin der Jägerbrunnen (Dreiviertelstunde vom Brücknerstieg). Neben ihm ist ein Jäger mit seinem Hunde in einen Felsen ausgehauen. Dieser Jäger war nach Venedig versetzt worden und die Jäger hatten ihm ein goldenes Halsband für seinen Hund machen lassen. Aus der Quelle sprudeln kleine gelbe Kugeln. Dorthin bestellten Venediger auch einen Hirten in der Johannisnacht. Ein Mann saß immer zwischen den Rüben, war dann wieder einmal fort und sagte endlich: Ihr Harzer seid zu dumm! Der Stein ist hier mehr werth, als die Kuh. Er gab ihm einen Stein, der war Gold, die nachher dort aufgelesenen Steine aber nicht.

Beim Jägerkopf und am Jägerborn unweit des Molkenhauses am Brocken traf ein Köhlerjunge Venediger. Sie wollten etwas aus dem Wasser ziehen. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken. Er schlief ein und als er erwachte, war er in einem prächtigen Schlosse. Dort fand er die Venediger in anderer Kleidung wieder. Sie beschenkten ihn reichlich mit Gold, dann entschlief er und wurde wieder in seine Heimath versetzt.

In Elbingerode nennt man den goldenen Hirsch Kronen- oder Brockenhirsch, und sagt: Nicht jeder sah ihn. Der reitende Förster von Elend schoß ihn todt. Der Hirsch kam vor die Köthe der Köhler und hing mit den „Siebenkünstlern" (Venedigern) zusammen.

*) In Schierke sagt man: Der Jäger lag in Venedig vor einem Wassertrog.

In allen diesen Fassungen der Sage ist unverkennbar von Vergentrübung und von einer Fahrt in die Unterwelt die Rede. Besonders bemerkenswerth ist, daß vor jeder dieser Entrückungen durch Venediger gegessen und getrunken wird; wer mit Geistern Speisen genießt entsagt dadurch dem gewöhnlichen Leben, worüber man in den N. S. S. S. 373—389 vergl. W. Müller's Abhandlung „Zur Symbolik der deutschen Volkssage". Oft werden Schlangen verzehrt, welche auf die Unterwelt Bezug haben und Schätze bewachen*). Der Name Morgenbrodsthal**) und Morgenbrodstein am Brocken mag mit diesen Venedigersagen auch nahe zusammenhängen. Nach einer Sage trinkt der Jäger mit den Venedigern am Morgenbrodsteine. Den Markt von Venedig findet er mit lauter Goldstücken und harten Thalern ausgelegt. Er braucht sich blos zurück zu wünschen nach dem Morgenbrodsteine, und verkauft den erhaltenen goldenen Hirsch für „mehrere hundert Thaler".

In manchen Fassungen der Sage wird der Hirsch auf das Schloß Wernigerode geliefert. In Schierke wird folgendes erzählt:

Unter dem Brocken, südlich vom Königesbach, kam ein Jäger zu Venedigern, aß und trank mit ihnen und ward nach Venedig versetzt. In Venedig mußte er in einen Spiegel gucken, da sah er sich und seinen Hund noch am Königesbach. Danach wird wieder gegessen und getrunken, und er ist am Königesbach. Der Hirsch, den er sich hat aussuchen müssen, liegt neben ihm, und dieser ist nach dem Schlosse geliefert.

Es wird ferner erzählt von einem Jäger in Ilsenburg, der mehrmals einen fremden Mann verjagt habe bei einer bestimmten Verrichtung wie in der Fassung in den „Harzsagen"). Er ist dann auf die gewöhnliche Weise im Schlafe, gleich als würde er getragen***), nach Venedig ge-

*) Vergl. Harzsagen S. 242 und 243. Die Geschichte von den Venedigern, die Schlangen verzehren, wird in Braunlage vom Brocken erzählt.

**) Sagen vom Morgenbrodsthal s. oben S. 127—128, Nr. 328—330.

***) Ganz wie die Helden, z. B. Heinrich der Löwe, entrückt werden.

kommen und hat da einen kleinen silbernen Hirsch erhalten. Daher rührt der Hirsch im Stolberger Wappen.

Eine weitere Erzählung lautet: Der goldne Hirsch steht beim Grafen in Wernigerode; der Jäger war am Scharfenstein, von dem schon in dieser Abhandlung die Rede war (vergl. auch die Sagen vom Scharfenstein S. 115 und 116, Nr. 304—308) gegangen, sah in Venedig Vögel und das ganze „Gedierze" (Gethier) in Gold. Der goldne Hirsch stand nachher neben ihm.

Der goldne und der schwarze Hirsch gehen in der Sage ganz in einander über, wie folgende Sage zeigt, die zugleich zur Beurtheilung der Ilsenburger Sagen von Werth ist. Den Ritter von Ilsenburg besuchte einst ein anderer Ritter, der ihm einen schwarzen Hirsch von unvergleichlicher Schönheit mitbrachte. Davon erfuhr der Ritter zu Wernigerode und suchte den Hirsch auf jede Weise an sich zu bringen. Endlich stellte er sogar eine Jagd im Walde an, die Schützen wurden aufgestellt und der Ritter von Wernigerode stellte sich unten an's Stollenthal. Bald darauf kam ein schwarzer Hirsch aus der Dickung hervor, zog sich aber sogleich wieder zurück. Da trat eine Zigeunerin vor ihn und sprach: „Edler Herr, wenn Sie den schwarzen Hirsch lebendig haben wollen, so kommen Sie morgen mit zwei Leuten, dann werde ich ihn Ihnen übergeben." Der Ritter stellte sich mit zweien seiner Bedienten den folgenden Tag ein, die Zigeunerin war schon da. Der Ritter von Wernigerode bekam den schwarzen Hirsch, aber da rief eine Stimme: „Nun so nehmt ihn denn hin in des Teufels Namen!" Auch war der Ritter wirklich dem Teufel verfallen und wurde von ihm auf dem Schlosse geholt. In dieser argen Entstellung haben wir bereits eine deutliche Erinnerung an den mythischen Ursprung des Hirsches im Stolberger Wappen.

Mit der eben mitgetheilten merkwürdigen Sage ist folgende zu vergleichen: Als das Kloster in Himmelspforte noch stand, hatte der Abt einen ausgestopften Hirsch, dem er ein goldnes Gehörn hatte aufsetzen lassen. Er ließ ausstreuen, an der Pleßburg ginge ein goldner Hirsch. Ein Mann Namens N..... mußte ihn ziehen — man denke an den Ziehhirsch des Märchens — mit einem Ruck hin und her. Es hieß, der Abt habe ihn im Bann

und der Hirsch zeigte sich nur bei Klosterjagden. Einst kam ein Herr von Magdeburg, da zeigte sich der Hirsch zuerst beim Ohrenfelde. Dann trug R ..... den Hirsch durch's Dickicht und der Magdeburger schoß R ..... todt. Nachts schlief der Mann im Kloster, da kam erst ein Todtenschädel, dann kamen drei Geister mit Fackeln. Er schoß die Pistole ab, die Kugel fiel aber zu Boden, ohne zu treffen. Danach war er in einem Saal, wo zwölf Geister waren, darunter war der Abt. Er mußte schwören, binnen drei Jahren nicht zu sagen, was er gesehen. Nach drei Jahren kamen drei Geistliche zu ihm nach Magdeburg, händigten ihm einen Beutel mit Gold ein und sagten: Drei Tage möchte er noch schweigen, dann könne er alles verrathen. So that er es auch. -- Der Hirsch, der umhergezogen wird, braucht nicht nothwendig die schwankartige Abschwächung der Erinnerung an die Erscheinung des göttlichen Hirsches selbst zu sein, sondern könnte vielleicht selbst die Erinnerung an die Umführung eines auf einen Cultus bezüglichen Bildes sein.

Wenn wir bisher von den Hirschsagen der Grafschaft Wernigerode redeten, so theilen wir jetzt die der Grafschaft Stolberg selbst mit.

Michael Neander (1525–1595) sagt:

Mons dat Stolbergae muros, insignia cervus
Alter, jura comes, nomen et aera chalybs*)

(Lüncher, das Wappen des Grafenhauses zu Stolberg. 1836, S. 11).

Vom Auersberge bei Stolberg wird die gewöhnliche Sage erzählt. Der Jäger ißt und trinkt mit einem Kroaten oder Slowaken, wie man dort die Venediger auch nennt**), liegt dann zu Venedig in einem Rennstein und muß sich wieder hineinlegen, um auf den Auersberg zurück zu kommen.

Am Auerberge gehn schwarze und weiße Hirsche. Einst wird ein Hirsch einen Grafen auf den Auerberg führen, dort soll er ihn schießen und wird dann die Schätze des Auerbergs heben. Ueberhaupt ist in Bezug auf Stolberg selbst fast

*) Der Stahl.
**) Vergl. Harzsagen, Vorwort S. XXIX.

immer vom ſchwarzen Hirſche, wie er ſich im ſtolbergiſchen Wappen wirklich findet, die Rede *).

Säule und Hirſch im Wappen ſind durch eine gelebte Sage, die uns um ſo wichtiger wäre, wenn ſie die Zuſammengehörigkeit von Beiden bewieſe, von Otto de columna hergeleitet worden. Man findet dieſelbe nach ältern Quellen bei Spener a. a. O. S. 768. Wir führen die Sage hier ſo an, wie Zeitfuchs ſie hat in den ſtolbergiſchen Hiſtorien (1717):

„Laurentius Peckenſtein ſetzet in ſeinem Theatro Sax das 864. Jahr, mit der Gelegenheit, daß zu den Zeiten Ludwici Minoris Otto de columna, aus einer adligen römiſchen Familia, die von der Säulen genannt, ſich unter deſſen Kriegsvolk, ſo wider die Thüringer und deren rebelliſchen König Hermenfridum, beſſer Ermfridus genannt, ausgeführet, vor einen Obriſten brauchen laſſen, und alſo thätlichen verhalten, daß durch ſeine ſonderbare Mannheit nicht allein der Thüringer König gedemüthigt, und unter der Römer Gewalt hinwieder bezwungen, beſondern auch zum Schutz der Sachſen vom Kaiſer als ein Statthalter der Gegend am Harze hinterlaſſen. Dieſer habe zur Zeit, als der Kaiſer in Thüringen und auf'm Hauſe Scheidingen an der Unſtrut, welches das älteſte in den Hiſtorien, ſich aufgehalten, an dem Ort, da hernach das Schloß Stolberg hingebaut, einen ſchwarzen Hirſch anſehnlicher Würde und Größe angetroffen, ſolchen durch beſondere Liſt lebendig gefangen und dem Kaiſer zugeſchickt, ſich auch damit ſo wohl verdient, daß ihm und ſeinem Nachkommen der ganze Strich und Ort Landes, darauf der Hirſch gefangen, auf etliche Meil Weges breit und lang, verehret, und er mit einem ſchwarzen Hirſch im Wappen zu führen begnadiget, auch zum Grafen und römiſchen Judice der Gegend eingeſetzt und beſtätiget worden. Müßte alſo ſchon dazumal gebräuchlich geweſen ſein, die Wappen an gewiſſe Familien zu binden. Sollen aber, ſo viel man aus Spangenbergen und einem alten raren Mſto.

*) In der Grafſchaft Wernigerode findet man den goldnen und den weißen Hirſch als Namen für Wirthshäuſer, beides iſt mit dem ſchwarzen Hirſch ganz gleich bedeutend.

hat, die Landesherren zu Stolberg unter die sächsischen Richter gezählet, und nach P. Albini's Bericht sächsischen Ursprungs sein, so sind sie älter als Otto de columna, und haben die Ehre, daß sie unter den 12 Edlen Vierfürsten des sächsischen Reichs stehen, aus welchen zur Kriegszeit Herzöge und Könige erwählt worden" Mit dieser Nachricht stimmt nun ganz vorzüglich die Myth. S. 100 ausgehobene Stelle Witechinds von Corvei, wonach die Sachsen nach ihrem Siege über die Thüringer um 530 an der Burg Schidungen ad orientalem portam pontis aquilam, aramque victoriae construentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem" u. s. w. —

Wir wenden uns jetzt wieder zu der mündlich auf uns gekommenen Ueberlieferung. Es wird erzählt:

An der untersten Eiche bei der Pulvermühle, auf der Herrenwiese, nach Rottleberode zu, dicht an der Dywa soll der Hirsch geschossen sein durch Otto von der Säule, ersten Kammerdiener Kaiser Friedrich's. Als er zu Barbarossa zurückkam, sprach der: „Nun ziehe hin und baue Dich an, wo drei Gewässer Luda, Wilda und noch ein anderes Wasser zusammenfließen. Die Stadt hieß zuerst Stublberg, dann Stollenberg.

Ferner: Den schwarzen Hirsch fing ein Stolberger zur Zeit Kaiser Friedrich's am „alten Stolberg", welchen Namen noch jetzt eine stattliche Bergwand bei Rottleberode führt.

Ferner: Graf Botho fing den Hirsch im Zwilsberge, führte ihn dem Kaiser vor und ward der erste Graf zu Stolberg.

Ferner: Im „alten Stolberg" bei Rottleberode sagte ein Geist: man sollte Stolberg dahin bauen, wo es jetzt steht, und wo der schwarze Hirsch stände, sollte man den Markt hin bauen. Daher das Wappen.

Ferner: Ein weißer Hirsch blieb auf dem jetzigen Stolberger Markte stehen. Der Hirsch sagte: Hier auf dem Markte sollten sie Stolberg bauen. Ein Jahr darauf wurde „im 7jährigen Kriege" Stolberg eingeschossen und auf der jetzigen Stelle wieder erbaut.

Der schwarze Hirsch erzählen Andre, immer in Stolberg selbst, zeigt sich bei Stolberg am Hainfeldsberg, ist ein Abstamm von Rolandi und Hun, nämlich eine verwünschte Tochter von Hun. Sie vergrub ein schweres Vermögen diesseit dem Hainfelde zwischen Stolberg und dem Hainfelde. Hier greifen die oben mitgetheilten Sagen von Eruna ein. Man findet dort eine Zelle (d i. eine Senkung im Erdboden. Bei dieser Zelle zeigt sich die Riesenjungfrau als Hirsch, Bär und auch als Mensch. Viele sind dort gesteinigt und ist ihnen die Mütze genommen.

Nun sagt zwar Lancher S. 20—22. Folgendes: „Das Stolberg'sche Wappen ist ehemals nicht ein schwarzer Hirsch, sondern eine umgekehrte Hand, bisweilen auch ein getheilter Schild. Hieraus sehen ergibt sich, daß die Erzählung von dem schwarzen Hirsche, welchen Otto de Colonna auf dem alten Stahlberge gefangen und dem damals zu Scheidungen gewesenen byzantinischen Kaiser Justin II. 566—578, als ein rares Wildbrät verehrt habe, worauf ihm dieser die Würde eines Grafen zu Stolberg und zum Wappen einen schwarzen Hirsch in goldenem Felde ertheilet, ein Märchen ist. Das Bild stammt im Gegentheil aus viel späterer Zeit, kommt jedoch schon vor 1347 in Urkunden vor." Indessen verbürgen ohne Zweifel alle diese Sagen dem Stolbergischen Hirsch seinen heidnischen Ursprung, auch wenn er erst in einer verhältnißmäßig etwas späten Zeit in das Wappen aufgenommen ist, was dann wohl eben auf Grund der vorhandenen Sagen geschehen sein würde, wie ja auch auf Grund der Sagen das Bild der weißen Dame von Stolberg gemalt ist, das jetzt im Ahnensaale hängt.

Der würdige Prof. Günther Förstemann führt in seinen kleinen Schriften, Nordhausen 1855, Heft 1 an, daß auch die fränkischen Stalberge einen Hirsch mit ausgereckter Zunge im Wappen haben und nimmt dies als Verstärkung der Wahrscheinlichkeit dafür an, daß die harzischen Stolberge aus der Wanderzeit stammen. Dies wird, wie gesagt, nach unsren Sagen höchst unwahrscheinlich, denn es ist zu vermuthen, daß diese, vielleicht in einer weit älteren Form, die Aufnahme des Hirsches in das stolbergische Wappen veranlaßt haben, wenn gleich es auch möglich bliebe, daß die in Stolberg vorhandenen heidnischen Hirschsagen sich nur um

den etwa fremd hergekommenen Wappenhirsch gesammelt hätten.

Was die eigentliche mythologische Ausbeute dieser Untersuchung betrifft, so stellt sich die mit dem Hirsch in Verbindung stehende Jungfrau von Stolberg, auch die in eine Zigeunerin entstellte, mit dem Hirsch in Verbindung stehende Frau von Ilsenburg, wo sich ein Marienhof befindet, durch den Hirsch ungefähr zur Genovefa, über welche wir auf Zachers Artikel in Ersch' und Grubers Encyclopädie, I Sect., herausgegeben von M. H. E. Meier, 58. Theil, S. 219 bis 223 verweisen, worin es unter Anderm heißt: „Leo (der Genovefa aus dem Keltischen, durch Frau der Höhle*) erklärt) und Müllenhoff sehen in der Genovefengeschichte Bruchstücke jener weit verbreiteten Sage, welche, bei mehren deutschen Völkerstämmen wiederkehrend, bei Angelsachsen, Franken, Langobarden, Schwaben an die Namen der Stammherren, Scaf, Ossa, Schwanritter, Siegfried, Welf sich anknüpft, und über diese hinaus weist auf den gemeinsamen göttlichen Ahnherrn, auf Wuotan, aus dessen Verbindung mit einer Walkyrie jene Stammesherren entsprossen gedacht würden. Wir werden ihnen zustimmen, ja wir werden auf Grund einiger charakteristischer Züge, die sich merkwürdiger Weise in und mit der Legende erhalten haben, noch einen Schritt weiter gehen und in Genovefa nicht blos eine Walkyrie vermuthen dürfen, sondern die Herrin der Walkyrien selbst, die große Göttin der Zwölften, Frouwa." Hiermit ist im Allgemeinen auch die Göttin bestimmt, auf welche der Hirsch im stolbergschen Wappen weist, wenn gleich die stolbergschen Sagen vom Hirsch und von der Jungfrau uns zur nähern Bestimmung dieser Göttin selbst noch manches Licht geben dürften.

Ueber die Säule im stolbergschen Wappen kann auch meine Abhandlung de nominibus montis Bructeri et de fabulis quae ad eum montem pertinent (Wernigerodae 1855) p. 36 et 37 verglichen werden. Was wir so eben S. 194 u. 195 beigebracht haben, zeigt deutlich, daß die Wappensäule

*) Also eine Hel. Der schwarze stolbergische Hirsch wird natürlich ganz besonders auf die Unterwelt weisen.

die ſächſiſche Irmenſäule iſt. Intereſſant iſt bei dem nahen Zuſammenhange von Irmen- und Rolandſäulen No. 415 die Sage von Rolandi. Ob aber der nahe Zuſammenhang zwiſchen Säule und Hirſch im Wappen ein bloß äußerlicher iſt, oder möglicher Weiſe tiefer liegen könnte, darüber hier Unterſuchungen anzuſtellen, würde uns, ſo wichtig es wäre, weit über die Grenzen, welche dieſe Abhandlung ſich geſteckt hat, hinausführen. Jedenfalls ſteht die „Rieſenjungfrau" auch zur Säule in Beziehung, das zeigt S. 196 oben.

Nachſchrift. Herr J. Zacher hat die Güte gehabt, mir brieflich mitzutheilen, wie eine von ihm neuerdings noch angeſtellte etymologiſche Unterſuchung über den Hirſch dahin geführt hat, daß das Hirſchgeſchlecht, einſchließlich des Elennthieres, dem Vanencultus zugehört. Er wird Mehreres zur Vanenmythologie beibringen und kann den Beweis liefern, daß die taciteiſche Iſis einen echt deutſchen Namen hat. — Das Beſte über den deutſchen Hirſch überhaupt ſteht bis jetzt in Simrocks Bertha die Spinnerin. — Bei Kuhn und Schwartz S. 187 ſteht folgende Sage: „Weißer Hirſch verweiſt die Bergleute. Am Herzberge bei Goslar hat man einmal einen Schacht anlegen wollen, weil man vermuthet, daß dort noch viel Erze verborgen ſeien; da iſt plötzlich ein weißer Hirſch erſchienen und hat zu aller Staunen vernehmlich geſprochen, ſie ſollten abſtehen von ihrem Bemühen, denn ſo lange noch das Erz im Rammelsberg unerſchöpft ſei, ſo lange würde ihr Unternehmen fruchtlos ſein; und darauf iſt er plötzlich, wie er gekommen, wieder verſchwunden." Dieſe Sage zeigt wieder entſchiedenen Zuſammenhang des Hirſches mit Erzgewinn. Herzberg iſt Hirſchberg und dieſer Ort, die Wiege des engliſch-hannöverſchen Königshauſes, ſoll nach Harzſagen S. 181 einem Hirſch ſeinen Urſprung verdanken. In: Die Chorographie der Grafſchaft Wernigerode, enthaltend Reden und Gedichte, welche bei dem 50jährigen Regierungsjubiläum des Grafen Chriſtian Ernſt 1760 den 11. December im Lyceum gehalten wurden, findet ſich ein Geſpräch von der Blaſonirung des gräflichen Wappens, welches jedoch, obgleich jedenfalls unter Anleitung des bekannten Rectors Schütze verfaßt, für dieſe Abhandlung keine Ausbeute gibt.

b) Stellen am Harze, welche von Venedigern besucht sein sollen.

Schon in den Harzsagen, S. 49, 128, 223, auch daselbst Vorwort S. XXIX — XXXI, ferner in der vorliegenden Sammlung unter No. 157, No. 323, No. 327, No. 328 — 330 und besonders in der vorhergehenden Abhandlung ist von den Venedigern und von dem Glauben, daß an bestimmten Stellen des Harzes Gold ꝛc. zu holen sei, die Rede gewesen. Es scheint uns zweckmäßig, den Leser in den Stand zu setzen, diese Stellen möglichst zu überschauen. Wir folgen dabei einem in unserm Besitz befindlichen Büchlein in lang Duodez-Format mit ausgerissenem Titel*), worin sich S. 87 bis 137 folgendes findet: „MONUMENTA oder Alte Urkunden und Nachrichtungen, wo hin und wieder im Römischen Reiche Gold- und Silber-Erze, Gold-Körner, Wäschwerck, Seiffenwerck ꝛc. zu finden seyn sollen. Von einem der Orten wohlkundigen und erfahrnen Metallurgo im Anfang vorigen Seculi aufgezeichnet, und nach seinem Tode also hinterlassen, jetzo aber allen Liebhabern der Metallurgie und des Löbl. Bergk-Baues zu Liebe und Dienste, so gut als sie empfangen, und aus der undeutlichen Schrifft herausbringen können, zum öffentlichen Druck befördert durch J. A. L. G. J. S. H."

In diesem Büchlein stehen S. 118—136 die betreffenden Mittheilungen über den Harz. Jedoch da S. 127—134 aus unserm Exemplare ausgerissen sind, so sehen wir uns genöthigt, auch einige Ergänzungen nach einer gleichfalls in unsern Händen befindlichen Abschrift wahrscheinlich eines Theils des Manuscripts, dem auch jener Abdruck folgt, vorzunehmen. Auf diese Art lautet der Bericht: »Nun hette von Böhmen, Schlesien und Hessen unterschiedliche Nachrichtungen, wo Silber, Amethisten, Saphir, Smaragde, Topasen ꝛc. zu finden, weil es aber weit entlegen, an theils Orten auch sehr gefährlich, solches zu bekommen, als habe selbige vor diesmal besser gesetzet und ausgeschlossen; sollte aber einer oder der andere solches zu wissen verlangen, kann er sich bei mir, dem Autore dieses Büchleins nur melden, alsdenn soll ihm auf schriftlicher Nachricht an die Hand gegangen werden. Inzwischen

*) Nach der typographischen Einrichtung wohl aus dem Ende des 17., vielleicht auch aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.

aber ist vor's dritte der weltberühmte und von Gott mit allerhand Erz und Metall gesegnete Harz, und die allhort herumliegende Städte und Oerter hieher zu fügen, vor nöthig zu achten, denn durch diese Wissenschafft und Nachricht wohl noch mancher ehrlicher dürfftiger Mann zu einem Stück Brod und guten Mitteln kommen dürffte, daferne er sich keinen Fleiß dauren lässet. Setze demnach zum Anfang desselben die Stadt Elbingeroda, so am Harz lieget, da frage nach einem Berg, der Morgenland heisset, und gehe im tieffen Grund das Wasser hinaufwärts, so findest du zwei Steinklippen, an derer einem ist ein Mönch gehauen,*) daselbst ist ein Stollen, da ist gediegen Golderz inne, ein Pfund gilt gerne 112 Gülden, davon einsten ein Italiener Roth und Zebrung wegen 1 Pfd. zu Nürnberg um 106 Gülden verkaufft. Der Stollen ist mit Hürden bedeckt und vermacht, darum mußt du mit Fleiß suchen und aufräumen, so du ihn finden wilst.

Darnach gehe weiter am Wasser hinaufwärts, so findest du abermahls zwei Steinklippen und zwei Mönche daran gehauen, deren einer weiset dir mit dem Finger einen Platz an, da du gediegene Goldkörner finden wirst. Noch besser hinaufwärts ist ein gestümpelter Baum, dabei ist ein Steinhauffen, den räume hinweg, so wirst du einen Stein mit einem Ring finden, den hebe auf und suche, du wirst einen Fürsten-Schatz daselbst finden.

Hinter der Harzburg in dem langen Thale stehen drei Tannen bei dem Wege, darunter ist ein Loch, in welchem eine Goldwäsche ist, die sehr gut und reich ist.

Wernigeroda. Wenn man von Wernigeroda den Rährenberg gehet, so kommt man vor zwei Sägemühlen, daselbst stehet eine Buche, die ist abgestümmelt, lehne dich mit dem Rücken daran, und siehe gegen Abend, so wirst du vier oder fünf Schritte von dem Baume ein Loch finden, darinnen schwarz Kohlenerz, welches Gold und Silber hält, enthalten ist. Es soll auch ein gelber Leimen darinnen sein, der Gold halten mag. Desgl. gehe von Wernigeroda nach dem grossen Brocken, nach dem Klosterberge, nach Triebenack [Drübeck] und halte dich auf die rechte Hand des Brockens gegen das Thal, so wirst du einen Baum finden, an welchem diese Zeichen R. 7. eingeschnitten stehen, drei Schritt davon findest du das Guth mit

*) Vergleiche Sagen S. 71.

Bohnen bedeckt, siehet aus wie Weitzen-Aehren und ist Gold und Silber.

Brockenberg. Gehe hinter den Brocken auf die alte Strasse nach dem Morgenbrodsthale zu, in demselben Thale gehe hin, bis du wieder an zwei andere Thäler kommest, deren eines zur Rechten, das andere zur Linken lieget, bleibe du aber im mittelsten so lange, bis du an einen grossen Stein kommest. Zu demselben gehe und siehe dich um, so wirst du daran eingehauen finden einen Mönch, der eine Aexthaue auf dem Rücken hat, derselben Spitzen nach gehe den Berg hinauf, so wirst du eine Saalweide und nahe dabei ein Loch finden, mit Wellen oder Reisig und Rasen beleget, die hebe auf und suche darinnen, so findest du Körner, die sich pletzen oder schlagen lassen und sehr gut sind, die andern aber taugen nichts. An eben selbigem Orte findet man auch einen Mönch am Wasser in Stein gehauen, gehe an dem Wasser hinan und siehe dich um, so wirst du einen Ahornbaum, der einer Kertzen gleich ist, finden, drei aus einem Stamm. Daselbst sind in einem Wiesenplatz drei Löcher, die so aussehen, als hätten sie die Schweine gewühlet, darinnen findet man Körner, die sich breit schlagen lassen. Das Pfund soll 20 Gülden kosten.

Vom Kahlen-Königsberge, wenn du nach dem Bährenberge gehen willst, an der Mittagsseite nahe an dem Bährenberge ist eine Grube, da halte du dich links, so wirst du eine Buche finden, die ist so dick, daß man sie mit zwei Armen umgreifen kann, darinnen sind Zeichen wie Sternenkelche, da gehen ihrer viele zu und haben ihre Nahrung davon. Zum ersten ist eine Ansicht, das weiset mit der Nase darauf, in der Krümme hat sie 23 Wurzeln, eine nach dem Abend, die andre nach Morgen. Zwischen den Wurzeln ist die beste Urkunde, da findest du gediegen Gold, die Grube ist mit Dornen zugedeckt. Bei dem Königsberge rechts gegen Mittag ist ein Morast, da ist Zeug inne, das wie Lerchendreck aussiehet und ist eine Horde darüber geleget, daß man es nicht merket, das Pfund hält 6 Loth, man muß sich aber vom Königsberge herabmachen, wenn die Sonne am höchsten stehet.

Bei dem neuen Schloß stehet ein Mahlstein, an welchem das Regen- und Hohensteinische Wappen gehauen ist. Zwischen diesem Mahlsteine und dem Schlosse liegt ein unter-

hohler Hügel, darin ist himmelblaues Erz, das gut Silber hält.

Ellrich. Wenn du von Ellrich auf die alte Eisenhütte gehest, da liegt unter der Glashütte eine Brücke, darüber kommst du in den Harz; gehe allda fort, so wirst du ein alt Mauerwerck, das verwachsen ist, finden. Davon halte dich zur linken Hand etwa zwei Acker breit, so wirst du zu einer Steinklippen kommen, an derselben gehe hin und so fortan, bis du für neun der Steinklippen hin bist, dann lehne dich an die letztere und siehe zur linken Hand, so wirst du etwa drei Acker breit davon wieder eine Steinklippen sehen, da gehe hinein, so wirst du eine Fichten finden, die mit Reisig zugedeckt ist, darunter ist ein Loch, in welchem gediegen Gold zu finden ist.

Von Ellrich aus gehe man nach dem kleinen Brocken, ehe man aber dahin kommt, muß man durch ein Thal, das Suppenthal genannt, da wird man finden ein Brustbild an einem Stein gehauen, einem Mönch gleich, der weiset mit zwei Fingern, und wo er hinweiset, da lehne dich mit dem Rücken daran, so siehest du einen Stamm, daran stehet ein Schüssel, lehne dich mit dem Rücken an den Stamm, so wirst du zwei Saalweidenbüsche sehn, daselbst schlage ein und suche, so wirst du gediegene Silberkörner finden, so sich schlagen lassen. — Gehe ferner von dem Brustbilde gleich aufwärts nach der schwarzen Schluft, halte dich nach der linken Hand und habe gut Acht, so findest du ein Brünnlein, das lässet zwei Ströme von sich, schöpfe es aus, und du findest gediegene Körner, man muß sie aber durch ein Sieb waschen, ihre Größe sind wie Erbsen. Von dannen gehe wieder aufwärts in der schwarzen Schluft hinauf, du kommst dann zu drei Eichen, dazwischen sind Löcher wie von Schweinen gewühlt, darinnen ist Wasser, das mußt du ausgießen, und du findest gediegene Silberkörner. Nicht weit von diesen Eichen findest du einen Platz und in denselben ist ein Loch mit einer Hort bedeckt, welche wieder mit Moos und Laub bedeckt ist, das nimm ab und öffne das Loch, so findest du einen Silbergang und daneben einen Schlägel und Setzeisen; da kannst du abschlagen soviel du willst, hast du genug, so lege das Zeug wieder hinein wie du es gefunden, du mußt aber ohne Betrug damit handeln, sonst hast du kein Glück damit — Gehe aus der

ſchwarzen Schluft über den kleinen Brocken, ſo kommſt du an einen breiten Sumpf, der iſt ganz wäſſerig, da findeſt du auch gediegene Goldkörner, du mußt ſie aber mit einem Siebe von dem Schlamme reinigen.

Von der Neuſtadt aus ohnweit der Hartzeburg [vergl. oben] nach dem Schieferberge kommt man erſtlich an ein Waſſer, das die Kalbe heißt, davon gehe über die Ecker ein wenig unter das alte Mauerwerk, dann ferner über das weiße Waſſer und gleich aufwärts nach dem Schieferberge, daſelbſt findeſt du ſchwarze Körner, die auswendig aber ſchön weiß und gediegen Silber und Gold ſind, es iſt da groß Gut vorhanden.

Von der Neuſtadt nach dem Nebelthale, welches bald auf voriges folgt, iſt die Nürnberger Goldgrube, welche ſie lange Jahre im Gebrauch gehabt, und ſoll 1 Pfund Erz 100 Thlr. gelten. Ein wenig von ſelbigem Orte zur Rechten aufwärts iſt ein guter Silbergang, bei dieſen beiden Oertchen fließt ein Wäſſerlein, das heißt das kalte Waſſer und iſt nicht groß; zur linken Hand der beiden Gänge iſt der Silbergang oben am Berge und der Goldgang unten am Thale.

An dem Haſelbache ſteht auch ein Erz, der Taubenkopff genannt, deſſen Pfund 1 Thlr. gelten ſoll, iſt nahe bei der Hartzeburg gelegen. Nicht weit davon iſt auch ein Erz, der ſchwartze Talck genannt, ſo auch gut Silber hält, ſtehet nicht weit vom neuen Schloſſe.

Bei Braunlage iſt ein Brunnen, darin iſt gut Erz. Man muß ihn aber ausgießen, ſo man es haben will. Gehe von demſelben Ort etwa einen Musketen-Schuß weit vom Wege ab zur rechten Hand, ſo wirſt du eine alte Kohlſtätte antreffen, daſelbſt ſchlage ein, ſo findeſt du ein Eiſen, das koſtbare Eiſen genannt, das hält Gold in allen Proben und iſt leicht zu gewinnen."

Noch liegt uns in der oben bezeichneten Abſchrift, wir wiſſen nicht woher entnommen, Folgendes vor, was ſich auf das Weingartenloch (vergl. Harzſagen S. 203—207, und die Anm. S. 296—298) beziehen mag: „Wende dich gleich anfangs zur linken Hand, ſo wirſt du eine Fünfe oder V finden, da ſteige in die Tiefe und gehe 12 Schritte fort, alsdann krieche zur rechten Hand hinein, ſo wirſt du hinunterfahren in die Tiefe und wirſt daſelbſt einen Stein antreffen, daran zwei Finger ſtehen; es iſt auch ein Wäſſerlein daſelbſt, da

krieche auf dem Wässerlein fort, kannst du aber nicht fort kommen, so steige den Stein hinauf und gehe gleich auf die linke Hand, da wirst du in einen schmalen Gang kommen, gehe fort, und du wirst graue Felsen antreffen, oben an denselben wird eine 5 stehen, daselbst wirst du gleich ein Loch vor dir sehen, da steig hinab und wenn du hinein bist, so krieche gleich zur linken Hand auf dem Bauche hinein über ein paar Häuser lang, gefällt dir der Gang nicht und stoßen die Mauern zusammen, so lehne dich mit dem Rücken daran und die 5 wird aufwärts weisen; dann gehe gleich fort und du wirst noch in einen schmalen Gang kommen und wird gleich am Ende daselbst ein Loch hinein gehen mit Steinen verworfen, da räume auf und wenn du solches gethan hast, so krieche hinein von ohngefähr 3 Klaftern, da steht ein Bergmann, der mit der Bicke unter sich weist, gehe dann fort ungefähr 5 Klafter, da begegnen dir 2 Bergmänner mit Grubenlichtern; fahre vorbei, sie weisen dich an die Seite, und gehe weiter fort und du wirst in einen weißen Felsen kommen, worin ein rundes Loch sein wird, da mußt du durch und kommst dann wieder in die Weite; gehe darinnen fort und du wirst dort an der Ecke einen Mönch stehen sehen, eine Bicke in der Hand habend und nach einem Wasser zeigend, und wenn du hinüberkommst nach dem Wasser ohngefähr ein gut Klafter breit, da werden Hölzer darinnen liegen; gehe hinüber, es wird zur linken Hand ein schwarzer Felsen stehn, der gemeiniglich — [hier hat die Abschrift eine Lücke] .... machst du daran was los, so wird es hell glänzen, machst du es mit dem Lichte schwarz, so wird es einen Schall von sich geben: ich fresse dich! Kehre dich aber nicht daran, sondern gehe wieder auf die linke Hand und kratze ein wenig mit der Bicke, so wird ein Stein los fallen und ein eckiges Loch durchgehen, da mußt du durch und wenn du durch kommst, so wird dort ein Mönch stehen, mit der Bicke unter sich weisend auf ein Erz, das Pfund für 30 Thlr.; wenn dir aber das nicht gut genug ist, so gehe hinunter, schreite fort und du wirst in eine Weite kommen, wo es wird so helle sein als am Tage, da wirst du einen güldenen Altar erblicken und die Felsen gediegenes Gold sein; nimm nach deinem Gefallen und vergiß die Armen nicht.«

E. Der wilde Jäger und die Frau Holle.

Die Sagen vom wilden Jäger aus dem Sagengebiete, welches dieſes Buch umfaßt, wie die von der Frau Holle u. ſ. w. ziehen wir vor ſo viel als thunlich in eigenen Abſchnitten zuſammenzuſtellen, anſtatt ſie nach der ſonſt von uns gewählten Folge nach den Orten mitzutheilen.

Bei der großen Wichtigkeit der Sagen aus der Grafſchaft Stolberg iſt es intereſſant, daß dort auch der wilde Jäger ganz beſonders zu Hauſe iſt.

In Petersdorf in der Grafſchaft Stolberg erzählt man: Chriſtus kam mit dem Kreuze vor eines Juden Thür, dort zu raſten. Der aber ließ ihn dort nicht ruhen, da ſprach Chriſtus, der ſeiner Kreuzigung entgegen ging: „Ich will ruhen und Du ſollſt wandern!“ Von der Zeit an ziehen umher der ewige Jude, der ewige Fuhrmann und der ewige Jäger. Der ewige Fuhrmann zeigt ſich in der preußiſchen Grafſchaft unweit Hochſtädt und ruft: „Har! Har!“ wie Fuhrleute thun. Gaſtliche Aufnahme der Götter bei ihrem Umzuge über die Erde wurde von dieſen belohnt, ungaſtliche beſtraft. Dieſer Gedanke hat ſich demnach vielleicht auch an Chriſti Kreuzesgang angeheftet. Zugleich zeigt die vorliegende Sage, wie nicht allein die Sagen vom ewigen Jäger vielleicht, ſondern auch vom ewigen Juden und ewigen Fuhrmann zuſammenhängen mit Mythen vom Wandern und Fahren der Götter über die Erde.

Der wilde Jäger erſcheint in Stolberg mit zwei Hunden, reitend auf einem kleinen Pferde ohne Kopf. Durch das Grumſchlacht (?Grubenſchlacken?, ein großes Hüttenwerk, iſt er hindurch geritten und man hat die Fußtapfen ſeines kleinen Pferdes nachher geſehen.

Auch im Walde, welcher der Jenteich heißt und wo ſich in katholiſchen Zeiten ein Fiſchteich befand, hauſte er. Er erſchien dort einer Frau.

Ein halbes Stündchen von Stolberg, links an der Allee nach dem Eichenforſt, über dem Hunnenrodt (welches angeblich Hunnenrode bedeuten ſoll), liegt Hätſchels Wieſe. An einem bei dieſer Wieſe entſpringenden Wäſſerchen zeigte ſich ein braunes Pferd und ein Reiter ohne Kopf, welches

der wilde Jäger gewesen sein soll. An mehreren Stellen des Wässerchens haben sich auch kleine Kinder gezeigt. Man sah zwei mit einander nackend tanzen. Auf dem Hunnrodt (vergl. auch S. 160) sind zwei große Flecken, darin soll eine Riesenjungfrau und ein Riese begraben sein. Vor mehreren Jahren wurde dort gegraben, aber nichts gefunden.

Der wilde Jäger kam in der Grafschaft Stolberg von Rodishagen her und zog wie ein Hund über den herrschaftlichen Teich nach Rottleberode zu, über's Feld.

Andere sagen: Der wilde Jäger kommt von der Aue her und zieht über Rodishagen fort nach dem Eichenforst, jetzt einem bekannten Vergnügungsorte.

Der wilde Jäger hat 6 Hündchen (andere sagen 8—12 Teckelhündchen bei sich, die haben Schellchen an. Mit ihnen zeigt er sich z. B. am Bäckersberge. Er ist grün gekleidet und trägt den Kopf unter'm Arm.

Köhler bei Wida, was bei Braunlage (vergl. S. 152 155 und Lauterberg (vergl. Harzsagen S. 197 bis 199, 295 liegt, hatten ein Reh und sprachen, ob's wohl einen wilden Jäger gebe. Da trat ein Jäger herein und entstand vor der Köthe ein furchtbares Hundegebell und Jagen. Plötzlich wird die Köthe aufgerissen, und zwanzig bis dreißig Jäger stehen da. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," sprachen die Köhler. Ich bin Hackelberg, zweifelt nicht an mir, sagte Einer der Jäger, ihr sollt alle Wochen ein Reh haben. Ich komme nur alle 50 Jahr. Der Köhlermeister gibt seine Hand, Hackelbergs Finger drücken sich ein. Im Nu ist Hackelberg umringt vom Jagdgefolge und geht gleich wieder in die Luft.

Ueber die Himmelpforte in der Grafschaft Wernigerode (vergl. S. 81—92) kam der wilde Jäger nach Veckenstedt zu und warf auf einer Wiese die Pferdelende herunter.

Die Geschichte von der Pferdelende und dem wilden Jäger soll auch vor Drübeck geschehen sein.

Vom Oberharze ist diese Sage bereits mitgetheilt Harzsagen S. 125 und nochmals S. 125; vergl. daselbst S. 12 und S. 268. Schwartz hat sie auf Blitz und Donner bezogen (vergl. W. Müller's Abhandlung „zur Sage von dem wilden Jäger", N. S. S. S. 420).

Im Bodethale hörte ich Folgendes vom wilden Jäger:

Er erscheint im Sommer, Mittags zwischen 11—12, und ruft Ohät; die Holzhacker halten dann in der Arbeit an.

Der wilde Jäger (sagt man zu Altenbrak im Bodethale), zeigte sich am Meisten im kleinen Mühlthale bei Altenbrak und zwar Aschermittwoch.

Auf dem Rübelande im Bodethale jagte der wilde Jäger auch. Er trieb Frauen aus dem Holze (vergl. Harzsagen S. 124) und warf Lenden herunter.

Verschiedene Sagen zeigen Zusammenhang des wilden Jägers mit dem Wasser (vergl. auch oben die Sage von Hätschels Wiese). Im Wasser zu Elbingerode jagt er alle 7 Jahr (wo er dann auch nach der Susenburg kommt), mit dem Kopf unter dem Arm, herauf und herunter. Sein Hund klafft.

Auch wird in Elbingerode erzählt: Der wilde Jäger zieht durch die Luft und verschwindet mit Hundegeklaff im Teichloche. Man sagt, daß die Kinder aus diesem Teichloche gezogen würden. Er patscht auch von der Mühle aus in Elbingerode.

Der wilde Jäger trank aus dem Jägerborn am Brücknerstieg. (Dies, wie auch daß am alten Stolberg, vergl. die Abhandlung über den Hirsch, der wilde Jäger zieht, zeigt den Zusammenhang der Sagen vom Hirsch aus Venedig mit dem wilden Jäger). Die dies erzählen, setzen hinzu: Der wilde Jäger fliegt in der Luft und hat einen Hund bei sich, der bellt immer.

Einst fragte der wilde Jäger irgendwo im Vorüberziehen: „Habt Ihr keinen Wagen mit 9 Mühlsteinen gesehen?"

Auf dem Berge um Goslar geht Nachts ein feuriger Mann und zeigt sich auch aus den Gebüschen. Der Aussage der Leute nach bezöge sich dies auf den wilden Jäger.

Der wilde Jäger träumte auch: ein Steinadler würde ihn nachher verzehren. Er wurde auch wirklich in den „Steinadler" zu Wülperode gebracht.

In Wülperode, in einem Zimmer des alten Amtes, liegt jede Nacht der Hund des wilden Jägers und schüttelt sich.

Als Nachtrag zu der Sage vom Hackelberg, welche Harzsagen S. 10—12 mitgetheilt und S. 245—248 be-

sprochen ist, stehe hier noch folgende Sage aus der Gegend des Hackels, welche Caspar Abel hat in seiner „Sammlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken" (1732) S. 86:

„Eyn Grave to Eghelen de reyt jagen an den Hart na Wiltwarcke, unde reyth uth in des Düveis Namen, unde sprack, he wolde Wild vanghen, dat scholde ome noch GOt effte de Duvel weren, do he an den Hart kam, do bejegende öme eyn swart wilt Swin, darvor vorferde sick sin Perd, dat se allbeyde stortten, unde bleven allbeyde dot, he unde sin Pert."

Wir kommen zur Frau Holle, mit Bezug auf welche es schon von Wichtigkeit ist, zu wissen, wo sie überhaupt vorkommt.

Zu Buchholz in der Grafschaft Stolberg sagt man: „Frau Wulle kommt." Auch in Rodishayn in der Grafschaft Stolberg ist Frau Wulle bekannt. Eben so in Sorge. In Stolberg sagt man: Die Wulle.

In Elbingerode sagt man: Fru Rolle. Fru Holle kommt in Elend zu Neujahr.

Siehe auch in meinem Schriftchen: „Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855" den 23. Abschnitt: „Frau Holle; die Kinderbrunnen; der wilde Jäger; Stepke" (S. 76—78), wo sich bereits weitere Nachweisungen finden.

Fru Wulle, sagt man irgendwo, kommt in einer bestimmten Zeit, wo man aufhören muß zu spinnen.

Sagen von Kinderbrunnen stehen in den vorliegenden unterharzischen Sagen unter Nr. 9, 10, 78, 242—245, 357, 358, 374. Vergl. auch J. W. Wolf, hessische Sagen, S. 133, 210 und 211.

F. Frû Frêen, Frû Frien, Frû Frêtchen.

Bei Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, Märchen und Gebräuche, werden in dem Gebrauch Nr. 180 S. 114, (vergl. auch die zugehörige Anmerk. S. 518) die Namen Frêen, Frien, Frêke genannt.

Mir wurde zunächst in Ilſenburg folgender Reim mitgetheilt:

Frû Frien
wolle gêren frien
un konne keinen krien,
da ſeng se an de ſchrien.

Auch ward in Ilſenburg erzählt:

Frau Frien wollte immer freien in Hölzern, verbarg ſich Nachts vor Regen und Schnee in Höhlen; ſie ging gleich über Berg und Thal, war nicht ſchön und konnte Niemand bekommen, ſie reiſte die ganze Welt nach einem Freier aus. Hatte ſie jemand, dann war er wieder fort und ſie ſchrie furchtbar. Beſonders zeigt ſie ſich bei Bäumlers Klippe vor Ilſenburg. Sie ging vor Sonnenaufgang aus, tödtete einen Köhlerjungen, geht über Meineberg und Weſterberg. Sie ſpukt bis heute und zeigt ſich des Abends zur Zeit der Uhlenflucht.

Andere erzählen ohne einen Namen zu nennen, unter der Bäumlers Klippe her komme eine Frau im weißen Hemde und in einer weißen Mütze und verſchwinde in Kalbegens Garten.

Ein Mann aus Ilſenburg ging Morgens im März ins Holz, früher als er gewußt hatte, daß es an der Zeit ſei. Da begegnete ihm eine Frau in einer Haube und langen weißem Gewande. Er fragte, wohin ſie wolle, und ſie ſagte: „Von hier nach der Haidewisburg," welche bei Goslar liegen ſoll.

Anfang Juli 1855 wurde die Frû Frien wieder von einem Burſchen geſehen.

In Langeln ſagt man Faſtlabend: Jungens ſpinnt jue Dieße af, Süß kummet de Frûe Frêe Un kackt in de Heee.

Einen ſehr verwirrten Bericht hörte ich zu Beckenſtedt, wo man auch Frû Frêtchen ſagt, von Kindern und von einer ſteinalten Frau. Bei der großen Wichtigkeit des Gegenſtandes hebe ich dasjenige daraus, was noch den meiſten Sinn gibt, hervor:

Frû Frêen iſt im Himmel geweſen und wurde von den

Leuten um Rath gefragt. Sie hielt sich unter den Weiden bei Veckenstedt auf. Sie machte Musik, tanzte viel und fiel zuletzt ins Wasser.

Auch Märchen von Frù Frèen sind vorhanden. Ich theile zunächst eine Variante aus Ilsenburg zu dem Märchen: Horle, Horle-Wip. Märchen für die Jugend, Nr. 20) mit:

Ein armes Mädchen wollte sich vermiethen, ging deshalb näher und kam endlich auf ein königliches Schloß. Dort wurde sie gefragt, was sie denn könne. Sie sagt, sie könne Gold und Silber spinnen. Sie fragten: was sie zum Silber spinnen haben wolle, und sie sagte Roggenstroh. Sie hatte es aber nur aus Angst gesagt und konnte es nicht. Da klopfte es an die Thür und die Frù Frèe mit den groten Dume kam herein. Sie weinte und sagte, daß sie ihr Versprechen nicht erfüllen könne. Die Frù Frèe fragte: ob sie was zu leben hätte, und da aß sie Alles auf was da war, denn sie konnte sehr essen. Danach ging es immer hurr, hurr, hurr, und sie spann Alles auf. In der nächsten Nacht wollte sie wieder kommen. Das Mädchen sollte alles Essen aufheben und nun wollte sie das Gold spinnen. Auf dem Schlosse war große Freude. In der Nacht klopft es wieder und Frù Frèen kommt. Nun nimmt sie das Waizenstroh und spinnt das Gold. Sie ziehn sie ordentlich an und der Prinz heirathet sie. In der ersten Nacht aber nach ihrer Niederkunft kommt die Frù Frèen und sie muß das Kind hergeben. Deshalb wollte die Schwiegermutter den König aufhetzen, aber vergebens. Nachher bekam sie wieder einen Sohn. Da sagte die Frù Frèen, das Kind sollte sie behalten, und wenn sie rathen könne, wie sie hieße, so sollten sie ihr erstes Kind auch wieder haben. Damals stellte aber der König eine Jagd an und es fügte sich, daß er auch vor die Höhle kam, worin die Frù Frèen war. Da ging die Frù Frèen in der Höhle immer hin und her und sprach:

Hüte will ik bruen,
Morgen will ik backen,
Öwwermorgen will ik en kleinen Königssohnen haben,
Weil de junge Frue nicht weit,
Dat ik Pumpernelle heiß.

Pumpernelle war nämlich ihr Vorname, Frù Frèen ihr Zuname. Der König erzählte dies zu Hause und als

die Königin rathen mußte, ſagte ſie zuletzt den Namen Pumpernelle. Danach ſagte ſie auch, daß ſie nun bald ſterben müßte. Der König ſolle hinaus und das Kind holen, das Kind aber ſolle alle ihr Geld von ihr haben. Das Geld aber hatte ſie in einem großen Kaſten, und das Kind mußte mit goldnem Spielzeug ſpielen. Ihr Sarg ſtand auch ſchon da und der König mußte ihr Begräbniß beſorgen.

Auch wird Folgendes erzählt: Es war eine Frau, die wurde Frô Frôen genannt, und wohnte allein im Walde. Sie war eine Hexe und hatte eine Pflegetochter. Die Alte näherte ſich mit Spinnen und ſpann am Tage 15 Löppe mit ihrem dicken Daume, und ſagte immer:

Hurre, hurre, hurr,
All wedder 'n Löp vull.

Ihre Tochter ſollte dies auch lernen. Sie ſchickte ſie in's Holz, daß ſie ſich eine „Wäſeke" Waſe holte und verſprach ihr einen rothen Apfel, wenn ſie heimkehrte. Den gab ſie ihr auch. Nun ſagte ſie: „Meine Tochter, komm, nun will ich Dir das Spinnen lehren." Da ſetzten ſie ſich beide hin und das Kleine mußte immer ſagen:

Hurre, hurre, hurr,
All wedder 'n Löp vull.

Die Alte hatte aber auch immer die Hand mit an dem Wocken, darum war es auch wirklich ſo, und war zu gleicher Zeit gehaſpelt und geſponnen, und waren goldne Löppe. Das Mädchen wuchs nun und wurde groß, und es fand ſich auch ein Freier dazu, der war ein Köhler, der ging zu der Alten in das kleine Haus im Walde. Die Junge bewog auch die Alte, daß ſie ihre Einwilligung zu der Heirath gab, doch ſagte ſie: „ſo wie Du nicht ſpinnſt, ſo habt Ihr kein Brod, denn Dein Mann wird faul werden und zuletzt nichts mehr thun wollen." Sie ſollte aber ihrem Manne nicht ſagen, wie ſie es machte. So hatten ſie Hochzeit, lebten ganz glücklich und verdienten viel. Auch bekamen ſie zuweilen Beſuch von der Alten. Einſt erfuhr der Mann von der Sache, da beſchuldigte er ſeine Frau der Hexerei und wollte ſie fortjagen, doch geſchah dies nicht, und er hat nur von der Zeit an ſelbſt gearbeitet.

Anmerkungen.

Zu den Sagen von Thale und der Roßtrappe.

(S. 1–8.

Hünen und Riesen im Bodegebirge. Nr. 1. 2. Vor den Riesen des Bodegebirges muß auch an den Namen Luphode erinnert werden, jedoch wollen wir uns jedes Urtheils haben enthalten und nur auf das verweisen, was Jacob Grimm, deutsche Mythologie, 3. Aufl. S. 492 und 493, wo zu dem Namen Lupberg unsere Luphode nachzutragen wäre, wohl keineswegs mit der Absicht etwas abzuschließen beigebracht hat. Vielleicht ist die Luphode nach der Art ihres Laufes (ungeschlacht rinnende, oder große Bode genannt, wie man eine warme und kalte Bode hat.

Die Sage von der Roßtrappe. Nr. 3. 4. Vergl. Nr. 1 und 2 „Hünen und Riesen im Bodegebirge". Ferner Nr. 5 und 6 das Bärensdorf, und Märchen für die Jugend Nr. 29, besonders die zugehörige Anm. S. 226 bis 232. Alles dies betrachte man im Zusammenhange mit der deutschen Heldensage, auf die Beziehung der Roßtrappsage zu ihr deutet schon Jacob Grimm's Myth. S. 888 und 889 hin. Wer muß nicht bei dem Bärensdorfe an jene Aeußerung der Quedlinburger Chronik denken: „cruentabant

olim rustici Theodoricum illum de Berne?" Auch Folgendes ist hier nicht außer Acht zu lassen. Krieger die Bodethäler im Unterharz von Johann Friedrich Krieger, Geheimen Hofrathe. Halberstadt, bei Helm 1819) sagt S. 62 vom Hexentanzplatze der Roßtrappe gegenüber: „Nach manchen Sagen und Chronisten, welche die Flucht der Heldin einer würdigern weiblichen Neigung der Liebe beimessen, tanzte dieselbe hier in triumphirender Stimmung, als sei es ihr Hochzeitstag, und daher entstand der Name des Tanzplatzes." — Vergl. auch Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1848 S. 169 und 170 „Die Roßtrappe" und die Anmerkung dazu S. 490. Der große Christoph (s. Nr. 5) ist schon von Finn Magnusen zu Thor in Beziehung gesetzt.

Das Bärensdorf. Nr. 6. 7. Vergl. die Anm. zu Nr. 3 und 4. „Der von Bären" soll der Vater der Prinzessin genannt werden, deren Fuß sich in den Roßtrappfelsen eindrückte. Bei Kuhn, märk. S. Nr. 205 steht eine Sage von Bärenskirchhof bei Grimnitz, woran sich die Sage vom Tode des wilden Jägers Hackelberg) knüpft. Aus Stübener, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg (1788) S. 3 ersehen wir, was unserer Benutzung des Namens für die Mythologie keinen Eintrag thut, daß das Bernstorf (so schreibt er) historisch ist; es sei, sagt er, nach einem Bernd genannt.

Fahle Hölle. Nr. 8. In Krieger's Bodethälern, S. 81 heißt es: „Wie mehrere Harzörter, besonders im Blankenburg'schen, durch ihre Namen: Sonnenburg, Sonnenbreite, Sonnenfeld, Sonnenstein, Sonnenwald u. s. f. auf die ehemalige Anbetung der Sonne daselbst hindeuten, so ist es auch mit dem Sonnenberge unweit der Blechhütte der Fall, in dessen Nähe sich auch ein Walhalla, in der Volkssprache Walehölle genannt, befindet. Gleich dem Walhalla unterm Bielstein bei Blankenburg eröffnet sich auch dieses an einem anmuthigen freundlichen Orte u. s. w. Vielfältige Spuren von Menschenbegräbnissen finden sich hier." Die Echtheit des Namens Walhalla bei Blankenburg wird durch die Nähe des Bielsteins nicht verbürgt. Bielstein und Beilstein wird jetzt von Grimm, Wörterb. 1376 (beil) als Jagdwort „jagdplatze auf welchen das wild zu stand gebracht und erlegt wurde" erklärt. Dies als Nachtrag

zu dem was Harzsagen S. 302 -303 über Viel gesagt ist. Vergl. auch Stübener I, S 198—200. Auch die Berghöhe, auf welcher das Schloß (Amthaus Catlenburg liegt, heißt Vielstein. Vergl. auch Nr. 416 der vorliegenden Sammlung.

Die Siebensprünge. Nr. 11. 12. (So und nicht Siebensprünge ist zu lesen. Krieger sagt S. 86, daß neben den Siebensprüngen 14 heidnische Grabhügel emporstiegen, von welchen man 1819 „bereits 4 geöffnet und aus denselben sechs schöne Urnen und andere, gewöhnlich mit vergrabene Geräthschaften der tausendjährigen Ruhe geraubt hat."

Der Mönchenstein vom Kloster Wendhausen. Nr. 13—18. Vergl. auch Kuhn und Schwarz S. 171, „Kloster Wendhausen." Von dem Spuk im Kloster Wendhusen redet auch Krieger S. 84—86: „Mönche und Nonnen besonders, sagt er, tummeln sich hier in nächtlicher Weile gar dreist umher." Was er von dem Stein bemerkt, zeigt deutlich, daß derselbe auf die Viehzucht Bezug hat. Vergl. zu 5.

Die Linde am Bodekessel und der Zwerg. Nr. 19 Bei Caspar von der Röhn tritt ein Zwerg auf, der den wunden Helferich durch eine Wurzel heilt. S. W. Gumm, Heldensage S. 216.

Nickelmänner und Wassermänner in der Bode. Nr. 21—23. Vergl. Kuhn und Schwarz 172 bis 175: „Der Nickelmann." Nr. 23. Die Sage von der Saale: „Nixe kämpften mit einander." E. Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen, S. 7. Der Name Wassermann auch in Franken und Steiermark, s. A. Kries in J. Wolfs Zeitschrift für Myth. I, S. 29, und J. G. Seidl ebenda II, S. 25 f.

Die Zwerge im unteren Bodethale. Nr. 24. Für den Zwergkönig Ewaldus vergl. den Namen des Zwergkönigs Schwaldus, der in Elbingerode, also im oberen Bodethale, bekannt ist (Märchen für die Jugend, S 231, auch Harzsagen S 208. Nr. 26. Merkwürdiger Weise verlebren in Braunrode die Zwerge gerade mit einem Manne Namens Göbecke.

Zu den Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treseburg.

S. 9—12.

Zunächst ein Nachtrag:

Die Schönburg bei der Ludwigshütte, die zu Altenbrak gehört und nach Wendefurt zu liegt, soll früher ein Kloster gewesen sein. Von da geht eine Nonne aus, dann durch die Darlöcher einen Hartenwald, d. i. Eichenwald zwischen der Hoppelnberger Gemeine und dem Grubenbai welches Tannenwälder sind, dann durch mehrere Thäler, durch die Hassel, ein Wasser, woven Hasselfelde den Namen hat, dann im Wildenhahn, welches Wiesen sind, herauf, und dann nach der Draburg, welche Daseburg geschrieben wird. Sie erscheint besonders Mähern, und wer ihr folgt, kann sie erlösen. Auf der Draburg soll eine Braupfanne voll Geld gestanden haben und nach Elbingerode gehört sein.

Regelspiel auf der Schönburg. Nr. 33. Vergl. „Das Regelspiel unter'm Hohenstein," Harzsagen S. 229.

Osterfeuer auf der Schönburg. Nr. 34. Ueber Ostern und die Osterfeuer vergl. Harzbilder S. 61—65.

Die Spük-Eiche. Nr. 38. So heißt ein Baum in der Gegend von Treseburg. Es spukte unter ihm, als ein Mann mit Mähl darunter ruhte.

Zu den Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

S. 13—16.

Der schwarze Mann zwischen der Rapbode und der alten Burg. Nr. 41. Das Thal heißt: Mordthal, nicht Moorthal.

Hüttenkobolde. Nr. 43. 44. Vergl. Nr. 28—31, 297, 298, 375—379.

Geister in der Baumannshöhle. Nr. 45. 46.

Wie berüchtigt die Baumannshöhle am Ende des 17. Jahrhunderts war, zeigt S. 400 vom 1. Theil des theatrum poenarum, wo eine Hexe unter Anderm von „ihrem Vetter, dem alten Hansen aus der Baumannshöhle" einen Spruch gelernt haben will — In seinen „Streifzügen durch die Literatur des Harzes", im trefflichen Programm der höhern Bürgerschule zu Aschersleben von 1854 hat der Oberlehrer Gustav Hevse S. 6—8 mit wohlthuender Gründlichkeit gezeigt, wie es nur ein grober literarischer Irrthum von lächerlichem Ursprunge ist, daß die Höhle ihren Namen von einem Bergmann Namens Baumann haben soll, der sie im Jahre 1670 zuerst durchkrochen; 1591 hatte Henrich Eckstorm schon eine epistola de specu Bumanni, vulgo Bumannshell geschrieben, wonach sie 1591 schon seit Menschengedenken berühmt war. — Der Buman (Buttemann, Buttmann wird Myth. 475 als Name für einen Hausgeist aufgeführt. Eine Sage von der Baumannshöhle steht noch im 1. Bande von Geiger's Geschichten

Zu den Sagen von Quedlinburg.
S. 17—25.

Der Vogelheerd bei Quedlinburg. Nr. 47. Ueber Heinrichs I Vogelheerde und Königswahl sollte diesem Buche die schon früher von mir angekündigte Abhandlung, welche die Waitz'schen Untersuchungen weiter führen wird, beigegeben werden, deren Abfassung jedoch, aus Mangel an Zeit, leider für jetzt nicht mehr möglich war.

Henrich der Vogler und die Stadt Quedlinburg. Nr. 48. Aus Abel a. a. O. S. 481—483. Wie Quedlinburgs Name von dem Hunde Quedel (um dies beiläufig hier zu den Harzsagen S. 21 und 22 zu der nach Quedlinburg übergreifenden Goslar'schen Sage zu bemerken), so wird der von Helmstedt von einem Hunde des Ludgerus, Helm, begleitet. S. Büsching's wöchentliche Nachrichten II. 192.

Das Ritterfeld. Nr. 49. Aus Abel a. a. O. S. 493.

Vom Kirchenraube. Nr. 50. Aus Abel a. a. O. S. 494–496.

Sanct Anna und die Mutter Gottes. Nr. 51. Aus Abel a. a. O. S. 498–499.

Das wilde Waſſer auf dem Münzenberge. Nr. 56. Vom Münzenberge führte ein unterirdiſcher Gang nach dem Münchenhofe; pflichtvergeſſene Nonnen benutzten ihn zu Zuſammenkünften mit den Mönchen. Sie ſpuken noch beim Münchenhofe an den Weiden und dieſe Weiden heißen deshalb die drei Nonnen.

Albrecht vom Regenſtein und die Stadt Quedlinburg. Nr. 60. Vergl. meinen Aufſatz über den Regenſtein im deutſchen Muſeum von 1853. Aus Abel a. a. O. S. 501 und 502.

Zu den Sagen von Blankenburg und der Umgegend.

(S. 26–29).

Die Teufelsmauern. Nr. 62. 63. Vergl. Kuhn und Schwarz S. 170: „Die Teufelsmauer.“ Ein Felſen in der Teufelsmauer heißt der Großvater. (Vergl. dazu Myth. S. 153). Er könnte vielleicht nur nach ſeinem äußeren Anſehen benannt ſein, das etwas Bequemes hat. Jedoch ſind die Spuren von Donar im Allgemeinen auf dem Gebiete, welches dieſes Buch umfaßt, ziemlich reichlich, weniger tritt er in den „Harzſagen“ hervor.

Das Dorf Börneke. Nr 69. Aus Stübener I. S. 420.

Zu den Sagen von Michaelſtein, Heimburg und Benzingerode.

(S. 30–39)

Zunächſt ein Nachtrag:

Aus dem Jagdhauſe der Heimburger Forſt entführte der Teufel eine Prinzeſſin.

Evergodesrode, Volkmarstein und Michaelstein. Nr. 72. Aus Leuckfeld antiquitates S. 18—23. Die Sage von Volkmar und Michaelstein hat auch Winnigstädt bei Abel S. 491.

Michaels Bild. Nr. 75. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 171, »die Bildsäule des heil. Michael.«

Das Teufelsbad. Nr. 87. Zusatz: Wer die Leichenzüge sieht, erlebt den andern Morgen nicht.

Die Lausehügel. Nr. 93. Die Erläuterung des Namens ergiebt sich aus Harzsagen, Vorwort S. XXXIII und XXXIV. Vergl. de nominibus montis Bructeri p. 46. Vielleicht ist hier auch der Name Liesebergsgasse aus Nr. 227 des vorliegenden Buches herbeizuziehen. Ein »Leiseberg« liegt unweit des rechten Ufers der Unstrut, worüber der Weg von Freiburg nach Naumburg geht.

Die Heimburg brennt ab 1288. Nr. 96. Aus Abel a. a. O. S. 175. Nach Stübener I, S. 195 ist Heimburg in Urkunden Hainburg und Hainenburg geschrieben; dies wird auf den Hain, der noch jetzt Osterholz heißt und der sich so weit erstreckt habe, daß die Heimburg ursprünglich in ihm gelegen, bezogen. Im Osterholze ist die Lisekenhöhle. An der Osterwiese soll ein Dorf Göddenhusen gelegen haben. Hier schließt sich an, was in den Anm. der Harzsagen, S. 284, schon über den Osterstein beigebracht ist.

Bene cincta rota. Nr. 100. Die Nägel, 1½ Schock, wurden zu Ostern an die Pfarre gegeben. Vergl. auch de nominibus montis Bructeri, p. 46.

Zu den Sagen vom Regenstein.

(S. 40 u. 41.)

Der Name Regenstein. Nr. 112. Aus Abel a. a. O. S. 41. — Herr Oberlehrer Keßlin zu Wernigerode hat in einer Vorlesung, die er im wissenschaftlichen Vereine zu Wernigerode über den Regenstein hielt, über den Namen Folgendes zusammengestellt: »Was den Namen des Felsens betrifft, so bemerkt Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg Folgendes darüber: Er bekam

den Namen Reinstein entweder vom Mangel der Bekleidung, weil er schon von Alters ein nackender, reiner Felsen war, oder von seiner Lage, nach welcher er theils ein Rainstein d. i. Grenzstein der Felder der in der Nähe gelegenen Dörfer, theils ein Felsen auf einem Rain d. i. auf einem langen und schmalen mit Gras bewachsenen Strich Landes zwischen den Aeckern war. Regenstein wurde er nur nach der von der oberdeutschen abweichenden, niederdeutschen Mundart genannt.

Diese Ansicht Stübner's scheint aber keineswegs die richtige zu sein. Die Schreibart Regenstein findet sich schon 1173 in einer Urkunde Kaiser Friedrichs I. in welcher Conradus comes de Regenstein als Zeuge genannt wird, auch anderweitig im 12ten Jahrhundert. Desgleichen wird Henricus comes de Regenstein in einer Urkunde vom Jahre 1312 genannt, welche von Leukfeld in seinen Antiquitates Blankenburgenses pag. 80 angeführt wird. Im Jahre 1197 schreibt der Graf Conrad selbst: Ego Conradus comes de Regenstein. Diese Benennung ist auch in den spätern Urkunden bei weitem die gewöhnlichere. Es ist also kein Grund vorhanden, die Form Reinstein für die ursprüngliche und einzig richtige zu erklären, wiewohl diese Zusammenziehung der Benennung Regenstein üblich und zulässig ist und in neuerer Zeit häufig gebraucht wird."

Meine eigene Ansicht über den Namen Regenstein habe ich schon früher in der deutschen Reichszeitung, 1854, No. 41 ausgesprochen. Der Artikel ist folgender: „Der Name des Regensteins, dieser in einen Sandsteinfelsen bei Blankenburg gehauenen ehemaligen Ritterburg, hat zu manchen Vermuthungen Anlaß gegeben, da für Regenstein auch der Name Reinstein vorkommt. Der Regenstein ist weder ein Stein, auf dem es immer regnet, noch ein rein aussehender Stein: deshalb suchte man den Namen von Reihe abzuleiten. Man ging also davon aus, daß mehre Steine hier in derselben Reihe lägen, wobei man vielleicht an die Teufelsmauer dachte, und daß der Regenstein, der hauptsächlichste davon, deshalb vorzugsweise der Reinstein genannt sei. So will man auch in Harzburg den Namen des Eisensteins unweit des neuen herzoglichen Lustschlosses nicht von den Eisen herleiten, sondern da-

von, daß der Elfenstein der hauptsächlichste von elf in einer Reihe liegenden Felsen sei. Wenn dem wirklich so wäre, so wäre der Elfenstein zwar einer von den elf Steinen, aber darum noch kein Elfstein.

Mehr hat die Ableitung des Regensteins von Reihenstein für sich. Aus Reihe konnte allerdings Rege werden, wie Jeder weiß, der den plattdeutschen Dialekt kennt, und wie sich außerdem noch durch Analogien aus andern Dialekten, welche die historische Grammatik ergiebt, nachweisen ließe.

Allein auffallend bliebe es immer, warum dann bei der nun einmal schwankenden Schreibung neben Reinstein der Name Reihenstein — so viel wir wissen, gar nicht, und wenn überhaupt, doch gewiß nur selten, vorkommt. Ich erkläre deshalb den Namen Regenstein auf folgende Weise, durch die ich seinen Namen zugleich mit seiner großen Vergangenheit in Einklang setze.

Im Althochdeutschen heißt ragin, auch ragan, regin Berathschlagung, Rath. Man findet dies bereits in Grimms Grammatik angeführt, und Otto Abel hat schon weiter entwickelt, wie aus ragin, regin, dann rein geworden, wie davon herkommt Reginhard oder Reinhard, abgekürzt Reineke, der im Rathe starke, ein Name, welchen der Fuchs führt, dann Reginald oder Reinald, der Rathwaltende, dann auch Reginmar oder Reinmar, und wie manche andere Namen daraus entstanden sind.

Der Reinstein oder Regenstein ist also ein Raginstein, ein Stein, auf dem Rath gehalten wurde, ein alter Versammlungsstein.

Diese Versammlungen auf dem Regensteine waren in der ältesten Zeit jedenfalls religiöser Art, sie brauchen aber darum nicht bloß zu Opfern gehalten zu sein, sondern können namentlich auch Gerichtsversammlungen gewesen sein.

Daß der Regenstein ein heidnischer Gerichtsort gewesen sein mag, dafür spricht eine schon bekannte Sage, wonach man dort noch oft das Hämmern vieler Schmiede vernimmt. Diese Sage deutet auf Donar (Thor, den Gott des Donners, der Schmiede und des Gerichts, welcher auf dem Regensteine verehrt sein wird.

Der Regenstein wurde von einem der ältesten Grafengeschlechter des Harzes bewohnt, und die Grafen standen

überall dem Gerichte vor. Weit erſtreckte ſich das Gebiet der Grafen von Regenſtein, und vom nahen Blankenburg wenigſtens wiſſen wir, wie es einem weiten Gerichtsſprengel vorſtand.

Zu dem Worte nuete ſ. das Bremer Wörterbuch; J. Grimm, deutſche Gramm., 1. Thl., 3. Aufl., S. 243; auch Benecke's ausführliche Anm. zu V. 5331 des Iwein (2. Ausg. von Benecke und Lachmann) und Benecke's Wörterbuch zu Iwein unter ich nuete.

Steine auf dem Regenſteine. Nr. 113. Aus Behrens Hercynia curiosa, S. 162. Nach anderer Quelle, jedoch wenig abweichend, auch bei Grimm, deutſche Sagen, I. Nr. 109.

Zu den Sagen von Oſterwieck und der Umgegend.
(S. 42–48).

Der Kobold. Nr. 119. Vergl. Nr. 296

Der Welthund bei Stötterlingenburg und Lüttchenrode. Nr 120. Eine Sage von ihm aus Engelbostel und Hecklingen ſ. bei Kuhn und Schwarz S. 255.

Das beherzte Mädchen. Nr 124. Vergl. Harzſagen S. 141–143.

Gottlohn. Nr. 125. Vergl. Müller und Schambach S. 227 und 228.

Zu den Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Röſchenrode und Haſſerode.
(S. 49–77.)

Zunächſt ein Nachtrag:

Der Graf hatte erfahren, daß in der Stadt Wernigerode ein ſehr geſchickter Mann Namens O... ... wohne, den ließ er zu ſich kommen und trug ihm vor, ob er nicht ein laufendes Waſſer ihm auf ſein Schloß führen könnte. Jener erklärte: Wollt Ihr mir die Verbrecher, die Ihr in Eurem Gefängniſſe habt, losgeben, ſo will ich meine Kunſt zeigen. Der Wunſch ſoll Euch gewährt ſein, war die Antwort. Darauf machte O ..... ein Verbündniß mit dem Satan, dem er ſeine Seele verſprach, und fing mit ſeinen beiden Gefangenen die Waſſerleitung an abzugraben. Sie hatten die Lei-

tung aber noch nicht ganz fertig, da ließ O..... dem Satan merken, daß er ihn betrügen wollte und dieser zerstörte den Bau selbst. Das hatte O..... nur gewollt. Durch diese erste Zurichtung hatte O..... sich so viel Kenntniß erworben, daß er eine neue Leitung machte und das Wasser glücklich oben auf das Schloß brachte. Dafür stellte der Graf O..... es frei, er könnte für seine Mühe sich entweder die sogenannte Charlottenluft, oder die Heidemühle, die zu jenen Zeiten eine Zwangsmühle gewesen ist, nehmen; O..... nahm die Mühle. Weil nun der Satan keine Tücke an dem O..... ausüben konnte, so stellte er das Wasser statt in der alten Stadt in der Neustadt herunter, dadurch verlor die Mühle so viel Wasser, daß er nicht fortwährend mahlen konnte, und der Mahlzwang ist von der Mühle genommen, weil er den Leuten ihr Getreide nicht immer mahlen konnte.

Ein zweiter Nachtrag:

Auf Tischler Ulrichs Wiese steht ein Schatz, der ganz Wernigerode zweimal wieder aufbauen kann.

Der Kreuzberg. Nr. 128. Sagen von der Harburg. Nr. 129—131. Der Berg, worauf die Harburg gestanden, hieß sonst Hartenberg, wie dieser Name in ältern Urkunden vorkommt, namentlich in einer des St. Sylvesterstiftes. Hart ist Wald und in vielen Ortsnamen am Harz, der ja ebenfalls seinen Namen davon hat.

Die Sage von Rutschefort ist, wie schon S. 183 angedeutet ist, in dieser Form spätern Ursprungs und zwar aus der Zeit, wo aus der Königsteinschen Erbschaft Rochefort an das Stolbergsche Haus kam und in den Gräflichen Titel mit aufgenommen wurde.

Die Königsteinsche Erbschaft fiel dem Hause Stolberg 1535 zu und zwar hiervon nur die Rochefortsche Herrschaft, worüber ein langer Prozeß mit dem Hause Löwenstein geführt wurde, der erst im Jahre 1755 endigte. Rochefort liegt im Luxemburgischen.

Nr. 129—131. Vergl. unsere Abhandlung über die Zwerge in Familiensagen und Kuhn und Schwartz S. 175 und 176. Der Kreuzberg (vergl. auch S. 182) soll ein Calvarienberg gewesen sein.

Nr. 128. Auch in Wallnußtöpfen wird Bier gebraut. Als das Zwergkind darüber an zu reden fängt, sagen die Leute: „So biſt Du ſo klug und ſo alt!“ und prügeln es. Uebrigens vergl. Nr. 248, 293 und 368. Harzſagen S. 209. W. Müller und Schambach S. 133. J. Thaler „können auch in Tyrol Spuren von germaniſchem Heidenthume vorkommen?“ in Wolfs Zeitſchrift I, S. 290.

Die Glockenblumen oder Pfingſtroſen auf den Zwölfmorgen. Nr. 145. Die ſogenannte Zwölfmorgenblume iſt Trollius Europaeus Linn. XIII. Kl. VI. Ordnung Kugelranunkel, ſie findet ſich auf dem ganzen Ober-Harze.

Die Zwerge von der Heidemühle. Nr. 149. Der Zwergname Trultram erinnert merkwürdig an den Zwergkönig Trutram (vergl. Harzſagen S. 259—260). Trolltram wird im ſchwediſchen Liede von Torkar der Teufel genannt, von welchem der Hammer geraubt wurde (Mythologie S. 223).

Venediger im Bärenloche. Nr. 157. Vergl. die Abhandlung vom Hirſch zu den Venedigerſagen. Im 15. Capitel des Froſchmäusler tritt ein Alchymiſt aus Venedig auf, welcher gekommen iſt, „Weil er vom alten Münch vernommen.“ Und ebenda heißt es im 16. Capitel:

„Die Stadt Venedig wird dergleich
Von ſolchen Künſten trefflich reich,
Da auch der Münch die Kunſt geſtohlen“ u. ſ. w.

Das Pferd von Röſchenrode. Nr. 158. Vergl. Nr. 159—161, 164. Kuhn und Schwarz S. 176 und die Anm. S. 491.

Reiter verſchwindet im Teich. Nr. 165. Der eigentliche Name des Berges iſt Hörſtberg. In Niederſachſen bedeutet Horſt plattd. Heſt) ein einzelnes im Felde liegendes Gehölz.

Sage vom alten Wernigeröder Waiſenhauſe. Nr. 166. Der Kaufmann Ludwig Meyer wird der Bäcker Meyer ſein ſollen auf der breiten Straße nahe am Markte, denn hier hat das frühere Waiſenhaus geſtanden.

Feuersbrunſt. Nr. 167. 168. Die erſte Wernigeröder Feuersbrunſt, ſo weit unſre Geſchichte reicht, war 1455 geweſen, im Sterbejahre des Grafen Botho, des erſten

Wernigerödischen Stolbergers. 1528, den 6. August, war die zweite unter Graf Botho dem Glückseligen. Darauf folgte die von 1751, um die es sich handelt. Die vierte große war 1847 am Sonntage Palmarum. S. Bericht über das der Stadt Wernigerode im Jahre 1847 widerfahrene Brandunglück und die ihr dabei zugewandte Hülfe, erstattet von dem Unterstützungsvereine. Die Geschichte der frühern Feuersbrünste ist daselbst vom Pastor Friedrich und Oberlehrer Kattenbach verfaßt.

Unsere Sage meint, wie schon bemerkt, die dritte große Feuersbrunst vom 30 Juni 1751. Sie ging auf der breiten Straße nur bis an das Haus, welches jetzt von dem Kaufmann Fischer bewohnt wird, und nicht bis an das Herzer'sche Haus.

An Fischers Hause ist ein Denkstein eingemauert mit folgender Inschrift:

Feralis incendii media in urbe die XXX. Junii circa meridiem anno MDCCLI infeliciter oborti plusque trecenta aedi ficiaconsumentis, terminum hic esse jussit propitius praepotensque Deus, cui grates laudesque sunt exsolvendae per saecula omnia.

Das Volk glaubte, daß Graf Christian Ernst das Feuer besprechen könne.

Der Bärenstein vor der Neustädter Schenke. Nr 171. Die Neustädter heißen auch Hirschfänger. Nach Kuhn, Märk. S. Nr. 228 werden auch die Einwohner der Stadt Mohrin häufig, wenn sie in anderen Orten der umliegenden Gegend erscheinen, Bärenstäker genannt. Dies wird durch einen von Kuhn mitgetheilten Schwank, wonach die Mohriner gar keinen wirklichen Bären gejagt hätten, begründet. Der Neustädter Stein und die Wiederkehr der Sage selbst an verschiedenen Orten zeigt ihren echt mythischen Grund.

Der Ziegenbocksreiter, das Johannisthor und die Johanniskirche. Nr. 172. Auf dem Clausberge soll sich auch eine Ziege.

Das Hickemännchen. Nr. 173. (In Wernigeröder Mundart). Vergl. „Das Hickeding", Harzsagen S. 145 und 146 und die zugehörige Anm. S. 272—276.

Nächtliches Orgelspiel in der Kirche zu Hasserode. Nr. 174. Diese Sage und Nr. 196 zeigt eine

schwärmerische Rückerinnerung an eine frühere, gleichsam verloren gegangene Religion, welche man bei unserm norddeutschen Volke nicht suchen sollte.

Pastor Reccard. Nr. 179—180. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart). So und nicht Reckhart, wie im Texte steht, ist zu schreiben. Joh. Phil. Reccard aus Wildungen im Waldeck'schen war 1733 Prediger zu Stapelburg, 1733 bis 1735 zu Wasserleben, 1735—1755 Diakonus und 1755 bis 1772 an der Johanniskirche zu Wernigerode, über welche S. 68 Nr. 172 zu vergleichen ist.

Unterirdische Gänge. Nr. 197. Der Name Rektorhof möchte irre führen, da der Rektor jetzt ein anderes Haus bewohnt. Der Hof heißt der „Rüdigersche Hof". Der Name Rektorhof ist dadurch entstanden, weil früher es einmal die Rektoratswohnung gewesen ist.

Der Brunnen bei der Himmelpforte. Nr. 215. Man sieht wie hier Sage und Geschichte sich mischt. Es ist Heinrich Horn damit gemeint, der das Salvatoris-Hospital im Jahre 1554 für 12 Arme stiftete. Das Nikolin-Hospital ist viel älter, sowie auch die Nikolin-Kirche.

Zu den Sagen von der Mönchenlagerstätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

(S. 78—98).

An Drübeck, Darlingerode und Altenrode knüpfte sich ein merkwürdiger Gebrauch des Umreitens der Grenze. Die Acten eines darüber geführten mächtigen Processes sind mir gütigst anvertraut worden und ich beabsichtige bald in einer Zeitschrift eine ausführliche Schilderung des höchst wichtigen Gebrauches zu liefern.

Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel. Nr. 223. 224. Dies und Nr. 222 enthält die Quintessenz der Sagen des alten Klosters Drübeck am Fuße des Brockens, um welches, wie um Kloster Himmelpforte sich die mythischen Vorstellungen, welche luftig und genial den Brocken umflattern,

in dem Niederschlage einer Reihe von bäurischen und plumpen Sagen concentrirte. Im Ganzen lege ich auf Alles was in diesem Abschnitte von S. 78–105 steht sehr großes Gewicht, und bedauere, sie und die Ilsenburger Sagen hier nicht sogleich ausführlicher besprechen zu können. Das Schwein kennzeichnet die Prinzessin von Drübeck als Freyja, was auch mit den Untersuchungen über die Walpurgisnacht übereinstimmt. Unter den Hirten von Drübeck wird am Liebsten der Schweinhirt genannt, vergl. S. 86.

Der alte Kolbaum. Nr. 205. S. Märchen für die Jugend S. 246.

Die Zwerge am Butterberge. Nr. 228. Im Butterberge steckt auch Silbergeschirr.

Zu den Sagen von Veckenstedt, Wasserleben, Silstedt und Reddeber.

(S. 99–105).

Zunächst ein Nachtrag:

Beim Jungfernteiche zwischen Wernigerode und Silstedt soll ein weißer Hund sich zu Zeiten sehen lassen, welcher die Leute irre führt; ein Mann kömmt des Weges da herauf und ruht sich ein wenig an dem Teiche aus; nicht lange, da kömmt ein weißer Hund auf ihn zu, er will ihn mit seinem Stocke fortjagen, der Hund geht nicht vom Flecke; auf einmal war er verschwunden. Der Mann will seinen Weg nach Wernigerode antreten, läuft aber vergebens im Felde herum und kann den Weg nicht finden, so daß er nach mehren Stunden Umherirrens wieder nach Silstedt zurückkömmt.

Noch möge eine Anekdote, welche die Sagenbildung zur Erklärung von Namen betrifft, hier Platz finden. Ein vor 20 Jahren errichtetes Gebäude in Wasserleben heißt jetzt allgemein, sogar in Actenstücken, der Kater-Kumpen. Dieser Name entstand daher, daß Jemand von dem Gebäud sagte: »Dät is saune ole Kattekumbe« Katakombe, wonach dann das Wort Katakombe in Katte-Kumbe und zuletzt gar in Kater-Kumpen

verderbt wurde. Man erzählt aber, als das Gebäude fertig gewesen, sei ein Kater daher gesprungen, dem habe man zugerufen: „Kater kumm!“ und daher habe das Gebäude den Namen empfangen.

Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwischen Charlottenlust und Beckenstädt. Nr. 235. Im Acker des ehemaligen St. Veit-Holzes wurde nach gefälliger Mittheilung des Dr. Friedrich vor acht Jahren eine Kramea von Erz gefunden. Das Veitsholz lag nahe der noch jetzt eine alte Weihsage grün erhaltenden Linde, die schon in mittelalterlichen Grenzbestimmungen die „alte Linde“ heißt. — Schon früher wurde hier eine kleine Streitaxt aus Feuerstein gefunden, die durch Reg.-Rath Stiebler in Besitz Sr. Erlaucht des Grafen Botho gekommen ist.

Bericht vom heiligen Winte zu Wasserleben. Nr. 254. Aus Abel a. a. O. S. 328—330.

Zu den Sagen von Ilsenburg.
(S. 106—113).

Prinzessin Ilse. S. 256—286. Für die Ueberschrift ist, wiewohl das Volk jetzt Ilsensteinsjungfer sagt, dieser Name gewählt, da mir mitgetheilt ist, daß der Name Prinzessin Ilse nicht etwa nur von der neuern Poesie der Jungfer beigelegt, sondern noch vor nicht langer Zeit ganz gebräuchlich gewesen ist. So gebrauchen denn auch Kuhn und Schwarz die nämliche Ueberschrift bei Mittheilung der betreffenden von ihnen gesammelten Sagen (S. 176—179, vergl. die zugehörigen Anm.)

Der Schutzpatron des Ilsenburger Klosters war anfangs der heilige Petrus. — Vergl. unsere Abhandl. vom Hirsch. — Die Sage vom Ilsenstein wird jetzt von Tage zu Tage mehr verderbt, da ein schauderhafter Roman über denselben vorhanden ist, welchen ich durchgelesen habe, um desto leichter etwa daher stammende Fälschungen aus der Sage ausscheiden zu können. Noch übler hat es auf die Sage eingewirkt, daß in dem kleinen Ilsenburg ein Liebhabertheater vorhanden ist,

in welchem zuweilen ein nach dieſem Roman verfaßtes ſogenanntes vieraktiges Sagenſpiel: „Die Prinzeſſin Ilſe vom Ilſenſtein" aufgeführt wird. Perſonen dieſes lächerlichen Erzeugniſſes, in Folge deſſen mir Jemand ſagte, die Ilſenſteinsjungfer heißt: Theater, ſind: Prinzeſſin Ilſe vom Ilſenſtein; Schürer, genannt Itzmann, Köhler im Ilſethale; Beate, ſeine Tochter; — Bulko Ammerbach, Förſter im Eckerthale; Albert, ſein Sohn, Jäger; Daniel Markwart, Hüttenmeiſter auf dem Hohofen; Brigitte, deſſen Tochter; Chriſtoph Flach, Hohöfner; der Ur-Alte oder erſter Venetianer; mehre Venetianer, Geiſter und Geiſterſtimmen. Ort der Handlung im erſten Akt: die Köhlerhütte Itzmann's; im zweiten Akt: die Himmelspforte (Schatzgraben); im dritten Akte: der Hohofen und im vierten das Ilſethal mit dem Ilſenſteine im Hintergrunde; dazu Muſik des Hüttenmuſikkorps.

Zwerge, Mönche, graue Männchen. Nr. 294. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 180.

Zu den Sagen von Stapelburg und dem Scharfenſteine.

(S. 114—116.)

Die Schlange auf dem Scharfenſteine. Nr. 306. Auf der hier ſehr nahen Harzburg zeigt ſich Harzſagen S. 5 und 6 der Baſilisk.

Das Haus im Schimmerwald. Nr. 309. Eine Geſchichte aus dem Schimmerwalde (vom Eckernkrug) ſteht Harzſagen S. 12 und 13.

Zu den Brockenſagen.

S. 117—136.

Die Mainacht. Nr. 310—314. Der Hexenaltar. Nr. 315. Ueber die Sagen von der Walpurgis-

nacht muß auf die mehr erwähnte Abhandlung de nominibus montis Brocteri verwiesen werden. Vergl. auch über Hexenglauben und Hexenfahrten Simrock S. 494—497. Müller und Schambach S. 177—179: „Die Walpurgisnacht." Myth. S. 552. Dr. A. Kuhn, Sagen aus Unterfranken, in Wolfs Zeitschrift I. S. 299. W. Crecelius, Auszug aus hessischen Hexenprocessen in Wolfs Zeitschrift II. S. 72. F. Wöste ebenda S. 84. Das in der Abhandl. de nominibus montis Brocteri erörterte ergänzen wir hier vorläufig nur durch einige abgerissene Notizen. Der 1. Mai war dem Philippus, Jacobus und der Walpurgis heilig. Die Nächte vom Montag zum Dienstag und vom Freitag zum Samstag sind besonders Hexennächte. Prätorius Blocksberg S. 490. Die „Kräuterfrauen" (Kräutersammlerinnen?) in der Gegend des Brockens scheinen bis Sondershausen hin als Zauberinnen und Hexen gegolten zu haben nach dem 1. Bande des Theatrum poenarum von 1693, S. 408. — Es wird erzählt und steht auch gedruckt, daß am Brocken am 1. Mai von den mit Gewalt zum Christenthum bekehrten Sachsen noch lange Abgötterei getrieben sei; als man diesen aufgelauert habe, hätten sie sich in Teufelsmasken verkleidet, um die Wächter zu schrecken und ungestört zu opfern. So sei der Glaube an die Hexenfahrt nach dem Brocken entstanden. Vergl. auch Myth. 1007 und 1008. Diese Erklärung von dem Entstehen des Hexenglaubens erschien Göthe so anziehend, daß er ihr in „die erste Walpurgisnacht" sogar eine dichterische Behandlung zu Theil werden ließ. — Kuhn, Märk. S. Nr. 234, handelt von dem Teufelssteine von Mehrin, auf dem der Teufel jedesmal in der Walpurgisnacht zum Blocksberge gerutscht ist. Vergl. ebenda S. 375. Eine versunkene Kirche tönt in der Nacht auf den 1. Mai aus der Tiefe herauf; Müller und Schambach S. 16. — Von der Neußenstube zu Neuschkau aus schrieb Karl Müller dessen Leben und kleine Schriften, von C. A. Varnhagen von Ense, 1847, S. 114 und 115, am 1. Mai 1803: „Gestern Abend sitze ich also hier ganz allein bei meinen Büchern und einer Tasse leidigen Thees, als auf einmal der Kammerdiener hereintritt und mir sagt, ich möchte eilen, wenn ich die Hexen von dem andern Flügel des Schlosses auf allen Anhöhen wolle tanzen sehen. — — — Ich

ziehe also mit in die östlichen Zimmer, und — wirklich ein überraschender Anblick! — die ganze Kette der Berge war, so weit das Auge trug, mit schwebenden Reihen von tanzenden Fackelträgern besetzt. Hoch sprüheten die Funken in die Luft empor; laut tönte ein schallendes Halloh! in die Thäler herab. Immer ausgedehnter wurde der Feuerkreis, von dem wir das Centrum zu sein schienen; immer eine Ortschaft nach der andern deplorirte und schloß sich an, bis endlich der Horizont von allen Seiten nichts als Feuerwogen zeigte. — — — Ipbofen machte sich trotz der Finsterniß auf den Weg und, nachdem er mehrere Feldgraben übel und böse ergründet hatte, was fand er? eine unzählige Menge von Kindern, Knaben und Mädchen komisch vermummt, mit brennenden Besen, die sie jubelnd schwenkten. Das ganze Jahr lang sammeln sie die Besen dazu in abgelegenen Winkeln zu mehrern Dutzenden" u. s. w. Die Besen (vergl. über den Besenritt auch Myth. 1037 und 1038 werden im Allgemeinen eigentlich vielleicht knospende Reiser gewesen sein, sie sind Maien (Birken). — Der Hexenbesen kommt auch in Schweden vor s. Herst, Dämonomagie II, S. 207. — Ein Mann band neuerdings ein Hirschgeweih auf und stellte so in der Mainacht den Teufel dar. — Walter Scott verlegt im Alterthümler die Geschichte von Martin Waldeck nach der Umgegend des Brockens.

Nr. 311. Dieselben Dienste wie hier das Drachenschwanz u. s. w. genannte Kraut leistet bei Sommer S. 58 der Gundermannskranz.

Köhler und Venediger. Nr. 323. 324. Johannisblume. Nr. 327. Vergl. „Die Springwurzel," Harzsagen S. 99 und 100. — „Nur in der einzigen Johannisnacht, in der Stunde zwischen elf und zwölf Uhr, blüht das Kraut Renefaare — Rainfarren — und wer diese Blüthe bei sich trägt, der wird dadurch den übrigen Menschen unsichtbar." Kuhn, märk. S. Nr. 191. Vergl. ebenda S. 330. Vergl. auch über Farn Myth. S. 1161. J. W. Zingerle in Wolfs Zeitschrift I, S. 330.

Der Wehrwolf am Brocken. Nr. 326. Vergl. Harzsagen S. 146 und 147. Kuhn, Märkische Sagen S. 375.

Wölfe am Brocken. Nr. 332. Vergl. die Sage

von der Wolfswarte auf dem Bruchberge (Harzsagen S. 127 und S. 268).

Vom Andreasberge unter der Waldschmiede. Nr. 333. Ueber Andreas in Ortsnamen s. Harzsagen S. 270 bei Gelegenheit der oberharzischen Bergstadt St. Andreasberg.

Katzensagen. Nr. 335—339. (Zum Theil in Wernigeröder Mundart). Vergl. Harzsagen S. 101 u. 102. Zu 338 vergl. Harzsagen S. 306, wo jedoch in die Anführung eines bekannten Büchertitels ein lächerlicher Druckfehler steht: der Roman von Brentano handelt nicht von Wehmüttern, sondern heißt: „Die mehreren Wehmüller." Ferner vergl. Sommer a. a. O. S. 57 und 58. Kuhn und Schwarz S. 202. Schambach und Müller S. 180. Zu Nr. 338 sei folgendes angemerkt.

Prätorius' Blocksberg, S. 330, berichtet nach Hildebrands Theurgie: „Da einsmals ein Knecht, Johann von Bremen, am Gemörde der Pferde gewartet und in einer Hütten ein wenig Feuers gehabt, kam eine Katze zu ihm, zu der sprach er: „Kätzlein komme her zu mir und wärme Dich." Da kamen eilends ein Haufen Katzen zusammen, und die erste that den Vortanz und die andern folgten und sangen unter dem Tanzen:

„Katzenthier,
Komm her zu mir,
Sprach der gute Johann von Bremen zu mir
Und wärme Dich.

Er war erstlich erschrocken, da er aus einer Katzengestalt Menschenstimmen hörte; als er aber einen Muth gefasset, hat er mit seiner Geisel umb sich gehauen und sie zerstöret."

Wunschsumpf. Nr. 345. 346. Ueber Wunsch s. Myth. 126—132, 390 und 391, und Harzsagen S. 260. Simrock S. 209.

Die Brautklippe. Nr. 347. Eine ähnliche Bewandtniß hat es vielleicht mit dem Braustein auf der Kolberner Haide, unfern dem Städtchen Lüchow. Von ihm wird bei Harrys, Volkssagen Niedersachsens, I. S. 60 und 61 eine Sage erzählt, wonach die ihn umgebende rothe Haide Brauttreue heißt, was aber mit dem Inhalte der Sage nicht recht stimmt. Wie in unserer vorliegenden Sage der

Fuß einer Jungfrau in die Brautklippe, drückte sich in die Jungfernklippe bei E. Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen S. 18 der Fuß eines Burgfräuleins.

Das Brockengespenst. Nr. 348. Brockengespenst nennt man jetzt gewöhnlich eine berühmte Luftspiegelung am Brocken, von der man glauben mochte, daß sie die im Texte gegebene Sage veranlaßt haben möchte.

Zu den Sagen von Schierke und Elend.

(S. 137—142).

Der Schlosser am Brocken. Nr. 349. Vergl. die Herzberger Sage in den Harzsagen S. 185.

Die Jungfrau von der Elendsburg. Nr. 362. 363. S. Märchen für die Jugend S. 234. Ich führe, ohne den etwaigen Zusammenhang mit dieser Sage ermessen zu können, hier folgendes aus Wächter, Statistik der im Königreich Hannover verhandenen heidnischen Denkmäler an (S. 178 vom Amt Elbingerode):

„Heidnisch möchte hier vielleicht nur die sogenannte Elendshöhle im Elendsthale bei dem Eisenhüttenwerk daselbst genannt werden können. Sie ist nischenförmig in einen Bergvorsprung hineingebauen, aber so niedrig und eng, daß ein Mensch darin liegen, aber aufrecht schwerlich darin stehen kann. Lagerstellen fehlen gänzlich. Sagen über sie sind nicht vorhanden, man glaubt: ein Einsiedler habe sich darin aufgehalten." Der Name kehrt im Amte Lederkesa wieder, wo ein mächtiger Granitblock bei Groß Hein den Namen Elendsstein führt. „Die Sage will, daß die Gamstedter, eifersüchtig auf den Bau eines hohen Kirchthurmes der Ringstedter, ihn fortgeschleppt hätten, um damit den Kirchthurm zu zertrümmern. Aber an seiner jetzigen Lagerstätte angelangt, sei der Stein elend, d. h. zu schwer geworden, und habe nicht weiter gebracht werden können. Deswegen heiße er Elendstein." (Wächter S. 76). In der Nähe liegt ein Hunengrab: Dansenstein.

Zu den Sagen von Braunlage.
(S. 152—155).

Der Kappelfleck. Nr. 383. 384. Vergl. Kuhn, Märk. S. Nr. 78: „Der Markt auf dem Kirchhofe zu Lehnin."

Achtermannshöhe. Nr. 389. Vergl. Kuhn, Märk. S. Nr. 196: „Der Teufelsdamm im Paarstein." Müller und Schambach S. 152—154.

Huckepolte. Nr. 393. 394. Vergl. in Nr. 252 die Namen Tückebeten (Kuhn und Schwarz S. 183 haben den Namen Tückbolde) und Dickepoten. Hucken heißt springen.

Zu den Sagen von Stolberg.
(S. 156—173).

Eruna, Aerine, die weiße Jungfer. Nr. 401 bis 412. Zuſammenſetzungen mit run ſ. in Förſtemanns altdeutſchem Namenbuche, 1. Band, Perſonennamen, 7. Lief. 1052. Sie hängt, jedoch offenbar nach der Sage, durchaus nicht als eine hiſtoriſche Perſon, in weißem leinenen Gewande auch auf Schloß Stolberg. 406. „Wenn ich meinen Bruder Valentin mitnehmen ſoll, ſo will ich mitgehen" ſagt Harzſagen S. 4 Jemand zu der Jungfrau von Harzburg.

Hunniskirche, Hunrot. Nr. 414. Vergl. Kuhn und Schwarz, S. 229: „Die Rolandsſäulen. Mündlich aus Nordhauſen."

Georgine (Eruna), der Erdgeiſt oder die Jungfer vom ſilbernen Nagel. Nr. 420—422. Vergl. Nr. 401—412. Daß Eruna hier als „Erdgeiſt" auftritt iſt höchſt eigenthümlich und bemerkenswerth. Der Name Georgine iſt Mißverſtändniß, zu dem der alterthümliche Klang des weiblichen Namens Anlaß gibt. Brachte man mir doch ſogar eine angebliche Lebensgeſchichte der Jungfrau; es war die der Gräfin Aurora von Königsmark, von Cramer.

Geisterkirche zu Stolberg. Nr. 423. Vergl. Nr. 117. Harzsagen S. 77—79. Zur Geisteskirche ist auch schon zu vergl. Thietmar, in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit III. S. 13 und 7.

Die Hebamme und die Kinder in der Rädersee. Nr. 429. Vergl. z. B.: „Die Kindbetterin im Gohlitzsee," Kuhn, Märk. S. Nr. 81.

Antoniuskopf. Nr. 441. Für den Namen Antonius vergl. Harzsagen S. 241.

Der Gaukler zu Stolberg. Nr. 442. Aus Goetia vel Theurgia. 239. Wenn der Gaukler gerade einem Lilienstocke den Kopf abhaut, so ist zu vergl. in meinen geistlichen und weltl. Volksliedern (Aschersleben, Focke 1855) Nr. 5, Strophe 10, und die in der zugehörigen Anm. angeführte Abhandlung von Koberstein.

Die goldene Schlange. Nr. 450. Ich theile hier noch einiges andere von Schlangen mit. Wenn man dem Schlangenkönige die Krone abschneidet, wächst sie des Nachts wieder an. — In Darlingerode wird erzählt:

Leute, die schon etwas mehr waren, hatten eine Tochter, die hatte viel „Vorschläge," sollte aber nichts annehmen. Sie ging in's Holz und holte Gras, dabei schlief sie ein und eine Otterschlange kroch ihr in den Hals. Da wurde ihr so miserabel, sie konnte nicht essen und nicht trinken, und ihre Eltern glaubten, sie wollte in Wochen. Da wollten die Eltern sie erhängen, ihr Vater ging mit ihr spazieren und steckte vorher einen kleinen Strick in die Tasche. Sie will sich ein Bischen ausruhen und schläft ein, er läßt sie schlafen und macht unterdessen die Zurüstungen, um sie zu erhängen. Da kommt aus ihrem Munde eine Schlange und sechs Junge. Da fängt der Vater die Jungen und danach weckt er seine Tochter, geht mit ihr nach Hause und erzählt seiner Frau, daß sie nicht schwanger wäre, sondern Schlangen im Leibe gehabt hätte. Nachher erzählten sie's der Tochter, da ekelte und graute sie sich so sehr, daß sie nach einigen Tagen starb. —

Es war eine arme Frau, die ging mit dem Kinde im Korbe Heidelbeeren suchen und ließ es im Korbe stehen. Nach einiger Zeit ging sie hin ihm die Brust zu geben, das Kind schlief dabei ein und ließ von der Brust ab und die Mutter schlief auch ein. Da kam eine große, große Otterschlange

und ſog an ihrer Bruſt. Leute, die dazu kamen, mußten ihr ihr Kind abnehmen, ſie aber rapte die Schlange in die Schürze und ging damit nach Haus, denn die Schlange ließ von ihrer Bruſt nicht ab. So ging ſie mit der Schlange zum Schlangenfänger, der ſagte: wenn ſie geſchwind ſein wolle, ſo wolle er ihr helfen. Wenn er auf der Pfleckpfeife pfiffe, ſo kämen die Schlangen zuſammen und ſie ſpränge dazwiſchen. Aber dann müßte ſie raſch zur Thüre hinaus ſein. Als er zum erſten Male pfiff, blieb die Schlange ruhig ſitzen, da pfiff er noch einmal, da that ſie einen Sprung und ſprang zwiſchen die andern Schlangen. Kaum war die Frau zur Thür hinaus, da ſprang die Schlange ihr nach und mit einem furchtbaren Satze gegen die geſchloſſene Thüre. Die Frau aber ſtarb doch bald darauf vor Schrecken und Ekel.

Frauenruh. Nr. 457. 458. Vergl. „Die Frauenruhe," Kuhn und Schwarz, S. 230. Die Sagen vom Hohenſtein (bei Neuſtadt) ſtehen übrigens ſchon Harzſagen S. 228 und 229.

Zu Abhandlung A.

(S. 174—182).

S. 174 lies in den drei letzten Zeilen: „wobei man nicht verkennen wird, daß ſie andere Leſer, wenigſtens einen andern Zweck vor Augen hat, als die übrigen Abhandlungen und Anmerkungen dieſes Buches."

S. 175, Z. 23 v. o. lies „auf die Grimm," ſtatt „auf den Grund."

Druck von W. Angerstein in Wernigerode.

Harz und Kyffhäuser

in

Gedichten,
Schilderungen und Aufsätzen

von

Bürger, Goethe, Hölty, Klopstock, Rückert, Ernst Schulze, Stolberg und Anderen.

Mit einer literarhistorischen Einleitung

herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin, 1870.
Verlag von W. Moeser.

Herrn

Dr. H. Kletke in Berlin

mit

aufrichtiger Hochachtung und Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

(Die mit einem * versehenen Stücke sind Gedichte.)

Seite

Vorwort VII
Einleitung 1

Gedichte und Schilderungen in Prosa,
die sich auf den Harz im Allgemeinen und auf dessen Umgegend beziehen.

1. Der Harz und seine Bewohner. Von Gustav Heyse . . . 25
2. Ueber unsere Freude an den Bergen und Thälern des Harzes. Von J. G. Kohl 28
*3. Der Harz. Vaterlandsgesang von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg 31
*4. An den Harz. Von Leopold Günther von Göckingk . . . 32
*5. Der Harz. Von Heinrich Pröhle 34
*6. Doctor Martin Luthers letzte Reise nach Eisleben. Von Pröhle 35
*7. Der Herbst auf dem Harze. Nach Göckingk 37
*8. Harzreise im Winter. Von Johann Wolfgang von Göthe . 38
*9. Vom Harze. (Eine wahre Begebenheit aus dem Jahre 1843.) Von Ferdinand Freiligrath 41
*10. Der Hakelberger. Von Heinrich Pröhle 44

Gedichte und prosaische Schilderungen
mit Bezug auf einzelne Punkte des Harzes und Kyffhäusers.

*11. Der Finkenplatz zu Quedlinburg. Von Johann Nepomuk Vogl 51
*12. Ode auf Klopstocks Geburt. Von F. L. von Stolberg . . 52
*13. Abschied vom Bodethale. Geschrieben 1789 von C. A. Tiedge 53
14. Die Roßtrappe. Nach Hans Christian Andersen . . . 60
*15. Ode auf die Roßtrappe. Von Friedrich Gottlieb Klopstock . 61
*16. Der Raubgraf vom Regenstein. Von G. A. Bürger . . 63
17. Die Baumannshöhle. Von Hans Christian Andersen . . 68
*18. Brockenfahrt. Von Otto Roquette 70
*19. Auf dem Brocken. Von Ernst Schulze 73
20. Auf dem Brocken. Nach Hans Christian Andersen . . . 74
*21. Die erste Walpurgisnacht. Von Goethe 76

Seite

*22. Herenlied (1776). Von Ludwig Heinrich Christoph Hölty . 79
*23. Harzelegien. Von Ernst Schulze 81
24. Die Reise nach Wernigerode (1776). Von Goethe . . . 90
*25. Der junge Köhler im Ilsethale. Nach Hans Christian Andersen 101
*26. Prinzessin Ilse's Gesang. Von Otto Roquette 101
*27. Ilsa. Nach Krug von Nidda 103
28. Der Waldhüter von Harzburg. Von Berthold Auerbach . 104
*29. Bergidylle. Von Heinrich Heine 108
*30. Kaiserkwoort. Von Heinrich Pröhle 116
*31. Kaiser Heinrich's Waffenweihe. Von Gustav Schwab . . 118
*32. Kaiser Heinrich's Waffen. Von O. F. Gruppe 120
*33. An den Oberharz. Von Friedrich Wilhelm Zachariä . . . 122
*34. Ueber Wildemann, einem Bergstädchen am Harz. Den 28. April 1816. Von Ernst Schulze 123
*35. Auf dem Hübichenstein. Am 27. April 1816. Nach Ernst Schulze 124
36. Osterode. Von Heinrich Heine 125
*37. Der Graf von Klettenberg in Ellrich. Trinkromanze von Ludwig Bechstein 125
*38. Das Nadelöhr zu Ilfeld. Von August Kopisch 128
*39. Die Rothenburg. Von Emanuel Geibel 129
*40. Barbarossa. Von Friedrich Rückert 132
*41. Der Spielmann. Von F. G. Wetzel 133
*42. Friedrich Rothbart. Von Emanuel Geibel 135
*43. Barbarossa's erstes Erwachen. Von Ferdinand Freiligrath . 137
*44. „Kyffhäuser ist der Berg genannt". Von Heinrich Heine . 139
45. Mägdesprung. Nach Hans Christian Andersen 141
46. Dammeröfeld beim Sternhause. Von Gustav Heyse . . . 143
*47. Des Pfarres Tochter von Taubenhain. Ballade von G. A. Bürger 147
48. Bürger's Heimat. Von H. Pröhle 154
*49. Die Blume von der Lauenburg. Ballade von C. A. Tiedge 157
Verbesserungen 162
Verzeichniß der benutzten Bücher 163
Register der Personen- und Ortsnamen 165

Vorwort.

Die Vorrede dieſes Schriftchens ſoll über Auswahl und Anordnung deſſelben Rechenſchaft geben.

Für die Auswahl war am wichtigſten der Umſtand, daß durch Goethe überhaupt die Aufnahme von Proſa nöthig wurde. Die Aufnahme von Bruchſtücken wie die Walpurgisnacht aus Goethe's Fauſt war ausgeſchloſſen.

Die Auswahl aus den Gedichten über den Harz wurde mir um ſo ſchwerer, als ich dieſe ſeit vielen Jahren bei meinen Arbeiten über die deutſche Literaturgeſchichte aus bibliographiſcher Liebhaberei mit einiger Vollſtändigkeit geſammelt hatte. Es ſiegte aber in mir als ehemaligem Herausgeber des Jahrbuches für Poeſie und Proſa, welches ſich 1847 an den Muſenalmanach, wenn auch nicht von Chamiſſo und Schwab, ſo doch von Ruge und Echtermeyer, als Verſuch einer mit Bezug auf die Lyrik möglichſt ſtreng gehaltenen Fortſetzung anſchloß, der Kritiker ganz über den Bibliographen.

Selbſt von denjenigen Gedichten, deren Abſchriften mir ſchon vorlagen, iſt zuletzt nicht viel mehr als die Hälfte aufgenommen worden. Auf dieſe Weiſe glaube ich am Beſten die Poeſie des Harzes als einen Theil der Nationalliteratur einmal im engeren Rahmen dieſer Schrift zur Geltung bringen zu können. Hierauf allein kam es mir an und auf jeden gelehrten Flitter, wie ſorgfältig auch meine Textrevisionen geweſen ſind, wurde deshalb gern verzichtet. Wegen eines berühmten Orts- oder Dichternamens iſt niemals viel von der Strenge der Auswahl nachgelaſſen. Ich denke hierbei nicht an das Ilſethal, welches jetzt wahrlich der Reimereien einer Karſchin nicht mehr bedarf. Aber auch Stubenrauchs Gedicht auf das Alexisbad wurde bei Seite gelegt, obgleich außer Stubenrauch Niemand den berühmten Curort beſungen hat. Die Gedichte von Körner und Stolberg auf die Grafſchaft Mansfeld ſind weggeblieben, weil ihr Intereſſe faſt nur noch auf dieſen gefeierten Namen beruht.

Auf die Aufnahme mehrfacher Proben aus meinen Sammlungen handſchriftlicher und gedruckter Dialektſtücke vom Harze hatte ich von Anfang an verzichtet. Um die Einheit der vorliegenden Schrift nicht zu ſtören, habe ich ſelbſt eine urſprünglich aufgenommene Probe vom harzfränkiſchen Dialekte der oberharziſchen Bergleute wieder beſeitigt.

Freiheiten, die nicht angemerkt wurden, habe ich

mir nur hier und da in der Schreibung und in den Ueberſchriften genommen. Bei denjenigen Stücken, über welchen ſtatt „von Leopold Günther von Göckingk“ „nach Göckingk“ u. ſ. w. ſteht, haben keine Veränderungen, ſondern nur Weglaſſungen ſtattgefunden. Der Ausdruck „nach“ ſagt daher eher ſchon zu viel als zu wenig. Nur bei Anderſen, den ich als Schriftſteller ſo ſehr liebe, veranlaßte mich eine, beſonders da, wo es ſich um Verſe handelt, nicht ganz genügende deutſche Ueberſetzung, mir noch einige andere kleine Freiheiten mit dem Texte zu nehmen. Die Kürzungen bei deutſchen Autoren habe ich nur da vorgenommen, wo mir bei bekannten älteren Dichternamen nur die Wahl blieb zwiſchen gänzlicher und theilweiſer Weglaſſung. Gern unterwerfe ich dies Verfahren der Beurtheilung derer, die es eingehend durch einen Vergleich des Originals mit den von mir „nach“ Göckingk u. ſ. w. aufgenommenen Gedichten prüfen wollen. Auch aus Ernſt Schulze's langer Elfenphantaſie auf den Hübichenſtein, die in der Volksſage*) keinen Boden hat und nur das eigene Innere des Dichters wiederſpiegelt, glaube ich durch Weglaſſung vieler Strophen eine kleine Naturſchilderung dieſes merkwürdigen Felſens hergeſtellt zu

*) Wer dieſelbe, wie ſie in meinen Harzſagen I, S. 56—62 vorliegt, mit dem unverkürzten Gedichte in Schulze's Werken III, S. 178—180 vergleicht, wird das Unpaſſende der Behandlung bei Schulze fühlen.

haben nicht ganz unähnlich derjenigen, welche Schulze so schön von Wildemann geliefert hat.

Nach der Aufstellung eines so strengen Maßstabes in Bezug auf den Abdruck der fremden Stücke in dieser Anthologie liegt es mir ob, die von meinem Herrn Verleger gewünschte Aufnahme einiger Nummern, welche von mir selbst herrühren, mehr zu entschuldigen, als zu rechtfertigen. Es würde schlimm sein, wenn dies auch in Bezug auf die unentbehrliche Einleitung*)

---

*) Hoffentlich sieht man es ihr nicht mehr an, daß sie nur durch eine Verschmelzung zweier von mir geschriebenen Artikel in der Vossischen Zeitung und in Zarncke's literarischem Centralblatte entstanden ist. Zu S. 3 und 4 möchte ich über Berlindo nachtragen, daß ich dessen Wohn- und Verlagsort am meisten nach Blankenburg oder doch nach dem braunschweigischen Harze zu verlegen geneigt bin. Die Anzeichen, die mich dazu bestimmen, sind sonderbarer Weise sämmtlich dunkel, aber sie sind zahlreich. Brockes scheint in einem Gedichte auf den Aufenthalt eines Pseudonymen mit italienischer Namensendung im Blankenburgischen anspielen zu wollen, und ebenso vielleicht Löwen in seiner Walpurgisnacht auf den Tod eines früheren Dichters der Walpurgisnacht in dem braunschweigischen Harzorte Braunlage. Auch hat mir Herr Könneke nachgewiesen, daß eine andere dem Titel nach gleichfalls mit poetischer Feder geschriebene Schrift in Blankenburg gedruckt ist. Außerdem war die Zeit, da Berlindo's Walpurgisnacht erschien, dieselbe da Ludwig Rudolf oder seine Familie in Blankenburg (vergl. meinen Aufsatz über Blankenburg in der Vossischen Zeitung 1868 No. 250, 251, 254, 256) jenen Hof hielt, der jedenfalls einige noch nicht aufgeklärte Beziehungen zu literarischen Persönlichkeiten haben mußte. — Zu S. 13 bemerke

nöthig wäre. Mein Gedicht „Kaiserswoort" aber gehört zu denjenigen in dieser Anthologie, welche schon vorher häufig gedruckt sind. Dieses Stück ist das einzige, welches ich aus meinen in Leipzig erschienenen „Gedichten" aufgenommen habe, obgleich sich viele darin auf den Harz beziehen, und obgleich seit dem Erscheinen meiner Harzsagen außer mir selbst Niemand mehr die Ueberlieferungen des Harzes in Gedichten behandelt hat. Die anderen hier aufgenommenen Gedichte von mir waren bisher erst in Zeitschriften abgedruckt. Der Hakelberger ist ganz neu. Die von mir in Prosa geschriebenen Bücher habe ich wegen dieser Anthologie gar nicht angerührt. „Bürger's Heimat" ist etwas verändert aus Kuranda's Grenzboten von 1846 aufgenommen. Es war das Erste, was ich überhaupt unter meinem Namen schrieb.

Die Anordnung ist so getroffen worden, daß diejenigen Stücke, welche sich auf die einzelnen Punkte des Gebirges beziehen, eine vollständige Reiseroute bilden. Dabei ist diejenige Reiseroute zu Grunde gelegt, welche jetzt die beliebteste ist. Sie beginnt mit Quedlinburg und Thale, schließt die Rothenburg und

---

ich, daß ich über Ernst Schulze's Verhältniß zur Pleßburg in einer Zeitschrift Ausführlicheres mittheilen werde. — Seine Harzelegien S. 81—90 würde ich „das Mädchen von der Pleßburg" überschrieben haben, wenn ich nicht bei der Harzelegie S. 85, 86 leise Zweifel hegte, ob auch diese sich auf die Pleßburg bezieht.

den Kyffhäuſer als Seitentour in ſich ein und endigt mit der Lauenburg. Die Reiſenotizen eines oder des andern Wegweiſers durch den Harz werden durch die anziehenden Dichtungen der Goethe und Heine in der vorliegenden Blumenleſe ähnlich mit ſinnreichen Arabesken umkränzt, wie wenn etwa eine Schaar genialer Künſtler in heiterer Laune die gedruckte Weinkarte eines Wirthes mit Weinlaub, Kelchen, fröhlichen Menſchen und anderen ſinnreichen Bildern verziert.

Berlin, nach Johanni 1869.

Heinrich Pröhle.

Einleitung.

Kürzlich bemerkte J. G. Kohl, daß auf dem Harze unsere norddeutschen Geologen und Botaniker fast immer ihre ersten Studien, Erfahrungen und Entdeckungen gemacht hätten. Zugleich constatirte er, daß seit dem „Ende des vorigen Jahrhunderts“ eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl vorzüglicher deutscher Dichter aus diesem Gebirge die „Inspirationen“ geholt habe.

Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung beruht auf der Lage des Gebirges. Dasselbe ist ein Theil der Gebirgslinie, welche geographisch Oberdeutschland von Niederdeutschland trennt. Der Harz wirkt aber deswegen so mächtig auf den Geist der Tieflandsbewohner und ihren Sinn für Naturschönheiten ein, weil er sich nicht an einem Endpunkte, sondern in der Mitte dieser Gebirgslinie befindet. Matthisson, der fleißigste Naturschilderer unter allen deutschen Poeten, hatte ihn in seiner Jugend beständig vor Augen. Er singt sehr bezeichnend:

Da schien der Geisterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Grenze mir.

Theilweise einer der mittleren Provinzen des preußischen Staates angehörig, beherrscht er hypsometrisch die Strom-

gebiete von Elbe und Weser, das Stromgebiet der Weser sogar wie ganz Thüringen und Hessen von ihren Quellen an. Vom Harze gilt, was hier gesagt ist, im Allgemeinen; vom Brocken aber, der sowohl Gewässer der Weser als auch der Elbe sendet, noch ganz besonders. Man zweifelte deshalb auch früher nicht, daß der Brocken Deutschlands höchster Berg sei. Ist es zu verwundern, daß unter allen deutschen Sagen außer denen des Rübezahl die von der Walpurgisnacht am bekanntesten wurde? daß vom Brocken 1668 in dem Buche des Johannes Prätorius*) gleichzeitig die Poesie wie auch die Prosa des Harzes eigentlich ihren Anfang nahm? Sehr bezeichnend hebt das Gedicht bei Prätorius fast im Tone eines Hans Sachs mit den geographischen Bestimmungen an:

In Thüringen ist sehr wol bekannt
Ein Berg, der Prockelberg genannt,
Welcher Berg, der jetzo berühmt,
Über sechzehn Meil gesehen wird.

Der Walpurgisnacht gegenüber verhielt sich Johannes Prätorius in seinem Buche vom Brocken im Allgemeinen noch treuherzig und gläubig. Wäre die Brockensage damals schon mit Ironie vermischt gewesen, so müßte die Sage wirklich getrocknet aufgekeimt sein. Indessen schon 1728, etwa hundert Jahre vor Heine's Harzreise, erschien die dem Titel nach ganz satirische Schrift: „Die auf dem neuen (?) Hexenberge celebrirte Walpurgisnacht. Von Ancherano Struppiato Cantatelli. Gedruckt unter der Presse zu Hexen-Hausen im Hexenthal, nicht weit von Hexen-Hoff, bei der verwittibten Frau

*) Vergl. über ihn die sehr divergirenden Urtheile in Gustav Heyse's Beiträgen S. 55 und in meiner Schrift über den deutschen Unterricht S. 25.

Herin, durch Runifax Hererich." *) Dem eben genannten Autornamen ist der Name Berlindo durch die Endung ähnlich. Der gleich räthselhafte Berlindo trug in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts jedenfalls noch entschiedener durch seine Alexandriner die Ironie in die Poesie der Walpurgisnacht hinein. Auf 32 Seiten gab er zunächst heraus: „Die Reise der Hexen nach dem Blocksberge, und die dadurch berufene Walpurgisnacht, zum vergnügten Zeitvertreib mit poetischer Feder beschrieben von Berlindo. Gedruckt auf dem Hartz, mit Bleyernen Schriften, im Jahre, als nur wenig Hexen auf den Blocksberg hinfuhren." Berlindo erzählt hier, daß er sich an die Pythia, eine böse Zigeunerin, gewendet habe, um zu erfahren, wie er der Walpurgisnacht beiwohnen könne. Diese übergibt ihm in obscöner Weise die Circe, ein vermeintes Zigeunermädchen, mit welchem er auf einem und demselben Stocke zum Brocken reitet. Droben bewahrt Circe unter unerhörten Greueln ihre Tugend. Berlindo's Beschreibung der zauberischen Luftreise nach dem Brocken in der Mainacht zeigt trotz ihrer Anlehnung an die Ueberlieferung eine lebhafte Phantasie, zugleich aber auch bereits einige naturwissenschaftliche Bildung. Berlindo sagt auf der letzten Seite: „Sollten diese schlechten Blätter das Glück finden, von der Gewogenheit des geneigten Lesers beehrt zu werden, so wird sich Berlindo die Freiheit nehmen, nächstens die Fortsetzung davon folgen zu lassen." Sie erschien wirklich,

*) Ich kenne von dieser Schrift nur den Titel durch die Auszüge, die mir Herr Candidat Könneke aus Groppenstedt auf der hiesigen A. Bibliothek aus den Arbeiten von G. Weller zu machen die Güte hatte. Sie ist verzeichnet in Weller's falschen und fingirten Druckorten (Leipzig 1858) S. 49. Vielleicht erhalten wir durch den Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde nähere Aufschlüsse über die Walpurgisnächte der Pseudonymen.

füllt 44 Seiten, ist unbedeutender als der Anfang und führt den Titel: „Die Rückreise von dem Blocksberge, wobei nebst anderen lustigen Begebenheiten die Herkunft, das wunderbare Schicksal und endlich erfolgte Glück der schönen Zigeunerin Circe, wie auch das Lebensende der alten Pythia, mit poetischer Feder beschrieben wird. Gedruckt auf dem Harz, mit bleyernen Schriften, im Jahre, als die liebe Hexenwallfahrth lezt vorbey war." Hier heiratet Berlindo die Circe.*) Daß Berlindo dem Löwen nicht unbekannt geblieben war, beweisen schon die Alexandriner von Löwen's im Anfangsjahre des siebenjährigen Krieges erschienener Walpurgisnacht. Der dichterisch weit weniger begabte Löwen verstärkte die Ironie in der Walpurgisnacht. Nach englischem Muster, besonders nach Pope's 1728 erschienener Dunciad, trug er das literarisch-kritische Element in dieselbe hinein.

*) Ich habe Berlindo's beide Schriftchen 1867 von dem Antiquar Hrn. Dr. Sabell in Berlin gekauft, der sie aus Scheible's Nachlasse erworben hatte. In Scheible's Verlagsartikeln habe ich sie nicht genannt gefunden. Dahingegen erwähnt E. Weller in den Nachträgen zum Index Pseudonymorum (Leipzig 1857) unter „nicht enthüllten Pseudonymen" S. 18: „Berlindus [sic!] Die Reise der Hexen nach dem Blocksberge. 1732. Rückreise 1737. 8." E. Weller in den falschen und fingirten Druckorten (Leipzig 1858) führt an: „1750 Berlindus [sic]. Die Rückreise von dem Blocksberge. Auf dem Harz. 1. Ausgabe 1737. Gedicht." E. Weller im „Index Pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen. 3. Nachtrag. Glauchau und Leipzig 1867" S. 112 führt an: „Berlindus [sic] Die Reise der Hexen nach dem Blocksberg und dadurch berufene Walpurgisnacht. Mit poetischer Feder entworfen. Gedruckt auf dem Harz. Ohne Jahr (1732)." Weller's Index Pseud von 1856 ist nicht auf der K. Bibl. In meinem Exemplare ist die Vorrede der Hinreise vom 1. Mai 1739 datirt. Diese Vorrede scheint jedoch im Uebrigen bei verschiedenen Auflagen unverändert wieder abgedruckt zu sein, da durch eingemischte lateinische Schrift auf dem Titel der Hinreise vielmehr die Jahreszahl 1736 und auf dem der Rückreise 1738 nachgerechnet werden kann.

Zu Löwen's Harzpoeſie ſtand die Zachariä's in einer nahen Beziehung. Beide beſangen den hannoveriſchen Harz. Eins der hierher gehörigen Gedichte von Friedrich Wilhelm Zachariä iſt einem ſolchen von Löwen bis auf die Form hin ſehr ähnlich. Abgeſehen von dem allem Anſcheine nach verkommenen Verlinde iſt Zachariä der Erſte, an deſſen Harzpoeſie wir uns noch heute erfreuen können. Bekannt als Verfaſſer des Renommiſten, iſt er auch als Harzdichter voll überſprudelnden Lebens. Gerade für die Harzdichtung kündigt er wie ein friſcher Morgenwind die aufgehende Sonne der großen deutſchen Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts an. Zachariä war Profeſſor am Collegio Careline zu Braunſchweig. Angeregt durch den Titel von Martin Opitz' 1622 erſchienener Dichtung von der „Nymphe Hercinie", die freilich vom Harze nichts enthält, ſchrieb er gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges ſeine „Hercynia" in poetiſcher Proſa mit wenigen eingelegten Verſen. Nach ſeiner Schilderung reitet Zachariä im November mit einem Reitknechte und einem Freunde zunächſt von Braunſchweig nach Goslar. Hier kehren ſie in der Kaiſerswoert ein, welche als eine elende verfallene Schenke geſchildert wird. Der bäuriſche Wirth macht den Reiſenden den Vorſchlag, noch an demſelben Tage mit ſeinem Geſpanne nach Zellerfeld hinaufzufahren und die Reitpferde ſogleich in den herzoglichen Marſtall nach Braunſchweig zurückzuſchicken. Man fährt nach dem Oberharze hinan auf einer raſſelnden Karre, vor die zwei wilde Hengſte lang, d. h. hinter einander, geſpannt ſind.*) Auf dem vorderſten ſitzt ein Harzjunge als Knecht. Seine beiden Beine hängen auf derſelben Seite

*) Vergl. meinen illuſtrirten Wegweiſer durch den Harz für 1869 (Grieben's Reiſebibliothek) S. 67. Auch „zur Literatur der Norddeutſchen Sage" in der außerordentlichen Beilage der Staatsanzeig. vom 8. Mai 1869.

des Pferdes herunter. So fährt er schreiend und fluchend in die immer prächtiger sich entfaltende Winterlandschaft hinauf. Bei Nacht und Nebel bleibt der Wagen stecken. Endlich setzt sich als Wegweiser ein von der Nymphe Hercinia, welche diese Entdeckungsreise des Dichters begünstigen zu wollen erklärt hat, abgesandter Bergsylphe auf den Wagen und führt ihn mit Leichtigkeit wie im Fluge nach Zellerfeld hinab. Zu Zellerfeld bringt er die Reisenden in den Palast der Nymphe Hercynia. Diese bewirthet sie festlich mit den Producten des Gebirgsplateaus aus dem Thier- und Pflanzenreiche, besonders mit schönen eingemachten Beeren. Aber mit diesem Feste begnügt sich Zachariä nicht. Er fährt später wie Goethe und Heine nach ihm in die Gruben Dorothea und Carolina ein, besichtigt die Pochwerke und besucht die Hütte eines Bergmannes. Voll tiefen Gefühls wird die oberharzische Bevölkerung geschildert, wie sie noch heute ist und wie sie sich neuerdings durch ihre Natur- und Dialektdichter selbst geschildert hat: vergnügungssüchtig und naschhaft im Kleinen, aber arbeitsam und entsagend im Großen.

Seit Zachariä's Harzreise im Winter waren ungefähr dreizehn Jahre vergangen. Es war wieder November. Da schwenkt der junge Goethe, gleichfalls zu Pferde, von den Hofleuten Karl August's seitab und reitet dem Harze zu. Goethe ritt zunächst wegen Plessing's nach Wernigerode. Er trat die Reise an im Sturm und „in wunderbar dunkler Verwirrung seiner Gedanken." Auf dem Pferde begann er seine „Harzreise im Winter" zu dichten. Von Wernigerode begab er sich nach Goslar und lenkte in Zachariä's Wege ein bis Zellerfeld und Clausthal, wo er ganz in Zachariä's Weise den Bergbau und das Volksleben durchforschte. Goethe klagte der Frau v. Stein, daß man in Weimar das Natürliche abenteuerlich mache, während auf dem Harze das

Abenteuerliche natürlich ſei. Der Harz war ihm „ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich-wollüſtigen Abſpannung wieder zu einem kräftigen Leben zuſammenzieht.“ Alle dieſe friſchen und abgeriſſenen Notizen in den Briefen an Frau v. Stein laſſen dieſe Reiſe und beſonders Goethe's Verkehr mit dem Volke auf derſelben als ungemein bedeutend erſcheinen. Aber dennoch ſetzte er erſt vom hannoverſchen Oberharze aus den literariſch-fruchtbaren Anhang an ſeine Reiſe an. Mit dem Förſter vom Torfhauſe beſuchte er nämlich den Brocken, den er dann in den Fauſt aufnahm. Und hier war es nun von Wichtigkeit, daß er, wie man längſt weiß, Löwen's Walpurgisnacht kannte. Wir haben eben den Einfluß Pope's auf Löwen's Walpurgisnacht angedeutet. Ihr moderner und literariſch-philoſophiſcher Charakter ging nun auf die Walpurgisnacht in Goethe's Fauſt und von da im Grunde auf die ganze neuere Vorſtellung der Deutſchen von der Walpurgisnacht des allerdings rein proteſtantiſchen Harzes über. — Goethe ſchrieb auch eine ſchöne Cantate, „Die erſte Walpurgisnacht“. Anſtatt den Glauben an die Walpurgisnacht aus der Natur der deutſchen Gottheiten zu erklären, hatte man ein Märchen mit geſchichtlichem Anſtriche vorgetragen, welches ihn noch complicirter, doch echt rationaliſtiſch durch einen von den letzten Bekennern des Heidenthumes angeblich den Chriſten geſpielten abſichtlichen Betrug erklären ſoll. Gerade dieſen Stoff erwählte ſich Goethe bei ſeinem bekannten Mangel an wahrhaft hiſtoriſchem Sinne zu dieſer ſpäter von Mendelsſohn componirten Cantate. — Auf die ſchon in dem Gedichte „Harzreiſe im Winter“ angedeuteten Beziehungen zu Leſſing und auf die erſte Harzreiſe bis Wernigerode kam Goethe ſpäter in mehreren proſaiſchen Darſtellungen zurück. Am ausführlichſten iſt ſie in die „Campagne in Frankreich“ verwebt. Inner-

halb derſelben verdient ſie wiederum beſondere Beachtung, weil ſie mehr im Geiſte von Wahrheit und Dichtung als im Geiſte der Campagne gehalten iſt. Aeußerlich erinnert die Ankunft Goethe's in Wernigerode und die dortige Verhandlung mit dem Kellner, wie er ſie nun beſchreibt, an die Verkleidung, in der er einſt nach Seſenheim ging. Auch die Dichtung fehlt in dieſer ſpäten Schilderung der Reiſe nach Wernigerode nicht. Die kleinen Berichtigungen ergeben ſich aus den Briefen an Frau v. Stein.

Wir kehren zu den Arbeiten über den Harz in metriſcher Form zurück. Trug Goethe den Zweifel und die Negation in die Harzdichtung hinein, welche zunächſt durch unſeren größten Dichter in derſelben prävalirt, ſo vertreten dieſem in allen Stücken der Natur ſelbſt zugeneigten Poeten gegenüber die am Harze einheimiſchen Dichter innerhalb der Harzpoeſie mehr im Sinne des alten Prätorius eine geſchichtliche, volksthümliche, ja theilweiſe ſogar eine gläubige Richtung.

Klopſtock, am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, führt die poſitiven Harzdichter aus dem vorigen Jahrhundert an. In ſeinem Meſſias ſind einzelne Bilder aus den Harzthälern nicht zu verkennen. Klopſtocks Schüler Stolberg widmete dem Harze ſein beſtes Gedicht, eine Ode, in der ſeine Begabung für die Naturſchilderung in großartigeren Formen auftritt als ſonſt. Stolberg gehörte dem Harze nur durch ſeine Vorfahren an.*)

Die Dichter, welche auf dem doch immerhin etwas armen, nur durch die vorliegende Tiefebene bereicherten und deshalb auch von dem Luxus der Poeſie mehr abgewandten Harze einen Theil ihres Mannesalters verlebten, ſind weniger bedeutend als die von ihm herſtammenden

*) Näheres über Bürger unten in dem Aufſatze „Bürgers Heimat."

Poeten. Aemter auf dem Harze erlangten nur Göckingk und Nickolaus Dietrich Giseke. Dieser Deutsch-Ungar war protestantischer Geistlicher in Trautenstein und dann in Quedlinburg. Als Freund wird er von Klopstock öfters besungen. Weder Göckingk noch Giseke oder ein anderer namhafter Dichter aber wurde auf dem Harze dauernd gefesselt und keiner starb daselbst. Daher rief ein geborener Clausthaler, der schon erwähnte Theaterdichter Löwen, in gewisser Hinsicht ganz richtig in einem seiner Gedichte an den Harz diesem zu: „Dein Blocksberg wird nie zum Parnass!“

Unter den Ortschaften des Harzes, welche deutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges auf einige Zeit ein Amt oder doch ihren Lebensunterhalt gewährten, verdienen Ellrich und Neinstedt hervorgehoben zu werden. Im Jahre 1770 kam Göckingk nach Ellrich. Er verlebte dort seine schönsten und für die Poesie am meisten fruchtbaren Jahre. Die Gegend von Ellrich ist nicht ohne Reize und war damals noch besser bewaldet als jetzt. Göckingk aber war für diese Naturschönheiten nicht unempfänglich. Den Harz durchstreifte er zu Pferde und zu Fuße. Gewiß hatte er Vieles auf diesen Reisen beobachtet, äußerst selten aber kleidete er die Beobachtung in gute Verse. Wo Göckingk die stärkeren Natureindrücke, welche schon zu den bedeutenderen Anregungen in seinem Leben überhaupt gehörten, schildern will, verwischt er die überall hindurchblickenden Züge aus der Wirklichkeit noch durch das Streben nach einer classischen Objectivität im Geiste einer Zeit, die ihm die Begründung eines nicht unbedeutenden Dichterrufes allerdings sehr erleichtert hat. Er war in Ellrich nacheinander mit zwei Schwestern glücklich verheirathet. Sein Leben gestaltete sich in dieser Zeit ohne Zweifel sehr poetisch. Aber seine Schilderungen des Lebens in Haus und Garten erheben sich nir-

gends weit über die engere Gelegenheits-Reimerei. Während des Sommers wohnte er Dreiviertelstunden von Ellrich auf dem neuen Hause unweit der Kalkhöhle: die Kelle. Seine einst berühmte Ballade von der Kelle ist aber jetzt schlechterdings nicht mehr lesbar. Göckingk blieb zu Ellrich sechzehn Jahre in der damals nicht zu den subalternen Aemtern gehörenden Stellung eines Kanzleidirektors. In derselben Zeit kam Tiedge als Hauslehrer von der Universität Halle bei einer vornehmeren Familie in Ellrich an. Mit dem Informator dieser liebenswürdigen Familie wollte Göckingk schon deshalb nicht verkehren, weil der später geadelte Dichter Göckingk mit dem Oberhaupte derselben rivalisirte. Tiedge's Vater, obgleich selbst Pädagog, hatte, theilweise von einem andern Schulmanne verleitet, alle Talente gerade dieses Sohnes verkannt und geleugnet. Der abscheuliche Mißgriff des Vaters ist unerklärbar, wenn man nicht der Vermuthung Raum gibt, daß ihr wahrer Grund vielmehr die Erkenntniß gewisser moralischer Schwächen und Sonderbarkeiten des Sohnes gewesen sei, deren Anlagen allerdings schon früher bemerkbar gewesen zu sein scheinen und die den hochgefeierten Dichter auch in seinen spätern, glücklichsten Tagen als Cicisbeo vornehmer Wittwen und geschiedener Frauen zuerst am Fuße der Lauenburg und dann sogar in Italien wohl nie zu einer wahrhaften Männlichkeit haben gelangen lassen. Jedenfalls verdankte der junge Tiedge es bloß der einsichtsvolleren Mutter, daß er als armer Studirender eine seinem Talente einigermaßen entsprechende Ausbildung erhielt. Der frühe Tod des Vaters hatte ihn zwar von einem gefährlichen Gegner befreit, aber seine Lage natürlich nicht verbessert. Wie mochte nun dem armen Tiedge zu Muthe sein, als er sich in Ellrich von dem Bruder in Apoll, der noch dazu als Jurist derselben

Fakultät angehörte wie er ſelbſt, ſo ſchnöde zurückgewieſen ſah. Da indeſſen Göckingk die Freundſchaft des einflußreichen und wohlhabenden Gleim, dieſes faſt allen damaligen Dichtern gemeinſamen Mäcenas, nicht entbehren wollte, ſo mußte er bald auch Tiedge's Umgang mit in den Kauf nehmen. Gleim erſchien bei Göckingk mit der verwittweten Herzogin von Kurland und ihrer Schweſter Eliſe von der Recke. Tiedge erhielt eine Einladung zu Göckingk. Kaum wagte er ihr Folge zu leiſten. Gar ſehr bedurfte es des aufmunternden Blickes, welchen ihm Göckingk beim Eintritte zuwarf. Merkwürdiger Weiſe wurde der Beſuch beider Frauen in Ellrich nach Verlauf von Jahren für die Lebensſchickſale der beiden dortigen Dichtern faſt gleich wichtig und beſtimmend. Unſerm Tiedge erſchien in Göckingk's Hauſe Eliſe von der Recke, ſeine nachmalige Reiſegefährtin und Hausgenoſſin, zwar ſchon verblüht, aber noch immer ſchön. Nach der Abreiſe der Damen gerieth Tiedge zu Ellrich noch in eine ſehr üble Lage. Er nahm ſich einer wandernden Schauſpielertruppe an und verlor Geld durch Bürgſchaften. In ſeinen Briefen zeigte er ſich von Neue zerknirſcht. Man würde dieſe Zerknirſchung nicht ganz begreifen, wenn Tiedge in ſeinen Briefen nicht ſelbſt im rechten Augenblicke daran erinnerte, daß die Rolle der Liebhaberin bei dieſer Truppe nicht unbeſetzt geweſen ſei. — Ehe nun Eliſe von der Recke für Tiedge ſorgte, half ihm ſein Gleim. In Halberſtadt wurde Tiedge auserkoren, den letzten männlichen Sprößling einer Adelslinie der Familie von Stedern auf beſſere Wege zu leiten. Obgleich dieſer ſchon Dombert und Vater mehrerer Töchter war, ſo galt er doch noch für einen Wüſtling. Er ſtarb auch bald nach Tiedge's Berufung. Dieſer wollte dann ſeinen Wanderſtab weiterſetzen und ſich bei der Wittwe verabſchieden. Sie aber klagte ihm, daß

ſie von Allen verlaſſen würde. Tiedge blieb. Er theilte mit Frau von Stedern alle Verdrießlichkeiten, die in ſolchen Fällen bei der Trennung von Feudal- und Allodialvermögen den Damen zufallen. Ja, er mußte ſogar unter beleidigenden Umſtänden ſchwören, daß er kein Buch aus der Bibliothek bei Seite gebracht habe, welche mit dem Feudalvermögen in fremde Hände überging. Man lebte übrigens auf dem ſtederuſchen Lindenhofe in Reinſtedt, welchen jetzt Hr. Philipp von Nathuſius bewohnt und in ein Rettungshaus für verwahrloſte Kinder umgewandelt hat. Am Morgen verſammelte man ſich bei Klavierſpiel und Geſang der Töchter mehr zum muſikaliſchem Genuſſe als zur Morgenandacht. Am Nachmittage zog man mit blauen Kränzen zwiſchen der Teufelsmauer und dem Harze umher. Es wurde Kaffee gekocht auf der noch jetzt ſogenannten Koffewieſe. Beim „Koffe“ aber blieb es nicht. Die „volle Schale“ und der „Mädchen Rundgeſang“ würzten das Abendeſſen auf der Wieſe. Der heitere Charakter dieſer Nachmittagszuſammenkünfte wurde von den Bauern bei der Arbeit bemerkt. Auch Tiedge beſtreitet ihn keineswegs in ſeinem nicht recht gelungenen Gedichte auf die Gegend von Reinſtedt. Daſſelbe ſchließt:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie im Himmel.

Er legte Werth darauf, daß auch „der Mann, der das Geſetz bewacht“, in dieſem frohen Kreiſe den Thyrſusſtab nahm. Dieſer Mann war nicht etwa der Schulze von Reinſtedt. Es war ohne Zweifel der bekannte Herr von Dohm, der Tiedge dort beſuchte. Wir würden dieſes poeſievollen Aufenthaltes in Reinſtedt nicht ſo ausführlich gedacht haben, wenn nicht eine unſerer beſten Balladen, „die Blume von der Lauenburg“, ihr weſentlicher poetiſcher Ertrag wäre. Auch

in ihr ſchildert Tiedge ſentimental die nächſte Umgebung von Reinſtedt. Sie blieb das Einzige, was ihm in der Umgebung der vornehmen Frauen gelungen iſt. Zwiſchen ſeinen Aufenthalt bei Frau von Stedern und bei Elise von der Recke fällt dagegen die Ausarbeitung und der Druck ſeiner „Urania“. In dem vortrefflichen Gedichte, mit welchem er von dem Bodethale Abſchied nimmt, war freilich Ton und Haltung der Urania ſchon gefunden. Es heißt in dieſem langen Abſchiedsgedichte mit Bezug auf die Roßtrappe ſehr bedeutungsvoll:

Die Felſen dort im Thale
Voll Schäfer-Flötenſpiel
Sind graue Todtenmahle
Der Welt, die hier zerfiel.

Viel gewandter in der poetiſchen Geſtaltung äußerer Erlebniſſe als Tiedge war Ernſt Schulze. Er ſchilderte zur Zeit der Fremdherrſchaft ſeine kleinen Abenteuer im Forſthauſe Pleßburg bei Wernigerode in den beſten und lebensvollſten ſeiner Elegien, obgleich er von der Pflegetochter des dortigen Forſtaufſehers nur wenig mehr als ſpäter von Cäcilie Tychſen begünſtigt war.

Ernſt Schulze leitet uns zu den Sängern der Freiheitskriege hinüber, denen er wirklich angehörte. Dieſe gefeierten Sänger führten ſich auf eine recht bedeutende Weiſe für ganz Thüringen und den Harz in Leben und Poeſie ein. In den ſchönen Tagen der Ungebundenheit des Lützow'ſchen Freicorps vor dem Ueberfalle bei Kitzen ſtreifte Theodor Körner als Reiteroffizier über den Harz und das thüringer Land hin.

Im Weſentlichen den Anregungen jener großen Zeit der Freiheitskriege verdankt die geſammte deutſche Poeſie die Geſtaltung der Kyffhäuſerſage durch Rückert und durch den

allerdings etwas wunderlichen Wetzel. Goethe war 1776 am Kyffhäuser vorbeigeritten nach dem Harze, ohne, wie es scheint, an den Rothbart zu denken. Höchst merkwürdig, daß unter allen Sagen von Bergentrückung nur die an das wiederum hierfür günstig gelegene Kyffhäusergebirge anknüpfenden recht populär geworden sind. Aber nicht die auch heute kaum ausgestorbenen Sagen vom Sachsenkaiser Otto im Kyffhäuser wurden populär, sondern nur die so weit nach Norden vorgeschobenen Kaisersagen von dem theuren süddeutschen Kaisergeschlechte der Hohenstaufen.*) Die Kyffhäusersage befindet sich mit der Edda in wesentlicher Uebereinstimmung. Die edle Einfalt der Kyffhäusersage stimmte aber von selbst harmonisch zu dem Geiste der Freiheitskriege, und Rückert erzählt die Sage so schlicht, wie er sie etwa in Behrens Hercynia curiosa, die zuerst 1703 erschienen war, gefunden haben mag. Nach Behrens hatte Kaiser Friedrich II., Aenobarbus, Barbarossa, d. h. Rothbart, sich selbst mit etlichen der Seinigen in den Kyffhäuser verflucht, ruht oder schläft auch dieserwegen mit ihnen daselbst auf der Bank, an einem steinern Tisch sitzend und den Kopf in der Hand haltend, nickt stetig mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe oder bald wieder aufwachen wolle; denn „sie" ständen in den Gedanken, als wenn derselbe vor dem jüngsten Tage wiederum aufwachen und sein verlassenes Kaiserthum auf das neue antreten und bestätigen werde. Die Beschreibung selbst klingt, als sähe man den Kaiser wie einen Bauern in seinem Altentheile. Und was thut unser Rückert hinzu, um diese

*) Die neueste Sammlung der Kyffhäusersagen siehe in meinen „deutschen Sagen" (1863) S. 252 – 272. Vergl. Anmerkungen dazu S. 36. 37.

ſchlichte Bauernſage mit allem Glanze der modernen Poeſie zu ſchmücken? Nicht etwa moderne Ideen von Fichte oder Jahn, ſondern er verwandelt bloß den ſteinernen Tiſch in einen Marmortiſch und die Bank des Kaiſers in die mit Elfenbein ausgelegte sella curulis der römiſchen Könige und Conſuln!

Ernſt Schulze bildet nicht nur perſönlich den Uebergang zu dem Auftreten der Dichter der Freiheitskriege in Thüringen und dem Harze. Er bildet auch den Uebergang zu den neuern wanderfrohen Harzdichtern. Er beſchrieb keine Hexen- und Zauberfahrten mehr, wie ſogar Goethe noch gethan, nicht bloß wenn er die Harzreiſe des Teufels, ſondern gewiſſermaßen auch wenn er ſeine eigenen geſchildert hatte. Ernſt Schulze beſchreibt ſeine Ferienreiſen in Gedichten und Briefen, welche Herman Marggraff in ſeiner Biographie Schulze's veröffentlichte. Er kam nach dem Harze von der Univerſität Göttingen her wie Heinrich Heine. Der zuletzt genannte große deutſche Proſaiſt und noch größere Lyriker machte ſeine Harzreiſe im Herbſte 1824. Er führte durch ſeine reinſte Schrift die von ihm in der deutſchen Literatur überhaupt hervorgerufene Revolution auch in die Harzliteratur ein. Heine hat genial wieder den alpiniſchen und mephiſtopheliſchen, mit Einem Worte den goethiſchen Charakter des Harzgebirges und insbeſondere des Brockens mit aufgefaßt. Gerade an ſeiner Harzreiſe aber kann man am beſten beobachten, wie der überſtrömende Inhalt unter Anderem auch die im achtzehnten Jahrhundert mit ſo kunſtvoller Claſſicität conſtruirte deutſche Balladenform ſprengt. („Ich bin die Prinzeſſin Ilſe".) Kaum weiß man noch, ob man das erzählende Gedicht der Lyrik oder dem Epos zuzählen ſoll. Vielleicht hat ſich in keinem anderen neueren deutſchen Buche die belletriſtiſche Proſa ſo

bereichert und doch zugleich so bedenklich entwickelt, wie in Heine's „Harzreise". Wie einst Goethe den Harz als Gegensatz zu Weimar gefaßt hatte, so will Heine in diesem Büchlein die Einfalt des Harzes und seiner Bergleute der Verkehrtheit der Buchstabengelehrsamkeit als Spiegel vorhalten. Er beschränkt sich vielleicht dieser Parallele wegen vorzugsweise auf die Schilderung des hannoverschen Harzes, obgleich auch er den Unterharz schöner fand: kein Zopf von Göttingen bis zum Brockenhause war vor dem Dichter sicher. Die meisten wurden mit frohem Uebermuthe abgeschnitten, andere mit verständiger Ueberlegung. Zuletzt wurde noch das Brockenbuch mit seinen Gedichten kritisch vernichtet, was leider dessen späteren Abdruck nicht verhindert hat. Aber auch nichts Getreues und Schönes auf seiner ganzen Tour schien der Autor unbemerkt lassen zu wollen. Heine's Harzreise war für ganz Hannover ein Ereigniß. Nach ihrem Erscheinen zog man der Reiseroute des Dichters nach. Besonders in Goslar wollte man noch mehr erkunden als der redselige Autor verrathen hatte. Wo sich eine Goslarauerin blicken ließ, wurde sie mit Heine's Harzreise geneckt. Wenn wir dies nicht durch mündliche Mittheilungen wüßten, so würden wir es durch eine Andeutung in Andersen's Harzreise erfahren haben.

Hans Christian Andersen hatte im Frühjahr 1831, sechsundzwanzig Jahre alt, zum ersten male Dänemark verlassen. Ueber Lübeck und Hamburg ging er nach Braunschweig. Auf den Wegen des alten Zachariä, den er natürlich nicht kannte, gelangte er nach Goslar. „Ich sah die ersten Berge (sagt er noch im Märchen seines Lebens), das Harzgebirge, die Welt erweiterte sich so erstaunlich vor mir." Von Goslar bis zum Ilsethale ahmte er zunächst in der Wirklichkeit und dann durch eine kürzer gefaßte, sehr liebliche

Schilderung Heinrich Heine's Harzreiſe nach. Während er den Oberharz nicht ſah, beſchrieb er, darin von Heine abweichend, den ganzen Unterharz mit einiger Gleichmäßigkeit. Alle dieſe Schilderungen bilden vier Kapitel in ſeinen „Reiſeſchatten." An den Stellen, wo Andern nicht Heine's ausführlichere Beſchreibungen vor Augen hat, iſt er nicht ſo gut als ſonſt orientirt.

Vom jungen Deutſchland, aber noch mehr von den Romantikern, beſonders durch Novalis' Ofterdingen, angeregt, veröffentlichte zu Anfang der vierziger Jahre Auguſt Heſſe, ein geborener Halberſtädter und jetzt Appellationsgerichtsrath in Hamm, als leipziger Student ſeinen Roman „Meiſter Wolfram der Märchen-Erzähler"*), worin eins der Sängerfeſte geſchildert iſt, die von den Liedertafeln der Harz-Gegend am Heidelberge bei Blankenburg gefeiert waren. Außerdem erſchien ſeine hübſche Märchennovelle von der Ilſe in Kühne's Zeitung für die elegante Welt und ſeine launige aber unvollendet gebliebene Reiſenovelle von der Lauenburg in Herloßſohn's Kometen. Viel ſpäter iſt die Gegend der Lauenburg in einem Romane von Adolf Müßelburg geſchildert.

Wenn ich nicht ſehr irre, ſo waren die in der deutſchen Harzliteratur ſo frivolen zwanziger und dreißiger Jahre, in welche übrigens auch Blumenhagens gemüthliche Harzwanderung fällt, doch nicht abgelaufen, ohne daß an einem der Harztouriſten ein gerichtliches Exempel ſtatuirt wäre. Das Gericht traf aber einen Unſchuldigen! Wilibald Alexis hatte im Geſellſchafter gemüthvolle Briefe über eine Harz- und Kyffhäuſerreiſe veröffentlicht. Ein Bürgermeiſter brachte ihn dafür zum Sitzen. . . . .

Heinrich Heine hatte nicht nur mit Goethe's Fauſt den

*) Jetzt Verlag von Schindler in Berlin.

Charakter der Harzliteratur zu einem vorherrſchend frivolen gemacht. Er hatte nicht nur bis in die Literatur des kleinen Dänemarks hinein den bedeutendſten Einfluß auf die Harzdichtung geübt. Heine hat auch zur Poeſie des Kyffhäuſers noch in ſeiner ſpäteren Lebenszeit einige Strophen voll echt deutſchen Gemüthes beigeſteuert. Sehr ausführlich verweilt er im „Wintermärchen“ bei dem Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer.*) Diesmal war er freilich an den ſchönſten und lebensvollſten Stellen wohl nur durch Rückert's Kyffhäuſerlied angeregt.

Mephiſtopheles und Barbaroſſa, Harz und Kyffhäuſer — welche Gegenſätze deutſchen Geiſteslebens und deutſcher Dichtung! Und doch ſtehen ihre Bergesgipfel nachbarlich zuſammen. Und doch iſt gerade der Harz und der Kyffhäuſer vor allen deutſchen Gebirgen durch Rückert, Heine, Freiligrath, Geibel und Roquette namentlich mit den blüthenreichſten Kränzen unſerer unvergleichlich ſchönen neueren deutſchen Lyrik geſchmückt und verbunden.

In neuerer Zeit ſchrieben beſonders A. v. Sternberg, der ein Nachtlager im Schloſſe zu Quedlinburg ſchilderte, ſo wie der treffliche Berthold Auerbach belletriſtiſche Proſa über den Harz.**) Durch J. G. Kohl und Guſtav Heyſe

---

*) Auf der Reiſe, die Heine 1843 in Deutſchland machte, beſuchte er auch den Harz wieder. Karl Gödeke ſagt im Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung III, S. 453: „Die Verſe in das Fremdenbuch des Burgberges ſcheinen untergeſchoben.“ Ich hoffe dies bald unterſuchen zu können. Ein Gedicht Heine's im Fremdenbuche des Brockens von 1824 werde ich zunächſt in einer Zeitſchrift mittheilen, da ſich die Echtheit deſſelben eben erſt jetzt, zu ſpät für die Veröffentlichung in dieſer Schrift, für mich herausgeſtellt hat.

**) Bei Aug. Lehnhold in Leipzig erſchien 1836 „eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge“ von Eduard von Bülow. Einige andere Büchertitel aus der Harzliteratur ſtehen in der von mir beſorgten, ſchon S. 5 erwähnten 10. Aufl. von Grieben's Harz S. 17.

nahm die Harzprosa, etwa in der Form der Essay's, einen mehr wissenschaftlichen Inhalt in sich auf.

Kohl beschäftigt sich in seinem Werke Bilder aus dem Harze mit dem Harzgebirge nach einer Seite hin, die für dieses Gebirge bisher eben so wenig als für die meisten anderen Landschaften Deutschlands zur selbständigen Darstellung gelangt ist. Er führt uns nämlich in den Aufsätzen seines Buches, deren viele schon in der Zeitschrift von Faucher und Michaelis gedruckt waren, den Harz hauptsächlich in volkswirthschaftlicher Beziehung vor. Mehr oder weniger beschränkt er sich dabei auf den früher hannoverischen Harz. Aufmerksamen Beobachtern konnte es nicht entgehen, daß derselbe durch seine langjährigen und glücklichen Kämpfe gegen zahlreiche Hindernisse und Gefahren des Bergbaues und der Volkswohlfahrt mit technischen Mitteln und socialen Einrichtungen eine der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands ist, die in einem oder dem anderen Stücke unter dem gemeinsamen Regentenhause früher sogar eine kleine Modellkammer für das industrielle England gewesen sein dürfte. Von den im Allgemeinen hieher gehörigen Abschnitten des eben genannten Buches ist der über das Bergdorf Lerbach, in welchem Herr Kohl auch noch in einem höheren Grade als anderswo in dem Buche Original sein dürfte, ganz besonders zu rühmen. Dasselbe war als Heimatsort von Kropfhälsen und Kakerlaken weit verrufen. Herr Kohl zeigt uns den Grund der leiblichen und geistigen Verkümmerung seiner Bewohner. Das Dorf, auf einem anderen Literaturgebiete durch seinen ungewöhnlichen Reichthum an Volkssagen bekannt, liegt in einem Thale, welches so eng ist, daß der Weg durch dasselbe nur in dem Bache Platz hatte; erst eine macadamisirte Chaussee machte es trocken und seine Bewohner gesund und vernünftig. — Wohlgelungen sind auch die Charakteristiken

der Stände der Bergleute, Vogelfänger, Waldarbeiter und Hirten. Der Grundtypus für dieſe Stände des Harzes findet ſich auf dem hannoveriſchen Harze. In den Schilderungen derſelben wird daher die nähere Kenntniß oder Berückſichtigung des Unterharzes kaum vermißt. Weniger genügt die Behandlung ſolcher Materien, bei denen der Schwerpunkt der Sache nach dem ſogenannten Unterharze fällt. Zwar kann Herrn Kohl kein Vorwurf treffen, weil er ſolche Themata, wie die von Uhlenhuth in ſeinen „Heimatsbildern“ ſo trefflich beſchriebene quedlinburger Gärtnerei, die ſich am Fuße des Harzes entwickelt, ganz vermieden hat. Aber Herr Kohl genügt auch kaum in der Abhandlung über die Gewäſſer, Fiſche und Fiſcher des Harzes. Er ſucht dieſes Thema mit Anwendung aller Künſte einer anziehenden Darſtellung durch die Bemerkung, daß der Harz überhaupt keine bedeutende Fiſchprovinz ſei, ſogleich auf ein rein gemüthliches Gebiet zu ſpielen. Indem er ſich dann faſt nur mit einigen Lieblingsbächen beſchäftigt, vermeidet er die Beurtheilung und Schilderung der Flußſyſteme des Harzes, weil ſich deren kräftigſte Entwicklung nicht auf hannoveriſchem Gebiete zeigt. So wird dann auch die Stelle nicht bezeichnet, wo die Harzfiſcherei verhältnißmäßig noch am wichtigſten iſt. Die verhältnißmäßig große Bedeutung der künſtlichen Seen unter den Harzgewäſſern entgeht Herrn Kohl zwar nicht, aber er nennt den Fiſch nicht, der durch die Teiche ſich auf dem Harze ſehr bemerklich gemacht hat. Deſto mehr beſchäftigt er ſich mit der zarten Forelle und behauptet ſogar alles Ernſtes, daß ſie der Fiſch ſei, auf welchem ſtehend der Abgott Krodo abgebildet iſt, was dann mit der Forelle im wernigerödiſchen Wappe unmittelbar in Verbindung geſetzt wird.*) Auf ſolche Weiſe

*) Nach der zum Bilde ſelbſt gehörigen Beſchreibung iſt es ein Barſch.

wird es ihm leicht, die Unterſuchungen über den Abgott wieder in ein beſſeres Fahrwaſſer zu bringen, welche durch den Verſuch, ſie auf das Gebiet der neueren Sprachwiſſenſchaft hinüberzuführen ganz auf's Trockene gerathen waren.

In Kohl's Scenen und Skizzen aus einem Orte am Fuße des Gebirges ſoll das Volksleben nach Art der ſogenannten lebenden Bilder in einzelnen theatraliſchen Momenten und Gruppen concentrirt werden. Aber Leben, Friſche und Volksthümlichkeit wird über dieſem Beſtreben geopfert. Dagegen zeigen im Allgemeinen die einleitenden Gebirgscharakteriſtiken, welche gleich den meiſten der Scenen und Skizzen wohl ſchon im „Morgenblatte" gedruckt waren, die ſchöne Begabung und das auf weiten Reiſen gebildete landſchaftliche Urtheil des Herrn Verfaſſers in einem ſehr vortheilhaften Lichte.

Noch mehr als Kohl's Buch liegen die „Beiträge zur Kenntniß des Harzes" an der äußerſten Grenze der belletriſtiſchen Literatur, mit der wir es hier allein zu thun haben. Ihr Verfaſſer iſt Guſtav Heyſe, der Oheim des gefeierten Paul Heyſe. Durch eine ganz eigenthümliche Verbindung von Erfahrung und Beleſenheit iſt ſein Schriftchen ſchon manchem Freunde des Harzes ſehr werth geworden. Es beſteht aus vier Aufſätzen, von denen „Dammersfeld" für die Weiſe des liebenswürdigen und gemüthvollen Autors am meiſten characteriſtiſch iſt. Ein fernerer Aufſatz gewährt ein vollſtändig abgeſchloſſenes culturhiſtoriſches Bildchen von [illegible] Brockenreiſen. Durch einen andern lernen wir Guſtav Heyſe als bedeutenden Numismatiker kennen. Zugleich Beſitzer einer anſehnlichen Bibliothek von Büchern über den Harz, beſtehend aus mehr als 700 Schriften und ungefähr 60 Karten, macht er außerdem „Streifzüge durch die Lite-

ratur des Harzes".*) Der allgemein gehaltene Anfang dieſes gediegenen literarhiſtoriſchen Aufſatzes wird unter der Ueberſchrift: „Der Harz und ſeine Bewohner" unſere Anthologie auf S. 25 eröffnen.

Heinrich Pröhle.

---

*) Zunächſt werden die wenigen Zeitſchriften gemuſtert, die ſich auf den ganzen Harz beziehen ſollten, aber ſich, wie der Verfaſſer andeutet, hauptſächlich deshalb, weil der Harz vier verſchiedenen Staaten angehörte, nicht halten konnten. Die bedeutendſte darunter war bis vor Kurzem Holzmanns „Hercyniſches Archiv", im Verlage des Halleſchen Waiſenhauſes, ein Product eigenthümlicher Verhältniſſe, nämlich der neuen Organiſation, welche die Stadt Goslar ſeit 1802 durch den als Tiedge's Freund ſchon erwähnten preußiſchen Geheimerath von Dohm erfuhr. Hierauf werden dann noch die Reiſehandbücher für den Harz bis zu Biederlow und Ey beſprochen. Nach den übrigen ſyſtematiſchen Beſchreibungen des Harzes will Heyſe in einer Fortſetzung die Reiſebeſchreibungen vorführen, danach die naturwiſſenſchaftlichen, technologiſchen und mediciniſchen, die hiſtoriſchen, politiſchen, geographiſchen und ſtatiſtiſchen, die volksthümlichen, ſprachlichen, äſthetiſchen und religiöſen Schriften. Alsdann ſollen in der beſondern Literatur des Harzes noch diejenigen Schriften mit Einſchluß der ſogenannten Lokalblätter vorgeführt werden, welche nur einzelne Städte und andere merkwürdige Punkte des Harzes betreffen.

Gedichte

und

Schilderungen in Proſa,

die ſich auf den Harz im Allgemeinen und auf deſſen Umgegend beziehen.

1. Der Harz und seine Bewohner.

Von Gustav Heyse.

Es gibt kaum ein zweites Gebirge, das bei so mäßiger Ausdehnung eine solche Fülle landschaftlicher Reize mit so reichem Stoffe zu den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Forschungen und Belehrungen verbindet wie der Harz. Von den sanften Windungen des wiesenreichen Selkethales bis zu den Felsschluchten und engen Zickzackbergen der Roßtrappe; von dem einförmig ernsten Plateau des Oberharzes, wo über dem grauen Schindeldache die Fichte rauscht und das Kunstgestänge ächzend über das Feld schiebt, bis zu den anmuthig belebten Abhängen des Gebirges, wo Wasserfälle brausen, der Eisenhammer pocht und zerfallene Burgen oder gastliche Ziegeldächer durch das üppige Laub der Buchen schimmern: welche zahllosen Uebergänge und Abstufungen, aber auch welche Contraste! Und fast noch reicher und anregender ist der Harz für wissenschaftliche Betrachtung. Welche Mannigfaltigkeit der geognostischen Verhältnisse haben seine Thäler, Bergwerke und Kunststraßen aufgeschlossen! welchen Schatz der verschiedenartigsten und schönsten Mineralien bergen allein die Umgebungen von Andreasberg, Elbingerode, Neudorf und Ilfeld; mit welchem Reichthum von Phanerogamen und Kryptogamen schmücken sich alljährlich die Wiesen, Wälder und Felsen des Bodethals, die blankenburger Gegend, das Steinholz, der Brocken und andre Punkte, und wie anziehend endlich ist die vielgestaltige tausendköpfige Thierwelt, die diesen kleinen Bezirk belebt! Scheint es nicht in der That, als ob der Harz von der Natur selbst zu einem großartigen Naturaliencabinet bestimmt sei, allen ihren Freunden und Forschern zur Benutzung aufgestellt? — Aber wie beschränkt erscheint diese Vor-

ſtellung, wenn wir unſern Blick auf ſeine Bewohner richten! Bedeutſam für alle Perioden der deutſchen Geſchichte und vorzüglich im Mittelalter mit den glänzendſten Erinnerungen unſeres Volkes verknüpft, könnte der Harz mit gleichem Rechte ein Archiv oder rieſiger Denkſtein genannt werden, in welchem die Zeit ihre wichtigſten Urkunden niedergelegt, ihre denkwürdigſten Ereigniſſe eingegraben hat. Quedlinburg, wo hart an Heinrichs I. Grabe Klopſtocks Wiege ſteht; die alten Reichsſtädte Goslar und Nordhauſen mit ihren kaiſerlichen Hoflagern, ihren Reichstagen und Synoden, ihren Fehden und Belagerungen; die Harzburg, die Stanfenburg, das Bodfeld, wo einer der kräftigſten deutſchen Kaiſer in den Armen des Papſtes ſtarb; Mansfeld und Stolberg mit ihren Erinnerungen an Luther und an Münzer; Burg Anhalt und Herzberg, die Stammſitze noch jetzt blühender Fürſtenhäuſer, — wer könnte ſie alle aufzählen die hiſtoriſch merkwürdigen Punkte des Harzes! Da iſt kaum ein Ort, der in der Staaten-, Kirchen- oder Culturgeſchichte nicht irgend eine Bedeutung gewonnen, keine Kloſter- oder Burgruine, die nicht vom Bauernkriege, vom dreißigjährigen oder auch vom ſiebenjährigen Kriege erzählte; denn kein Gewitter iſt über Deutſchland heraufgezogen, das nicht in den Harzthälern ſeinen Widerhall gefunden und ſeine Spuren hinterlaſſen hätte.

Und dieſen durch tauſendjährige Erinnerungen geweihten Boden bewohnt noch heute ein Geſchlecht, das durch ſeine äußeren und inneren Eigenthümlichkeiten ein lebhaftes Intereſſe zu erwecken geeignet iſt. Auch hier bietet der Harz ein unermeßlich reiches, noch wenig betretenes Feld des Forſchens dar, auch hier ſcheint er vor vielen anderen Gegenden wie zum Studiren geſchaffen. Wer verſuchen will, im Geiſte eines Herder, eines K. Ritter und Humboldt die gegenwärtigen Erſcheinungen der Menſchheit in ihre phyſiſchen und hiſtoriſchen Factoren zu zerlegen; wer in dem heutigen Culturzuſtande einer Bevölkerung dem Einfluſſe des Bodens und Klima's, wie der ganzen geſchichtlichen Entwickelung nachſpüren will: der wandre nach dem Harze. Noch ſtreiten ſich in dieſem Gebirge, der uralten ſchwanken Grenzſcheide zwiſchen Sachſen und Thüringen, die Eigenthümlichkeiten beider Volksſtämme; noch

widerſtrebt das durch den Bergbau hereingezogene fränkiſche Element der Verſchmelzung mit beiden; und neben dieſen naturkräftig fortzeugenden Stammeigenheiten haben politiſche Zerſtückelung und der mächtige Einfluß örtlich verſchiedener Natur- und Gewerbeverhältniſſe eine Mannigfaltigkeit in Geſtalt und Mundart, Sitten und Sagen, in Lebensweiſe, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen erzeugt, wie ſie auf ſo beſchränktem Raume keine andere Gegend Deutſchlands darbietet.

Wichtig und weithin bekannt iſt auch die rege Betriebſamkeit der Harzbewohner, vor Allem ihr Bergbau. Der ganze Harz iſt eigentlich ein großes Bergwerk und ſeine Erzadern ſind die wahren Pulsadern des Harzlebens. Der Bergbau hat den Harz erſt aufgeſchloſſen; ihm dienen alle übrigen Gewerbe, die Axt des Holzhauers wie die Wage des Kaufmanns; von ihm ſtrömt Leben und Wohlſtand durch alle Schichten der Bevölkerung, an ſeine Blüthe iſt weſentlich die Exiſtenz des Harzers geknüpft. Harzer waren es, welche ſchon vor ſieben Jahrhunderten den Bergbau nach Freiberg in Sachſen trugen, und noch heute ſind Freiberg und Clausthal die Pflanzſchulen des Bergbaues für die alte und neue Welt. Und nicht bloß der Bergmann kann vom harziſchen Bergbau lernen. Kein Gewerbe zeigt uns den Menſchen in ſo großartigem Kampfe mit der Natur, keins erfordert daher ſo viel Kraft und Ausdauer, ſo viel Muth und Entſchloſſenheit, ſo viel Scharfſinn und Nachdenken, wie der Bergbau. Dem Thierbändiger, wenn er furchtlos in den Käfich des Tigers ſteigt, verſagen wir unſre Bewunderung nicht; und doch, wie armſelig und eitel dünkt uns ſein Muth gegen den des ſchlichten Bergmanns, der für ungleich edlere Zwecke Tag für Tag den Kampf mit weit größeren Gefahren beſteht. Aber das Gewohnte, Heimiſche — ſei es noch ſo bedeutend — unterſchätzt man leicht. Wie viel machte vor Jahren der Themſetunnel von ſich reden, und wie Wenige kennen den zehnmal ſo langen tiefen Georgſtollen unſeres Harzes! Wer ſehen will, wie der Menſchengeiſt die wilde Naturkraft gezähmt und ſich dienſtbar gemacht, der befahre die zum Theil Stunden langen Stollen und Strecken, die bis unter den Meeresſpiegel hinabreichenden Schächte

des Oberharzes; der ſtudire die bewundernswürdige Waſſerwirthſchaft, die mit meilenlangen Armen ſich jedes Waſſertropfens bemächtigt und keinen in die Ebene entläßt, ohne ihn zehnfach als Hebel für den Bergbau benutzt zu haben; der verfolge das mit tauſend Rädern ineinandergreifende Getriebe des ganzen Berg-, Poch- und Hüttenwerks von der rohen Erzſtufe bis zur fertigen Münze, — und er muß Achtung gewinnen vor dem Harzer Bergmann, Achtung vor der Größe des menſchlichen Geiſtes.

2. Ueber unſre Freude an den Bergen und Thälern.

Von J. G. Kohl.

Als ich, um meine kleinen Wanderungen in denjenigen Bergen und Thälern, aus denen ich hier einige Mittheilungen zu machen gedenke, zu beginnen, an einem ſehr trüben und äußerſt nebeligen Juni-Morgen vor einem der ſchönen waldigen Gebirgsthore, welches ſich aus der norddeutſchen Ebene erhebt und einen Haupteingang zu den innern Gebirgslandſchaften des Harzes darſtellt, in der freundlichen Wirthshausſtube hinter meinem Frühſtückstiſche ſaß und betrübt, ja faſt muthlos auf das mit Wolken ganz verhangene Felſenportal und auf die vom Regen und vom windigen Wetter faſt zerſtörte und verunſtaltete Scene hinblickte, da öffnete ſich raſch die Thür meines Zimmers, und mit dem Jubelausrufe: „O, wunderſchön! Ach, wunderſchön!“ trat ſchnell ein alter Herr mit ergrautem Haar herein, der einer ebenſo hochbejahrten würdigen Matrone die Hand reichte, und ſie — indem er ihr den naſſen Mantel behutſam abnahm und den triefenden Regenſchirm ſorgfältig bei Seite ſtellte — zum Sopha führte.

„Ach ja! herrlich! herrlich! o wunderſchön!“ erwiderte ſie ihm, obgleich ſie dazu ein wenig zitterte und fröſtelte, mit freundlichem und beifälligem Lächeln; und beide ergingen ſich dann, indem ſie auch mich ganz eifrig in's Geſpräch zogen, in lebhaften und enthuſiaſtiſchen Lobeserhebungen deſſen, was ſie ſoeben auf ihrem feuchten Morgenſpaziergange erlebt und geſchaut hätten.

Sie erzählten mir, sie wären am Abend vorher aus einer großen Stadt der norddeutschen Ebene, die sie mir nannten, hier am Rande des Gebirges angelangt, und hätten dann der Versuchung nicht widerstehen können, schon vor dem Kaffee einen kleinen Blick hinter die Coulissen zu thun, und sie hätten schon das Bißchen, was ihnen der Nebel zu sehen gestattet, entzückend, „wunderschön!" gefunden.

Ich schämte mich damals diesem liebenswürdigen und obwohl durchnäßten, doch so heiter gestimmten alten Paare gegenüber meines Mißmuths und ging nun selber rasch durch Regen und Wind in's Gebirge hinein, wofür mich bald eine Aufhellung des grauen Himmels und eine Reihe schöner Reisetage belohnte. Wohin ich kam, fand ich die Thäler gefüllt mit Menschen, die nicht weniger erregt und befriedigt waren als meine beiden Alten, und überall fand ich mich in munterer, reiselustiger und für die Natur der Gebirge schwärmender Gesellschaft. Truppweise — Männer und Frauen und Jugend — trabten sie die rauhen Bergpfade in's Thal hinab, oder klommen mühselig und doch geduldig und unter lustigen Gesprächen an einem Abhange zu einem Gipfel hinauf. Laut bezeugten sie ihr Entzücken. Und ihr Gesang und ihr frohlockender Beifall scholl in den Wald hinaus. An einigen Hauptpunkten des Gebirges waren die Versammlungen so groß wie auf den Marktplätzen unserer Städte und die meisten hatten Haupt und Brust mit Eichenlaubkränzen und Blumen, ja oft ganz phantastisch mit kolossalen Blüthenzweigen und großen schwankenden Farrenkrautblättern geschmückt. Theils hatten sie diese Kinder der Flora selber irgendwo geraubt, theils saßen in den Winkeln und Verstecken kleine Kranzbinderinnen, welche diesen Naturschmuck darboten und an die Vorübergehenden vertheilten.

Da alle Leute in ihrer freudigen Stimmung durchaus nichts Feindseliges oder Abstoßendes darboten, vielmehr sich einander offenen Sinnes und zutraulich begegneten; da sie jeden, den sie trafen, vornehm oder gering, inmitten der schönen Schöpfung, gleichsam als einen Genossen und Schicksalsgefährten zu betrachten schienen: so wurde man leicht in Gespräche, in Bekanntschaften und fast freundschaftliche Verbindungen gebracht, wenn es auch nur

für das halbe Stündchen war, welches man nöthig hatte, um ſich mitſammen eines herrlichen Punktes zu freuen oder eine ſeltene Blume ausſpüren zu helfen.

Einmal fand ich mich — ich weiß ſelbſt nicht recht wie — mit einem Trupp von funfzig ſolchen bekränzten Perſonen verwickelt und verbündet und wanderte mit ihnen einen halben Tag lang deſſelbigen Weges. Sie erzählten mir, daß ſie Handwerker aus einem Orte der Mark ſeien, daß ſie ſchon oft ſo Vieles von den Schönheiten der Berge und Thäler gehört, aber jetzt zum erſten male in ihrem Leben wirklich in Perſona hineingekommen ſeien. Erſt die Eiſenbahn hätte ihnen die Gelegenheit dazu verſchafft und auch jetzt hätten ſie den Termin eines einzigen Tages einzuhalten und könnten nur einen ganz kleinen und kurzen Streifzug in's Gebirge ausführen. Sie thaten es, wie ich bemerkte, mit der ſchönſten Laune und verſicherten mich, das Andenken an dieſen Jubeltag würde noch lange bei ihnen vorhalten müſſen. Wie dieſe aus der Mark, ſo gab es weiterhin noch andere Partien aus Hannover, aus Hamburg, aus Berlin und vielen andern Städten und Ländern des nördlichen Deutſchlands. Und wenn es einmal in einem Thale ganz urplötzlich wie mit Mollen zu regnen anfing und man ſich dann zum Schutz unter einen Felſen ſtellte, ſo hörte man bald um ſich her ſämmtliche Dialekte des lieben Deutſchlands ziſcheln, und zuweilen auch einige fremdartige Sprachen dazu. Denn der Regen hatte alle in der Nachbarſchaft verſtreuten Wanderer wie verſchiedenartiges Gerölle fortgeſchwemmt, und ſie in dieſelbe Grotte in den bunteſten Reiſekoſtümen zuſammengeführt. In der That, ſeit Goethe in ſeinem Fauſt die Auferſtehung der Stadtbürger aus ihren Mauern und finſtern Gaſſen und ihr luſtiges Tummeln und Treiben in den Dörfern vor dem Thore bewunderte und beſchrieb, haben ſich in Folge unſerer vermehrten Verkehrsmittel, welche die Pforten der Welt in allen Richtungen ſo weit aufgethan haben, nicht nur die Gebiete der Geſchäfte und Arbeiten unſerer ſtädtiſchen Bevölkerungen, ſondern auch die Kreiſe ihrer Freuden, ihrer Luſtreiſen und ihres Naturgenuſſes außerordentlich ausgedehnt.

3. Der Harz.

Vaterlandsgesang von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskerland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das flache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir,
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir gibt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeiſterung;
Felſen jauchzten zurück wenn ſich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergeß.

Und dein Herman vernahm's! Sturm war ſein Arm! ſein Schwert
Wetterflamme! Betäubt ſtürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teut's!

Doch des Heldengeſchlechts Enkel verhüllten
Herman's Namen in Nacht, bis (auch er dein Sohn!)
Klopſtock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! furchtbar und ewig ſteht,
Gleich dem Brocken dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsſchlachten! und donnernd
Dich unſterblicher Lieder Klang!

---

4. An den Harz.

Von Leopold Günther v. Göckingk.

Alle Jäger ſind dir gut
Um der Sechzehnender willen!
Aber ſollt' ich wohl durch Blut
Meines Magens Wünſche ſtillen?
Trieb zum Leben wird ſo gut
Einen Hirſch als Dichter füllen.

Da ich ſelbſt ein wenig viel
Aus dem Stündchen Leben mache,
Treib' auch meinethalb ihr Spiel
Wie der Keuler ſo die Bache,
Denn der Thiere freh Gewühl
War von jeher meine Sache.

Selbſt den Fürſten biſt du lieb,
Lieb um deiner Berge willen,
Die mit Gold das weite Sieb
Ihrer Habſucht nimmer füllen.
Ohne Geld nehm' ich vorlieb;
Wer viel hat, hat viele Grillen.

Was kein Andrer haben mag:
Blumen, Mooſe, Schwämm' und Kräuter
Gibſt du, Harz, mir Tag für Tag;
Auch verlangt mein Herz nicht's weiter;
Denn mir macht ein Trinkgelag
Stirn und Auge kaum ſo heiter.

Auf den Bergen ſteigt und fällt
In der reinern Atmoſphäre
Meine Bruſt ſo leicht und hält
Nur Zufriedenheit für Ehre,
Gleich als wenn bereits die Welt
Um mich her verſunken wäre.

Kommt der Mond noch obendrein
Durch die Dämmerung geſchwommen,
Iſt 's, als würde mein Gebein
Von dem Boden aufgenommen,
Und als zög' ich lebend ein
In das ſtille Land der Frommen.

Welch ein Leben! iſt doch mir,
Ach, ſo wohl an Seel' und Leibe!
Wem gebührt mein Dank dafür?
O, nächſt Gott, ſo lang' ich 's treibe,
Dank ich's, Harz! zur Hälfte dir
Und zur Hälfte meinem Weibe.

5. Der Harz.

Von Heinrich Pröhle.

Seht ihr noch in Sylt die Adler horſten?
Nein, ſie ſind verſunken wie ein Traum
In die Nordſee mit den Dammwildforſten
Und dem rothen Vogelbeerenbaum.
Aber für des Harzes Buchenwipfel
Hält der Norden noch ein grünes Kleid,
Für des Brockens moosbedeckten Gipfel
Noch ein Diadem von Schnee bereit.

An den Tannen, da wir einſt gegangen,
Da der Weſt die grünen Spitzen regt,
Werden große Droſſeln noch gefangen,
Wo das braune Reh ſich niederlegt;
Wo die Hirſche noch mit großen Augen
Hin nach Norden in die Ebne ſehn,
Während ihre jungen Kälber ſaugen;
Stauneud über weiten Feldern ſtehn.

Nicht geſchmückt mit eines Dachſes Felle
Schreiten hier die Roſſe von Brabant,
Wie ſie ſtampfen an des Rheines Welle
Um den Cölner Dom das Niederland;
Auf dem Wagen nach der alten Weiſe
Zieht mit vollen Eutern hier die Kuh
In dem blumenreichen Wieſengleiſe
Bunten Klee dem Schieferthurme zu.

Ob auch Suſa's Nachtigallen ſchweigen
Hier in Eichenwäldern ernſt und kalt,
Flattern über ſchneebedeckten Zweigen
Große Stößer doch durch unſern Wald

Ob auch niemals unſre Seen funkeln
Gleich dem Meer in unbegrenztem Blau:
Unſre Teiche doch von Schatten dunkeln
Schwarzer Tannen und der wilden Sau.

Unſre Flüſſe, ob auch klein nur, kühlen,
Wenn ſie ziehn im Sommer raſch dahin
Brauſend ſelbſt durch's Innre unſrer Mühlen,
Lieblich das Gemach der Müllerin.
An dem Fenſter blüht im Topf die Nelke
Einſam in der Harzerinnen Saal;
Draußen an der Wipper oder Selke
Stehn Vergißmeinnicht, ach, ohne Zahl!

6. Doctor Martin Luthers letzte Reiſe nach Eisleben.

Von Heinrich Pröhle.

Als den Doctor Martin Luther kurz vor ſeinem ſel'gen Tod
Nochmals zur entfernten Heimat Mansfelds Grafenhaus entbot,
Hemmten große Waſſerwogen ſeines Reiſewagens Lauf,
Und ihn hielt die wilde Saala drei der Tag' in Halle auf.

Weil des Böſen Liſt er ahnte (wie er ſeiner Käthe ſchrieb),
Zog er ſorgſam ein in's Wirthshaus mit den Söhnen treu und lieb;
Fröhlich zechend dort in Halle hielt den erſten Doctorſchmaus
Doctor Martin Luther damals in des Traubenwirthes Haus.

„Trinkt (ſo ſprach er), liebe Söhne, weil wir hier zur dieſer Friſt
Glücklich noch einmal entronnen ſind des Teufels ager Liſt!
Aus der Saala eine große Welle ſandt' er nach uns hin,
Eine Nixe, eine große falſche Wiedertäuferin!"

„Weil Ihr diesmal fromm gewesen, darum sitzen wir nun hier
Noch am langen Tisch und trinken rhein'schen Wein und torgisch Bier.
Doch der Teufel liegt gefesselt tief im alten Bergmannsschacht,
Wie mein Vater schon erzälte; wunderbar ist Gottes Macht!"

Als der Luther so gesprochen, tritt ein Mönchlein in die Thür,
Setzt sich zu den andern Gästen, zieht ein wälsches Buch hervür;
Heißt den Doctor Luther deuten, wenn er woll' ein Doctor sein,
Eine Stelle, die dem Luther anfangs machte Noth und Pein.

Als der Mönch vom Tisch dann aufsteht und im härenen Gewand,
Von dem Doctor überwunden, birgt das Büchlein mit der Hand,
Sieht der Luther an des frechen Gastes rechter Hand mit Grau'n
Und Entsetzen statt der Finger nichts als scharfe Vogelklau'n.

Und er ruft mit lauter Stimme: „Jetzt erkenn' ich Deine List!
Kamst Du nicht aus Rom gegangen? bist Du nicht der Antichrist?
Horch, es steht von Dir geschrieben, daß Dein Kopf zertreten wird
Endlich in dem Lauf der Zeiten, der Du oft die Welt geirrt!" —

Also endete zu Halle auf der Reis' im Donnerton
Doctor Luther einst die erste große Disputation.
Als er dann mit seinen Söhnen sich der Grafenstadt genaht,
Lauerten von allen Seiten Teufelsgeister an dem Pfad.

In der heimatlichen Grafschaft hatte Luther großes Leid:
Er vermochte nicht zu schlichten seiner Freund' und Vettern Streit.
Als er einstmals dort gepredigt, hielt (wer hätt' es wohl gemeint?)
Auch den Knappen eine Predigt tief im Schacht der böse Feind.

Oftmals, wenn am Fenster Luther stand im hohen Grafenschloß,
Manövrirten Teufelsheere gegen ihn mit Mann und Roß;
Mit Standart' und Fahnen und mit einem eignen Feldhauptmann
Zogen Tausend in den Wolken gegen diesen Einen Mann.

Bis zum Tode ſtand der Luther, wenn der Abend kommen war,
Sinnig mit der Laute dorten ſtets am Fenſter im Talar,
Richtete den Blick nach oben, ſprach dem Teufel Hohn und Spott,
Stets mit Andacht ſingend: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“

---

7. Der Herbſt auf dem Harze.

Nach Böckingk.

Die Wieſe dampft, der Brocken braut
Und ſchüttelt Schauer auf Schauer
Den Regen ab; durch Nebel ſchaut
Die Sonne herab, wie eine Braut,
Gehüllt in düſtre Trauer.

Ein Heer von Droſſeln kommt vom Rhein
Im Schimmer des Morgens gezogen;
Doch manche wird bei Hespers Schein
Bereits des Amtmanns Speiſe ſein,
Durch röthliche Beeren betrogen.

Der Cantor ſondert nun das Wachs
Von goldnen Honigſcheiben;
Die Dirne ſpannt den grauen Flachs,
Der Jäger gräbt, um Fuchs und Dachs
Hervor aus dem Baue zu treiben.

Hu, hu! wie kommt der Wind ſo kalt
Schon über die Stoppel gelaufen!
Wie färbet ſich ſo gelb der Wald,
Und wie verſammeln ſich ſo bald
Die Schwalben zum Abzug im Haufen!

---

8. Harzreiſe im Winter*).

Von Johann Wolfgang von Goethe.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittich ruhend,
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt.
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.

In Dickicht-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

*) Vergleiche unten die Beſchreibung in Proſa von Goethe's Beſuche bei Pleſſing in Wernigerode. H. P.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn!
Ach wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht.
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden!
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem heizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichen Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

9. Vom Harze.

(Eine wahre Begebenheit aus dem Jahre 1843.)

Von Ferdinand Freiligrath.

O ſtille, graue Frühe!
Die Blätter flüſtern ſacht;
Der Hirſch hat ſeine Kühe
Zum Waldrand ſchon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da ſteht und ſtampft er ſchon!
Im Buſch ruhn die Koſſathen,
Der Vater und ſein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den roſt'gen Flintenlauf.
„Ein Hirſch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenoth, halt drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß' ich gute Birſch!
Sie ſehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirſch!

Fortſtieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor, und ſtemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Burſch, Du zielteſt wacker!
Sieh ſelber — grad' auf's Blatt!
Gott ſegn' es unſerm Acker —
Der frißt ſich nicht mehr ſatt!

Dem iſt kein Korn mehr nütze,
Der liegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffſt Du, Fritze?
Raſch! gib die Stricke her!

So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl doch, er wird ſchon kalt!“ —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förſter aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilt's! auffſpringt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förſter bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh, Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich den Schützen nicht?“

Umſonſt! — Da raſch zur Wange
Hebt er der Büchſe Wucht;
Zielt — kalt und feſt und lange!
Was — Menſchen? — auf der Flucht?
Gleichviel! er drückt — ein Knallen!
Halloh! Das heiß ich Glück!
Den Alten ſieht er fallen —
Er traf ihn in's Genick.

In ſeiner eignen Gerſte
Da liegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berſte,
Aufſtöhnt er dann und wann!
Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur.
Warm ſickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie ſitzt im ſtillen Neſte —
Da ſchießt das Blut herein!
Aufſchwirrt ſie gleich zur Veſte,
Blut an den Flügelein!

Sie läßt vor Gott es blitzen
Im erſten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenſpitzen
Es ſchmetternd dann zurück!

Das iſt ein kräftiger Regen,
Das iſt ein koſtbar Sprüh'n!
Das iſt ein Lerchenſegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinraſt über 's Feld,
Und heulend dann umſchlungen
Den todten Vater hält!

Fort, Burſch! Was noch umklammern
Die ſtarre Mannsgeſtalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird ſchon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! Sieh,
Ankeuchen ſchon die Hunde —
Herr Gott, zum „Halali!"

Stracks ruhn auf Einem Karren
Der Hirſch und auch der Mann!
Zum Roth- und Schwarzwildſcharren
Fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht 's in einer Hetze —
Der Förſter pfeift und lacht!
Warum nicht? — Die Geſetze
Vollſtreckt' er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirſch —
Vergeſſen wird der Bauer,
Gegeſſen wird der Hirſch!

Ihm ſelbſt wird die Medaille —
Ja ſo, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man in 's Hundeloch!

Da ſtarrt er trüb durch's Gitter;
Ein Leirer ſteht am Thor,
Der ſingt zu ſeiner Cither
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Der Jäger und die Jagd!"

---

10. Der Hakelberger.

Von Heinrich Pröhle.

Hubertustag, — der Hirſchbock ſchrie;
Das Laub war gelb, — da jagten ſie
Am kleinen Teich im Hakelwald,
Die Jagdgenoſſen jung und alt.

Getroffen lag am Hakelteich
Ein Sechzehnender bald ſo weich
Auf feuchtem Moos mit Kopf und Bauch
An einem wilden Roſenſtrauch.

Der fromme Biſchof Buko ſtand
Dabei den Jagdſpieß in der Hand.
Herr Buko ſprach von Halberſtadt,
Als man den Hirſch betrachtet hat:

„Der Herr, dem unſre Heerde brüllt,
Der uns im Herbſt die Speicher füllt,
Die Sau zum Mahl uns hält bereit:
Sein Name ſei gebenedeit.

„Ihm, der die Rehe macht ſo feiſt,
Mit Rothwild uns ſo oft geſpeiſt,
O Brüder, benedicite
Für Schnepfen, Haſen, Hirſch und Reh!

„Er läſſet zu den Brünnlein gehn
Die Hirſche und die ſchlanken Rehn
Und ruft einſt mit Poſaunenſtoß,
Die Jäger heim in ſeinen Schoß.

„Wie dieſer Sechzehnender fiel,
So endet alles Erdenſpiel.
Es gilt vor Gott kein ſtolz Geweih,
Doch geht zum Herrn die Seele frei.

Der Hakelberger aber ſpricht:
„„Der Seligkeit begehr' ich nicht!
Ich wünſche nicht die ew'ge Ruh',
Ich möchte jagen immerzu.““

Mit Hund und Jägern ſtimmt er dann
Im Walde das Halali an.
Die ſchwarze Droſſel ſang darein,
Es bellt der Fuchs, die Hirſche ſchrein.

Nun zogen aus dem tiefen Thal
Zu Hakelbergers Ahnenſaal
Die Jäger alle, die als Gäſt'
Er einlud zum Hubertusfeſt.

Dort ahmten nach die Jäger frei
Des Wildes Lauf und Todesſchrei.
So hielten ſie Hubertusball
Bei ihrer Hörner munterm Schall.

Doch endlich trug man in den Saal
Das prächtige Hubertusmahl.
Das Wild in jeglicher Gestalt
Ward aufgetafelt aus dem Wald.

Der Regen strömte ohne Ruh'.
Die Jäger tranken immerzu.
Beim Klang der Humpen voll und schön
Vergaßen sie das Thiergestöhn.

Jedoch erkrankte nach dem Mahl
Der Hakelberg im Ahnensaal
Und starb nach der Hubertusjagd
In stürmischer Novembernacht.

Und schon am nächsten Morgen schallt
Geläut und Klingeln durch den Wald:
Denn Bischof Buko las gar schnell
Die Seelenmeß' in der Capell'.

Es ging im Wald das schlanke Reh
So zierlich auf dem ersten Schnee;
Da trugen spät bei Fackelschein
Den Sarg die Förster durch den Hain.

Dem Sarge schritt ein Knabenchor
In weißen Mänteln singend vor.
Der Bischof Buko folgte nun
Mit gold'nen Ringen an den Schuh'n.

Sie kamen in der Ordnung auch
Bis an den wilden Rosenstrauch.
Da übertönt' ein Hirschgeschrei
So hell und wild die Litanai.

Sogleich nun aus dem Sarge ſchell
Gebell von Hunden laut und voll.
Ein Sechzehnender ſprang empor
Dort in die Luft aus Buſch und Rohr.

Dem Hirſche folgt ein Häschen klein,
Das Männchen macht auf Einem Bein.
Dann flogen Rebhuhn, Bär und Luchs
Daher und Auerhahn und Fuchs.

Schon übertönte den Geſang
Des Hakelbergers Hörnerklang.
Die Hunde führt der Junker frei
Aus ſeinem Sarge mit Geſchrei.

Der Ritter ſtiegt dem Harze zu,
Das Wild verfolgend ohne Ruh.
Verdammt hat ihn der Biſchof jetzt,
Die frommen Knaben fliehn entſetzt. — — —

Noch, wenn der Wind die Steppeln fegt,
Und Regen an die Fenſter ſchlägt,
Hört über Dörfern groß und klein
Die Jäger man Halali ſchrein.

Noch fliegt der Junker auf die Jagd,
Zumal in der Hubertusnacht.
Nur Feuer iſt des Roſſes Trank,
Sein Fraß ſind Dornen ſpitz und lang.

Auf Auerochſen reiten da
Uralte Jäger fern und nah,
Und meckernd bäumt der Ziegenbock
Sich unter greiſer Reiter Stock.

Und dieſe Greiſe bleich und fahl,
Die Jäger ſind's vom Ahnenſaal,
Die in der Jugend gold'nem Mai
Verhöhnt des Wildes Todesſchrei.

Zum Brocken eilt in raſchem Flug
Der nächtliche Geſpenſterzug.
Er fliegt zurück zum Hakel ſchnell
Von da mit Heulen und Gebell.

Wenn dort ein Windſpiel raſch und leicht
Den Sechzehnender hat erreicht,
Verſchwinden mit dem Wild zugleich
Die Jäger all' im Hakelteich.

Dann bellt der Fuchs, die Eule ſchreit,
Es heult der Sturm im Forſte weit
Und ganz allmählig erſt verhallt
Nur das Halali in dem Wald.

Wie ruhig blickt aus Schilf und Rohr
Sodann der kleine Teich hervor!
Des Forſtes Laub bedeckt ſo bunt
Die wilde Jagd auf ſeinem Grund.

Zuweilen nur, wenn auf dem Teich
Das Horn des Mondes ſchwimmt ſo bleich,
Vermeint man im Vorübergehen
Ein Hirſchgeweih darauf zu ſeh'n.

Gedichte

und

proſaiſche Schilderungen

mit Bezug auf einzelne Punkte des Harzes und Kyffhäuſers.

11. Der Finkenplatz zu Quedlinburg.

Von Johann Nepomuk Vogl.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch' ein süßer Schall! —
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigal!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! — Was gibt's?" — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn? sagt an!"

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! — Hoch
Des Sachſenlandes Stern!“ —

Dies rufend knie'n ſie vor ihn hin
Und huldigen ihm ſtill
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'s iſt deutſchen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt.“ —

---

12. Ode auf Klopſtocks Geburt.*)

Von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Ja du da, die mir unter dem Siegel ſchon
Das Aug' erhellte, als ich dem Strahle dich
Zur Prüfung darhielt, gute Flaſche! —
Ha, wie ſie duftet! — du ſollſt mir heute

Gold, das auch Weiſe loben, hinſtrömen! Denn
Du biſt von edler Sonne! voll Segens war
Ihr Strahl, als dieſe Kraft der Freude
Mählig auf Hügeln des Rheines anſchwoll.

Gehüllt in Mondſchein wandelte hehr und ſtill
Des Vaterlandes Schutzgeiſt, und webete
Den mächtgen Stab, des Rheines Wogen
Rauſchten wie Feiergewand' an's Ufer;

*) Des Dichters Geſchlecht iſt auf dem Harz daheim, und Klopſtock ward geboren in Quedlinburg. Die Bode, ein Fluß des Harzgebirges. Der Dichter Gleim war einige Jahre älter als Klopſtock. Klopſtocks Geburtstag, der 2. Juli. Stolberg.

Und laue Lebenshauche durchſäuſelten
Die Reben, von der Wurzel im Steinritz bis
Zur zarten Ranke, wo in hellen
Tropfen ſich kleinere Monde wiegten.

Nach ſieben ſtummen Nächten entlönete
Der roſ'umkränzten Stande die Nachtigal,
In neuer Schwingung wanden Wehmuth
Traulich und Wonne ſich durch die Töne.

Und meine Bode wälzte Freudeckungen
Durch Felſenufer, fühlte nicht klein ſich, ihr
Gehörte dieſe Feier, Adler
Schauerten auf, eh' die Höhen tagten.

Aufſprang der Knabe Gleim, war des Traumes voll,
Der dieſe Nacht, als Klopſtock geboren ward,
Ihm einen Schwan, der Götterſprüche
Sprach, an das klopfende Herz hinlegte.

---

13. Abſchied vom Bodethale.

Geſchrieben 1789 von Chriſtoph Auguſt Tiedge.

Ich ſcheid' aus deiner Fülle,
Du kleine, grüne Welt!
Aus deiner Tempelſtille,
Geliebtes Ilmenzelt,
Das, wenn zu eigenſinnig
Mein Herz an nichts mehr hing,
So tröſtend mich und innig
Wie Freundesarm umfing!

Melodiſche Gefühle
Erhöhten das Gemüth,
Natur, in deiner Kühle,
Von deinem Lenz umblüht.
In deinen Laubgeweben,
Wo du ſo hold erſchienſt,
Wie war mein Geiſt voll Leben,
Mein Herz voll Gottesdienſt!

In deiner Naſenkrönung
Verſtummen Haß und Schmerz
Und liebende Verſöhnung
Kam heilend in mein Herz;
Und alle Seufzer ſtarben;
Ein Harmonienchor
Von Tönen und von Farben
Trug meinen Geiſt empor.

Dort in dem Schattendunkel
Des Hains hab' ich, entfernt
Von leerem Glanzgefunkel,
Den freien Sinn gelernt:
Den niedern Lebenshandel
Kaltherzig zu verſchmähn
Und ſtill wie Mondeswandel
Durch meine Nacht zu gehn.

Der hohe Wald voll Töne,
Die ſanfte Wieſenflur,
Die wilde Felſenſcene,
Wo liebend die Natur
Mich über das Getümmel,
Das in der Tiefe ſpielt,
Empor zum reinen Himmel
Auf grünen Armen hielt;

Das Authal und die Hügel,
Um die der Strom ſich dreht,
Der Strom, um deſſen Spiegel
Geheimes Leben weht;
Das Feld voll Lerchentriller,
Die finſtre Grottennacht:
Das Alles hat mich ſtiller
Und ſeliger gemacht.

Du Thal, um das die milde
Bekränzung grünt, o du,
Amaliens Gefilde,
Du Engelthal der Ruh,
Fühlt deine Philomele
Die ſtille Seligkeit,
Womit die reinſte Seele
Zum Tempel dich geweiht?

Sie weihte dort zum Reiche
Der Lieblichkeit den Hain
Melodiſcher Geſträuche
Für ſanftre Seelen ein.
O blüh' in aller Fülle
Der Blumenphantaſie'n,
Die hin durch deine Stille
Wie holde Träume ziehn!

Die Nachtigallen wohnen
So liebend, ſo vertraut
In deinem Schooß, mit Kronen
Von Blüthen überbaut.
Kein Wäldchen iſt vertrauter
Als dieſes Friedensreich:
Da ſingt die Lieb' in lauter
Umarmung — Zweig' an Zweig. —

Es war ein Himmelsmorgen,
Als ich dein Reich betrat;
Du blühteſt ſo verborgen,
Wie eine ſchöne That,
Wie eine That der Liebe,
Die ſtill und dunkel reift,
Und herrlich in's Getriebe
Des großen Lebens greift.

Dort iſt die Feierſtelle,
Wo durch das Blätterſpiel
Die mildre Sonnenhelle
Des Mittagshimmels fiel;
Sie fiel durch wilde Reben
In's dichte Schattenzelt,
Wie in dies dunkle Leben
Ein Strahl des hellern fällt.

Und wenn der Abend graute,
Welch Schauſpiel! Luna ſtand
Auf blauem Grund und ſchaute
Hoch über'n Felſenrand,
Ob in der bunten Hülle
Die Welt der Schwärmerei
Sie zu empfangen, ſtille
Genug geworden ſei.

Weit hin auf den Koloſſen
Der Felsruinen lag
Nun, magiſch ausgegoſſen,
Ein ſilberweißer Tag,
Worin die Stürme ſchwiegen;
Und auf das Schlummergrab
Entſchlafner Wünſche ſtiegen
Die Träume ſtill herab.

Und leiſe, Wellen treibend,
Zog, wie die Ewigkeit,
Entfliehend und doch bleibend
Der Strom durch's Thal der Zeit.
Er zog am Felſenbange
Hier dunkel, leuchtend dort
Wie eine Silberſchlange
Durch lichte Stellen fort.

Still war das Haingetöne,
Still ward's im Halmgewühl;
Die ganze Mondſcheinſcene
War ſanft wie das Gefühl,
Wenn dämmerndes Vergeſſen
Des, was hier untergeht,
Vom Jenſeit der Cypreſſen
Zu uns herüber weht.

O Stille! ſeelenabend
Und weich berührteſt du
An jenem Schimmerabend
Mein Herz mit deiner Ruh.
Wie Hauch vom Blumenſtengel,
Worin ein Ton entſchlief:
So nahte ſich dein Engel
Dem Herzen, das dich rief.

O Thal, du führteſt milder
Dem Schatten meiner Ruh
Die ſeelenvollen Bilder
Des innern Lebens zu.
Hier Tanz des Waſſerfalles,
Des Blüthenfalles dort;
Und voll Bedeutung Alles,
Wie ein geweihtes Wort.

Der Widerhall der Klippe,
Der nach der Stimme lauſcht,
Die irgend einer Lippe,
Die einer Bruſt entrauſcht,
Hat oft ein tiefes Sehnen
Dem Buſen eingeflößt,
Und mein Gefühl in Thränen
Der Ahnung aufgelöſt.

Dort in des Baches Welle
Hat ſich das heit're Bild
Der raſchen Waſſerfälle
Des Lebens mir enthüllt.
Der Tropfen, der verborgen
Hier unter Binſen ſchleicht,
Umzieht in Dünſten morgen
Ein Felſenhaupt vielleicht.

So ſchwinget der Gedanke
Zum Äther ſich hinauf;
Die enggezog'ne Schranke
Hält ſeinen Flug nicht auf.
Die Sonne dieſes Raumes
Beſeelt mit ihrem Schein
Ruinen eines Traumes
Von einem höhern Sein.

Entſtehend und verſchwindend
Und wiederkommend kreiſt
Durch Form und Zeit ſich windend
Die Welt vor unſerm Geiſt.
Viel Großes iſt verſchwunden
Und raſtlos wälzt die Zeit
Ein Heer von Scheideſtunden
Durch die Unendlichkeit.

In dieſer Fluth der Stunden
Iſt millionen mal
Dies Leben hingeſchwunden
Mit Weſen ohne Zahl.
Die Felſen dort im Thale
Voll Schäferflötenſpiel
Sind graue Todtenmahle
Der Welt, die hier zerfiel.

Wie eine Wundennarbe,
Tief in die Zeit geprägt
Die ihre Todtenfarbe
Mit Morgenroth belegt:
So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg*) herab
Und predigt: „Nichts iſt dauernd,
Und ruhig nur das Grab!“ —

Geweiht zu dieſem Looſe
Haucht ihren Geiſt von Duft
Die junge Morgenroſe
Schon in die Abendluft.
Laß ſich die Reſ' entfärben,
Die ſanft ein Weſt entſtreift,
Indes ein großes Sterben
Nach Königskronen greift!

Woher der ſtolze Schimmer,
Der, wie ein Tag, erblich?
Aus Trümmern und auf Trümmer
Baut alles Große ſich!

*) Die Lauenburg (I. S. 12. 13) blickt auf die Bode bei Reinſtedt, wo Tiedge am Fuße der Roßtrappe gelebt hatte, auf geringer Entfernung herab. H. P.

Wohin auch das Getümmel
Der Dinge wogt und treibt:
Es ſinkt, und nur der Himmel
In ſchönen Seelen bleibt.

Auch du wirſt einſt verblühen,
Verſtummen wirſt auch du
Mit deinen Melodien,
Du Engelthal der Ruh!
Was dir entſtirbt, das falle
Wie eine Roſe fällt;
Was dir verſtummt, verhalle
Wie eine Lerchenwelt!

---

14. Die Roßtrappe.

Nach Hans Chriſtian Anderſen.

Lothrecht gehen die hohen Felswände in den tiefen Abgrund hinab. Man ſieht in eine große, herrliche Bergnatur hinein, wo ſich Fels an Fels reiht, faſt alle mit dunklem Nadelholze bewachſen, und in der Tiefe, in die hinabſehend man ſchwindlig wird, brauſt die Bode dahin; wir erblickten da unten einen Zug von Reiſenden, aber die ſahen gerade ſo aus, wie Blumen in einem Beete. Die Brücke über den Fluß ſah wie ein Spielzeug aus, das aus einem einzigen Weidenbuſch gemacht war; der Führer ſchoß eine Piſtole ab, deren Echo in den Bergen widerhallte wie der ſtärkſte Donner. Man zeigte uns in der Felswand eine Vertiefung, die wie ein coloſſales Hufeiſen ausſah und von der die Stelle hier ihren Namen hat. Der kleine Junge des Führers, der mitgelaufen war (der jetzige Gaſtwirth Sonntag auf der Roßtrappe), trank aus der hohlen Hand von dem Regenwaſſer, das ſich darin geſammelt hatte.

---

15. Die Roßtrappe (1771).

Von Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Da ſteht der übrige Stamm des alten Haines umher,
Da enget das Thal der Fels herüberragend,
Auf dem das einzige Mahl der Urjahrhunderte Deutſchlands
Der pfadvertierende Wanderer ſieht.

Der Weidner fabelt ihm her: Ein Rieſenroß,
Ein hoher Ritter darauf, ſprang über das Thal
Der ſchönen fliehenden Rieſin nach!
Oben auf der Klippe ließ den Fußtritt das Rieſenroß.

Druiden haben und Barden, mit erobertem
Eiſen, in den Felſen gehauen das einzige Mahl
Der Urjahrhunderte Deutſchlands,
Den Huf des heiligen weißen Roſſes,

Mit dem Flammenblick, mit der dichten
Niederſtrömenden Mähne, dem Sturme ſelbſt
Zu heben ſchwer, mit der ſchmetternden, (es ſtampfte dann
Daß die Erde ſcholl!) mit der zukunftwiehernden Stimme.

Der begeiſterte Barde trat in den Umkreis
Des nachgebildeten Hufes, und ſo durch die Weihe
Der Götter geweiht, weiſſagt' er, aus des ſtürzenden Baches
Mannigfalten Welle, die Wechſel der fernen Tage;

Oft blutige: Daß in Winfeld Herman ſich einſt
Ein Mahl erbaut' aus Legiongebein!
Daß Vojekal, der zu treue Deutſche,
(Er weigert es Herman, am Mahl mitzubaun;

Und der verbot ihm größere Treu' durch die Feſſel)
Vojekal einſt, belohnt von den Welttyrannen, weinete:
O Wodan! und Mana! und all' ihr Götter! fehlt zu der Hütt' uns
Erde; ſo ſoll doch Erde zum Grab uns nicht fehlen.

Ein Barde weiſſagt's. O Zukunftwiſſer!
Bach in dem Hain,
Des übriger Stamm
Dem weihenden Hufe ſchattet,

An dir, o du der ſchönen Oede Bach,
Ging oft mein Cramer, wo du
Entflohen ihr wareſt, nicht mehr bergunter rauſchteſt,
Ging mein Giſeke, ging mein Reſewiz dem Haine zu.

Geboren wurde nicht fern von dir mein Gleim;
Ich ward an dir geboren. Die Tage nach mir
Sollen entſcheiden, ob aus dir, o mütterlicher Bach,
Auch ich geweiſſagt habe.

Was ſäumſt du? fang an, ich ſehe den Schaum,
Barditt, fang an, des ſtürzenden Bachs!
Vernehme, wie in der Felskluft
Das Rauſchen der redenden Wog' ertönt!

Sein Name lebt, welche Thaten er auch gethan hat,
Hinſiechendes Leben einſt, in des Ruhmvergeuders Buch, in dem eignen,
Schmückt es der Griffel auch, deck' es ein goldener Schild, und ſteh's
Im gemäldebehangenen Seulenſaal, hinſiechendes Leben!

Denn betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländiſchen Mannes; ſo ſchweigt
Von ihm die ernſte Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unſterblichkeit, Deutſchlands Telyn.

Sein Name lebt, welche Thaten er auch thun wird,
Hinſiechendes Leben einſt, in des Ehrevergeuders Buch,
Schmück' es der Griffel auch, deck' es ein goldener Schild, und ſteh's
Im gemäldebehangenen Seulenſaal, hinſiechendes Leben!

Denn dein ehrenvoll Wort*) (des Worts Ankündiger trauret!)
Hältst du das dem Vaterlande nicht; so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Ah Zukunft! Dampf steigt nun von dem Bach empor!
Die beiden Namen,
(Es ist spätere Zukunft, und die
Scheidet ganz von der edlen Handlung die glänzende!)

Sie leben, gebückt, gekrümmt, eisgrau,
Starrängig, noch kaum ihr siechtes Leben.
So seh ich sie wallen umher mit des Baches Dampfe,
Schattengestalten.

---

16. Der Raubgraf vom Regenstein**).

Gedichtet 1773 von Gottfried August Bürger.

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
Da reist' ich einst hindurch;
Am Weg' auf hohem Felsen stand
Vor Alters eine Burg.
Die alten Ruderа davon
Wies mir der Schwager Postillon.

„Mein Herr, begann der Schwager Matz
Mit heimlichem Gesicht,
Wär' mir beschert dort jener Schatz,
Fuhr' ich den Herrn wohl nicht.
Mein Seel! den König fragt' ich gleich
Wie theuer, Herr, sein Königreich.

---

*) Joseph II. hatte gewollt, daß dies sein Wort in der Zuschrift von Hermanns Schlacht gegeben würde. Klopstock.

**) Näheres über dies Gedicht in meinem Leben Bürgers S. 137—139. Das Geschichtliche über den Raubgrafen (Albert von Regenstein) findet man jetzt ausführlich in Leibrecht's Chronik von Blankenburg I. B. 150—173. H. P.

„Wohl Manchem wäſſerte der Mund,
Doch Mancher ward geprellt.
Denn, Herr, Gott ſei bei uns! ein Hund
Bewacht das ſchöne Geld.
Ein ſchwarzer Hund, die Zähne bloß,
Mit Feueraugen, tellergroß!

„Nur immer alle ſieben Jahr
Läßt ſich ein Flämmchen ſehn.
Dann mag ein Bock, kohlſchwarz von Haar,
Die Hebung wohl beſtehn.
Um zwölf Uhr in Walpurgisnacht
Wird er dem Unhold dargebracht.

„Doch merk' Eins nur des Böſen Liſt!
Wo noch zum Ungelück
Am Bock ein weißes Härchen iſt
Alsdann: Ade, Genick!
Den Kniff hat Mancher nicht bedacht,
Und ſich um Leib und Seel' gebracht.

„Für meinen Part, mit großen Herrn,
Und Meiſter Urian
Aeß' ich wohl keine Kirſchen gern,
Man läuft verdammt oft an.
Sie werfen Einem, wie man ſpricht,
Gern Stiel und Stein in's Angeſicht.

„Drum rath' ich immer: Lieber Chriſt,
Laß dich mit Keinem ein!
Wann der Contract geſchloſſen iſt,
Bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Glauſeln, glaube du,
Macht Jeder dir ein X für U. —

„Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Und Schätze graben, ſegnet nie,
Wird Manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein iſt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau.

„Ein alter Graf, fuhr Schwager Matz
Nach ſeiner Weiſe fort,
Vergrub zu Olims Zei' den Schatz
In ſeinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
Ein Kraut, wie Käſebier und Lips.

„Der ſtreifte durch das ganze Land
Mit Wagen, Roß und Mann,
Und wo er was zu capern fand,
Da macht' er friſch ſich dran.
Wips! hatt' er's weg, wips! ging er durch,
Und ſchleppt' es heim auf ſeine Burg.

„Und wann er erſt zu Loche ſaß,
So ſchlug mein Graf von Rips, —
Denn hier that ihm kein Teufel was, —
Gar höhniſch ſeinen Schnips.
Sein allverfluchtes Felſenneſt
War, wie der Königsſtein ſo feſt.

„So übt' er nun gar lang' und oft
Viel Bubenſtückchen aus,
Und fiel den Nachbarn unverhofft
In Hof und Stall und Haus.
Allein, der Krug geht, wie man ſpricht,
So lang' zu Waſſer, bis er bricht.

„Das Ding verdroß den Magiſtrat
Im nächſten Städtchen*) ſehr,
Drum rieth der längſt auf klugen Rath
Bedächtlich hin und her,
Und rieth und rieth, — doch weiß man wohl! —
Die Herren riethen ſich halb toll.

„Da nun begab ſich's, daß einſtmals,
Ob vielem Teufelsſpaß,
Ein Lumpenhexchen auf den Hals
In Kett' und Banden ſaß.
Schon wetzte Meiſter Urian
Auf dieſen Braten ſeinen Zahn.

„Dies Hexchen ſprach: „„Hört! Laßt mich frei,
So ſchaff' ich ihn herein.““ —
„„Wohl! ſprach ein edler Rath, es ſei!““
Und gab ihr oben drein
Ein eiſern Privilegium,
Zu hexen frank und frei herum.

„Ein närriſcher Handel! Unſereins
Thät' nichts auf ſolchen Kauf.
Doch Satans Reich iſt ſelten eins,
Und reibt ſich ſelber auf.
Für dies mal ſpielt die Lügenbrut
Ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

„Sie kroch, als Krët', auf's Räuberſchloß,
Mit loſem leiſen Tritt,
Verwandelte ſich in das Roß,
Das Rips gewöhnlich ritt;
Und als der Schloßhahn krähte früh,
Beſtieg der Graf geſattelt ſie.

*) Quedlinburg, nicht Blankenburg, iſt gemeint. A. K.

„Sie aber trug, trotz Gert' und Sporn,
So ſehr er hieb und trat,
Ihn, über Steck und Stein und Dorn,
Gerades Wegs zur Stadt.
Früh, als das Thor ward aufgethan,
Sieh da! kam unſer Hexlein an.

„Mit Kratzfuß und mit Reverenz
Naht höhniſch alle Welt:
„„Willkommen hier, Ihr Excellenz!
Quartier iſt ſchon beſtellt!
Du haſt uns lange ſattgeknufft;
Man wird dich wieder knuffen, Schuft!““

„Dem Schnapphahn ward, wie ſich's gebührt,
Bald der Proceß gemacht,
Und drauf, als man ihn condemnirt,
Ein Käfich ausgedacht.
Da ward mein Ripß hineingeſperrt
Und wie ein Murmelthier genärrt.

„Und, als ihn hungern thät, da ſchnitt
Der Knips mit Höllenqual
Vom eignen Leib ihm Glied für Glied,
Und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
Briet er ihm ſeinen Magen gar.

„So ſchmauſt' er ſich denn ſelber auf,
Bis auf den letzten Stumpf,
Und endigte den Lebenslauf
Den Nachbarn zum Triumph.
Das Eiſenbaur, worin er lag,
Wird aufbewahrt bis dieſen Tag. —

„Mein Herr, fällt mir der Käſich ein,
So denk' ich oft bei mir:
Er dürfte noch zu brauchen ſein!
Und weiß der Herr, wofür? — —
Für die franzöſichen Raubmarquis,
Die man zur Ferme kommen ließ."

Als Matz kaum ausgepererirt,
Sieh da! kam querfeldan
Ein Sansfaçon daher trottirt,
Und hielt den Wagen an,
Und viſitirte, Pack für Pack,
Nach ungeſtempeltem Taback.

---

17. Die Baumannshöhle.

Von Hans Chriſtian Anderſen.

Ich war in Rübeland, ein Name, den man von „Räuberland" herleitet, weil hier in alten Zeiten auf einem der Felſen eine Räuberburg lag, die aber jetzt bis auf die Wallgräben verſchwunden iſt.

Auf jener Seite des Dorfes führte ein kleiner Bergpfad nach der Vertiefung im Felſen, wo man in die Baumannshöhle hineingeht; hier fand ich zwei andere Reiſende; jeder von uns bekam ein angezündetes Grubenlicht; der Führer ging voran und wir ſtiegen hinab in die verſteinerte Phantaſiewelt.

Der Eingang war durch ein niedriges Loch, das ausſah, als habe es der Fuchs gegraben; wir konnten nicht aufrecht gehen. Es war, als ob wir in die Ruine eines alten Burgkellers kämen, wo die Mauern halb eingeſtürzt waren. Die Waſſertropfen fielen mit einförmigem Plätſchern herunter, ſonſt war Alles todtenſtill. Wir kletterten, Jeder für ſich, mit unſerem Grubenlicht in der Hand, die naſſen Stufen hinunter; rund um uns her, über und unter uns nur die ſchmale Treppe, die kein Ende zu nehmen

ſchien. Die wunderliche Ungewißheit, wie tief es unter uns ſei, machte es noch weit gefährlicher, als es in der Wirklichkeit war. Wenn man ſich nur feſthielt, wenn man nur Achtung darauf gab, auf die rechte Stufe zu treten, erſt mit dem einen Bein, dann mit dem andern, und wenn die Treppe nur nicht in Stücke ging, dann war gar keine Gefahr vorhanden; „ſonſt könnten wir leicht den Hals brechen," verſicherte uns der Führer.

Wie doch der Menſch im Grunde einſeitig iſt, in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Wir ſehen täglich den größten Abgrund über uns, und einen meilenweit um uns herum, aber keiner von dieſen ſtößt uns Furcht ein; dagegen macht uns der weit geringere, wenn er abwärts geht, ſchwindeln; abwärts, das iſt eine Seite, vor der wir allen Reſpect haben, und doch müſſen wir Alle abwärts, da erſt finden wir Ruhe und Raſt.

Von Höhle zu Höhle ſtiegen wir immer tiefer; bald war es ſo eng und niedrig, daß wir einzeln mit gekrümmten Rücken unter den herabhängenden Kalkſteinmaſſen hingehen mußten, bald ſo hoch und groß, daß wir bei unſern Lichtern nicht einmal die Seitenwände ſehen konnten.

Man zeigte uns ſechs verſchiedene Abtheilungen, aber außer dieſen gibt es unendlich viel kleinere Abtheilungen, die noch nicht alle beſucht ſind; vielleicht ſtehen ſie mit der Bielshöhle in Verbindung oder erſtrecken ſich ſogar tief unter den Harz hin.

Rund umher gähnten dieſe tiefen dunkeln Abgründe uns entgegen; rund umher hingen die wunderbarſten Stalactiten, die jedoch nicht alle den Gegenſtänden entſprachen, denen ſie nach des Führers Erklärung ähnlich ſehen ſollten. Ich glaube, daß es mir doch auch nicht an Phantaſie fehlt, aber ich konnte mit ihm nicht einig werden. Uebrigens gab es tauſenderlei Dinge, die er nicht hervorhob, in denen aber weit mehr Bedeutung lag.

Zu unſern Füßen ſprudelte eine Quelle; wir tranken von dem reinen, klaren Waſſer; der Eine der Reiſenden fand hier einen Thierknochen, den er mit ſehr vieler Aufmerkſamkeit betrachtete und dann verſicherte, daß es ganz gewiß ein Ueberbleibſel aus grauem Alterthume ſei; ich hatte nichts dagegen, denn er ſah ganz natürlich

wie ein Knochen von einer Kuh aus, und die Kühe ſind von altem Geſchlecht.

Die Höhle hat übrigens ihren Namen von ihrem Entdecker. Es war ein Bergmann, Namens Baumann, der ſie im Jahre 1670 zum erſten Male betrat, um nach Erz zu ſuchen; er fand keines und wollte nun umkehren, konnte aber den Ausgang nicht finden. Zwei Tage und zwei Nächte kroch er umher, ehe er ihn fand, war aber dann an Körper und Seele ſo abgemattet, ſo von der Angſt und dem Hunger angegriffen, daß er kurz darauf ſtarb, nachdem er noch ſo viel Zeit gehabt hatte, auf die innere wunderbare Structur der Höhle aufmerkſam zu machen.

Des unglücklichen Baumann Schickſal und die Gefühle, die er hier gehabt, durchſchauerten mich ſo lebhaft in dieſem Labyrinth von Höhlen und Gängen, daß mein Herz viel ſtärker ſchlug; ich fühlte, wie es ihm hier hatte zu Muthe ſein müſſen, allein der Angſt und dem Hungertode überlaſſen; erſt als ich das helle Tageslicht und Gottes blauen Himmel ſah, fühlte ich mich wieder wohl und munter unter den Lebenden.

18. Brockenfahrt.

(8. Auguſt 1849.)

Von Otto Roquette.

Das war eine wilde Reiſe,
Da wir froh nach Burſchenweiſe
Stiegen auf zum Brockenhaupt.
Ueberall in deutſchen Landen
Ward ein hohes Feſt gefeiert:
Goetheſeſt — geſpielt, gefeiert.
Aber wir aus jenen Banden
Zogen fröhlich, und wir fanden
Uns ein Feſt, ſo recht romantiſch,
Nicht voll Reden, nicht pedantiſch,
Nicht ſo proviſoriſch kühl,
Nein, ſo recht im Blocksbergſtil.

Luſtig ſchien die Herbſtesſonne
Ueber unſre Wanderwonne,
Welch ein Singen, welche Schaar!
Freudig hallen Wanderſänge
Durch des Harzgebirges Maſſen,
Durch die ſteilen Wanderſtraßen.
Doch die ſchroffen Bergeshänge
Stuften ſich im Felsgedränge
Immer dunkler, immer grauer,
Und ein kühler Nebelſchauer
Zog durch Fichten, mürriſch ſchwarz,
Ja, das war der echte Harz!

Denn des Blocksbergs wilde Treffe
Wollten heut zu Fuß und Roſſe
Feiern auch ihr Oeſtbeſeſt.
Bang die Sonne ſich verſtecket,
Und ſchon läßt der Sturm ſich hören
Dumpf in des Gebirges Röhren,
Und ſein Brauſen ruft und weckt
Schnell das Heer. Und kreiſchend recket,
Sich begrüßend, aus der Lauer
All der wilde Nebelſchauer,
Springt und tanzet mit Geſang
Wild von Fels zu Felſengang.

Und nun weiter, immer weiter
Auf des Brockens Felſenleiter
Schrillt und brüllt und jauchzt und ſtürmt 's.
Angſtvoll fliehn der Vögel Schaaren.
Das Gewild im ſchwarzen Forſte
Flieht herab vom Felſenborſte.
Tannen mit zerzauſten Haaren
Stürzen krachend hin zu Paaren.

Schwarz umwölket droht der Himmel
Ueber dem Naturgetümmel,
Und vom Donner mit Getös
Reißt der Widerhall ſich los.

Halt! Wo iſt der Weg? Verloren!
Auf die Luſt der Erdentoren
Legt der Teufel ſeinen Schwanz.
Welch ein Schrecken, welch ein Grauſen!
Hußah! Heißah! ſchall'n die Lüfte,
Juhu! hallu die Felſenſchlüfte,
Und wir ſtehn in Sturmes Brauſen
In des Feſtes wildſtem Hauſen.
Und auf Beſen, Ziegenböcken,
Hexentanz in allen Ecken,
Regenguß und Nebelnacht,
Weh, wir ſind im Höllenſchacht!

Wohin wenden? Wohin ſchreiten?
Denn kein Weg will mehr uns leiten!
Hurtig, muthig, grade aus!
Aber jäher nun verdichten
Sich die Felſen. Auf, und klettert,
Ob auch Erd' und Himmel wettert!
Seht, ſchon hellen ſich die Fichten,
Nieder gehn die Felſenſchichten.
Aber, weh! Da ſtarren Sümpfe,
Und es bleiben Schuh und Strümpfe
Stecken in dem Teufelsſchlamm,
Jedem Schritt ein Pfuhl und Damm!

Zaubermeiſter, Vater Goethe,
Hilf uns bannen unſre Nöthe!
Ach, ſo flehten wir im Chor.

Willſt Du, daß wir ſterben ſollen?
Kamen ja zu Deinem Feſte,
Weihn Dir unſrer Lieder beſte! —

Horch, da ſchwieg des Sturmes Grollen,
Und die Nebel ſeitwärts quollen,
Und ein Tagesblick gab Rettung
Uns aus unſrer Sumpfesbettung.
Jubelruf: Das Leid iſt aus,
Droben winkt das Brockenhaus!

Rechts und links, und tief und eben
Ließen wir den Sturm nun toben
Heimlich warm vor Stub' und Haus.
Hei! wie perlte neues Feuer
Nun der Wein uns durch die Glieder,
Weckte tauſend Jubellieder!
Aber draußen neu und neuer
Walzt' und tobt' es ungeheuer. —
Vater Goethe, Du Befreier,
Sahſt Du unſre luſt'ge Feier?
Warſt ja niemals ſtarr und kühl
Für ein Feſt im Blocksbergſtyl.

---

19. Auf dem Brocken.

(Am 17. Julius 1813.)

Von Ernſt Schulze.

Sinnend ſtand ich und ſtill auf des Brockens öden Granithöhn;
Kühn auf Felſen geſtützt, wähnte ſich ſichrer die Kraft.
Nebel umzog das Gebirg, und es floß grauwogende Dämm'rung
Rings durch die Tief', und es ſank dunkel die zitternde Gluth.
Fruchtlos ſchauten die Wanderer hin in's Thal, und es klagte
Jeglicher, daß kein Dank lohne den ſchwierigen Pfad.

Aber entzückt hob hoch ſich der Geiſt des ſinnigen Dichters,
Und aus leichtem Gewölk ſchuf er ein Zaubergefild.
Form und Geſtalt rang ſchnell aus dem Nichts ſich empor, und bedeutſam
Tagte das Bild, ringsum wallte lebendiger Reiz.
Berghöhn thürmten ſich kühn, und auf zackigen Klippen erhob ſich
Dunkel der Wald, und es ſchwamm zitternd der ſilberne See.
Inſelchen lockten mit ſtillem Gebüſch, leichtſchwankende Nachen
Wiegten zum heimlichen Sitz harrender Liebe ſich hin,
Wieſen verbreiteten rings ihr Blüthengewand um des Fluſſes
Rollende Fluth, und es ſchwieg ruhend das ſchattige Thal.
Alles erſchien mir fern wie ein freundliches Land der Verklärung.
Und nicht ſterbliche Luft lächelte mir dort herab.
Denn ſchon ſchwamm die erbleichende Gluth tief unter der Dichtung
Leuchtender Welt, ſtets hob höher das Bild ſich empor;
Herrlicher ſäumte ſich ſtets mit flammendem Golde der Sehnſucht
Wundergebiet, ſtets ward dunkler das irdiſche Thal. — — — —

20. Auf dem Brocken.

Nach Hans Chriſtian Anderſen.

Hier bekam ich einen Begriff von einem nordiſchen Hünengrabe ſo recht im Großen. Der Brocken iſt ein ſolches. Stein liegt auf Stein gehäuft und über dem Ganzen ruht eine wunderbare Stille. Kein Vogel zwitſchert in dem niedrigen Fichtengeſtrüpp; rund umher wachſen weiße Grabesblumen in dem hohen Moose und überall liegen Steine maſſenweiſe zerſtreut.

Nun waren wir eben, aber Alles war von Nebel umhüllt. Wir ſtanden in einer Wolke.

Aus dem Wirthshaus brauſte uns ein Muſikchor entgegen; es waren darin, glaube ich, mehr als vierzig Reiſende.

Vierthalbtauſend Fuß über der Meeresfläche, mitten in einer Wolke, aber hinter einer fünf Fuß dicken Mauer, ſaß ich hier in der kleinen Stube und wärmte mich an dem glühenden Ofen.

Die Kühe wurden nach Hause getrieben, sie hatten Glocken umhängen, und das klang sehr hübsch; aber draußen war noch Alles Nebel; der Wind fing an zu wehen und jagte die Wolken, als ob's eine Schafherde wäre, über die Bergspitze hin.

Wir wurden inzwischen herausgerufen, wo sich die ganze Gesellschaft versammelt hatte. Die Musikanten hatten eben auf dem Thurme Platz genommen und alle die andern Reisenden sich mit Besenstielen, Ofengabeln und Feuerschaufeln versehen; sie luden uns zu einem Hexentanz in der dämmernden Abendbeleuchtung ein. Einer nahm den andern bei der Hand; Klein und Groß, Dick und Dünn überließ sich der fröhlichsten Ausgelassenheit.

So lärmte man lustig fort, erst gegen Mitternacht ward es im Hause ruhig.

Der Mond drang allmählig durch den Nebel und warf seine Strahlen in die lange, schmale Kammer; ich konnte nicht schlafen und stieg deswegen den Thurm hinauf, um die Aussicht zu genießen. Wer einmal im Traume über die Erde hingeflogen ist und Länder und Städte und Wälder tief unter sich gesehen hat, der kann sich eine entfernte Idee von dieser unbegreiflichen Herrlichkeit machen. Pechschwarz lagen die mit Fichten bewachsenen Berge unter mir, weiße Wolken, vom Mond beschienen, fuhren wie Geister an den Bergen vorüber! Da gab es keine Grenzen, das Auge verlor sich in einer Unendlichkeit; Städte mit ihren Thürmen, Kohlenbrennerhütten mit ihren Rauchsäulen ragten aus dem durchsichtigen Nebelschleier hervor, den der Mond beleuchtete. Es war eine Traumwelt der Phantasie, die hier lebendig vor mir lag. Tief unten in den schwarzen Wäldern hatte zur Zeit des Faustrechts mancher Ritter mit seinen Leuten dem Kaufmann aufgelauert, der seine kostbaren Waaren von Stadt zu Stadt brachte; da drüben, wo auf dem steilen Felsen jetzt keine Spur mehr davon zu sehen war, erhob sich eine Burg, hoch und stark, mit Mauern und Thürmen, in der es in den langen Winterabenden von lustigen Gelagen widerhallte. Die Nebel stiegen höher und höher zwischen den schwarzen Bergen; die Wolken formten sich in wunderbare Gestalten. Dort, dachte ich, dort in diesem weiten Um-

kreiſe wächſt die Zauberblume, die „Glücksblume" der Harzbewohner, die manches kindliche Herz noch in frommer Einfalt ſucht. Nur Einer hatte ſie gefunden, aber er kannte ſie nicht, bis er ſie wieder verloren hatte.

---

20. Die erſte Walpurgisnacht.

Von Johann Wolfgang von Göthe.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frei
Von Eis- und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luſtgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';
Doch eilen wir nach oben,
Begeh'n den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lod're durch den Rauch!
Begeh't den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?

Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach die ſtrengen Ueberwinder!
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei.
Das Holz herbei;
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth,
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth- und Klapperſtöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule
Heul' in unſer Rundgeheule.

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klapperſtöcken,
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich fingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut',
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſer Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.
Hilf! ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verhexten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch' entſetzliches Getöſe!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſ't der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höhlen-Broden.

Chor der chriſtlichen Wächter.
Schreckliche verhexte Leiber!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der Druiden.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

22. Herenlied (1776).

Von Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty.

Die Schwalbe fliegt,
Der Frühling ſiegt,
Und ſpendet uns Blumen zum Kranze!
Bald huſchen wir
Leiſ' aus der Thür,
Und fliegen zum prächtigen Tanze!

Ein ſchwarzer Bock,
Ein Beſenſtock,
Die Ofengabel, der Wocken,
Reißt uns geſchwind,
Wie Blitz und Wind
Durch ſauſende Lüfte zum Brocken!

Um Belzebub
Tanzt unſer Trupp,
Und küßt ihm die krallichten Hände!
Ein Geiſterſchwarm
Faßt uns beim Arm,
Und ſchwinget im Tanzen die Brände!

Und Belzebub
Verheißt dem Trupp
Der Tanzenden Gaben auf Gaben:
Sie ſollen ſchön
In Seide gehn,
Und Töpfe voll Geldes ſich graben!

Ein Feuerdrach'
Umfliegt das Dach,
Und bringet uns Butter und Eier:
Die Nachbar'n ſehn
Die Funken wehn,
Und ſchlagen ein Kreuz vor dem Feuer.

Die Schwalbe fliegt,
Der Frühling ſiegt,
Und Blumen entblüh'n um die Wette
Bald huſchen wir
Leiſ' aus der Thür,
Und laſſen die Männer im Bette.

23. Harzelegien.

Von Ernſt Schulze.

I.

Liebchen, o komm zum ländlichen Feſt, das ich heute bereitet,
Wahrlich, im fröhlichen Kreis fehlte die Grazie ſonſt!
Sieh, zur arkadiſchen Flur ward rings der verödete Harzwald,
Hoch am ſchroffen Gebirg winket der Tempel der Luſt.
Flüſterndes Laub wölbt ſchattig den Dom, zum duftenden Altar
Schwellet der Raſen, es haucht ſäuſelnde Hymnen der Weſt.
Prieſterin biſt du ſelbſt der reſigen Freude, für mich nur
Sei, o höre mein Flehn, Prieſterin zarterer Gluth!
Könnt' ich mit dir allein, du Reizende, könnt' ich dies Feſt doch
Feiern, ohne daß ſchlau lauſcht' in der Ferne der Neid!
Ach, mit ſchneidendem Schwert trennt Glück und Liebe der Volkswahn,
Grämliche Sitte verbeut manche romantiſche Luſt.
Aber nur Muth! Schon iſt Alles bereit: der tappende Plutus
Feßte, mit goldener Hand winkend, die Männer an's Spiel,
Und feſt banne den weiblichen Kreis die Betrügerin Fama,
Neue Gerüchte genug ſammelt' ich heute für ſie.
Manches ſtille Gebüſch hegt rings des verſchwiegenen Hains Nacht,
Manches heimliche Thal lockt zum verſtohlenen Kuß,
Quellen rieſeln umher, und weich iſt der Raſen, der Weſthauch
Plaudert das ſüße Geſpräch tändelnder Liebe nicht aus.
Schmückt mit dichterer Dämmrung euch, ihr ſchattigen Haine!
Nur in der Dämmerung Schooß blühet die Roſe des Glücks.
Ueppiger duftet, ihr Blumen, empor! vom Fittich des Duftbauchs
Träuft ein weicherer Sinn in das geöffnete Herz.
Komm zum Feſt! bald nahet der Trennung Stunde, zurück bringt
Nimmer die Ewigkeit dir, was die Minute geraubt.

II.

Lauſch ſchlüpfte der Weſt durch des Harzwalds ſchauriges Dunkel,
Ueber den felſigen Höhn ſpielte das Abendgewölk,
Sehnſucht rieſelt' im Quell, und im Berghain ſäuſelte Sehnſucht,
Sehnſucht wiegte ſich her auf dem entfernten Geläut;

Bräutlich entſchlüpfte mit zagendem Fuß dem Himmel die Dämmrung,
Ihren früheſten Kuß feierte liſpelnd der Hain.
Siehe, da wandelten wir durch des Thalgrunds buſchichte Krümmung
Unter dem ſäuſelnden Dach dunkeler Buchen dahin,
Um den entragenden Fels wand aufwärtsſtrebend der Pfad ſich,
Und wild rauſchte der Bach durch das zerriſſne Geſtein.
Ach, wir wagten es kaum uns anzublicken, denn Mißgunſt
Schlich ſich und Eiferſucht hinter uns leiſe daher.
Lauernde Hyder, du wähnſt, es ſinke, von deines Mundes
Giftigem Hauche berührt, welkend die Liebe dahin?
Aber es iſt umſonſt der Triumph, hoch flattert der Phönix
Ueber der Aſche, der Schmerz nähret die Liebe wie Thau.
Blumen pflückte die Reizende ſich, der dürftigen Felshöhn
Einfach blühenden Schmuck, ſuchte die Blüthe des Klees,
Brach Stiefmütterchen ſich, und, des unſcheinbaren Geſchenks froh,
Schmückte ſie Buſen und Haar, ach, mit dem glücklichſten Raub.
Siehe, da kränzten die Quelle Vergißmeinnicht, und behende
Stieg ich hinab und brach froh das bedeutende Blau.
Wirf, ſo ſprach ich mit flüſterndem Laut und nahte behutſam,
Wirf die Blumen hinweg! ſchönere blühten für dich,
Schönere blühen für mich; o nimm ſie! kennſt Du ſie, Freundin?
Holde, Vergißmein nicht! laß ſie am Herzen dir blühn!
Und ſie nahte mit dankendem Blick und winkte Gewährung,
Drauf, abweichend vom Pfad, nahte dem Haine ſie ſich,
Daß unmerklich ein Zweig von der Bruſt abſtreifte den Feldſtrauß,
Und den zertretenen Schmuck klagte die Heuchlerin jetzt.
Mit nachläſſiger Hand nun barg mein zartes Geſchenk ſie,
Doch mit bedeutendem Wink, an der erhebenden Bruſt;
Und ſtolz thronte der Strauß und blühete üppiger, doch bald
Sanken, von heimlicher Gluth welkend, die Blätter dahin.
Fort nun wandelten wir in dem Graun des kühleren Nachthauchs
Und mir ſtärkten des Hains dichtere Schatten den Muth.
Gib, ſo flüſtert' ich jetzt, o gib ein einziges Blümchen
Nur, und die Bitte, die ich flehete, gib ſie zurück!

Ach, nie flieht die Erinnerung mich des ſeligen Abends,
Doch viel ſchöner noch iſt's, hab' ich ein bindendes Pfand.
Sieh, ſchon welkten die Blumen dahin, ſo hört' ich es lispeln.
Und der Erinnerung frommt nimmer ein welkes Geſchenk.
Schönere pflück' ich und friſche dir einſt; ſtets blühet der Kranz dann,
Wenn mitleidig ein Gott heimliche Wünſche gewährt.
Alſo ſprach ſie und nahete leiſ' und drückte mit Beben
Sanft die gebetene Hand an die erglühende Bruſt.

III.

Heimliche Laube des Glücks, dichtgrünendes Blättergewebe,
Welches den ſpähenden Blick hemmt und den Lauſcher betrügt;
Schweigendes Thal in dem ſicheren Schooß hochragender Felshöhn,
Das ein Elyſium mir öffnete, ſelig und ſtill;
Rieſelnde Bäche, von ſüßem Geſang umflötet, und du, ein
Zeuge des friedlichen Spiels, weiches elaſtiſches Grün;
Seid mir gegrüßt, mit Thränen gegrüßt, und ſchenkt der Erinnrung
Träume, wo ihr mir ſonſt wirkliche Freuden geſchenkt!
Ach, ſo ſollt' ich einſam wieder erblicken und ſchweigend
Wandeln im Hain, den ſonſt Liebesgelispel durchfloß?
Fruchtlos ſollt' ich den Arm ausſtrecken in eitele Luft hin,
Wo ſonſt wogend und warm an die erbebende Bruſt
Mich die Geliebte mit ſchwärmendem Blick feſtdrückte, wo glühend,
Halberrungen und halb willig ihr Kuß mich empfing?
Ach, dort ſaß ſie im duftenden Grün, rings ſpielt' um die Locken
Ueppig der Weſt und goß Blüthen auf Buſen und Haar.
Bienen, ihr küßtet die reizenden Knie der Geliebten und webtet
Um das geſchürzte Gewand einen ambroſiſchen Flor;
Ach, wie pflückt' ich ſo oft euch ſtill, wenn ſie eben hinwegſah,
Küßt' euch leis, und ans Herz drückt ich den lieblichen Raub,
Zürnte den Bienen, die früher den Hauch der ſüßen Verührung
Euch entſtahlen, und raſch ſcheucht' ich die Lüſternen fort.
Jeglicher Weſt, der empor von der Bruſt ihr den gaukelnden
Flor hob,
Jeglicher Sylphe der Flur, der ihr den Nacken geküßt,

Weckte mir ſtill aufſchleichenden Neid; doch konnt' ich nicht zürnen;
Stets war, was ſich ihr nur nahte, mir heilig und hehr.
Wahrlich, es iſt ein erhabneres Glück, als trunkne Betäubung,
Und ein ſchönerer Sieg, als des Genuſſes Triumph!
Fern war jeglicher frevelnde Wunſch vom Himmel der Unſchuld,
Und die Erwartung nur füllte den Cirkel der Luſt.
Kehre zurück, o kehre zurück, du Reizende! Sieh, dein
Harret der Hain, und es harrt ſtill das verödete Thal.
Längſt ſchon ſchwieg der gefiederten Schar ſüßtönendes Brautlied;
Amor nahet und flieht, an dich gekettet, mit dir.
Trüb' iſt der glänzende Spiegel des Quells; kein anderes Bild ſoll
In ihm gaukeln, denn nie haſcht' er ein ſchöneres Bild.
Stolz nur hebet die Roſe den Kelch und ſtolz die Narciſſe,
Denn nicht raubſt du des Weſts Küſſe den Schmachtenden mehr.
Kehre zurück in den harrenden Arm des Geliebten, begeiſternd
Tilge dem Kuß des Grams düſtere Schatten hinweg!
Sinke dahin in den Taumel der Glut, ſchon klopfet mein Herz, ſchon
Flammt mir der Blick, hoch auf ſchäume, du glühender Kelch!
Brich, wild ſchlagendes Herz, im unendlichen Rauſch der Betäubung!
Um der Vernichtung Schlund webt ſich ein duftender Kranz. —
Wehe mir! — Schweig', unſeliger Wunſch! — O wehe mir! Frevelnd
Scheucht' ich der Grazie Hauch aus der entweiheten Bruſt.
Raubte die Perle des himmliſchen Thaus aus der Roſe der Sehnſucht,
Schutzlos ſteht ſie, und heiß trifft ſie der ſengende Strahl.
Kehre zurück, daß ein milderer Sinn in den Buſen mir kehre!
Zagen und heilige Scheu folgen als Genien dir,
Amor legte die Schwingen für dich und legte den Pfeil ab,
In dein Auge gebannt, ward er zum zarteſten Blick,
Süß wie Harmonikaton und leicht wie gaukelnder Mondſchein
Schlüpft der ätheriſche Gott in das erzitternde Herz.
Selbſt dein Kuß, die erſchütternde Luſt glutvoller Umarmung
Hebt die Sinne hinauf in die entkörperte Welt;
Wer dich erblickt, ihn fliehn des Gelüſts unholde Dämonen,
Und ſein heißeſter Wunſch fordert nur Blicke von dir.

IV.

Tauche hervor aus dem dichten Gewölk, bleichſchimmerndes Mondlicht,
Leite des Liebenden Schritt durch die chaotiſche Nacht,
Und ihr Blumen der himmliſchen Flur, hülfreiche Geſtirne,
Sendet den trautlichen Strahl auf den unendlichen Weg!
Ueber die Weiten enteilt mit geflügeltem Fuße die Hoffnung,
Aber Verlangen erneut ſtets den gewandelten Pfad.
Still durch's dichte Gebüſch bin dräng' ich mich, ſuche des Harzwalds
Oedeſten Steig und ſcheu beb' ich vor jeglichem Weſt.
Lieb' iſt ein Blümchen der Flur, ſüß duftend im heiteren Maiglanz,
Aber dem lindeſten Hauch weicht es und fürchtet Verrath.
Käm' auch ein Freund entgegen mir jetzt, er würde zum Feind mir;
Hebt ſich die Sonne, ſo flieht jeglicher andere Schein.
Süß iſt trautlicher Freunde Geſpräch und ſüß die Umarmung,
Aber vergütet ſie mir, was mir im Zögern entfloh?
Kennt ſie den Zauber der hoffenden Bruſt, wenn ſtets die Erwartung
An dem entblühenden Glück keimende Knospen noch beut?
Ruhiges Glück iſt wahrlich ein Glück, doch Schmerz und Entſagung,
Hoffnung, Sehnen und Luſt flechten den bunteren Kranz.
Ach, wohl harret ſie meiner vielleicht, vom umdufteten Altan
Schaut ſie ſpähend hinaus in die entfaltete Nacht.
Sehnſucht ziehet den magiſchen Kreis um die Reizende, pfeilſchnell
Flattern die Bilder herbei, welche die Zauberin ruft.
Sieh, das erzitternde Blatt und der leicht hinſchlüpfende Vogel,
Was nur ſäuſelt und rauſcht, bringet ihr Kunde von mir.
Jetzt im hüpfenden Strahl und im Schattengebild des Geſträuchs jetzt,
Jetzt im alternden Stamm hofft und erkennet ſie mich.
Und ſie enteilt mit klopfender Bruſt, ein liſpelnder Gruß ſchon
Schwellt ihr die Lippe, doch raſch ſchwindet der eitele Traum,
Zürnend entſagt ſie dem täuſchenden Wahn und ſchwört, dem Betrug nicht
Ferner zu trauen, und doch täuſcht ſie der andre Moment.

Oder es wand um die Harrende wohl nach langer Erwartung
Leiſe der ſchüchterne Schlaf ſeinen ambroſiſchen Arm;
Liebend rang er mit ihr, und mit ſäuſelnden Fittichen buhlt' er
Süß um die Wimpern und goß tauliche Düfte herab,
Schlang um den Buſen der Reizenden ſich und flüſterte zart wie
Wellengerieſel und Weſt luftige Lieder ihr zu;
Und ſie erlag, wie die Blume den Schooß in der ſchweigenden Nacht ſchließt;
In ſein Feengefild führt er die liebliche Braut.
Sieh, er verſammelt den gaukelnden Kreis phantaſtiſcher Träume,
Um die Gebieterin her reihen die fröhlichen ſich:
Dieſe bekränzen mit Roſen die Bruſt und wiegen ſich freundlich
Im labyrinthiſchen Kelch, leiſe wie Grillen der Flur;
Jen' umflattern das Haupt und die Wang' auf den Schwingen des Weſthauchs,
Und im ſeidnen Gewand haſcht ſich ein lüſterner Schwarm.
Jetzt, verſchlungen zum magiſchen Reihn in friedlicher Zwietracht,
Trennen und ordnen ſie ſich, wie es die Laune gebeut.
Durch die erglänzende Luft webt jeglicher Tanz ein Gemäld' hin,
Raſch, wie Gedanken und Licht, wechſelt ein jeglicher Tanz.
Ländliche Fluren des friedlichen Glücks und flötende Hirten,
Heerden mit Glockengeläut, Grotten in traulicher Nacht,
Lieb' um Lieb' und Küſſe der Luſt und Küſſe der Sehnſucht,
Gaukelnder Scherz und der zart dämmernde Thau des Gefühls,
Alles erweckt vor dem ſchmachtenden Blick rings ſüße Verwirrung,
Heimliche Sehnſucht gießt Alles in's ahnende Herz.
Träum', ihr wart ſtets Liebenden hold, und ſüßes Vergeſſen
Gebt ihr Klagenden gern oder verbotenes Glück;
Malt mein Bild ihr, malet den Flug unſtäten Verlangens,
Bringet ihr Kund' und, ach, bringet ihr Küſſe von mir,
Daß ſich im ſeligen Taumel die Bruſt hoch hebe, die Sehnſucht
Auszuathmen, der Mund wölbe zum glühenden Kuß!
Und wenn dann nicht eitele Luft nur die ſchwellenden Lippen
Anhaucht, wecket ſie auf, froh des erfülleten Traums!

V.

Einſam ſtieg ich empor auf des Harzwalds ſteilerem Bergpfad,
Nahete dir mich ſcheu, ewiger, alter Granit,
Wo hochlodernd einſt durch die Nacht vom felſigen Altar
Hell in's ferne Gefild flammte das Opfer des Mai's.
Träumend ſchritt ich dahin und es dämmerte leiſe der Vorzeit
Rieſengebild mit des Wahns Wundergeſtalten umher.
Schaurig ſcholl, wie die Sagen entſchwundener Zeit, das Geſäuſel
Flüſternder Tannen, und fern rauſchte der Bach des Geſteins,
Geier umflatterten Felſen und Wald laut krächzend, und graunvoll
Schwieg, um Thäler und Höhn ſtarrend, das Haidegefild.
Siehe, da naheteſt Du mit munterm Schritt aus des Waldes
Heiliger Nacht, und ich ſtand ſtaunend und ſchaute dich an.
Hell umfloß dich das weiße Gewand, friſch grünte des Epheus
Kranz um die Stirn, und es hielt Nelken die zierliche Hand.
Ach, wohl wähnt' ich ein Wunder zu ſehn aus des früheren Glaubens
Zaubergebiet, denn nicht ſchienſt Du ein ſterbliches Bild.
Leuchtete nicht ein Blick Dir der Hoheit Ernſt, und erſchien nicht
Geiſtig, um Wangen und Mund blühend, die Roſe der Scham?
Lieh Dein Nahn nicht Licht und Geſang der verödeten Waldflur?
Blühten nicht ringsum Blumen aus Haid' und Geklipp?
Und doch ließeſt Du held mich nahn, und der zagenden Rede
Standeſt Du gern und gabſt freundlich dem Worte das Wort.
Denn noch hüllte der Unſchuld Flor Dir die täuſchende Welt ein,
Und nur Engel zu ſehn wähnte der Engel in Dir.
Traulich entwandelten wir und bald nun nahte dem Jagdſchloß,
Das im finſteren Hain glänzte, das koſende Paar.
Kundig zeigteſt Du jetzt mir die einfach edlen Gemächer,
Sparteſt Schöneres noch ſtets nach dem Schönen mir auf.
Ach, längſt hatt' ich das Schönſte geſehn: Dein Auge nur ſucht' ich,
Wenn Du mir Farb' und Glanz rühmteſt und heiteren Reiz.
Doch nicht zitterteſt Du vor dem kühneren Blick, jungfräulich
Standeſt Du da; nie naht Züchtigen niedrer Verdacht.

Huldigend beugte mein Herz ſich Dir, ich zagte der Hoheit
Leuchtendem Strahl, und ſchnell rief ich das ſtaunende Wort:
Königin ſollteſt Du ſein, nicht ſtill in des hohen Gebirges
Oede verblühn, nicht fern prangen vom Preiſe der Welt!
Lächelnd ſahſt Du mich an und ſprachſt, aufhebend der Nelken
Duftigen Strauß und ſanft lüftend den zierlichen Kranz:
Bin ich Königin nicht im Hain? Leicht ſchwinget den blühnden
Scepter die Hand, und es ſchmückt grünend die Krone mein Haupt.
O ſo theile mit mir Dein Reich, Holdſelige, rief ich,
Und ich biete Dir ganz, was mir die Muſe verlieh!
Zweifelnd wiegteſt Du leiſe das Haupt mit ſinnigem Lächeln,
Und um Blumen und Kranz tändelte zögernd die Hand;
Nimm von der Freundſchaft denn, ſo ſprachſt Du, die Hälfte der Blumen;
Aber des Dichters Stirn ſchmücke der völlige Kranz!

VI.

Grauvoll ſauſt durch den gellenden Forſt hintobend der Sturmwind,
Laut an Fenſter und Dach ſchmettert des Regens Gewalt;
Sieh, wie die Fichte ſich tief hinbeugt, wie ſie kämpfend emporſtrebt,
Horch, wie herab von den Höhn wild das Gewäſſer ſich ſtürzt!
Ueber den Harzwald wälzt, wie ein finſterer Geiſt ſich, der Wolke
Kämpfendes Spiel und es wegt rings die beflügelte Nacht.
Kalt iſt's draußen und dunkel im Hain; doch es flammt mir im Zimmer
Fröhlich die Gluth, und das Herz leuchtet im heiteren Glanz.
Lieder der Schlacht heult draußen der Sturm; doch dem friedlichen Dichter
Sendet des Liebchens Blick Lieder der Lieb' und der Luſt.
Würzt ſie ſelbſt doch das Mahl mir im ſtillen Gemach, und bekränzt ſie
Selbſt doch freundlich mit Wein, wenn ich ihr winke, den Kelch,
Nippt mit dem roſigen Mund, vorkoſtend den Trank, und erröthend
Beut ſie der Wang' und des Weins doppelte Gluthen mir dar.

Märchen erzählen wir uns, grauenhafte Gedichte der Vorzeit,
Wähnen die Nixe zu ſehn, welche den Knaben geraubt,
Hören, wie laut die verzauberte Jagd in's gellende Horn ſtößt,
Und wie die Elf' im Hain ſingend den Schleier ſich webt.
Süß iſt's, wenn aufdämmernd die Furcht wie ein Nebelgebild uns
Schweigend um Augen und Herz ſchleicht aus der Tiefe der Bruſt.
Näher rücken wir dann auf dem traulichen Sitz, und die Hand ſucht
Schmeichelnd die Hand, und es klopft bebend am Herzen das Herz.
Leiſe beruhiget bald mein koſendes Wort die Verzagte,
Während im Buſen mir ſelbſt heimliches Grauſen noch weilt.
Ach, dann hebt ſie das Auge ſo klar, und mein ſehnender Geiſt ſinkt
Still in des ſeligen Blicks heilige Tiefen hinab.
Kinder ſcheinen wir dann; doch es brauſt aufwachend der Jüngling
Stürmiſcher oft, und es wehrt ernſter das ſittige Weib.
Blume des öden Gebirgs, wie hat die Natur in den Kelch dir
Jeglichen Reiz, den die Kunſt nimmer ertheilte, gelegt!
Du nur lehrteſt zuerſt mich die reinere Luſt, wenn der Sehnſucht
Brennender Hauch in der Zucht freundlichem Thaue ſich kühlt.
Schüchterner werd' ich und friedlicher ſtets, je freier Dein Blick mir
Lächelt, je mehr Dein Herz freundlich dem meinen vertraut.
Walte nur fort, ſchwarzwogende Nacht! hier glänzt mir der Sonne
Heiterſter Strahl, hier wärmt fröhlich die Flamme der Luſt;
Raſtlos tob' o Sturm! dein Drohn ſchützt ſicher der Liebe
Stilles Gemach und hält jeglichen Wanderer fern.

VII.

Als wir uns Blumen ſuchten im Hain, wildrankendes Geisblatt,
Röthliche Haiden und Waldglocken und ewiges Grün,
Dort wo kühn ſich der Harzwald thürmt' und die ſäuſelnde Tanne
Rings um Felſen und Thal ſchaurige Dämmerung wob —
Tändelnd ſaßen wir beid' und ordneten Kränz', und Du krönteſt
Mit friſch glänzendem Schmuck freundlich das nackte Geſtein;
Oft auch fragteſt Du mich nach der wechſelnden Blumen Benennung,
Und ſtets nannt' ich ſie ſo, wie es Dein Reiz mir gebot. —

Ach, da zitterte ſtill in der Bruſt mir glühende Sehnſucht,
Um die Erbebende ſchlang raſch ich den feſſelnden Arm.
Weißt Du noch wohl, wie Du da Dich ſanft leswandeſt und ſchüchtern
Bald in die Stille des Hains, bald in das Auge mir ſahſt?
Lieber, flüſtertеſt Du, o bleib mein Freund und zerſtöre
Nicht muthwillig in mir, welche Dir traute, Dein Bild!
Züchtiges Kind der Natur, Du retteteſt mild den Verlornen;
Ewiger Dank ſei Dir freundlich im Herzen bewahrt!

24. Die Reiſe nach Wernigerode (1776).

Von Goethe.

Zu manchem anderen brieflichen und perſönlichen Zudrange (in Folge der Herausgabe des Werther) erhielt ich in der Hälfte des Jahres 1776 von Wernigerode datirt, Pleſſing*) unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, faſt das wunderbarſte, was mir in jener ſelbſtquäleriſchen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Univerſität gebildeten Mann, dem nun aber ſein ſämmtlich Gelerntes zu eigener, innerer, ſittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handſchrift war gut zu leſen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Beſtimmung zum Kanzelredner entdeckte, ſo war doch Alles friſch und brav aus dem Herzen geſchrieben, daß man ihm einen gegenſeitigen Antheil nicht verſagen konnte. Wollte nun aber dieſer Antheil lebhaft werden, ſuchte man ſich die Zuſtände des Leidenden näher zu ent-

*) Friedrich Victor Lebrecht Pleſſing war am 20. December 1752 zu Belleben im Saalkreiſe geboren, beſuchte das Lyceum zu Wernigerode um 1765, ging dann nach Helmſtedt, ſtudirte zu Halle, wurde Privatdocent in Königsberg i. Pr., privatiſirte von 1784 bis 1788 zu Wernigerode, und ſtarb als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Duisburg. Goethe's Empfehlung nützte ihm in ſeiner ſpätern Laufbahn. Seine Thätigkeit für die Geſchichte der Philoſophie iſt bis zum heutigen Tage noch nicht völlig vergeſſen.

H. P.

wickeln, ſo glaubte man ſtatt des Duldens Eigenſinn, ſtatt des Ertragens Hartnäckigkeit und ſtatt eines ſehnſüchtigen Verlangens abſtoßendes Wegweiſen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitſinn der Wunſch lebhaft rege, dieſen jungen Mann von Angeſicht zu ſehen; ihn aber zu mir zu beſcheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir ſchon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die anſtatt mit mir auf einem Wege einer reineren, höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend, ſich nicht beſſer befanden und mich in meinen Fortſchritten hinderten. Ich ließ die Sache indeſſen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhaftern, heftigeren Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang, und ſie ihm nicht zu verſagen mich feierlichſt beſchwor.

Aber auch dieſer wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Faſſung; die zweiten Blätter gingen mir ſo wenig als die erſten zu Herzen, aber die herriſche Gewohnheit jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geiſtesnöthen beizuſtehen ließ mich ſein doch nicht ganz vergeſſen. Die um einen trefflichen jungen Fürſten verſammelte Weimariſche Geſellſchaft trennte ſich nicht leicht, ihre Beſchäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinſam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eiſenachiſchen unternommen, der ich auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg mich anſchließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderſam geheimen Reiſeplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geſchäftsleuten, ſondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern, öfter den lebhaften Wunſch hören, es möge doch das ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinſten Begriffe von Bergbau allenfalls beſaß, zwar weder Gutachten noch Meinung doch Antheil verlangt, aber dieſen konnte ich an irgend einem Gegenſtande nur durch unmittelbares Anſchauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich vor allen Dingen das Berg-

weſen in ſeinem ganzen Complex, und wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu ſehen und mit dem Geiſte zu faſſen, denn alsdann nur konnt' ich hoffen, in das Poſitive weiter einzudringen und mich mit dem Hiſtoriſchen zu befreunden. Deshalb hatt' ich mir längſt eine Reiſe auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin dieſe Jahreszeit in Jagdluſt unter freiem Himmel zugebracht werden ſollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterweſen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, ſo war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Abſicht, meinen wunderlichen Correſpondenten perſönlich zu ſehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entſchluß hinzufügte.

Indem ſich nun die Jagdluſtigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreiſe im Winter*) ſo lange als Räthſel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düſtern und von Norden her ſich heranwälzenden Schneegewölk ſchwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershauſen, und gelangte des andern Tages ſo bald nach Nordhauſen, daß ich gleich nach Tiſche weiterzugehen beſchloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erſt ſehr ſpät in Ilfeld ankam.

Ein anſehnlicher Gaſthof war glänzend erleuchtet, es ſchien ein beſonderes Feſt darin gefeiert zu werden. Erſt wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen: die Commiſſarien der höchſten Höfe, hieß es, ſeien ſchon lange hier beſchäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen, und verſchiedene Intereſſen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet ſei, gäben ſie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorſtellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot ſich der Mann, mir den Bretterverſchlag in der Wirthsſtube, ſeinen eigentlichen Wohnſitz, und zugleich ſein weiß zu überziehendes Ehe-

*) S. oben S. 39—40.

H. B.

bett einzuräumen. Er führte mich durch das weite hellerleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die ſämmtlichen munteren Gäſte flüchtig beſchaute.

Doch ſie ſämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verſchlages eine Aſtlücke die beſte Gelegenheit, die, ſeine Gäſte zu belauſchen, dem Wirthe ſelbſt oft dienen mochte. Ich ſah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überſchaute ſie, wie man oft die Hochzeit zu Kana gemalt ſieht; nun muſterte ich bequem von oben herab alſo: Vorſitzende, Räthe, andere Theilnehmende und dann immer ſo weiter, Secretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes, beſchwerliches Geſchäft ſchien eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken, man ſchwatzte mit Freiheit, trank Geſundheiten, wechſelte Scherz um Scherz, wobei einige Gäſte bezeichnet ſchienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellſten Kerzenſcheine in ſeinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite ſtehe und einen ganz fremden Zuſtand unmittelbar zu beſchauen und zu erkennen mich begünſtigte. Und wie dies mir nach der düſterſten Nachtreiſe in den Harz hinein ergötzlich geweſen, werden die Freunde ſolcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal ſchien es mir ganz geſpenſterhaft, als ſäh' ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geiſter ſich erluſtigen.

Nach einer wohl durchſchlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch ſie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormaſſen aufgelöſ't, zu weißen kryſtalliniſchen Seulen und Flächen wieder hergeſtellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verſchwanden vor dem ruhigen Blicke alle die Wunderbilder, die ſich eine düſter wirkende Einbildungskraft ſo gern aus formloſen Geſtalten erſchaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne Wahre deſto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar ſchön bereichert.

Wieder an's Tageslicht gelangt, ſchrieb ich die nothwendigſten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz friſchem Sinn die erſten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel: Harzreiſe im Winter, die Aufmerkſamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche ſich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil ſie mehr, als viele Worte den damaligen liebevollen Zuſtand meines Innern auszuſprechen geeignet ſind.

Aber abſeits, wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad.
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Im Gaſthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Geſpräch ein, ich fand ihn als einen ſinnigen Menſchen, der ſeine ſtädtiſchen Mitgenoſſen ziemlich zu kennen

ſchien. Ich ſagt' ihm darauf, es ſei meine Art, wenn ich an einem fremden Orte ohne beſondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngeren Perſonen zu erkundigen, die ſich durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner: es werde mir gewiß mit der Geſellſchaft des Herrn Pleſſing gedient ſein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe ſei er ſchon in Schulen ausgezeichnet worden, und habe noch immer den Ruth eines fleißigen, guten Kopfes, nur wolle man ſeine finſtere Laune tadeln, und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen ſich aus der Geſellſchaft ausſchließe. Gegen Fremde ſei er zuvorkommend, wie Beiſpiele bekannt wären; wollte ich angemeldet ſein, ſo könne es ſogleich geſchehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war ſchon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeſchoſſes, wie man es in geiſtlichen Häuſern antrifft*), hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlaſſen hatten, um dem unerwarteten Gaſte Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen, er glich ſeinem Briefe völlig, und ſo wie jenes Schreiben erregte er Intereſſe ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Geſpräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünſtler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieſer unfreundlichen Jahrszeit Schweſter und Schwager in Braunſchweig zu beſuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe in das Wort und rief aus: da Sie ſo nahe an Weimar wohnen, ſo werden Sie doch auch dieſen Ort, der ſich ſo berühmt macht, öfters beſucht haben. Dieſes bejaht' ich ganz einfach und fing an von Rath Kraus, von der

*) Es war das Predigerhaus bei der Liebfrauenkirche. H. M

Zeichenſchule, von Legationsrath Bertuch und deſſen unermüdeter Thätigkeit zu ſprechen; ich vergaß weder Muſäus noch Jagemann, Capellmeiſter Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den dieſe wackern Perſonen abſchloſſen und jeden Fremden willig und freundlich unter ſich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: warum nennen Sie denn Goethe nicht? Ich erwiderte, daß ich dieſen auch wohl in gedachtem Kreiſe geſehen und von ihm ſelbſt perſönlich als fremder Künſtler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu ſagen wiſſe, da er theils allein, theils in andern Verhältniſſen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerkſamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungeſtüm, ich ſolle ihm das ſeltſame Individuum ſchildern, das ſo viel von ſich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht ſchwer wurde, da die ſeltſame Perſon in der ſeltſamſten Lage mir gegenwärtig ſtand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensſagacität gegönnt geweſen, ſo konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm ſtehende Gaſt ſich ſelbſt ſchildere.

Er war einige mal im Zimmer auf- und abgegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flaſche Wein und ſehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tiſch ſetzte; er ſchenkte beiden ein, ſtieß an und ſchluckte das Glas ſehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigteren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen Alles entdecken muß. Dieſer Mann, wie Sie mir ihn beſchreiben, hätte mir doch antworten ſollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geſchickt, ihm meine Zuſtände, meine Leiden geſchildert, ihn gebeten, ſich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun ſind ſchon Monate verſtrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigſtens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ſolch unbegrenztes Vertrauen wohl verdient.

Ich erwiderte darauf, daß ich ein ſolches Benehmen weder erklären, noch entſchuldigen könne, ſo viel wiſſe ich aber aus eigner Erfahrung, daß ein gewaltiger, ſowohl ideeller als reeller Zudrang dieſen ſonſt wohlgeſinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stand ſetze, ſich zu bewegen, geſchweige zu wirken.

Sind wir zufällig ſo weit gekommen, ſprach er darauf mit einiger Faſſung, den Brief muß ich Ihnen vorleſen, und Sie ſollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiderung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorleſung zu erwarten, ihrer Wirkung ſchon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir ſelbſt in einem ſo zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun ſaß er gegen mir über und fing an die Blätter zu leſen, die ich in- und auswendig kannte und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Phyſiognomiſten überzeugt, ein lebendiges Weſen ſei in allem ſeinem Handeln und Betragen vollkommen übereinſtimmend mit ſich ſelbſt, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige ſich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Leſende paßte völlig zu dem Geleſenen, und wie dieſes früher in der Abweſenheit mich nicht anſprach, ſo war es nun auch mit der Gegenwart, man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht verſagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen ſo wunderlichen Weg geführt hatte: denn ein ernſtliches Wollen ſprach ſich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obſchon von den zärtlichſten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beſchränkte Selbſtigkeit that ſich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Haſt, was ich dazu ſage, und ob ein ſolches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte.

Indeſſen war mir der bedauernswürdige Zuſtand dieſes jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen ſich durch Lectüre mannigfaltig ausgebildet, alle ſeine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und ſich auf dieſe Weiſe, da er in der Tiefe

ſeines Lebens kein productives Talent fand, ſo gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn ſogar Unterhaltung und Troſt, dergleichen uns aus der Beſchäftigung mit alten Sprachen ſo herrlich zu gewinnen offen ſteht, völlig abzugehen ſchien.

Da ich an mir und anderen ſchon glücklich erprobt hatte, daß in ſolchem Falle eine raſche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenloſe Mannigfaltigkeit das beſte Heilmittel ſei, ſo wagt' ich alſobald den Verſuch es auch in dieſem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie ſo viel Vertrauen geſetzt, gegen Sie ſtumm geblieben, denn ſeine jetzige Denkweiſe weicht zu ſehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte ſich mit Ihnen verſtändigen zu können. Ich habe ſelbſt einigen Unterhaltungen in jenem Kreiſe beigewohnt und behaupten hören: man werde ſich aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſtern Seelenzuſtande nur durch Naturbeſchauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinſte Bekanntſchaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, ſei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns ſelbſt ab; die Richtung geiſtiger Kräfte auf wirkliche wahrhafte Erſcheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künſtler, der ſich treu an der Natur halte und zugleich ſein Inneres auszubilden ſuche, gewiß am beſten fahren werde.

Der junge Freund ſchien darüber ſehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf ohne ſonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verſtummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landſchaftsmaler, ſagte ich, mußte dies zu allererſt einleuchten, da ja meine Kunſt unmittelbar auf die Natur gewieſen iſt; doch habe ich ſeit jener Zeit emſiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erſcheinungen betrachtet, ſondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit

ich mich nun aber nicht in's Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir ſogar dieſe nothgedrungene Winterreiſe, anſtatt beſchwerlich zu ſein, dauernden Genuß gewährt; ich ſchilderte ihm mit maleriſcher Poeſie und doch ſo unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorſchritt meiner Reiſe, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigſten Tageserſcheinungen, dann bot ich ſeiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefeſtigungen von Nordhauſen, geſehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauſchenden, von des Boten Laterne flüchtig erleuchtet blinkenden Gewäſſer und gelangte ſodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und verſicherte: der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; ſie habe keineswegs dem Bilde ſich gleichgeſtellt, das er in ſeiner Phantaſie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich ſolche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müſſen, daß der Menſch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom ſeiner düſteren Einbildungskraft von ſich ablehnt. Ebenſo wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er ſich denn die Höhle vorgeſtellt habe, eine Beſchreibung machte, wie kaum der kühnſte Theatermaler den Vorhof des plutoniſchen Reichs darzuſtellen gewagt hätte.

Ich verſuchte hierauf noch einige propädeutiſche Wendungen, als Verſuchsmittel einer zu unternehmenden Cur; ich ward aber mit der Verſicherung, es könne und ſolle ihm nichts in dieſer Welt genügen, ſo entſchieden abgewieſen, daß mein Innerſtes ſich zuſchloß und ich mein Gewiſſen, durch den beſchwerlichen Weg, im Bewußtſein des beſten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war ſchon ſpät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß verleſen wollte, doch aber meine Entſchuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tiſche im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vor-

behielt. Und ſo ſchieden wir friedlich und ſchicklich; ſeine Perſönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, ſeine Geſichtszüge hatten nichts Anlockendes aber auch nichts eigentlich Abſtoßendes, ſein düſteres Weſen erſchien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der ſich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrſtuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend, fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem ſchmalen Steg ruhig ſtehen und beſchaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer, und fühlte mich feſt entſchloſſen, den jungen Mann nicht wieder zu ſehen; in Gefolg deſſen beſtellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes Bleiſtiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich ſo viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu ſagen wußte, welches der gewandte Burſche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordoſt-Abhange des Harzes im grimmigen mich zur Seite beſtürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Meſſing-Hütten und die ſonſtigen Anſtalten der Art beſchaut und ihre Weiſe mir eingeprägt hatte, nach Goslar.

Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet in's Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er ſich anmeldete; ich ſchrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen ſein. Ich erwartete nun einen ſeltſamen Erkennungsauftritt, allein er blieb hereintretend ganz ruhig und ſprach: „Ich bin nicht überraſcht, Sie hier zu finden, die Handſchrift Ihres Billets rief mir ſo deutlich die Züge wieder in's Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode ſcheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reiſenden abermals hier zu finden."

Schon dieſer Eingang war erfreulich, und es eröffnete ſich ein trauliches Geſpräch, worin er mir ſeine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt.

Inwiefern ſich ſeine inneren Zuſtände wirklich gebeſſert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht ſo gar ſchlimm ausſehen, denn wir ſchieden nach mehreren Geſprächen friedlich und freundlich, nur daß ich ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Neigung nicht erwidern konnte.

---

25. Der junge Köhler im Ilſethale.

Nach Hans Chriſtian Anderſen.

Aus der Fichten dunkler Mitte
Dringt ein rother Feuerſchein,
Und der Köhler vor der Hütte
Singt die alte Liebespein
Bei des Feuers hellem Licht
Roth und ſchwarz im Angeſicht.
Mehr noch wird des Feuers Pracht
Nun im Meiler angefacht,
Während jener wieder leiſe
Singt das alte Lied ſo ſchön:
„Fichten ſtehn auf gleiche Weiſe
Immergrün auf dieſen Höhn,
So wie immergrün auch blieb,
Dunkelgrün, ach, meine Lieb'."
Und kein Troſt zu ihm ſich kehrt.
Nur die Gluth wird rings vermehrt.

---

26. Prinzeſſin Ilſe's Geſang.

Von Otto Prouette.

Kannſt Du träumen, kannſt Du ſchlafen?
Schöner Jüngling, komm, ſei mein!
In der Liebe goldnen Hafen
Führ' ich den Beglückten ein.

Ahnſt Du, Stern der Erdenſöhne,
Was ſich liebend Dir enthüllt?
Denkſt Du jener Schmeicheltöne,
Die Dein Träumen oft erfüllt?

Willſt Du fragen nach dem Namen
Meines Reichs voll Strahlenſchein?
Dieſer Fluren dunkler Rahmen
Iſt der graue Iſenſtein.
Offen ſtehn Dir meine Reiche!
Komm, Prinzeſſin Iſe winkt,
Komm, Du biſt der Ohnegleiche,
Dem ſie ihre Liebe bringt!

In den blauen Silberwogen
Stehet mein demantnes Schloß,
Fröhlich um die Seulenbogen
Tanzet mein geſchäft'ger Troß.
Meine Blumen duften ſingend,
Sterne ſprühn in buntem Schein,
Meine Brunnen ſpringen klingend,
Zögre nicht, o komm, ſei mein!

Willſt Du welken, wie die Blüthen,
Die der Erdenfrühling bringt?
Willſt Du zählen die verglühten
Sonnen, die die Nacht verſchlingt?
Ach, bei mir im blauen Grunde
Lächeln Tag' und Nächte gleich,
Du vergißt den Lauf der Stunde
In der Liebe ſel'gem Reich!

27. Ilſa.

Nach Krug von Nidda.

Ach, betritt ein keuſcher Knabe,
Rein entblüht aus deutſchem Blut,
Still die Gründe, wo ſie ruht,
Reicht ſie huldvoll manche Gabe,
Leitet ihn am Wanderſtabe
In die kühlen Grotten ein,
Sich der Labung zu erfreu'n.

Doch zu jenem Heiligthume
Zogen einſt mit leichtem Sinn
Zween Jünglinge dahin,
Hörten von des Thales Ruhme
Und der Göttin, der die Blume
Holder Unvergänglichkeit
Blühet ſeit der Väter Zeit.

Und die Jünglinge vernahmen
Kaum die ſeltſam neue Mähr,
Als ſie aus dem Klippenheer
Aufwärts zu dem wunderſamen
Hochbemooſten Felſen kamen,
Der geheim im dunkeln Schooß
Die Bewohnerin verſchloß.

Und der ſchönſte dieſer Knaben
Rufet mit verweg'nem Sinn
Ihr als einer Buhlerin:
„Nimm uns ein, an Liebesgaben
Laß die Jünglinge ſich laben,
Die, durch Fels und rauhe Bahn
Brünſtig Deiner Grotte nah'n.“

Und mit ſeinem Stabe ſchläget
Er das Felienmoos mit Macht:
„Gib ein Zeichen aus der Nacht,
Wenn Dich unſer Fleh'n beweget!"
Und der Felſen wird erreget,
Läſſet Laub und wunderſchön
Eine goldne Spange ſehn.

Sieh, da haucht ein Geiſterwehen
Vom bewegten Moos herauf,
Hemmet ihm des Blutes Lauf,
Und in Todtenbläſſe ſehen
Sie den Jüngling zitternd ſtehen,
Leiten klagend ach! zum Grab
Den Gebrochenen hinab.

---

28. Der Waldhüter von Harzburg.

Von Berthold Auerbach.

Es war 1851 ein ſchöner heißer Sommertag im Harzgebirge. Ich wollte nach dem Brocken und wanderte nun durch ein kleines Thal den ſchmalen, an der Berglehne ſich hinziehenden Fußſteig. Da ſaß ein armer alter Mann mit dünnen ſchneeweißen Locken am Wege; er hatte einen braunen langen Schlehdornſtock im Schooße. Ich ſetzte mich zu ihm, fragte nach Leben und Treiben, und der Alte erzählte mir, daß er ehemals Waldhüter geweſen; es ſei kein Felſen, der zu erſteigen ſei, und keine Thalſchlucht, wo er nicht aber- und abermals geweſen ſei. „Und ſiehſt Du," ſagte der Alte, der nichts davon wußte, daß man anders als „Du" ſagen kann, „ſiehſt Du die Tannen dort oben? die habe ich gepflanzt. Jeden Tag, wenn ich zu Berge ging, habe ich meinen Büchſenranzen voll Erde mit hinaufgetragen, und dann in den Schrunden, wo nur die Felſen einen breiten Fleck hergaben, da habe ich ſie

feſtgemacht; und dann hab' ich gewartet, bis Gras und Geſtrüpp daraus hervorgewachſen iſt, das nagelt und klammert die Bodenerde an den Felſen, dann hab' ich die kleinen Stämmchen hinaufgetragen und eingepflanzt. Mein Fabian, mein Aelteſter, der lange beim Militär war und dann von einem Baume erſchlagen wurde, hat mir, wie er noch ganz klein war, oft dabei geholfen. Wenn Du hinauf kommſt, kannſt Du die Bäume ſehen, ich ſehe ſie nicht mehr recht."

„Und bei wem lebt Ihr jetzt?" fragte ich.

„Bei wem, bei wem?" wiederholte der Alte und ſah mich ſtarr an. „Bei Niemand. Ich hab' Niemand mehr auf der Welt. Ja, noch einen Sohn hab' ich, er kann noch auf der Welt ſein, aber ich weiß es nicht."

„Und wovon lebt Ihr?"

„Ich habe meine Penſion, vier und zwanzig Thaler jährlich: es iſt aber jetzt Alles ſo theuer."

„Und Euer Sohn ſchreibt Euch nicht und ſchickt Euch nichts?"

„Schreiben hat er nicht gelernt und ſchicken kann man nur, wenn man ſelber Etwas hat. Aber er iſt der bravſte Menſch von der Welt, ein gutes Kind, ein treues Kind, er hat mir ſein ganzes Vermögen hiergelaſſen. Aber ich rühre es nicht an, das bleibt. Ich bin kein Verſchwender. Nein, Heinrich, Dein Vater hebt Dir Dein Geld auf."

Nach vielen unverſtändlichen Einſchaltungen erfuhr ich Folgendes: „Es mögen jetzt wohl achtzehn Jahr her ſein, vielleicht auch länger, denn der Alte war mit den Zahlen in einer ſonderbaren Verwirrung — vor dreißig Jahren, ſo hieß Alles bei ihm, was vielleicht erſt vor zwei oder drei Jahren geſchehen — da hatte ſich der jüngſte Sohn des Waldhüters anwerben laſſen, um nach Amerika auszuwandern, das Land wurde mir nicht klar, wo große Wälder, die noch keine Axt geſehen, wie der Alte ſich ausdrückte, auszuſtocken und zu bewirthſchaften waren. Nun hatte der Sohn noch ein mütterliches Erbe, das in runden hundert Thalern beſtand. Der Alte that es nicht anders, Heinrich mußte ſein Beſitzthum mitnehmen; es gehöre ihm und er könne nicht

wiſſen, wie er draußen in der fremden Welt einen Nothpfennig brauche. Der Sohn mußte willfahren. Aber am Samstag vor der Abreiſe ging der Sohn noch zum Pfarrer, nahm Abſchied bei ihm und ließ ſich die Nummer des Liedes auf ein Papier ſchreiben, das morgen in der Kirche geſungen würde. In der Nacht nahm der Sohn Abſchied vom Vater und ſein letztes Wort war noch: „Vater, wenn Ihr morgen das Lied in der Kirche ſinget, ſo denket auch gut an mich.“

In der Nacht ſtand der Alte, der immer allein war, mehrmals auf; es war ihm, als höre er den Sohn draußen in der Stube umhergehen, aber es war Niemand da. Gewiß hat er Etwas vergeſſen, dachte der Alte, und jetzt kommt ſein Geiſt und ſucht es und will es mitnehmen. Denn der Alte iſt nicht frei von Aberglauben, und es wäre gewiß übel angebracht geweſen, ihn davon bekehren zu wollen. Auf dem Fenſterſims, wo draußen Rosmarin und Nelken blühten, davon ſich der Ausgewanderte noch einen Strauß auf den Hut geſteckt hatte, dort lag das Geſangbuch des Alten wie von jeher, wie noch die Frau gethan, in ein weißes baumwollenes Tuch gewickelt; auf dieſem Tuche ſpielte der Mond, der von den Bergen niederſchien, jetzt gar ſo ſeltſam und der Alte legte ſeine Hand darauf, wie wenn es da etwas zu faſſen gäbe. Endlich kehrte er wieder in ſein Bett zurück. Am Morgen, als es zur Kirche läutete, ging der Alte mit ſeinem Geſangbuch unter dem Arm dahin; erſt in der Kirche wickelte er es aus dem Tuche, ſah nach der Nummer des Liedes, die auf dem Emper angezeigt war, und blätterte ſie, immer die Finger netzend, mühſam auf. Aber plötzlich ſchrie er laut auf, daß Alle in der Kirche zuſammenſchraken und ſein Schrei übertönte die Introduction der Orgel: „Heinrich, was haſt du gethan!“ da lag der Hundertthalerſchein des Ausgewanderten — und das war ſein ganzes Vermögen — da lag es hier auf dem Blatte. „Das hat der Heinrich hineingelegt und darum hat er noch geſtern geſagt: „Vater, wenn Ihr morgen das Lied ſinget, denkt auch gut an mich.“ Den erſten Vers konnte der Alte nicht mitſingen, aber beim zweiten ſang er mit, als ob er die Stimme ſeiner jungen Tage wiederbekommen. Beim Ausgange

aus der Kirche sprach Alles davon, wie gut und getreu der Ausgewanderte an seinem Vater gehandelt. Der Alte sprach kein Wort. Er klemmte nur das Gesangbuch so fest unter den Arm, daß ihm die Brust wehe that; aber dessen achtete er kaum.

„Ich hab' das Geld noch, ich hab's nicht angerührt, und es liegt noch auf der Stelle, wo er's hingelegt." — So sagte der Alte, und ich mußte ihn in's Dorf und in sein Häuschen begleiten. Dort lag auf dem Fenstersims das Gesangbuch, in ein weißes baumwollenes Tuch gewickelt. Der Alte that das Buch heraus und richtig: bei dem Gesange Nr. 134 lag noch der Hundertthalerschein.

„Warum habt Ihr das Geld nicht auf Zinsen angelegt?" fragte ich.

Der Alte lachte und endlich ließ er sich zu einer Antwort herbei.

„Das haben mir doch noch alle Leute gesagt, jeder Mensch, da ist Einer so gescheit, wie der Andere, sie wissen Alle nur Eins. Aber ich will nicht."

„Ihr habt die besten Zinsen von dem Gelde, Ihr nährt Euch von dem guten Gedanken, daß Euer Sohn so brav ist," erwiderte ich.

„Schau, schau!" rief der Alte jetzt. „Du bist der erste Mensch, der das versteht. Du hast auch gewiß schon viel Gutes genossen von Menschen, weil Du das so verstehst, Du bist nicht dumm, ich hab' Dir's gleich angesehen."

Der Alte war ganz glücklich, daß es noch einen so gescheiten Menschen gab wie er. Und als ich ihn nun fragte, warum er das Buch mit dem Gelde so offen da liegen lasse, ob er denn nicht fürchte, daß Jemand eine Scheibe eindrücke und es mit leichter Mühe herausholе, entgegnete er lächelnd — und das Lächeln in diesem verwitterten Antlitz war gar wundersam —:

„Das thut kein Mensch. Die hier aus der Gegend wissen, was da drin ist, und da würde sich Jeder lieber die Hand abhacken, ehe er das Buch stehlen möchte. Und die es aber nicht

wiſſen, meinſt Du? Ja, Geſangbücher ſtehlen die Menſchen nicht, das ſchließt beſſer, als Schloß und Riegel."

Der Alte geleitete mich wieder ein Stückchen Wegs bis da, wo ich ihn zuerſt angetroffen. Dann ſagten wir einander Lebewohl als Freunde. — Jetzt liegt der Alte unter der Erde. Sein Geſangbuch aber mit dem Gelde iſt beim Pfarrer und in einem öffentlichen Ausſchreiben iſt der Sohn aufgefordert, es in Empfang zu nehmen, ſonſt fällt beides den Verwandten zu.

---

29. Bergidylle.

Von Heinrich Heine.

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich;
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Cither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme tot iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Geſtar,
Und dort iſt es gar zu ſchön."

„Hier dagegen iſt es einſam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee."

„Und ich bin ein bang's Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Cither klingt dazwiſchen
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' Dich nicht, Du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, Du liebes Kindchen,
Halten Englein bei Dir Wacht!"

II.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Hatten uns einander wach.

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer.
Jenes Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her."

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl."

„Auch bezweifl' ich, daß Du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt;
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?"

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff und ward vernünftig;
Und ich glaubt' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne wie gebräuchlich
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinnſt,
Das uns Lieb und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heilge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n:
Ei, Du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heilgen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer nure Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf im hellern Licht.
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck;
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg."

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest."

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem alt verfall'nen Thurm."

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz."

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin;
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin."

„Doch die selig'e Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort
Nächtlich zu der rechten Stunde
Drüben an dem rechten Ort:"

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;"

„Und wer jenes Wort geſprochen
Dem gehören Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Gibt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt, als hätt' ich
Sie ſchon früher 'mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Cither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Citherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt wie'n toller Frühling
D'raus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien wie krystallne Pfeiler
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtsgluth;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch vielmehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luftig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

30. Kaiſerswoort.

Von Heinrich Pröhle.

Noch eine Flaſche gebt heraus,
Herr Wirth, und ſagt, wer ſchuf dies Haus?
Und ſagt, was war's, das dieſe Stadt
Einſt aus dem Nichts gerufen hat?

Noch trotzt die Mauer jedem Sturm,
Daraus erhebt ſich Thurm an Thurm.
Sagt an, wer ſchuf den ſtolzen Ort? —
Das war das theure deutſche Wort.

Der Kaiſer Heinrich kam einmal
Beim Vogelſang in's Geſethal.
Zu ſeinem Diener ſprach er: „Traun!
Am Flüßchen will ich Hütten baun."

Der Diener rief: „Iſt das ein Wort?"
Herr Heinrich ſprach: „Ein Kaiſerwort."
Bald hob ſich drauf ein ſtattlich Haus;
Mit hohen Giebeln ſchaut es aus.

Es iſt bekannt im deutſchen Land,
Die Kaiſerswoort wird es genannt.
Jetzt trinkt man drin vom fernen Rhein
Aus grünen Römern kühlen Wein.

Daneben reiht ſich Haus an Haus,
Die Reichsſtadt Goslar ward daraus.
Und Markt und Straßen, Wall und Thor,
Das rief des Kaiſers Wort hervor.

Drum, Goslar, warſt du zugethan
Dem röm'ſchen Reiche ſonder Wahn.
Am Rathhaus noch geſchrieben ſteht
Dies Lob für dich, was nie vergeht.

Und reichbelohnt ward deine Treu!
Dein Segen, der war täglich neu,
Seit unter eines Hufes Schlag
Hervor das Gold des Berges brach.

Verſchwunden iſt die alte Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Wie ein Zug Finken aufwärts ſteugt,
Wenn vor dem Netz er wird verſcheucht.

Noch aber geht in dieſem Haus
Manch wackrer Bürger ein und aus,
Und ringsum ſteht die Stadt ſo traut,
Die Kaiſer Heinrich einſt gebaut.

Noch ſteht ein Mann auf goldnem Fuß,
Nickt mit dem Eiſenkopf den Gruß;
Von Silber iſt die rechte Hand;
Der Rammelsberg wird er genannt.

Wir denken auch der alten Zeit
Und all des Reiches Herrlichkeit,
Des Kaiſers Heinrich auf das beſt';
Viel Städte baut' er ſchön und feſt.

Wie halten wir den Kaiſer werth!
War nicht der Bruch*) ſein Vogelheerd,
Wo er die Ungarhorden fing,
Als wär' es nur ein kleines Ding?

Wir denken auch an's deutſche Wort,
Das einſt gebaut hat dieſen Ort.
Es ſteh' in Ehren weit und breit
Und bleibe redlich allezeit.

*) Im eichersleber Bruche ſoll Heinrich I. eine Ungarnſchlacht geliefert haben.

O Goslar, du warst zugethan
Dem römischen Reiche sonder Wahn!
O, wären wir mit Herz und Hand
So treu wie du dem deutschen Land!

---

31. Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

Von Gustav Schwab.

Der junge König Heinrich schlief
Zu Goslar in der Kammer tief,
Verschlossen waren alle Thüren,
Es durfte sich kein Leben rühren,
Kein Hall den langen Gang durchlief,
Der junge König Heinrich schlief.

Doch wenn der Herr im Himmel spricht,
Hilft ein Gebot zu schweigen nicht,
Die Winde durch die Hallen pfeifen,
Die Tropfen an das Fenster streifen,
In manchem rauhem Donnerschlag
Entlastet sich der heiße Tag.

Die Diener schleichen auf den Zeh'n,
Sie wagen nicht herein zu seh'n:
Will er das Wetter überhören —
Nicht wollen sie den König stören;
Bis daß ein Knall das Haus durchdringt,
Und mit Geklirr die Kammer klingt.

Da flieget bei des Herrn Gefahr
Herbei der bleichen Knechte Schaar,
Man hört nicht mehr den Regen fallen,
Man hört nicht mehr den Donner hallen,
Man höret nur der Füße Tritt
Und schwerer Männer Eisenschritt.

Sie öffnen ſchon das Flügelthor —
Verſchloſſen iſt des Königs Ohr;
Sein Auge ſchläft noch ſchlummertrunken,
Und wie es auf den Pfühl geſunken,
So liegt ſein junges Haupt in Ruh',
Die gelben Locken decken's zu.

Doch über'm Bette Schwert und Schild —
Sie hängen der Zerſtörung Bild,
Der Stahl geſchmelzt wie in der Eſſe,
Der Schild zerdrückt, wie von der Preſſe,
Durch Leder und durch Eiſen fuhr
Der Blitz und ließ die heiße Spur.

Die Diener ſtarren; jetzt erwacht
Ihr König aus des Schlafes Nacht,
Es fliegt ſein Blick nach ſeinen Waffen
Und ſieht ſie ſtaunend umgeſchaffen;
Gar bald erräth er, was geſchah,
Spricht: „Großer Meiſter, warſt du da?

Mir däucht, ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied,
Sah deine Loh das Leder gerben,
Sah deine Gluth das Eiſen färben,
Zu ſtehen meint' im kühnen Traum
Ich hoch in deiner Werkſtatt Raum!"

Der König von dem Lager ſprang,
Bald in der Hand den Hammer ſchwang,
Er läßt ihn auf dem Schwerte klingen,
Will ſelbſt, was Gott begann, vollbringen,
Das Eiſen warm noch ſchmiedet er
Und ſtellt den Schild aus Falten her.

Und auf der langen Herrscherbahn
Hat er manch Kleid sich umgethan,
Mit mancher Brünne schön gedrechselt,
Mit manchen Helm hat er gewechselt:
Doch Schild und Schwert vertauscht er nie,
Die Gott im Wetter ihm verlieh.

Es fuhr der Blitz aus seinem Stahl
Im Streite zwei und sechzig Mal,
In zwei und sechzig Kämpfen deckte
Der Schild ihn, der vom Strahl beleckte:
Stets flammte Schwert und Schild wie neu,
Stets blieb ihm Schwert und Schild getreu.

Der Donner war sein Ritterschlag;
Und als im Sarg er endlich lag,
Da schien die Kron' auf seiner Bahre
Verbleicht wie seine greisen Haare;
Doch sonnig glänzte Schwert und Schild,
Der Königsjugend strahlend Bild.

---

32. Kaiser Heinrichs Waffen.

Von O. F. Gruppe.

Als Heinrich Kaiser ward im Reich,
Schickt er zum Waffenschmied sogleich:
Er soll dem Kaiser schaffen
Die kaiserlichen Waffen.

Zu Goslar war's im hohen Schloß,
Da tummelt sich der Diener Troß,
Da will der Kaiser kühle
Ruh'n in der Mittagsschwüle.

Erſt hing er Schwert und Schildesrand
Zu ſeinen Häupten an die Wand
Und ſtreckt' auf's Lager nieder
Die kaiſerlichen Glieder.

Da fuhr in's Schloß ein Donnerſchlag,
Dicht neben, wo der Kaiſer lag.
Er aber ſchlief in Frieden,
Den Gott geſalbt hienieden.

Die Diener ſtürzen ſchnell zu Hauf,
Da wacht der Kaiſer ruhig auf,
Sieht ſtaunend ſeine Waffen
Noch heiß und umgeſchaffen.

Er rief mit freudigem Gemüth:
„Man ſchmiede, wenn das Eiſen glüht!"
Und ſchwang ſogleich den Hammer,
Daß dröhnte Haus und Kammer.

Und als darauf der Schmied erſchien,
Des Kaiſers Willen zu vollzieh'n,
Ganz ſeines Winks gewärtig,
War Schild und Schwert ſchon fertig.

Das Schwert, das er ſich ſelbſt gemacht,
Der Kaiſer ſchwang's in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geſchmolzen,
Hielt gegen Spieß und Bolzen.

Das Schwert, von Gottes Blitz geweiht,
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit
In [illegible] Kämpfen
Des Reiches Feind zu dämpfen.

33. An den Oberharz.

Von Friedrich Wilhelm Zachariä.

O Gegend, schrecklich und rauh, wo melancholische Berge
Mit starrem Haupt die Gewitter durchschaun;
Wo um den drohenden Fels die werdenden Donner sich sammeln,
Und jede Wolke zum Regenguß wird;

Wo bald im rauschenden Bach die Kutsche des Reisenden wallet,
Bald durch die engsten Felsen sich zwingt:
Bald auf der Spitze des Bergs die Wolken um sich begrüßet,
Und bald in Thälern gleich Abgründen winkt;

Wo nur der knarrende Karren von klimmernden Erzen ersenfzet,
Das Thal vom nahenden Puchwerke schallt;
Und wo im ewigen Rauch gleich einem dampfenden Aetna
Manch Hüttenwerk weite Gehölze verschlingt;

Wo nur mit blassem Gesicht bei Hammerwerken und Gruben
Ein Bergmann etwa die Wege durchkreuzt,
Verschwindet, wenn man ihn sieht, und fährt in die Tiefen der Erde,
Und läßt den Wald so öd als er war;

O Harz, wofern auch in dir der lächelnde Morgen sich bildet,
Und Abends Purpur die Felsen bekrönt,
So laß auch den heutigen Tag mit aller der Anmuth sich schmücken,
Der einen Harztag zu schmücken vermag!

O Donner, rolle du nicht von ungeselligen Bergen!
Und du, o Sturmwind, stürme du nicht.
Der Westwind flatt're durch euch, ihr tausendjährigen Eichen;
Die Tanne rausche Vergnügen und Ruh;

Daß ihr Serenen nicht ſchreckt, wenn ſie mit ängſtlichen Augen
Die unabſehbaren Wälder erblickt.
Der tödtende Hüttenrauch flieh, von ſanften Weſten zerſtreuet,
Und fröhlich ruf' ihr der Bergmann: Glück auf!

---

34. Ueber Wildemann, einem Bergſtädtchen am Harz.

(Den 28. April 1816.)

Von Ernſt Schulze.

Die Winde ſauſen
Am Tannenhang,
Die Quellen brauſen
Das Thal entlang;
Ich wand'r in Eile
Durch Wald und Schnee,
Wohl manche Meile
Von Höh' zu Höh.

Und will das Leben
Im freien Thal
Sich auch ſchon heben
Zum Sonnenſtrahl;
Ich muß vorüber
Mit wildem Sinn
Und blicke lieber
Zum Winter hin.

Auf grünen Halden,
Auf bunten Aun,
Müßt' ich mein Leiden
Nur immer ſchaun,

Daß ſelbſt am Steine
Das Leben ſprießt,
Und ach! nur Eine
Ihr Herz verſchließt.

O Liebe, Liebe,
O Maienhauch!
Du drängſt die Triebe
Aus Baum und Strauch!
Die Vögel ſingen
Auf grünen Höhn,
Und Quellen ſpringen
Bei deinem Wehn!

Mich läßt du ſchweifen
Im dunkeln Wahn
Durch Windespfeifen
Auf rauher Bahn.
O Frühlingsſchimmer,
O Blüthenſchein,
Soll ich denn nimmer
Mich dein erfreun?

---

35. Auf dem Hübichenſtein.

(Am 27. April 1816.)

Nach Ernſt Schulze.

Tief im Gebirg am Tannenhain
Steigt aus dem Thal ein alter Stein:
Er ſchaut in's Land hinaus gar fern,
Ihm nahn die Menſchen nimmer gern.

Dort ſpannt ſein Netz der Epheu aus
Und wölbt ein ſchattig grünes Haus,
Am Rande ſchwillt das Moos ſo weich,
Tief rinnt die Quelle durch's Geſträuch.

Wie einſam iſt es auf den Höhn!
Wie ſchaurig hier die Winde wehn!
Dumpf rauſcht der wilde Bach herauf
Und ſucht durch's Dunkel ſeinen Lauf.

---

36. Oſterode.

Von Heinrich Heine.

Dieſe Stadt hat ſo und ſo viel Häuſer, verſchiedene Einwohner worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalks „Taſchenbuch für Harzreiſende" genauer nachzuleſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteröder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurmes. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervorguckt, wie eine Mooſroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von dem erhaltenen Thurm erblickt man hier die imponirende Rückſeite.

---

37. Der Graf von Klettenberg in Ellrich.

Von Ludwig Bechſtein.

„Trinkt, Brüder! Trinkt mit Wohlbehagen,
Und wer von uns zuletzt wird gehen,
Die güldne Kette ſoll er tragen,
Kann er nur irgend aufrecht ſtehen!
Und ob er auch ein wenig wanke,
Dies Kleinod nehm' er hin zum Danke!
Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!"

So klang es in der Ritterhalle
Zu Ellrich, voll von ſtarken Mannen.
Die wackern Kämpen tranken alle,
Leerten der Humpen viel und Kannen.
Das güldne Kleinod ſahn ſie blinken;
Sie mußten ringen, ſingen, trinken.
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

Ein Goldpokal ging in die Runde
Von Hand zu Hand, nach Rang und Ehren,
Stets friſch gefüllt von Mund zu Munde,
Und jeder thät ihn oftsmals leeren.
Sie ſaßen feſt, die wackern Zecher;
Sie klangen an, die Lanzenbrecher:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

So ging die frohe Becherreiſe
Wohl mehr als eine Stunde fort,
Bis endlich aus dem Zecherkreiſe
Hier einer ſank und einer dort.
Doch immer hielten noch Kumpane
Im Feld des Weingotts hoch die Fahne.
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

Und bis auf zwei nun lagen alle
Die Streiter dort, gefällt vom Wein;
Rings drehte ſich um ſie die Halle. —
„Das Kleinod — Bruder — es iſt — dein!“
So rief der Eine faſt ſchon fallend,
Zum Andern, kaum ſich haltend, lallend:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

Und ſammelt ſeine letzten Kräfte
Und ſchlingt's dem Bruder um den Hals;
Drauf, nach vollendetem Geſchäfte
Sinkt er zu Boden, ſchweren Falls.
Der Graf von Klettenberg, der Sieger,
Sinkt dankend zu dem Unterlieger:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!"

Und ſchwingt geziert mit güldner Kette
Sich wankend auf ſein Roß geſchwind;
Das trabet fort — zur heilgen Stätte,
Und kreiſchend fliehen Weib und Kind.
Die Orgel klingt zu frommer Weiſe.
Der trunkne Ritter ſummet leiſe:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!"

Mit Schreck erfüllt es die Gemeine,
Zorndräuend ſteht der Prieſter Schaar,
Es dröhnen dumpf Metall und Steine
Von Roſſeshuf am Hochaltar;
Der Ritter wird den Fehl kaum inne,
Er ſchwankt und wankt im düſtern Sinne.
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!"

Den lieben Gott verdroß dies Schallen,
Und nahm ſich's an für Hohn und Spott,
Und gleich ließ die vier Eiſen fallen
Dem Rößlein ab der liebe Gott.
Jetzt trabte fort das Rößlein ſachte;
Der Ritter ſang nicht mehr, er dachte:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!"

Von Klettenberg, der edle Graf,
Fand ſeinen Weg und ritt nach Haus!
Zu Bette legte ſich der Brave,
Und ſchlief den ſtarken Brummer aus.
Es war ihm wüſt und ſchlecht zu Muthe,
Doch ſang im Traume noch der Gute:
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

Und hat nachher auch unverdroſſen
Noch manchen guten Trunk gethan
Mit Zechkumpanen und Genoſſen,
Und ließ ſich gar nichts fechten an,
Iſt als ein frommer Chriſt verſchieden
Wohl ſeliglich. Er ruh' in Frieden!
„Trinkt, Brüder, trinkt!
Bis der Letzte ſinkt!“

---

38. Das Nadelöhr bei Ilefeld.

Von August Koptſch.

Bei Ilefeld da liegt ein Stein,
Hat durch und durch ein Oehr,
Damit iſt ein Brauch, der iſt nicht fein,
Und erluſtirt doch ſehr.
Der Amtmann will, er ſoll nicht ſein;
Allein was hilft ihm Drohn und Schrein?

Kaum fährt ein neuer Knecht in's Holz,
Flugs greifen die andern ihn,
Er muß ſich, ſei er noch ſo ſtolz,
Durch dieſes Oehr bemühn.
Er kriecht, ſie hau'n, und ſchreit der Knecht,
So iſt's den Andern eben recht.

Kauft er ſich aber les mit Geld,
So braucht er nicht erſt hinein;
Doch thut er's nicht, ſo muß der Held
Dreimal ſo durch den Stein;
Dann iſt er ein gemachter Mann,
Der Andre wieder hauen kann! —

Sucht man in dieſem Stück Moral,
So ſucht man ſich nicht todt:
Es geht damit wie überall,
Wer reich iſt, wehret Noth:
Beim Nadelöhr zu Jiefeld
Kommt man vorbei mit barem Geld.

Allein es kommt ein ander Oehr,
Das enger iſt wie das,
Da droben andre Knechte ſehr,
Und wehrt kein Geld den Spaß.
Wer da nicht durch kann, bleibt in Pein
Und ſollt' es auch ein König ſein!

39. Die Rothenburg.

Von Emanuel Geibel.

Der Dichter kommt mit leichtem Muth gezogen
Durch Wieſengründe und durch Kornespogen,
Da ſteigt vor ihm auf wald'gem Bergeskranze
Ein Schloß empor im Abendſonnenglanze.

Bald iſt der ſteile Gipfel kühn erklommen,
Bald hat den Gaſt der Burghof aufgenommen;
Dort ſtehn als Wächter, eingehüllt in Träume,
Die alten blüthenduftgen Lindenbäume.

Des Thores Wölbung iſt in Schutt zerfallen,
Und ungehindert tritt er in die Hallen,
In die mit goldnem Strahl die Sonne ſchauet,
In die von oben klar der Himmel blauet.

Auf einen moſ'gen Stein ſetzt er ſich ſchweigend,
Er ſtützt das Haupt, es in die Rechte neigend,
Und läßt in freiem Spiele die Gedanken
Sich mit dem Epheu um die Trümmer ranken:

„Du altes Schloß, wie biſt du ſtill geworden,
Und ſchollſt ſo laut einſt in der Luſt Accorden;
Wie iſt der helle Schmuck dir abgefallen,
Und glänzteſt einſt die herrlichſte von allen.

Hier fanden ſonſt zu Spiel und luſt'gem Feſte
In buntem Schwarm ſich hundert edle Gäſte;
Kein hoher Wandrer zog vorbei die Stätte,
Der unter deinem Dach geruht nicht hätte.

Nun ſpielen in des Windes leiſem Koſen
Hollunderſträuche nur und wilde Roſen,
Und nur der Sonne, nur des Mondes Schimmer,
In deinen Hallen raſten ſie noch immer.

Hier ſtürzte ſich in raſchen Melodien
Trompetenjubel von den Gallerien,
Die Schleppen rauſchten und die Sporen klangen,
Wenn ſich im Fackeltanz die Paare ſchwangen.

Jetzt hörſt du nur das Lied der Nachtigallen
Aus den umbüſchten Mauerblenden ſchallen,
Leuchtkäfer laſſen märchenhaft im Dunkeln
Dazu den lichten Reigen nächtlich funkeln.

Einſt ſchmückten Scharlachdecken dieſe Wände,
Durchwirkt mit lautern Goldes reicher Spende,
Vom grauen Thurme wehten bunte Fahnen,
Die ſtolzen Zeichen der erlauchten Ahnen.

Nun läßt das Abendroth die Purpurgluthen
In vollem Strom um deine Trümmer fluthen,
Und von den Zinnen ſeh' ich Epheuranken,
Vergänglichkeit! Dein grünes Banner ſchwanken.

Dort vom Altane ſah im Abendſtrahle
Des Burgherrn roſ'ge Tochter oft zum Thale,
Und barg geheimnißvoll im reinen Sinne
Den erſten ſüßen Blüthentraum der Minne.

Nun quellen Roſen aus des Söllers Spalten,
Die eben den verſchämten Kelch entfalten,
Und Schmetterlinge ſeh' ich ſtill daneben,
Die Geiſter jener Liebesträume, ſchweben.

Du altes Schloß, ich kann nicht um dich weinen,
Blüht holdes Leben doch aus deinen Steinen;
Wie eine Leiche hab' ich dich gefunden,
Der man den Sarg mit Blumen ſchön umwunden."

So ſprach der Dichter, und im Spätroth ſchienen
Ihm einen Gruß zu winken die Ruinen;
Er aber ſchritt, die Bruſt voll junger Lieder,
Vom alten Schloß zur goldnen Au hernieder.

40. Barbaroſſa.

Von Friedrich Rückert.

Der alte Barbaroſſa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen,
Mit ihr, zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht vom Flachſe,
Er iſt von Feuersgluth,
Iſt durch den Tiſch gewachſen
Worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

41. Der Spielmann.

Von L. G. Wenzel.

Es ſteht ein Spielmann vor der Thür:
Ruft ihn herein zum Feſte!
Er tritt wohl in den Saal herfür,
Er grüßt die muntern Gäſte:
Kennt ihr das Lied vom Rothbart nicht?
Spricht er mit ernſtem Angeſicht;
Das Lied will ich Euch ſingen.

Der Kaiſer kam an einen Fluß
Im heil'gen Krieg gezogen;
Sein Heer wagt nicht hinein den Fuß,
Er ſtürzt ſich in die Wogen.
Da ſank er in der Rüſtung ſchwer,
Es führt' ein Schiff den Leichnam her,
Zum Land der Väter über.

Und wie der Sarg, darin er ruht,
Berührt den theuren Boden,
Bewegt ſich drinnen neue Gluth
Und friſcher Lebensodem:

Der Träger Schaar erſchrocken ſtiebt,
Und als man nach dem Sarge ſieht,
Der Leichnam iſt verſchwunden.

Auf einem Berg, wie Sage ſeit,*)
In Thürings güldnen Auen,
Da iſt des Kaiſers Herrlichkeit**)
In einer Kluft zu ſchauen;
Sein Bart durchwuchs den ſteinern Tiſch,
Sein Angeſicht iſt roth und friſch,
Das Aug im Traum geſchloſſen.

Und nun vernehmt ein theures Wort,
Bewahrt 's im Herzensgrunde!
Ein grauer Spielmann hört' es dort
Aus Kaiſers eignem Munde:
„Wenn ſiebenhundert Jahr vorbei,
Dann laſſen mich die Geiſter frei,
Mein Volk auf's Neu' zu grüßen."

„Als Spielmann zieh ich dann umher,
Mich ſoll kein Aug' entdecken;
Ich ſinge manche gute Mär,
Den alten Geiſt zu wecken;
Durch Liedeskraft und Gottes Hand
Erbau ich neu das Vaterland,
Ein' Burg auf ew'ge Zeiten.

„Und wenn das edle Werk vollbracht,
Nimm dann den Lebensmüden,
O Erd', in deine kühle Nacht,
Und gib ihm endlich Frieden!
Doch meinem Volk, dem gib mein Schwert,
Im heil'gen Kriege wohl bewährt
Zu neuen heil'gen Kriegen."

*) Spätere Lesart in Wetzels gesamm. Ged. (1838): wie Sage geht. H. B.
**) Spätere Lesart ebenda: Kaiſers Majeſtät. H. B.

Der Spielmann hebt den Römer auf
Und reicht ihn allen Gästen:
„Nehmt hin, das ist mein Geist, wohlauf!
Und denket mein im Besten!“
Und alle sehn, indem er spricht,
Verwandelt leuchten sein Gesicht,
Und flugs war er von hinnen.

---

42. Friedrich Rothbart.

Von Emanuel Geibel.

Tief im Schooße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie ehr'ne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Osterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelocktem Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hehren Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis des Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Reitt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das ehr'ne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg an seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

13. Barbaroſſa's erſtes Erwachen.

Geſchrieben 1829 von Ferdinand Freiligrath.

Es lag die goldne Aue
Im blut'gen Frührothſchein,
Als wär' mit blut'gem Thaue,
Beſprengt der gelbe Rain.
Früh blickte der Kyffhäuſer
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gekannte Kaiſer
Auf aus dem Schlummer fuhr.

Er ſchaute zornesmuthig
Die Schaar der Diener an.
„Im tiefen Schlummer ruht' ich;
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh', Hohenſtaufe, Weh'!

Wer hat mit Schwertgeklimper
Geraſſelt hier zur Stund?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand, farbenbunt?
Wer hat mir Truggeſtalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrothe Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch ſaß ein Mann zu Throne,
Des Auge blickte liſt,
Und ſah mit finſterm Hohne
Herab auf ein Gerüſt;

Das ragte, ſchwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkshauf,
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die ſtanden obenauf.

Und zu der Knaben Seite,
Auf des Gerüſtes Höh'n,
Sah' ich, ein graus Geleite,
Den Henker warten ſtehn;
Er ſtand in rother Mütze,
Im ſcharlachrothen Rock;
Sein Schwert war ſeine Stütze;
Vor ihm der Todesblock.

Da ſchmetterten die Zinken
Mit hellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr ſein herrſchend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handſchuh unter's Volk;
Das murrt, wie, vom Gewitter
Erregt, ein Meereskolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Feſt auf den Eichenſtumpf.
Das Schwert mit Einem Streiche
Trennt es vom ſchlanken Rumpf.
Weit ſpritzt des Blutes Quelle;
Der König ſieht's und winkt,
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des Zweiten ſinkt.

Auf meine Wappenſchilder,
Die geberſt'nen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir ſolche Bilder?
Weh' hab' ich das erlaubt?

Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh', Hohenſtaufe, Weh'!"

Die Zwerge ſteh'n und zagen,
Und neigen das Geſicht
„Wer wollte ſolches wagen?
Wir, Herre, ſicher nicht!"
Zur ſelben Zeit ſah Neapel
Den jungen Konradin
Auf blutbeſpritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien.

Da fuhr der bärt'ge Kaiſer
Zuerſt empor vom Pfühl;
Sah träumend im Kyffhäuſer
Des eignen Stammes Ziel.
Er ſchilt und ſtarrt verwundert,
Und blinzt dann wieder ſtumm; —
Beinah war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

14. „Kyffhäuſer iſt der Berg genannt."

Von Heinrich Heine.

Kyffhäuſer iſt der Berg genannt,
Und drinnen iſt eine Höhle;
Die Ampeln erhellen ſo meiſterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marſtall iſt der erſte Saal
Und dort unten kann man ſehen
Viel tauſend Pferde, blank geſchirrt,
Die an den Krippen ſtehen.

Sie ſind geſattelt und gezäumt,
Jedoch von dieſen Roſſen
Kein einziges wiehert, kein einziges ſtampft,
Sind ſtill, wie aus Eiſen gegoſſen.

Im zweiten Saale, auf der Streu
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tauſend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegeriſch trotzigen Zügen.

Sie ſind gerüſtet von Kopf bis Fuß,
Doch alle dieſe Braven,
Sie rühren ſich nicht, bewegen ſich nicht,
Sie liegen feſt und ſchlafen.

Hochaufgeſtapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harniſche, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkiſche Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug
Um eine Trophäe zu bilden;
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe iſt ſchwarz-roth-gülden.

Der Kaiſer bewohnt den vierten Saal;
Schon ſeit Jahrhunderten ſitzt er
Auf ſteinernem Stuhl, an ſteinernem Tiſch,
Das Haupt auf den Armen ſtützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Iſt roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zuſammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig sich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd! zu Pferde!
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Lautrasselnd empor von der Erde.

Ein Jeder schwingt sich auf sein Roß,
Das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

45. Mägdesprung.

Nach Hans Christian Andersen.

Als ich mich dem Mägdesprung näherte, ging die Sonne unter; es war ein vollkommenes Halbdunkel auf dem Wege zwischen den Bergwänden, aber das Licht fiel desto stärker auf die Gipfel der Bäume, welche lange, schwarze Schatten warfen. Hier holte ich zwei Schüler ein, mit denen ich auf dem Brocken zusammen gewesen war; der eine war aus Berlin, der andere aus Magdeburg: sie waren während ihrer Schulferien in die große Natur hinausgestattet.

Bald sahen wir das schwarze eiserne Kreuz auf dem Felsen über uns, von dem sich, wie die Sage erzählt, ein junges Mädchen herabstürzte, als der fürstliche Liebhaber ihr nachsetzte; doch fand sie nicht den Tod, der liebe Gott ließ den Wind sie langsam herabtragen, wo die wilden Brombeeren zwischen den Felsen wachsen. Es wird erzählt, daß zwei Riesenmädchen hier auf der steilen Felswand spielten; die Eine hüpfte über den großen Abhang weg, wo jetzt der Weg geht, aber die Andere fand den Sprung doch

etwas bedenklich; sie zögerte erst ein wenig, sprang dann aber doch zu, sodaß ein Abdruck ihres Fußes im Stein blieb. Ein Bauer, der unten pflügte, sah dies, und lachte über die große Dame, weswegen sie ihn mit seinem Pflug und seinen Ochsen in ihre Schürze nahm und ihn mit nach Hause in die Berge brachte.

Es sind nicht bloß die großen Felsmassen mit ihren unübersehbaren Waldungen, das hohe Gebüsch, das sich über den brausenden Fluß hinschlängelt, oder die todte Steinmasse eines halb verfallenen Gebäudes, welche diese Gegend romantisch machen; erst wenn sich an diese Natur die eine oder andere Sage knüpft, erscheint das Ganze in seiner vollkommenen magischen Beleuchtung, die es so recht hervorhebt; dann bekommen die todten Massen Leben, es ist keine todte Dekoration mehr, es kommt Handlung hinein. Jedes Blatt, jede Blume steht da wie ein redender Vogel und die Quelle wie eine singende Fontaine, die ihre ewig rieselnden Accorde zu diesem Melodrama der Geister schlägt.

Die Gegend rund umher bekam einen doppelten Reiz für mich durch ihre Sagen; auch auf diesem Wege war Leben und Bewegung; wir begegneten Kohlenbrennern mit schwarzen characteristischen Gesichtern und Bauermädchen, die wie Milch und Blut aussahen. Ein kleiner Fluß, die Selke, rauschte an uns vorüber; der erzählte gewiß, was wir übrigens selbst sahen, daß Alles sehr schön sei.

Bald hörten wir Geräusch aus den zahlreichen Werkstätten; wir stiegen nach dem merkwürdigen eisernen Obelisken hinauf, den der Herzog hier im Jahre 1812 zum Gedächtniß seines verstorbenen Vaters hatte errichten lassen. Wir schrieben unsere Namen mit Bleistift an denselben, wie so viele Andere vor uns schon gethan hatten. „Unsterblich zu werden," das ist doch ein Gedanke, der selbst auf recht kindische Weise aus der warmen Menschenbrust hervorleuchtet. Bald werden Regen und Schnee diese bleistiftene Unsterblichkeit auslöschen und ein neues Geschlecht wird seinen Namen wieder dahin schreiben, bis endlich der Obelisk selbst von der Zeit ausgelöscht wird. So suchen auch wir auf der Lebensreise unsern Namen an den großen Obelisken der Welt anzuschreiben, wo ein Name dem andern Platz machen muß, bis diese

groſse Schreibtafel ſelbſt in Stücke gehen wird. Gott weiß es, welcher Name als der letzte darauf ſtehen wird! Wahrſcheinlich der des Baumeiſters, der ihn zu ſeiner eigenen Ehre und des Ganzen Verſchönerung aufrichtete.

---

46. Dammersfeld.

Von Guſtav Hepſe.

Wer das Glück hat, an einem Gebirge zu wohnen, der gebietet über einen Schatz poetiſcher Eindrücke, den er ſein ganzes Leben lang nicht erſchöpfen kann. Und wenn er in hundert Richtungen über Berg und Thal geſtreift iſt, immer noch wird er neue Thäler und Quellen, Wieſen und Baumgruppen, Felſen, Waſſerfälle und Köhlerhütten entdecken, von denen er keine Ahnung hatte. Reiſen wir ja doch immer nur in Linien, und ſelbſt die Dampfkraft kann uns nicht zur zweiten Dimenſion verhelfen. In der Ebene freilich, wo der Blick meilenweit rechts und links über das freie Feld hinfliegt, da gelüſtet uns ſelten nach dieſer zweiten Dimenſion des Wanderns, wir haben oft an der einen ſchon zu viel. Im Gebirge aber, wo Berg und Wald die eng herantretenden, ewig wechſelnden Decorationen bilden, wo jeder vorſpringende Fels, jeder Buſch ein Geheimniß birgt, jeder ſeitwärts in's Holz ſchlüpfende Fußpfad uns wie ein Fragezeichen anſchaut: da möchten wir gern uns vervielfältigen, um alle Wege zugleich zu verfolgen.

Auch der Harz, obwohl die Cultur ihn immer dichter mit ihrem Netze von Kunſtſtraßen umſtrickt und jede verfallende Burg durch ein Wirthshaus zu erſetzen ſucht, iſt ſolch ein unerſchöpfliches Gebiet poetiſcher Anregungen; und wer mit ihm vertraut genug iſt, um ſich bei beharrlicher Verfolgung einer Richtung über kurz oder lang wieder auf bekannten Pfaden zu finden, den wandelt nicht ſelten die Luſt an, ſich auf Stunden einmal der Führung des Zufalls zu überlaſſen und ſich planlos mitten in den Wald hineinzuſchlagen. Viel zu wagen iſt dabei nicht, zumal

wenn die Sonne noch hoch ſteht und ein Butterbrot in der Taſche einen ſoliden Damm gegen die etwanigen proſaiſchen Störungen des Magens bildet. Wohl aber iſt Manches zu gewinnen. Manch reizendes Plätzchen, von dem weder die lebendigen, noch die gedruckten Harzführer wiſſen, manch aufſpringendes Rudel Hirſche, das der gewöhnliche Touriſt kaum zu ſehen bekommt, oder wenigſtens ein einſam hämmernder Specht, eine gurrende Holztaube oder ein luſtiges Eichhorn, die wir ſtill belauſchen und die in uns vielleicht dem erſten Menſchen begegnen. Manchmal überraſchen uns aber auch Eindrücke, auf die wir ſelbſt in dieſer Wunderwelt des grünen Waldes nicht gefaßt waren. —

Es war ein ſchöner Auguſtmorgen. Ich hatte die Trümmer der Heinrichsburg durchkrochen und ſchlug die Straße nach Ballenſtedt ein, doch mit dem Vorſatze, dem erſten beſten Seitenwege zu folgen, der ſich von der ſtaubigen Chauſſee abzweigte. Kaum tauſend Schritte aufwärts, und einer der ſchönen Fürſtenwege, von denen der Anhältiſche Harz durchſchnitten wird, lief rechtsab in die Tannen. Ihn verfolgend, kam ich bald zu einer Lichtung. Ein alter Rehbock, den ich ſchon von weitem dort erblickte, ſah lange verwundert in den dunklen Weg herein und zog ſich bei meinem Näherkommen mit einigen Sätzen in den Wald zurück. Als ich heraustrat, war es überall ſtill und einſam, von Menſchen und Thieren weit umher keine Spur. Ein Wieſenthal zog rechts zur Selke hinunter; ſein oberer Theil hatte früher offenbar als Teich gedient, denn ein jetzt durchbrochener und mit hohem Gras bedeckter Damm legte ſich quer über daſſelbe hin. Hinter ihm ſtieg ein vom Walde entblößter, nur ſpärlich mit Stauden bewachſener Hügel auf, und einige hundert Schritte weiter erhob ſich wieder der Hochwald. Aber ſieh; dort unten, wo der Teichdamm den Saum des Tannenwaldes berührt, lag da nicht ein Gärtchen? Ein blankes Stacket umſchloß einen viereckigen Platz von der Größe einer mäßigen Stube, und doch waren ſogar Bäume hineingepflanzt. Ich trat näher. Acht Lärchenbäume ſtanden um ein großes, eingeſunkenes Grab. — Wer mochte hier ruhen? Wer in aller Welt war es, dem die Einſamkeit des Grabes noch nicht einſam genug

ſchien, daß er ſich hier in dieſe Wildniß betten ließ? Oder war es ein Ausgeſtoßener, Geächteter? Aber wer hätte ihm dann die Bäume um das Grab gepflanzt und es ſo ſorgfältig mit einem Stacket umgeben! Ich ſuchte in allen Winkeln meines Gedächtniſſes. Endlich fand ich eine Spur; ja, das mußte der Kirchhof von Dammersfeld ſein, und die hier ruhten, weit entfernt von allen menſchlichen Wohnungen und noch viel weiter von ihrer Heimat, das waren ein paar biedere Schweizer.

Vor fünfzig Jahren noch war dieſe Gegend nicht ſo wild und einſam wie heute. Sie war der Wohnſitz einer Mennoniten-Familie, die der goldene Zauberſtab eines Fürſten aus den Bergen der Schweiz hierher verſetzt hatte. Fürſt Friedrich Albrecht von Bernburg wollte durch Schweizer ſeine Viehzucht verbeſſern und wählte hierzu im Jahre 1787 den Platz, den er ſchon früher für ein Geſtüt benutzt und auf welchem vor vielen hundert Jahren das Benedictinerkloſter Thankmarsfelde geſtanden hatte. Wo jetzt vielleicht in ſtillen Nächten der Fuchs bellt, da lag der Hofhund an der Kette und bewachte den Eingang zur Meierei. Zwei ältere, ehrwürdige Männer mit langem, über die Bruſt reichendem Bart und zwei ſchlanke, kräftige Jünglinge gingen geſchäftig aus und ein; drinnen aber wirthſchaftete ein ſauber gekleidetes Mütterchen mit ihren zwei blühenden Töchtern. Rund umher weideten feiſte Kühe, und ihr harmoniſches Glockengeläut tönte weithin durch den Wald, und wo es halb verloren in das Ohr eines Wanderers traf, da war es wie eine dunkle Erinnerung aus der Kindheit. Die Schweizer aber hörten das Glockenläuten den ganzen Tag und mußten daher immer an ihre Heimat denken. Berge hatten ſie hier zwar auch, doch waren es nicht die Schweizer Berge, und der wunderliche Eigenſinn, den ſie Heimweh nennen, läßt ſich durch Aehnlichkeiten nicht täuſchen und beſchwichtigen. Dem Fürſten jedoch that das Heimweh der Schweizer keinen Schaden, denn ihr Käſe war ganz vortrefflich. Ob er völlig dem Schweizer glich weiß ich nicht, und freilich waren Luft und Waſſer und die ſchönen Alpentriften nicht mit herübergekommen; das aber weiß ich, daß es manchen verirrten Harzwanderer an dem runden Tiſche der

Familie Sommer beſſer geſchmeckt hat, als den Herrſchaften an der fürſtlichen Tafel, und daß mancher betagte Bürger in Ballenſtedt und Gernrode noch heute ſeinen Enkeln von der ſchönen ſauren Milch erzählt, die er 'als Knabe „auf dem Dammer'ſchen Felde" gegeſſen. Einer jener Harzwandrer iſt es auch, nämlich der Student C. W. Spieker aus Halle (ſpäter Superintendent in Frankfurt a. d. O.), durch den wir mit der Familie Sommer näher bekannt werden;*) denn wenn er auch ihren Namen und den der Meierei nicht nennt, vielleicht beide ſelbſt nie erfahren hat, ſo iſt doch kein Zweifel darüber, daß er von Dammersfeld redet. Es war in den Pfingſtferien des Jahres 1800, als er ſich mit drei Studiengenoſſen auf dem Wege von Ballenſtedt nach dem Stubenberge hierher verirrte, weil die Geſellſchaft einen links in's Holz führenden Fußpfad eingeſchlagen hatte. Der erſte Empfang war kein freundlicher. Die Hofhunde hatten von ſchweizeriſcher Gaſtfreundſchaft noch wenig gelernt, ja einer von ihnen war unzart genug, als Unterpfand für die etwanige Zeche einem der Studenten den halben Rockſchoß zu nehmen. Aber die Familie Sommer machte Alles wieder gut. Von einem „lieben, freundlichen Mädchen" in die Stube eingelaſſen, traten die verirrten Muſenſöhne in den zur Abendandacht verſammelten Familienkreis und wurden von dem ehrwürdigen Haupte deſſelben herzlich bewillkommnet. Schnell war für ſie der Tiſch gedeckt, und während ſie tapfer ſchmauſten und ihre Blicke an der überall herrſchenden Sauberkeit, an der maleriſchen Tracht, wie an den anmuthigen Geſtalten und blühenden Geſichtern ihrer Umgebungen weideten, ließen ſie ſich von dem Alten von ſeiner Heimath erzählen, und das mühſam verhaltene Heimweh, das dabei aus Aller Augen brach, flößte unſern Wandrern ſelbſt eine tiefe Sehnſucht nach der Schweiz ein. Erſt ſpät trennten ſie ſich von den wackern Leuten,

*) Meine Reiſe von Halle nach dem Brocken in dem Jahre 1802. Von C. W. Spieker. Halle 1803. S. 36—39. — Das Jahr 1802 auf dem Titel iſt falſch und ſollte dem Buche wohl nur den Reiz größerer Neuheit geben; denn daß die Reiſe ſchon zwei Jahre früher gemacht wurde, ergibt ſich aus der weiter unten citirten Schrift deſſelben Verfaſſers. O. K.

von einem der Söhne noch eine gute Strecke durch den Wald begleitet.

Als Spieker funfzig Jahre später den Harz wieder besuchte, sah er sich auch nach seinen Schweizern um, aber er fand sie nicht mehr. Freilich suchte er sie auch nicht am rechten Orte; denn Wilhelmshof, in welchem er die gastfreundliche Meierei wiederzuerkennen glaubte,*) liegt weitab auf der andern Seite des Selkethals und ist niemals der Aufenthalt von Schweizern gewesen. Aber hätte er sich auch richtig nach Dammersfeld gefunden, die Meierei hätte er doch nicht wieder gesehen; denn schon im Jahre 1816 brach man die Meierei ab, die Familie Sommer zog wieder nach ihrer Heimat und ließ am Harze nichts zurück als einen guten Namen und dieses einsame Grab, in welchem das alte Ehepaar ruht. —

Die alte Försterin im Sternhause, die in der Nähe ihre Wiese hat, hegt einen stillen Wunsch. „Dort möcht' ich mich auch begraben lassen", sagte sie, als ich sie über die Schweizer befragte, „dort, wo es allezeit so still ist und kein Freund, kein Feind vorübergeht."

---

47. Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

Von Gottfried August Bürger.

Im Garten des Pfarrers von Taubenhain,
Geht's irre bei Nacht in der Laube,
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
Da raffelt, da flattert und sträubet es sich,
Wie gegen den Falken die Taube.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß;
Da wehen die Lüftchen so schaurig. —

*) Der Harz. Seine Geschichte, Ruinen und Sagen. Zwei Reisen in den Jahren 1850 und 1850 von C. W. Spieker. Berlin 1853. S. 109. G. H.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain
War ſchuldlos, wie ein Täubchen.
Das Mädel war jung, war lieblich und fein;
Viel ritten der Freier nach Taubenhain,
Und wünſchten Roſetten zum Weibchen. —

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenſeit des Baches vom Hügel,
Blinkt ſtattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,*)
Die Mauern, wie Silber, die Dächer, wie Stahl,
Die Fenſter, wie brennende Spiegel.

Da trieb es der Junker von Falkenſtein,
In Hüll' und in Füll' und in Freude,
Dem Jüngferchen lacht' in die Augen das Schloß,
Ihm lacht' in das Herzchen der Junker zu Roß
Im funkelnden Jägergeſchmeide. —

Er ſchrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier,
Umrändelt mit goldenen Kanten.
Er ſchickt' ihr ſein Bildniß, ſo lachend und hold,
Verſteckt in ein Herzchen von Perlen und Gold;
Dabei war ein Ring mit Demanten. —

„Laß du ſie nur reiten und fahren und gehn!
Laß du ſie ſich werben zu Schanden!
Roſettchen, dir iſt wohl was Beſſers beſcheert.
Ich achte des ſtattlichſten Ritters dich werth,
Beliehen mit Leuten und Landen.

Ich hab' ein gut Wörtchen zu koſen mit dir;
Das muß ich dir heimlich vertrauen.
Drauf hätt' ich gern heimlich erwünſchten Beſcheid.
Lieb' Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;
Sei wacker und laß dir nicht grauen!

*) Trotz dieſer Stelle iſt Pauſfelde (Taubenhain) vom Falkenſteine aus nicht zu ſehen, noch weniger vom Falkenthale aus. A. V.

Heut Mitternacht horch auf den Wachtelgeſang,
Im Weizenfeld hinter dem Garten;
Ein Nachtigallmännchen wird locken die Braut,
Mit lieblichem tief aufflötenden Laut;
Sei wacker und laß mich nicht warten!"

Er kam in Mantel und Kappe vermummt,
Er kam um die Mitternachtsſtunde.
Er ſchlich, umgürtet mit Waffen und Wehr,
So leiſe, ſo leſe, wie Nebel, einher,
Und ſtillte mit Brocken die Hunde.

Er ſchlug der Wachtel hellgellenden Schlag,
Im Weizenfeld hinter dem Garten.
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut
Mit lieblichem tief aufflötenden Laut;
Und Röschen, ach! — ließ ihn nicht warten. —

Er wußte ſein Wörtchen ſo traulich und ſüß
In Ohr und Herz ihr zu girren! —
Ach, Liebender Glaube iſt willig und zahm!
Er ſparte kein Locken, die ſchüchterne Scham
Zu ſeinem Gelüſte zu kirren.

Er ſchwur ſich bei Allem, was heilig und hehr,
Auf ewig zu ihrem Getreuen.
Und als ſie ſich ſträubte, und als er ſie zog,
Vermaß er ſich theuer, vermaß er ſich hoch:
„Lieb Mädel, es ſoll dich nicht reuen!"

Er zog ſie zur Laube, ſo düſter und ſtill,
Von blühenden Bohnen umduftet.
Da pocht' ihr das Herzchen; da ſchwoll ihr die Bruſt;
Da wurde vom glühenden Hauche der Luſt
Die Unſchuld zu Tode vergiftet. — — —

Bald, als auf duftendem Bohnenbeet
Die röthlichen Blumen verblühten,
Da wurde dem Mädel ſo übel und weh;
Da bleichten die roſichten Wangen zu Schnee;
Die funkelnden Augen verglühten.

Und als die Schote nun allgemach
Sich dehnt' in die Breit' und Länge;
Als Erdbeer' und Kirſche ſich röthet' und ſchwoll;
Da wurde dem Mädel das Brüſtchen zu voll,
Das ſeidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,
Hub's an ſich zu regen und ſtrecken.
Und als der Herbſtwind über die Flur
Und über die Stoppel des Hafers fuhr,
Da konnte ſie's nicht mehr verſtecken.

Der Vater, ein harter und zorniger Mann,
Schalt laut die arme Roſette:
„Haſt du dir erbuhlt für die Wiege das Kind,
So hebe dich mir aus den Augen geſchwind,
Und ſchaff' auch den Mann dir in's Bette!"

Er ſchlang ihr fliegendes Haar um die Fauſt;
Er hieb ſie mit knotigen Riemen.
Er hieb, das ſchallte ſo ſchrecklich und laut!
Er hieb ihr die ſammtene Lilienhaut
Voll ſchwellender blutiger Striemen.

Er ſtieß ſie hinaus in der finſterſten Nacht
Bei eiſigem Regen und Winden.
Sie klimmt' am dornigen Felſen empor,
Und tappte ſich fort bis an Falkenſteins Thor,
Dem Liebſten ihr Leid zu verkünden. —

O weh' mir, daß du mich zur Mutter gemacht,
Bevor du mich machteſt zum Weibe!
Sieh her! ſieh her! Mit Jammer und Hohn
Trag' ich nun dafür den ſchmerzlichen Lohn
An meinem zerſchlagenen Leibe!"

Sie warf ſich ihm bitterlich ſchluchzend an's Herz;
Sie bat, ſie beſchwur ihn mit Zähren:
„O mach' es nun gut, was du übel gemacht!
Biſt du es, der ſo mich in Schande gebracht,
So bring' auch mich wieder zu Ehren!" —

„Arm Närrchen, verſetzt' er, das thut mir ja leid!
Wir wollen 's am Alten ſchon rächen.
Erſt gib dich zufrieden und harre bei mir!
Ich will dich ſchon hegen und pflegen allhier.
Dann wollen wir's ferner beſprechen." —

„Ach, hier iſt kein Säumen, kein Pflegen, noch Ruhn!
Das bringt mich nicht wieder zu Ehren.
Haſt du einſt treulich geſchworen der Braut,
So laß auch an Gottes Altare nun laut
Vor Prieſter und Zeugen es hören!"

„Ho, Närrchen, ſo hab' ich es nimmer gemeint!
Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?
Ich bin ja entſproſſen aus adligem Blut.
Nur Gleiches zu Gleichem geſellet ſich gut;
Sonſt müßte mein Stamm ſich ja ſchämen.

Lieb Närrchen, ich hatte dir's, wie ich's gemeint:
Mein Liebchen ſollſt immerdar bleiben.
Und wenn dir mein wackerer Jäger*) gefällt,
So laſſ' ich's mir koſten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben." —

*) Angeblich auf dem „Gartenhause.

„Daß Gott dich! du ſchändlicher, bübiſcher Mann! —
Daß Gott dich zur Hölle verdamme! —
Entehr' ich als Gattin dein adliges Blut,
Warum denn, o Böſewicht, war ich einſt gut
Für deine unehrliche Flamme? —

So geh' denn und nimm dir ein adliges Weib! —
Das Blättchen ſoll ſchrecklich ſich wenden!
Gott ſiehet und höret und richtet uns recht.
So müſſe dereinſt dein niedrigſter Knecht
Das adlige Bette dir ſchänden!

Dann fühle, Verräther, dann fühle, wie's thut,
An Ehr' und an Glück zu verzweifeln!
Dann ſtoß' an die Mauer die ſchändliche Stirn,
Und jag' eine Kugel dir fluchend durch's Hirn!
Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln!"

Sie riß ſich zuſammen, ſie raffte ſich auf,
Sie rannte verzweifelnd von hinnen,
Mit blutigen Füßen, durch Diſtel und Dorn,
Durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und Zorn
Zerrüttet an allen fünf Sinnen.

„Wohin nun, wohin, o barmherziger Gott,
Wohin nun auf Erden mich wenden?"
Sie rannte, verzweifelnd an Ehr' und an Glück,
Und kam in den Garten der Heimat zurück,
Ihr klägliches Leben zu enden.

Sie taumelt', an Händen und Füßen verklomt,
Sie kroch zur unſeligen Laube;
Und jach durchzuckte ſie Weh auf Weh,
Auf ärmlichem Lager, beſtreuet mit Schnee,
Von Reiſig und raſſelndem Laube.

Es wand ihr ein Knäbchen ſich weinend vom Schooß
Bei wildem unſäglichen Schmerze.
Und als das Knäbchen geboren war,
Da riß ſie die ſilberne Nadel vom Haar,
Und ſtieß ſie dem Knaben in's Herze.

Erſt, als ſie vollendet die blutige That,
Mußt', ach! ihr Wahnſinn ſich enden.
Kalt wehten Entſetzen und Grauſen ſie an.
„O Jeſu, mein Heiland, was hab' ich gethan?"
Sie wand ſich das Haſt von den Händen.

Sie kratzte mit blutigen Nägeln ein Grab
Am ſchilfigen Unkengeſtade.
„Da ruh' Du, mein Armes, da ruh' nun in Gott,
Geborgen auf immer vor Elend und Spott! —
Mich hacken die Raben vom Rade." — —

Das iſt das Flämmchen vom Unkenteich;
Das flimmert und flammert ſo traurig.
Das iſt das Plätzchen, da wächſt kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß!
Da wehen die Lüftchen ſo ſchaurig.

Hoch hinter dem Garten vom Rabenſtein,
Hoch über dem Steine vom Rade
Blickt, hohl und düſter, ein Schädel herab,
Das iſt ihr Schädel, der blicket auf's Grab,
Drei Spannen lang an dem Geſtade.

Allnächtlich herunter vom Rabenſtein,
Allnächtlich herunter vom Rade,
Huſcht bleich und neckiſch ein Schattengeſicht,
Will löſchen das Flämmchen, und kann es doch nicht,
Und winket am Unkengeſtade.

48. Bürger's Heimat in der Grafschaft Falkenstein.

Von Heinrich Pröhle.

Gottfried August Bürger wurde am 31. December 1746 in Molmerswende (nicht Wolmerswende) geboren. Dieser Ort liegt am Harze, zwei Stunden von dem berühmten Schlosse Falkenstein entfernt. Das Schloß gehört dem in den Grafenstand erhobenen Herrn Oberjägermeister von der Asseburg, bei welchem Friedrich Wilhelm IV., in neuerer Zeit aber bald der Kronprinz von Preußen, bald Graf Bismark zur Jagd war. Auch das Dorf Molmerswende liegt im Gerichtssprengel dieser alten Burg. Eine Tradition, welche in die Handbücher für Harzreisende übergegangen ist, verlegt die Begebenheit, die Bürger in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" erzählt, in die Gegend zwischen dem Falkenstein und Molmerswende. Der Gedanke lag nahe, denn das Schloß, das der armen Pfarrerstochter so in die Augen lachte, wird in dem Gedichte selbst Falkenstein genannt. In der Beschreibung von Taubenhain will man das nahe Dorf Pansfelde erkennen. Dort wird noch „das Weizenfeld hinter dem Garten" gezeigt, wohin „der stattliche Junker" das Mädchen durch den Wachtelschlag rief; ferner im Garten selbst die Stelle, wo des Pfarrers Tochter ihr Kind mit der goldnen Nadel umgebracht haben soll, —

(Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß)

und in größerer Entfernung der Unkenteich, neben dem die Kindesmörderin gerichtet wurde. Jedoch hat Bürger in dieser Ballade keine Sage erzählt, sondern nur ein Stück Dichtung und Wahrheit geschrieben. Folgendes hörte ich von meiner Großmutter Hebohm, einer geborenen Günther aus dem jetzigen Kreise Aschersleben (in dem auch der Vater des schlesischen Dichters Günther zu Hause war), da sie als Predigerwittwe in Wippra lebte, etwa 1843 erzählen:

„Der Pfarrer Kutzbach von Pansfelde hatte zwei Töchter, die er jeden Sonntag mit auf den Falkenstein nahm, wo er in der kleinen, lieblichen Schloßkapelle predigen mußte. Später verführte ein Asseburg eine derselben. Dadurch ist die Ballade

Bürger's veranlaßt. Der Dichter hatte als Kind oft mit den Mädchen gespielt."

Wie, Großmutter! so unterbrach ich hier die Matrone, welche mir das an einem regnerischen Nachmittage in ihrem traulichen Predigerwittwen-Hause erzählte .... wie, sie hat das Knäblein nicht gleich mit der goldenen Nadel umgebracht?

„Ei bei Leibe nicht, mein liebes Kind! Wo denkst Du hin! Cousine Kutzbach! Nun ja, ihre Schwester hab' ich recht gut gekannt. Wir nannten uns immer Cousinen. Ich weiß aber wirklich nicht einmal warum, und Du brauchst nicht etwa zu denken, daß wir mit denen nahe verwandt sind. Die Andre ist mit ihrem Sohne nach Aschersleben gezogen. Nein, was wahr ist, das muß wahr bleiben: umgebracht hat sie ihn nicht. Das kann man ihr nicht nachsagen, das hat eine Andere gethan."

Eine Andere? fragte ich.

„Nun ja, freilich eine Andere. Ein Mädchen aus Molmerswende selbst, das Bürger gekannt haben muß, bekam ein uneheliches Kind. Dies wurde von der Famile derselben getödtet. Deshalb fand eine Hinrichtung, ehe Bürger seine Ballade dichtete, in der Grafschaft Falkenstein statt, wenn auch nicht am Unkenteiche."

Aus diesen beiden Vorfällen hauptsächlich hat also Bürger diese Ballade zusammengesetzt.

Ueber Bürger erfuhr ich aus jenem literarhistorischen Gespräche mit meiner Großmutter noch Folgendes: Sie hatte einmal auf Schloß Rammelburg am Fenster gestanden, als er mit seinem Freunde Göckingk, dessen Bruder dort Gerichtsamtmann war, über den Schloßhof ging. „Ach Gott, wie elend sah Bürger aus" — sagte sie — „man mußte ordentlich darüber erschrecken. Und doch dauerte es nachher noch mehrere Jahre, bis wir hörten, er sei nun auch gestorben." —

Bürger's Mutter, von der er ohne Zweifel die rege Sinnlichkeit, wie vom Vater das Phlegma in seiner Natur ererbt hat, und von der er selbst sagte, daß sie die bedeutendste Frau ihrer Zeit gewesen sein würde, wenn es ihr nicht an jeglicher Bildung gefehlt hätte, wurde mir als ein ziemlich boshaftes Weib geschildert,

welches den Bäumen im Garten einen Schaden anthat, als sie die Pfarre in Molmerswende räumte. Das war nun schlimm für die Großmutter, denn die nächsten Nachfolger verstanden nichts von der Baumzucht, und als diesen der Großvater zunächst als Pfarrer in Molmerswende folgte, mußte der erst wieder Birnen und Aepfel säen; da fehlte es denn in der Küche an Manchem. „Da muß man sich denn zu helfen wissen, liebes Kind. Auf Regen folget Sonnenschein. Aber den Bürger habe ich und Dein seliger Großvater immer lieb gehabt, und als wir dazumal wie Andere auf seine Werke subscribirt hatten, schnitten wir vorn aus dem ersten Bande sein Bildniß heraus, ließen es einrahmen und hängten es in dem Hause auf, wo die alte Madame ihn zur Welt gebracht hatte. Als später Dein Vater dort als Pfarrer einzog, der hielt nichts auf Bürger und sagte: er habe schlecht gelebt, und wurde sehr ernsthaft, wenn von ihm die Rede war. Aber das Bildniß hielt er doch in Ehren. War doch Deine Mutter an derselben Stelle geboren."

Wer wird es mir verargen, wenn ich am andern Morgen, wo ich meinen Stab weiter setzte und auch durch Molmerswende kam, vor dem Pfarrhofe still stand, und trotzdem, daß es erst sechs Uhr früh war, doch mich einen Augenblick versucht fühlte, ganz ungenirt bei dem Prediger einzutreten, um zu sehen, ob jenes schlichte Denkmal sich noch an der bewußten Stelle befand. Eben sowohl im Namen meiner Familie als meines Volkes hielt ich mich fast für berechtigt, den Herrn Pastor, der in Bürger's Geburtshause wohnt, — als den Nachfolger des alten Bürger — etwas zu contretiren. Als ich aber das Strohdach nicht mehr sah, von dem ich stets gehört hatte, sondern an seiner Stelle ein rothglänzendes Ziegeldach erblickte, da fürchtete ich, bei meinem Eintritte in das Haus noch mehr enttäuscht zu werden, und ging.

Auch war ich nicht allein. Mit mir stand an jenem Morgen auf dem Fahrwege vor diesem Hause Johanne Bürger, welche als Magd die kleine Wirthschaft meiner Großmutter führte und heute ihren Eltern in Pansfelde einen Besuch abstatten wollte, wobei sie es sich nicht nehmen ließ, bis dahin mein leichtes Ränz-

chen zu tragen. Pansfelde, von unſerm Dichter Taubenhain und von ſeinen Biographen Pomsfelde genannt, iſt ſchon von deſſen Arzte Dr. Althof richtig als der Stammort der Familie Bürger bezeichnet. Aus einem der erſten Häuſer des Dorfes hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier gab mir Johanne Bürger die Hand und trat ein, denn das war das Haus der Bürger und dort wohnten die Verwandten des unglücklichen Dichters, welche Muſikanten waren, und auf den Kindtaufen und Hochzeiten der Gegend ſpielten.

Langſam ging ich durch das Dorf, den Klängen lauſchend, die aus jenem Hauſe kamen, und ſtieg dann zum Falkenſteine auf, von dem es in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" heißt:

„Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenſeits des Baches am Hügel
Blickt ſtattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenſter wie brennende Spiegel."

Johanna Bürger bewohnt und beſitzt jetzt nach dem Tode ihrer Eltern und eines reichbegabten Bruders, der mit Gutzkow und Gubitz befreundet war, jenes oben erwähnte Haus in Pansfelde. Sie lebt von der Bewirthſchaftung einiger nachgelaſſenen Aecker und ſoll als Naturdichterin gelten. Meine Großmutter Hebehm iſt erſt vor etwa zehn Jahren geſtorben. Die ſorgfältigſten Nachforſchungen in Kirchenbüchern zu Molmerſwende und Aſchersleben haben die Mittheilungen der merkwürdigen Frau lediglich beſtätigt.

49. Die Blume der Lauenburg.

Von C. A. Piedac.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze ſchimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüſten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das ſchimmert in blendender Lilientracht.

Es leuchtet einen Stundenſchlag
In's finſtre Thal hinunter;
Dann geht es wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort
Um einen geweihten Friedensort.

Und eine ſanfte Lichtgeſtalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt ſich empor, und wallt, und wallt,
Und ſchwindet in den Lüften,
Es wehet und ſäuſelt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal ſtand einſt ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und mooſig;
Da blühte Bertha ſtill und rein,
Ein Mägdlein, zart und roſig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die ſpielenden Lämmer der Wieſe ſchaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirſchen und nach Rehen:
Da ſah er früh im Morgenſtrahl
Am Zaun das Mägdlein ſtehen.
„Was ſchauſt Du hier," ſprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! Dort oben iſt mehr zu ſchaun!"

„Du ſollſt mein trautes Liebchen ſein,
Zu ſchön für eine Hütte." —
Doch Bertha ſprach: „Das kann nicht ſein!"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand ſie die Mutter am ſtillen Herd:
„Ach, Mutter! Der Junker hat mein begehrt." —

„Ob auch der Junker dein begehrt,
Laß dich ſein Schloß nicht blenden,
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus ſeinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, ſäume nicht, rette dich!“ —

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor ſeinem Dienerſchwarme?“
So weinte ſie und ſtürzte ſich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloſter, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

Da ſchmücket dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirſt du in grauſicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht.“

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,
Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!“
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker dies vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie riſſen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmend hinaufgebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!" —

„Du, Sohn Maria's!" rief ſie laut,
„Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſprecht,
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

Doch ſtill! ich hör' ein leiſes Wort;
Ich darf Erlöſung hoffen.
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!"
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geiſt der Engel, Tod,
In's ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſeh'n;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergeh'n.

Und wo ſich Bertha's Auge ſchloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproß
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandrer ſchaut,
Dann ruft es ihm nach wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still wie ein ſchauerlicher Strahl
Von ödem Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen!
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Verbeſſerungen.

S. 17 Z. 5 v. o. lies Anderſen.
S. 20 Z. 3 v. u. lies Wappen.
S. 22 Z. 3 v. u. lies Einſchluß.
S. 34 Z. 1 v. u. iſt nach unſern Wald ein Punkt zu ſetzen.
S. 35 Z. 3 v. u. lies arger Liſt.
S. 36 Z. 1 v. o. lies nun hier.
S. 36 Z. 4 v. o. lies erzählte.
S. 46 Z. 1 v. u. lies Litanei.
S. 48 Z. 2 v. u. lies Vorübergehn.
S. 76 Z. 4 v. o. lies wieder verloren hatte.
S. 76 Z. 5 v. o. iſt die Nummer 21 für 20 zu leſen.
S. 78 Z. 3 v. u. lies unſern Glauben.
S. 99 Z. 3 v. o. lies ſein.
S. 116 Z. 12 v. o. lies Vogelfang.
S. 120 Z. 4 v. o. lies manchem Helm.

Verzeichniß der benutzten Bücher.*)

Hans Christian Andersen's ſämmtliche Werke. Vom Verf. ſelbſt beſorgte Auflage. 8. Band. Leipzig, Wiedemann. Kl. 8.

Berthold Auerbach's Volkskalender für 1867. Berl., Dümmler. 8. 12½ Sgr.

(Baſſe) Hercynia. Ein Erinnerungsbuch für Harzreiſende. Quedlinburg und Leipzig bei Baſſe. 1823. 8. (328 Seiten). 1 Thlr. 10 Sgr.**)

L. Bechſtein, deutſches Dichterbuch. Eine Sammlung der beſten und kernhafteſten deutſchen Gedichte aus allen Jahrhunderten. 2. Auflage. Leipzig, Schlicke. 1854. Gr. 8. 326 S. 28 Sgr.

Bürger's ſämmtliche Werke in 4 Bänden. Göttingen, Dieterich. 1844. 8. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Freiligrath's Gedichte. 3. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 367 S. 1 Thlr.

Geibel's Gedichte. 38. Aufl. Berlin, Alexander Duncker. 1855. Miniaturausgabe. 343. S. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Goethe's ſämmtliche Werke in 40 Bänden. Stuttgart, Cotta. Klein 8.

---

*) Dieſe Bibliographie nimmt Rückſicht gerade auf diejenigen Ausgaben, welche den Abdrücken in unſerer Anthologie zu Grunde liegen. Uebrigens ſind die Preiſe, ſo weit es ſich mit jener erſten Rückſicht vereinigen ließ, ſo angegeben, wie ſie jetzt im Sortimentsbuchhandel gebräuchlich ſind. Mein Freund Schumann hierſelbſt hat mich bei Anfertigung dieſer Bibliographie unterſtützt.

**) Dies Buch, als deſſen Herausgeber ſich mir der jetzige Beſitzer der Baſſeſchen Buchhandlung ſelbſt zu erkennen gegeben hat, war die erſte Harzanthologie. Die unſere iſt die zweite. Baſſe gab nur Gedichte, überging den Ilſenſteinhäuſer, und konnte auch auf die Gedichte von Ernſt Schulze noch nicht gut aufmerkſam geworden ſein. Ich benutzte Baſſe's Buch nur S. 103. 104 für das an Stolberg's Bäßende erinnernde Gedicht Krugs von Nidda, welches ich in deſſen Gedichten nicht fand. Der Führer Hercynia aus Baſſe's Verlage, deren 4. Aufl. Heyſe S. 35. erwähnt, iſt ohne Zweifel ein ganz anderes Buch.

Heine's Deutſchland, ein Wintermärchen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 155 S. 1 Thlr.

— Harzreiſe. 2. Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. Miniaturausgabe. 160 S. 1 Thlr. 2 Sgr.

Heyſe's Beiträge zur Kenntniß des Harzes, ſeiner Geſchichte und Literatur. Aſchersleben, Beyer. 1857. Gr. 8. 126 S. 16 Sgr.

Hölty's Gedichte. Erſte vollſtändige Ausgabe, mit erweiterten biographiſchen Nachrichten eingeleitet von Friedr. Voigts. 2 Aufl. Hannover, Meyer. 1858. 16. 334 S. 1 Thlr. 10 Sgr.

Klopſtock's Werke. Oden 1. Bd. Leipzig, J. G. Göſchen. 1798. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

Kohl's deutſche Volksbilder und Naturanſichten aus dem Harze. Hannover, Rümpler. 1866. 444 S. Gr. 8.

Kopiſch' geſammelte Werke in 5 Bänden, herausgegeben von K. Böttticher. Berlin, 1856. 8.

Pröhle's Gedichte. Leipzig, Gräbner. 1857. 16. 22½ Sgr.

Roquette's Herr Heinrich. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

— Liederbuch. Stuttgart, Cotta. 1852. 16. 1 Thlr.

Rückert's Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1841. 8. 2 Thlr.

Ernſt Schulze's ſämmtliche poetiſche Werke. Mit Schulze's Biographie von Herm. Marggraff. 5 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1855. 16. 6 Thlr.

Stolberg, Graf Fr. Chriſtian und Friedrich Leopold, geſammelte Werke. Hamburg, Perthes. 1820—1825. Gr. 8. 10 Thlr.

Tiedge's Werke in 10 Bändchen. Herausgegeben von A. G. Eberhard. Halle, Renger. 1827—1833. 12. 2 Thlr. 10 Sgr.

Wetzel's geſammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funck. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 2 Thlr. 10 Sgr.

Zachariae's poetiſche Schriften. Neue rechtmäßige, vom Verfaſſer ſelbſt durchgeſehene Auflage. 2 Thle. Braunſchweig, Schulbuchhandlung. 1777. 2 Thlr. 10 Sgr.

Regiſter der Perſonen- und Ortsnamen.

Alexis (Willibald) 17.
Alexisbad VIII.
Althof 157.
Andersen (Hans Chriſtian) 60. 68. 74. 101. 141. 16. 163.
Auerbach (Berthold) 104. 18. 163.
Barbaroſſa 132. 137. 14.
Baſſe 163.
Baumann (F) 70.
Baumannshöhle 68. 93. 99.
Bechſtein (Ludwig) 125.
Behrens 14.
Berlinde 3. 5. X.
Bielshöhle 69.
Blankenburg 17.
Blocksberg 3. 71.
Blumenhagen 17.
Bodethal 53. 13.
Böttticher (K.) 104.
Buko von Halberſtadt 44.
Braunſchweig 5.
Brederlow 22.
Brocken 70. 7. 104.
Brockenbuch 16.
Bülow (Eduard von) 18.
Bürger (Gottfried Auguſt) 63. 147. 154.
Bürger (Johanna) 157.
Cantatelli 2.
Clausthal 6. 27.
Cramer 62.
Dammersfeld 143. 21.
v. Dehm 12. 22.
Eberhard 164.
Eiſenach 91.
Eisleben 35.
Ettersberg 92.
Ey 22.
Falkenſtein 148. 154.
Freiberg 27.
Freiligrath 41. 137. 18.
Friedrich Albrecht, Herzog von Bernburg 145.
Funk 164.
Gartenhaus 151.
Geibel 129. 135. 18.
Giſela (Nicolaus Dieterich) 9. 62.
Gleim 11. 53. 62.
Göckingk 32. 37. 9. 155.
Goethe 38. 76. 90. 6. 14. 15. 70. 163.
Goslar 100. 109. 116. 118. 120. 5. 16.
Gruppe 120.
Gubitz 157.
Gutzkow 157.
Halberſtadt 44.
Hakel 41.
Hakelberg 44.
Harzburg 104.
Heine (Heinrich) 108. 125. 139. 15. 17.
Heinrich der Finkler 51. 117.
Heſſe (Auguſt) 17.
Heyſe (Guſtav) 25. 143. 21. 2.
Hererich 3.
Hohenſtaufen 14.
Hölty 79. 164.
Holzmann 22.
Hübichenſtein 124.
Ilefeld 128.
Ilmenau 91.
Ilſe 101.
Ilſenthal 101.
Kaiſerswerth 116.
Kelle 10.
Klettenberg 125.
Klopſtock 61. 8. 52. 164.

Koſſewieſe 12.
Kohl (J. G.) 28. 19.
Kopiſch 128. 164.
Körner (Theodor) 13.
Krodo 20.
Krug von Nidda 103.
Kutzbach 154.
Kyffhäuſer 14. 18.
Lauenburg 157. 12. 17.
Leibrock (Guſtav Adolf) 63.
Lerbach 19.
Löwen 4. 7. 9.
Luther 35.
Mägdeſprung 141.
Marggraff (Herman) 15.
Matthiſſon 1.
Mendelsſohn - Bartholdy (Felix) 7.
Molmerſwende 154.
Nadelöhr bei Ilefeld 128.
Neinſtedt 9. 12.
Neues Haus 11.
Nordhauſen 92. 99.
Oberharz 22.
Opitz 5.
Oſchersleber Bruch 117.
Oſterode (Stadt) 125.
Pansfelde 148. 154.
Pleßburg 13. 81. 87.
Pleſſing 6. 90. 95.
Pope 4.
Prätorius (Johannes) 2.
Prockelberg 2.
Pröhle 34. 35. 44. 154.
Quedlinburg 51. 52. 20. 66.
Rammelsberg 100.
Recke (Eliſe von der) 11.
Regenſtein 63.
Reſewiz 62.
Rothbart 133. 135.
Requette (Otto) 70. 101. 18. 164.
Roßtrappe 57. 60. 61. 13.
Rothenburg 129.
Rückert 132. 13. 164.
Schulze (Ernſt) 73. 81. 123. 124. 3. 15.
Schwab 118.
Sommer (Mennonitenfamilie) 146.
Sonderehauſen 92.
Sonntag (Gaſtwirth auf der Roßtrappe) 60.
Spieker (C. W.) 146. 147.
Stedern (von) 11.
Steinholz 25.
Sternberg (Alexander von) 18.
Stolberg (Friedrich Leopold Graf zu) 31. 52. 8. 164.
Stubenrauch 108.
Thankmarsfelde 145.
Tiedge 53. 157. 10. 164.
Tiefer Georgſtollen 27.
Torfhaus (auch Borkenkrug, aber nur irrthümlich Brockenkrug genannt) 7.
Uhlenhuth 20.
Vogl 51.
Voigts 164.
Weimar 91.
Weller (E.) 3. 4.
Wernigerode 90. 38. 94. 6.
Wetzel 133. 14. 164.
Wildemann 123.
Wilhelmshof 147.
Wipper 35.
Zachariä (Friedr. Wilhelm) 122. 5. 164.
Zellerfeld 6.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

(Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 2.)

Der Harz.

Illustrirter Wegweiser,

völlig neu bearbeitet

von

Heinrich Pröhle.

Ein praktischer, vortrefflicher Führer auf der Harzreise. Unter den vielen überaus günstigen Recensionen wählen wir diejenige der Haude und Spener'schen Zeitung vom 6. Juni 1869 als sehr treffend aus, welche wie folgt lautet:

„Gern machen wir das reisende Publikum auf diese zehnte Auflage der Nr. 2. von Grieben's Reise-Bibliothek aufmerksam. Das Büchlein hat von kundigster Hand in der That eine vollständige Umarbeitung erfahren, die demselben zum höchsten Vortheil gereicht. Wenn irgend Jemand competent ist, über den Harz Auskunft zu geben, so ist es der Bearbeiter dieses Harzführers. Herr Dr. Pröhle hat seit Jahren der Kenntniß des Harzes die ausdauerndste und fruchtbarste Bemühung zugewandt. Die Sitten der Harzbewohner und ihre Sagen, die geschichtlichen Ereignisse und die Werke deutscher Dichter, die sich auf den Harz beziehen, hat er seit lange zum Gegenstande seiner Forschung gemacht: seine betreffenden Schriften sind S. 17 und 47 genannt. Aber ebenso unterrichtet zeigt sich der Verfasser über die physikalischen und geologischen Verhältnisse dieses merkwürdigsten unter dem nördlichsten Gebirgssysteme Deutschlands, und aus der reichhaltigsten Erfahrung heraus ertheilt er Auskunft über Gasthäuser und Preise, über Wege und Führer, Speisen und Getränke: seiner sorgsamen Aufmerksamkeit ist nichts entgangen. Wir selber, soweit wir seine Angaben mit eigenen Erfahrungen zu vergleichen vermögen, können erstere nur in allem bestätigen. — Der Verfasser hat für diejenigen, welche den Harz nur flüchtig durchstreifen, wie für diejenigen, die, um seine Schönheiten gründlich kennen zu lernen, einen längeren Zeitraum verwenden wollen, die nützlichsten Rathschläge gegeben. Ein System von 14 vorgeschlagenen Touren, die sich von dreitägiger bis zu siebzehntägiger Dauer erstrecken, ist dem Reisenden zur Auswahl vorgelegt und über alle wünschenswerthe Dinge in concisester Form gründliche Auskunft gegeben. Wer sich dem kundigen und zuverlässigen Führer anvertraut, wird reichlichen Anlaß haben, ihm dankbar zu sein. L."

Das Buch ist in allen Buchhandlungen vorräthig. (Preis 15 Sgr.)

Berlin. **Albert Goldschmidt's**

Verlags-Buchhandlung

Leipziger Platz 10.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der deutsche Unterricht

in

seinem Verhältnisse zur National-Literatur,

von

Heinrich Pröhle.

Berlin 1865. (97 S. 8.) Preis 15 Sgr.

Das literarische Centralblatt sagt in Nr. 47 von 1868: „Dem vermöge der Reichhaltigkeit des Inhaltes und des warmen Tones der Auseinandersetzung nicht minder als wegen der hervorragenden Bedeutung des Gegenstandes sehr beachtenswerthen Schriftchen die Theilnahme der Lehrer des Deutschen zu erhalten, oder wenn die Wellen des Jahres 1866 es von ihm weggetrieben haben sollten, neu zuzuwenden, mag diese verspätete Anzeige beitragen. Sie soll zugleich dem Verfasser den Wunsch aussprechen, mit den Capiteln, welche das Vorwort in Aussicht stellt, nicht länger zurückzuhalten; denn die von ihm begonnene Auseinandersetzung wird doch auch für die hier vorliegenden Capitel erst als beendet angesehen werden dürfen, wenn er das ganze Gebiet des deutschen Unterrichts an höhern Schulen behandelt hat."

Berlin.

W. Moeser.

Druck von W. Moeser in Berlin.

Heinrich Heine
und
der Harz.

Von

Heinrich Pröhle.

I. Heine's Bergidylle.
II. Heine's Harzreise.

Eigentum und Verlag
von E. A. Stolle's Hofbuchhandlung
Harzburg 1888

G.H.BIBL. z. WEIMAR

Dem Wirklichen Geheimen Rat

Herrn Dr. G. von Loeper

in Berlin,

dem bewährten Goetheforscher,
zur Erinnerung an die von ihm selbst im
Harzgebirge verlebten Tage

mit aufrichtiger Verehrung gewidmet.

I. Heine's Bergidylle.

Die Unterſuchung der Frage, ob und in wie weit Heine volkstümlich und wie er es geworden iſt, kann ſich nur an ſein „Bergidyll“ und die „Harzreiſe“ anſchließen. Ich gebe im Folgenden nicht bloß zum erſten male das Material für dieſe Unterſuchung, ſondern hoffe, die für Heine's Stellung in der deutſchen Litteratur entſcheidende Frage in unmittelbarem Zuſammenhange damit zu löſen.

Heine ſchrieb ſeine Harzreiſe 1824 in Göttingen. Dort war ungefähr ein Menſchenalter vorher Bürger geſtorben. Schon vor Abfaſſung der Harzreiſe war in einer einſichtsvollen Rezenſion[1]) ſeiner Gedichte geſagt worden, ſeit Bürger ſei der populäre Ton, der in ſeiner wahren Einfalt nur von einem wirklich großen Dichter erreicht werden kann, Niemand ſo gut gelungen als Heine. Der anonyme Kritiker hat aber eben ſo wenig wie Strodtmann zu erklären verſucht, auf welche Weiſe Heine, ohne jemals ſich für das deutſche Volkstum erwärmt zu haben, ſich den Volks-

[1]) Wieder abgedruckt bei Strodtmann, Heine's Leben I, S. 175 bis 182.

ton und besonders den Ton des Volksliedes aneignen konnte.

Wer nur den Glauben für die Voraussetzung des Volksliedes hält, wird sagen müssen, daß dieselbe bei Heine fehlt. Wer zwischen weltlichem und geistlichem Volksliede unterscheidet und nicht den naiven Volksglauben, sondern eine leidenschaftliche Sinnenliebe als den wesentlichen Inhalt des weltlichen Volksliedes betrachtet, wird schon anders urteilen müssen, wenn ihn auch bei Heine die Ironie und der Weltschmerz stört, der diesen Dichter kennzeichnet und den jener Rezensent noch „Höllenschmerz" nennt. Der Rezensent sieht bei Heine nur eine edle Schönheit, die durch ein Hohnlächeln verzerrt wird, Hoheit, die übergeht in Hochmut. Auf diese Weise, meint der Kritiker, werde der Zweck der Poesie allerdings verfehlt. Aber desto mehr habe Heine das Wesen derselben begriffen und beachtet. Wir werden am besten zum Ziele gelangen, wenn wir zunächst nur Heine's stilistische Entwickelung seit dem Einflusse der Rahel Varnhagen auf ihn in Berlin verfolgen.

Rahel bemerkte wie eine feinfühlende Lehrerin bald eine besondere Gabe des Stils an Heine, in welchem dann Varnhagen zuerst den Stil des deutschen Volksliedes erkannt zu haben scheint.[2]) Dieser Stil war

[2]) Strodtmann I. S. 132—134.

ihm selbst zwar fremdartig, aber doch schon durch Goethe lieb geworden. Rahel verlangte, daß die deutschen Dichter ein „Sieb im Ohr" hätten, welches nichts Schlechtes durchlasse, wobei sie vermutlich an rauhe und unmusikalische Silben und Worte dachte. Das feine Gehör ließ bei Heine keine hurre hurre hop hop hop, kein lyrum larum leier und keine der andern Wortmalereien mehr durch, welche Bürger's Balladen charakterisieren. Selbst Goethe's Lieder im Volkstone sollten nach der Ansicht des erwähnten Rezensenten mehr fremden Ballast enthalten, dagegen die Heine'schen Romanzen sowohl in Betreff des Stoffes als der Wendungen ganz original sein. Der Ansicht, daß Goethe viel mehr dem Volksliede entlehnt habe, als Heine, ist dieser selbst gewesen.[3]) Doch der anonyme Rezensent hatte schon gewußt, daß Goethe sich nur einzelne Strophen aneignete. Man muß ihm recht geben, daß Heine in seinen volkstümlichen Liedern immer Original ist, aber er hätte sich selbst sagen können, daß es bei Goethe nicht viel anders sei. Der Fischer und eigentlich auch der Erlkönig sind ganz Goethe's Eigentum. Die entlehnte Strophe in „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" ist einem Meistersänger nachgeahmt. Aber freilich, solche altfränkischen Reminiscenzen machen das Goethe'sche

[3]) Strodtmann I. S. 370.

Lied mitunter etwas schwerfälliger. Auch verleugnet Goethe niemals ganz die klassische Schule. Völlig über Bord werfen kann er den Gedanken an die Quantität der Silben auch in der Ballade nicht. Dagegen hat Heine im Schweiße seines Angesichtes während seines ganzen Lebens nur fünf richtige und einen falschen Hexameter gemacht. Er ist aufgewachsen unter dem Gesange französischer Chansons und deutscher Kriegslieder. Er kommt aus der Schule des Wunderhorns. Der abenteuerliche Tonfall der deutschen Volkslieder ist durch sein feines Gehör nicht beseitigt, sondern zu einem höchst musikalischen Rhythmus gesteigert worden. Auch dem Inhalte der Heine'schen Balladen fehlt der Rost des Altertums. Doch war der Pferdefuß, den jener ältere Rezensent dem Heine'schen Amor, und der Drachenschwanz, den Heine (incredibile dictu) selbst seiner Geliebten zuschreibt, z. B. in der Lorelei von dem mephistopheliſchen Balladendichter mit der Volksmythologie in eine interessante Verbindung gesetzt worden, an der nur hochgebildete Leser Anstoß nehmen.[4])

In der Lorelei, welche als Sirene gedacht ist, und noch mehr in seiner späteren ausführlichen Beschreibung der wilden Jagd hat Heine im Bilde der deutschen

[4]) Über Lorelei s. „Rheinlands schönste Geschichten und Sagen" von Pröhle S. 112–115.

Götterlehre auch die griechiſche verherrlicht. Es iſt wohl möglich, daß er vor ſeiner Beſchreibung der wilden Jagd Jakob Grimms Deutſche Mythologie geleſen hat und durch deſſen Vergleichungen darauf geführt iſt, zugleich den griechiſchen Olymp zu feiern. Wenn Heine ſich einen Hellenen nennt, ſo tritt er damit nicht für das klaſſiſche Altertum ein. Er will ſich nur als Gegner der chriſtlichen und jüdiſchen Religion bezeichnen. Selbſt der religiöſe Inhalt ſeiner Wallfahrt nach Kevlaar verflüchtigt ſich, wenn man den Urſprung dieſer Ballade kennt. Nicht bloß die Form, auch der Inhalt wird bei Heine durchgeſiebt, wie man an der Lorelei ſehen kann.

Eben ſo wenig wie die Religion bildet das deutſche Nationalgefühl den Inhalt der Heine'ſchen Balladen. Allerdings iſt ein kleiner Streit darüber entſtanden, ob Heine in der Harzreiſe oder in den Nordſeebildern mehr deutſch ſei.[5]) Um dieſe Frage zu entſcheiden, wird man wohl nachforſchen müſſen, wo Heine ſich etwa einmal mit der vaterländiſchen Geſchichte beſchäftigt hat. Dies iſt jedenfalls ſehr ſelten geſchehen und ſo viel ich mich erinnere, nur in der Harzreiſe. Das Lied „Ich bin die Prinzeſſin Ilſe" kommt ſeiner

[5]) Man ſehe meine Rezenſion des Heine behandelnden Heftes von Scherer's Literaturgeſchichte (1. Aufl.), in der Sonntagsbeilage der Voſſ. Ztg.

Lorelei nicht gleich, aber ſo deutſche Stellen, wie die vom „lieben Kaiſer Heinrich, der nun geſtorben iſt“ finden ſich in den Nordſeebildern nicht. Doch können wir deswegen nicht Heine überhaupt eine deutſch-nationale Geſinnung zuſchreiben. Schon viel früher als die Prinzeſſin Ilſe hatte er ſeine Grenadiere verfaßt. Wären dieſelben (ſo hatte der Rezenſent aus dem Anfange der zwanziger Jahre über ſie geſagt) in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ſo wäre das ein echtes franzöſiſches Volkslied: denn es bezieht ſich auf die franzöſiſche Geſchichte und ſpricht ganz aus dem Geiſte der alten Garde und ihrer Anhänglichkeit an den Kaiſer Napoleon heraus. Heine's politiſcher Standpunkt war und blieb ungefähr derjenige Forſters bei der Belagerung von Mainz. Der Dichter hielt an der Anſchauung jener Deutſchen feſt, welche noch in anderer Weiſe, als die geſchichtliche Entwickelung dies ſpäter gefordert hat, in dem Beginne der erſten franzöſiſchen Revolution den Ausbruch eines allgemeinen oder wenigſtens eines für Frankreich und Deutſchland gemeinſamen Völkerfrühlings erblickt hatten. So wurde Heine auch für Deutſchland, wie ſchon jener Rezenſent bemerkte, der Dichter des tiers état. Das Verdienſt, welches er ſich hierdurch um ſein Vaterland erwarb, wird nicht dadurch geſchmälert, daß ihm mitunter die farbenreichen Bilder fehlen, welche die Romantiker ihren beiden Lieblingsſtänden, dem

der Ritter und Geiſtlichen, entnahmen. Wohl aber iſt es zu bedauern, daß der dritte Stand bei den Deutſchen durch den ſubjektivſten aller Dichter ſo früh mit Blaſiertheit und Selbſtironie in Verbindung geſetzt wurde. Heine war alſo als Dichter ebenſo wenig deutſch-national wie tieferer Beziehungen zum Chriſtentume und Judentume teilhaftig, doch in einem gewiſſen allgemeineren und für die Gegenwart ziemlich bedeutungsvollen Sinne war er volkstümlich.

Er iſt durch die Schule der Romantiker gegangen, hielt ſich ſelbſt für einen ſolchen, und erſt der Rezenſent aus den zwanziger Jahren belehrte ihn, daß er es nicht ſei. August Wilhelm v. Schlegel war in Bonn ſein Lehrer. Deſſen Bruder Friedrich[6]) war es, dem Rahel das feine Gehör für die deutſche Sprache zuſchreiben zu wollen ſchien. Aber weit eher hätte dies Lob Wilhelm erteilt werden können, da ſchon Bürger in einer Vorrede zu ſeinen Gedichten Schlegel's Sonett „Sanft entſchläft ſich's an bemooſten Ufern“[7]) wegen ſeines Wohlklanges mit überſchwänglichem Lobe hatte abdrucken laſſen. A. W. v. Schlegel hatte als Studierender in Göttingen zu Bürger ähnliche Beziehungen gehabt, wie nun Heine

[6]) Strodtmann I. S. 132.

[7]) Wieder abgedruckt in der Ausgabe von Bürgers Werken von 1844 III S. 211.

zu ihm in Bonn. Konnte der junge Heine von Schlegel demnach über die Balladenform die beste Auskunft erhalten, so trat er auch mit Fouqué in Verbindung, welcher ihm allerdings bald mit Mißtrauen begegnen mußte, da Fouqué selbst Heine's Freunde Immermann den Angriff, den dieser 1817 gegen die ersten Burschenschafter gerichtet hatte, nicht verzieh.

Zuletzt, 1829, wurde Heine mit Achim von Arnim bekannt. Das Verhältnis mit ihm und mit Bettina wurde auch jetzt kein vertrautes.[8]) Doch hatte Arnim schon früher auf Heine durch das Wunderhorn einen ebenso bedeutenden Einfluß geübt als Goethe.[9]) Auch stand er ihm näher als mancher andere Romantiker, weil er jedenfalls ohne katholische Neigungen war. Arnim's Schwärmerei für das Deutsche Reich konnte von Heine leicht in einen modernen Liberalismus umgesetzt werden. Schon Wilhelm Grimm sagt in seiner Vorrede zu Arnim's Werken, gerade in der Arbeit, welche den Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit und gewiß

---

[8]) Strodtmann I. S. 146.

[9]) Kurz nachdem der hier vorliegende Aufsatz „Heine und der Harz" in No. 8, 10 und 12 der Sonntagsbeilage der Voss.-Ztg. von 1887 zuerst gedruckt war, erschien — zuerst in der Köln.-Ztg. — eine kurze Untersuchung über Heine's Beziehungen zum Wunderhorn.

mit überraſchender Einſicht und dem anmutigſten Farbenwechſel ſchildere — in den Kronenwächtern — habe Arnim mehr die Gegenwart als die Vergangenheit im Auge gehabt. Die Fragen, durch welche die Gegenwart geängſtigt werde, ſuche er „in jenen Verhältniſſen“ mit der Freiheit, die dem Dichter gezieme, zu löſen. Mit dieſen Worten ſteht es nicht im Widerſpruche, wenn ich behaupte, daß Arnims Kronenwächter auf Heine's Harzreiſe eingewirkt haben. Aus dem wunderbaren alten Schloſſe der Hohenſtaufen in den Kronenwächtern iſt Heine's Vergidylle in der Harzreiſe entſtanden. Ich werde dies beſonders durch die Versmaße der metriſchen Epiſoden in beiden Dichtungen beweiſen.

Der erſte Teil der Kronenwächter erſchien 1817. 1840 bildete er in Wilhelm Grimm's Ausgabe der Werke Arnims den dritten Band, wogegen in dieſer Ausgabe der vierte Band und damit auch der zweite Teil der Kronenwächter ganz ausgelaſſen war. Herr Geheimer Rat Herman Grimm, Arnim's Schwiegerſohn, hat die Güte gehabt, mir auf eine Anfrage deshalb zu ſchreiben: „Der zweite Teil der Kronenwächter erſchien in der Reihe der Arnim'ſchen Schriften zu einer Zeit, als mein Vater die Herausgabe nicht mehr leitete. Er beſteht in einer Zuſammenſtellung alles deſſen, was ſich in Arnims Nachlaß als Material einer Fortſetzung auffinden

ließ und ist insofern Bettina's Werk, als sie diese Fragmente ihrem Gutdünken nach ordnete. Hinzugesetzt hat sie meines Wissens nichts, auch tritt nirgends die Absicht hervor, die Bruchstücke zu verbinden, sondern es wurde aneinander gereiht, was an Geschriebenem vorlag. Es sind ganz herrliche Sachen darunter." Hiernach ist das, was Karl Goedeke über den fast unbekannt gebliebenen zweiten Teil der Kronenwächter sagt, zu ergänzen oder zu berichtigen. Heine hat bei Abfassung der Harzreise nur den ersten Teil der Kronenwächter gekannt.

Die Kronenwächter führen uns nach der kleinen schwäbischen Stadt Waiblingen, auf welche das Feldgeschrei „hie Welf! hie Waiblinger!" hinweist. Hier ist große Not, denn der Türmer ist gestorben und seine Wittwe ist zu dick geworden, um in die Stadt heruntersteigen zu können. Der Nachfolger des Türmers heiratet sie deshalb. Er ist einer der Kronenwächter gewesen, die im Schwarzwalde ein Schloß bewachen, worin sie seit dem Tode Konradins bis zur Zeit der Reformation stets einen Ritter mit Weib und Kind gefangen halten, der ein Nachkomme der Hohenstaufen ist. Die habsburgischen Kaiser haben eine dunkle und unbestimmte Kenntnis von diesem Schlosse und führen alle Bewegungen des Volkes, besonders den Bauernkrieg, in Gedanken auf die rätselhafte Kriegsmacht des heimlichen hohen-

ſtaufiſchen Kaiſers[10]) zurück. Dieſer iſt jedoch nur ein Spielball in den Händen der hohenſtaufiſchen Kronenwächter, welche das Schwert Karls des Großen beſitzen, das ſich ſpäter Immermann für ſeine Vehmgerichte beim Oberhofe angeeignet hat. Nicht ſo hoch wie ſeine Knappen ſteht der hohenſtaufiſche Ritter. Die Ehegattin, welche ſeine Gefangenſchaft unter den Prätorianern teilt, gleicht einer Bauerfrau oder einer Räuberbraut. Auch iſt noch eine Nebenfrau vorhanden. Zwei Söhne von den verſchiedenen Müttern werden von den in Parteien geſpaltenen Kronenwächtern bei Seite gebracht. Berthold, der am meiſten berechtigte Erbe, wird als Säugling auf ein Zeichen von dem Kronenwächter, der den Turm zu Waiblingen bewohnt, zum Turme empor gewunden. Die Erziehung des Findlings wird jedoch größtenteils dem Stadtſchreiber zu Waiblingen überlaſſen. Derſelbe iſt gleichfalls ein alter Kronenſoldat. In ſeiner Schule wird der hohenſtaufiſche Prinz ſchon als Jüngling ein Ausbund von Weisheit. Als er mit Apollonia, der Tochter des Bürgermeiſters, eine Liebſchaft anknüpft, bringt ihr Vater dieſe in's Kloſter. Später läßt er auch den Stadtſchreiber ins Gefängnis werfen. Allein dieſer nötigt Berthold, die Be-

[10]) Der heimliche Kaiſer hat auf Heine's „Deutſchland, ein Wintermärchen" gewirkt.

trügereien des Bürgermeisters aufzudecken. Dadurch wird der Stadtschreiber frei und Berthold zum Bürgermeister erhoben. Er ist indessen schon früher ein reicher Handelsherr geworden, weil er das wenige ihm von den Kronenwächtern zurückgelassene Geld angewandt hat, um das alte Kaiserschloß in Waiblingen zu kaufen, worauf dann ein Schneider dort mit ihm eine Tuchmacherei gegründet hat. Auf Einladung der Fugger begeben sich die Kaufleute von Waiblingen in die freie Reichsstadt, wo der Kaiser Turnier hält. Berthold, der Bürgermeister, trennt sich von seiner Gesellschaft und nimmt einer schönen Jungfrau wegen Quartier bei einer armen Wittwe, der Frau Zähringer. Frau Zähringer giebt sich Berthold als die vor Jahren aus dem Kloster entflohene Apollonia zu erkennen, die sich mit einem Landsknechte aus dem alten Geschlechte der Zähringer verheiratet hat. Da dieser wieder in den Krieg gezogen ist und vermutlich noch lebt, heiratet Berthold, der den höchsten Preis unter den Kämpfern aus dem Bürgerstande gewonnen hat, nicht die Mutter, sondern die Tochter. Alle ziehen wieder zusammen nach Waiblingen. Aber schon durch diese beiden Frauen drohen sich Berthold's Angelegenheiten so zu verwirren, daß der Hohenstaufe gleich dem Zähringer verschwindet und im Bauernkriege sein zweites Leben beginnt. Mit Luther ist er schon früher in Verbindung getreten, da er ihm

ein Pferd zu der bekannten Flucht aus der freien Reichsstadt überbracht hat.

In den Roman eingelegt sind „Hausmärchen“[11]) in Versen, die sich auf das Schloß beziehen. Der Kaiser selbst erblickt es auf der Gemsenjagd. An vielen Stellen sieht man es ähnlich wie in Heine's Bergidylle vor Augen. Bedeutungsvoll ist schon das mystische Gedicht „Laß, o Herr, das Werk der Zeiten.“[12]) In dem Gedichtchen „Grimmig schleicht er auf den Zehen“[13]) kommen dann schon ganz die zum Teil katalektischen Verse der Bergidylle zu Tage. So fährt Arnim in den folgenden Gedichten im Versmaße der Heine'schen Bergidylle fort. Nur diese vierfüßigen Trochäen können die „neue Sorte“ Verse sein, die Heine seiner Harzreise schon 1824 nachrühmte und wunderschön fand,[14]) wobei man jedoch die Bezeichnung als „neue Sorte“ von Versen selbst für Heine nicht buchstäblich nehmen darf. Faßt man Form und Inhalt zusammen, so hatte er zwar nicht durch die Prinzessin Ilse, welcher die Lorelei schon

[11]) S. 253. — Die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm hatten fünf Jahre früher, 1812, zu erscheinen angefangen.

[12]) S. 149—154. Nur die Zahl der Silben in den trochäischen Versen paßt hier nicht immer zu der Bergidylle.

[13]) S. 713.

[14]) Strodtmann I. S. 538. 539.

vorhergegangen war, wohl aber durch die Bergidylle sicherlich in den Liedern der Harzreise etwas Neues hingestellt. Leider blieb dies Neue bei ihm selbst einzig.

Zunächst war es der Inhalt, das Hausmärchen vom Schlosse in den Kronenwächtern, gewesen, was ihn angeregt hatte. Wenn Arnim das „dritte Bild" beginnt „Totenbleich tritt er zur Hütte"[15]), so beginnt Heine die Bergidylle in seiner Harzreise „Auf den Bergen steht die Hütte". Wenn Arnim bald darauf singt „Und ein Kind bringt Stuhl und Früchte", so erzählt Heine, welcher in dem „Lehnstuhl reich geschnitzt und wunderlich" sitzt, daß ein kleines Völkchen, Wichtelmännchen, in der Hütte Brot und Speck stiehlt. Im vierten Bilde heißt es dann bei Arnim:

Einen Brand nimmt da ein Geier,
Trägt ihn in das reife Feld,
Und des Armen Feld muß brennen,
Weil der Reiche fröhlich zecht,
Doch sie werden bald erkennen,
Daß noch lebt ein göttlich Recht.[16])

Und dann im „sechsten Bilde":

Seht, der neue Tag sieht prächtig
In die Herzen, in die Welt.[17])

---

[15]) S. 310.
[16]) S. 321.
[17]) S. 327.

Heine's Bergidylle beſteht aus drei Teilen, welche der Dichter mit größerem Rechte „Bilder“ hätte nennen können, als Arnim die Epiſoden, die in den Kronenwächtern, wie immer ſie auch auf Heine gewirkt haben, nicht wie die Bergidylle in der Harzreiſe das Schönſte ſind. Im erſten Teile ſchildert Heine die Hütte und die Familie des alten Bergmanns. Der zweite Teil erinnert eben ſo wohl an das Geſpräch bei Goethe zwiſchen Fauſt und Gretchen über Religion als an die ſoeben angeführten Verſe von Arnim. Heine ſtellt ſich als „Ritter von dem heilgen Geiſt“ vor und verkündigt, daß der „heilge Geiſt“ das „alte Recht“ wieder herſtellen werde, ohne Zweifel mit derſelben „Mäßigung“ gegen ſeine Widerſacher, welche Arnim ſogar dem Könige bei Wiederherſtellung des neuen Tages und des göttlichen Rechtes zugeſchrieben hat.

Der etwas frivole Ton des zweiten Teiles iſt im dritten Abſchnitte der Bergidylle wieder verſchwunden. Hier erzählt die Tochter des alten Bergmanns dem Dichter die Sagen der nächſten Umgebung. Unſere Katze iſt eine Hexe, ſo berichtet das Mädchen. Sie ſchleicht bei Nacht nach dem gegenüberliegenden „Geiſterberge“, wo die Hexen ſich in der Geſtalt von Katzen verſammeln. Dort hat einſt ein herrliches Schloß geſtanden. Aber es iſt von einer „böſen Zauberin“ verwünſcht worden und nun liegt es in

Trümmern. Doch die „sel'ge Muhme" hat gesagt, daß das Schloß mit all seinen Frauen und Rittern erlöst werden könne, wenn Jemand zu rechter Zeit das rechte Wort spreche. Heine spricht es aus in der Mitternacht und die alte Harzburg steht wieder da im vollen Glanze wie das Kaiserschloß bei Achim von Arnim.

Ich sage: die Harzburg. Denn keine geringere Bergveste ist gemeint. 1824 oder doch bis kurz vorher wurde sie nur von der Burgmieke bewohnt, die mit den zahlreichen Katzen, welche sie hielt, für eine Hexe galt. Heine kennt die damals im Entstehen begriffene Sage von der Burgmieke. Als „Geisterberg" neben dem Brocken konnte er die Harzburg mit Recht bezeichnen, weil auf dem Burgberge das Bild des fabelhaften Götzen Krodo verehrt sein sollte. Das alte Kaiserschloß auf der Harzburg ist durch Heine's Zauberwort zwar nicht wieder hergestellt worden. Aber die „böse Zauberin" mit ihren Katzen, die Burgmieke, ist verschwunden. Während der schönen Jahreszeit paßt auf die Harzburg Heine's Prophezeiung:

Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Dürfen wir noch zweifeln, daß ein Sänger, der sich so in die Ortssage mit ihren Katzen und Wichtelmännchen hineinleben konnte, den Namen eines Volksdichters verdient? Volkstümlich war Heine

trotz ſeines Welt- oder Höllenſchmerzes. Deutſch war er wenigſtens ein einziges Mal, um nun von dem Gedicht auf Heinrich den Vogelſteller abzuſehen, in der Bergmannsſtube bei der Harzburg. Noch in Paris ging ihm das Herz auf, wenn er an die Rieſentannen des Radau oder Okerthales dachte. Darum läßt er Heinrich IV. in Canoſſa ſagen, daß aus einer Tanne bei der Harzburg eine Axt gehauen werde, welche dem Papſttume den Kopf abhauen ſolle. Aus dem Geiſte dieſes Gedichtes iſt die Canoſſaſäule auf der Harzburg hervorgegangen. Auch ein Chriſt iſt Heine nur einmal in ſeinem Leben geweſen: als er ſich von den Bergleuten in Clausthal ihre Berggebete vorbeten ließ „und manches gute Gebet" mitbetete. Zu dieſen frommen Bergleuten gehörte der Steiger, welcher ihn an ſeinen Bruder in der Waldhütte empfahl und dadurch die Veranlaſſung zu dem Entſtehen der Bergidylle gab.

II. Heine's Harzreiſe.

Schon jener Rezenſent hatte die Bemerkung gemacht, daß in Heine's Gedichten mehr ein „nordiſch-deutſcher" als ein ſüddeutſcher Geiſt lebe. Das „mächtige", trotzige Gemüt, das ſich in denſelben ausſpreche, ſcheine den Ländern anzugehören, wo der wilde Boreas ſich ausheule und das Nordlicht ſeine abenteuerlichen Strahlen herabgieße auf wunderliche Felſengruppen, düſtere Fichtenwälder und hohe ernſte Menſchengeſtalten. Dieſe Worte mußten etwas auffallend klingen. Aber zu den wunderlichen Felſengruppen und den düſtern Fichtenwaldungen des Harzes fühlte Heine ſich jedenfalls wenige Jahre, nachdem die Rezenſion geſchrieben war, wie durch eine innere Verwandtſchaft hingezogen. Nicht das Nordlicht zog ihn dahin, wohl aber der proteſtantiſche Charakter eines Gebirges, deſſen fromme Bergleute ihm als Geiſtesverwandte des größten Reformators der Erde erſchienen. Heine ſelbſt bemerkte über ſeine Harzreiſe noch vor dem Abdrucke, ſie ſei in einem lebendigen

enthuſiaſtiſchen Stile[18]) geſchrieben, aber ein „zuſammengewürfeltes Lappenwerk", eine Miſchung von Naturſchilderung, Witz, Poeſie und Waſhington Irving'ſcher Beobachtung.

Der hier von Heinrich Heine als ſein Lehrer genannte amerikaniſche Reiſende zu Waſſer und zu Lande wurde durch ſeine Skizzenbücher eben damals in Deutſchland einer der geleſenſten Schriftſteller. Wie Heine war er eine Zeit lang Kaufmann geweſen. Während des Sommers 1822 beſuchte er Heine's Heimat, die Rheingegenden. 1824, im Jahre der Harzreiſe, veröffentlichte Spiker die Ueberſetzung der erſten Schrift von Irving, der nun für mehr als zehn Jahre in Deutſchland faſt eben ſo beliebt wurde wie Walter Scott. Man braucht nicht daran zu zweifeln, daß dieſer amerikaniſche Modeſchriftſteller Heine damals für ſeine Beobachtungen wirklich einige Anregung gegeben hat.

Heine's Schilderung ſeiner Harzreiſe, ſcheinbar nur von wenigen Tagen, wuchs ſogleich zu einem kleinen Bande an. Vielleicht ließe ſich dies dadurch erklären, daß bis zur völligen Beendigung der Fußreiſe durch den Beſuch bei Goethe doch eine geraume Zeit vergangen war und daß ohnehin die beſchriebene Herbſtreiſe nur die Wiederholung einer Frühjahrsreiſe nach

[18]) Heine's Werke XIX. (1863) S. 188.

dem Harze war. Die Reiſe in den Oſterferien hatte keinen angenehmen Eindruck bei Heine zurückgelaſſen. Nicht einmal die poetiſche Stimmung wollte ſich einſtellen, welcher Ernſt Schulze, der Sänger der bezauberten Roſe, acht Jahre früher während einer Frühjahrsreiſe über den Oberharz folgendermaßen die paſſenden Worte verliehen hatte:

Die Winde ſauſen
Am Tannenhang,
Die Quellen brauſen
Das Thal entlang;
Ich wandr' in Eile
Durch Wald und Schnee
Wohl manche Meile
Von Höh zu Höh.[19])

„Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel ſeinen geliebten Blocksberg!" rief Heine damals aus. Freilich reiſte er, da er am 1. April nach Beendigung dieſer Harzreiſe in Magdeburg war, faſt noch einen vollen Monat früher als Ernſt Schulze. Soll ihm die Reiſe in den Oſterferien, z. B. in Bezug auf den Bergbau, bereits einiges Material für die Beſchreibung der ſpätern Reiſe geliefert haben, ſo muß er auch von

[19]) H. Pröhle, „Harz und Kyffhäuſer in Gedichten, Schilderungen und Aufſätzen von Bürger, Heyſe, Stolberg, Freiligrath, Goethe, Anderſen, Geibel, Heine u. A." S. 123. 124. Stolle's Hofbuchh., Harzburg.

Göttingen aus ſchon denſelben Weg genommen haben wie im Herbſte. Die „ſchlechte Nacht", die er während dieſer Reiſe „auf dem Harze" erlebte, hat er dann in der Gegend von Clausthal überſtanden, welche in Göttingen vorzugsweiſe „der Harz" heißt. Er müßte dann aber auch ſchon auf dieſer Harzreiſe den ſchneebedeckten Brocken beſtiegen haben, wenn auch erſt von Harzburg aus. Ohne den Brockengipfel zu erklimmen, konnte er auf dem Wege über Clausthal den Kyffhäuſer nicht ſehen, welchen er ſchon diesmal erblickt hat.

Das Ziel dieſer Frühjahrsreiſe war Magdeburg und Berlin. Dort wollte Heine Immermann und hier ſeinen Freund Moſer beſuchen. Im allgemeinen benutzte er diesmal die Fahrpoſt. Auf dieſe Weiſe würde er alſo, wenn er über Clausthal fuhr, den Kyffhäuſer nicht geſehen haben. Wohl aber, wenn er die Poſt über Nordhauſen benutzt hätte, gleichviel ob er von da aus über Harzgerode oder über Elbingerode nach Quedlinburg und Halberſtadt, welche Städte er nur auf dieſer Reiſe geſehen hat, gefahren wäre. Vielleicht gab gerade die Erinnerung an dieſe mehr winterliche Harzreiſe noch 1844 ſeiner Beſchreibung des Kyffhäuſers in „Deutſchland, ein Wintermärchen," und überhaupt einem größeren Teile der genannten Dichtung die Färbung. In Betreff der Rückreiſe von Berlin nach Göttingen dürfen wir

nicht zweifeln, daß dieſelbe, wenn auch überall zur Poſt, ſo doch über Clausthal, welches der Dichter jedenfalls von den Oſterferien her kannte, genommen wurde. Legte er auch den vollſtändigen Hinweg nach Berlin zur Poſt zurück, ſo hat er die „ſchlechte Nacht auf dem Harze“ im Poſtwagen bei Mägdeſprung, Elbingerode oder Clausthal verlebt.

Die Schilderung der Harzreiſe in den Michaelisferien wird durch eine Satire auf Göttingen eröffnet. Es iſt dies unbedingt die geiſtvollſte und berühmteſte Perſiflage dieſer Art, die Heine geſchrieben hat. Aus manchen ſeiner Aeußerungen über Berlin kann man ſchließen, daß er dieſer Stadt gern ein ähnliches Pasquill angehängt hätte. Allein der Ort war ihm zu weitläufig und das Thema zu gefährlich. Der Mangel an Pietät, den Heine in der Charakteriſtik Göttingens zeigt, wird nur dadurch erklärlich daß er in Bonn der Burſchenſchaft angehört hatte. Von den Deutſchtümlern wie Hengſtenberg hatte ihn gleichwohl ein mephiſtopheliſcher Zug entfernt. Dafür hielt er es vielleicht gegen ſeine eigenen anderweitigen Neigungen, denn wer fühlte ſich nicht in Göttingen wohl? für Pflicht, eine Satire gegen die akademiſchen Zuſtände zu ſchreiben, wie ſie ſich durch die Begünſtigung der vom deutſchen Bunde nur zum Schein verbotenen Korps in Göttingen gebildet hatten. Auch in der Beſchreibung der Harzreiſe ſelbſt wird die Geſinnung

des tadelloſen Burſchenſchafters aufrecht erhalten. Auf dem Brocken ſingt der ehrbare Heine nur ein kräftiges Lied von Ernſt Moriz Arndt mit, wogegen die betrunkenen Deutſchtümler den Kleiderſchrank des Brockenwirtes öffnen und den Sternenhimmel Oſſians darin zu erblicken glauben.

Heine trat bei der Stadt Oſterode in den Harz ein. Durch den angeblichen Schneidergeſellen, mit welchem er etwa auf halbem Wege zwiſchen Oſterode und Clausthal zuſammentraf, wiſſen wir, daß er gelbe Pantalons, geſtreifte Weſte, ſchwarzes Halstuch, braunen Ueberrock und grüne Kappe trug. Auf dem Rücken hatte er einen Torniſter von grüner Wachsleinwand. Seine Geſtalt war ſchlank, die Größe etwa 5 Fuß 6 Zoll und die Geſichtsbildung einnehmend. Der fünfundzwanzigjährige junge Dichter, der die Lorelei und die Grenadiere ſchon geſchrieben hatte und dem die Fingerſpitzen ſchon damals abſtarben, ſo daß er ſie abends bei der Heimkehr in Göttingen an den metallenen Klöpfern oder Hausklingeln wieder zu beleben ſuchte[20]), ſah doch kaum ein Jahr älter aus als er war. Die ganze Erſcheinung war ſo intereſſant, daß der Reiſende ihn

[20]) Mündliche Mitteilung des verſtorbenen Hofrats W. Hemſen. So ſpricht auch ſchon das Mädchen in der Bergidylle von dem Zucken der Lippen des Dichters, das wohl nicht vom Beten herrühre.

augenblicklich nach Stand und Namen fragte. Sogleich hüllte ſich Heine dem zutraulichen Provinzialen gegenüber in eiſige Kälte. Mit höhniſchem Lächeln ſagte er, er heiße Peregrinus und ſei ein Kosmopolit, der Rekruten für den türkiſchen Sultan anwerbe.

Aber auch dem Reiſenden fehlte es weder an Bildung noch an Witz. Unbegreiflicherweiſe bemerkte Heine dies nicht, trotzdem daß der Fremde dem Geſchäftsführer des türkiſchen Sultans erzählte, in Braunſchweig wolle man wiſſen, daß der Herzog Karl auf einer Reiſe in die Gefangenſchaft der Muſelmänner geraten ſei. Heine bemerkte zwar ſpäter noch, daß man in der Türkei bei jedem Schritte auf eine Räuberbande ſtoße und dort nur ſicher reiſen könne, wenn man eine Kanone von ſchwerem Kaliber bei ſich führe. Allein er wähnte auch damit noch ſeinem Begleiter etwas aufzubinden. Die Mitteilung deſſelben über die Gefangennahme des Herzogs Karl in der Türkei hielt er für eine im Entſtehen begriffene Volksſage. Auch glaubte Heine dem jungen Menſchen, daß er ein Schneidergeſell ſei, was er nicht war, wie der Dichter denn auch in dieſem Sinne ſeine Unterhaltungen über Volkspoeſie mit ihm in der Harzreiſe drucken ließ. Einzelne Orakelſprüche des vermeintlichen Schneidergeſellen konnte ſich Heine durchaus nicht erklären. So zerbrach er ſich den Kopf darüber, was „das Volk“ unter der „doppelten Poeſie“ ver-

ſtehe, die der Schneidergeſell einem Schneider in der Herberge zu Kaſſel zugeſchrieben habe. Glücklicher Weiſe war der Schneidergeſell einer der erſten von Heine's Leſern, nachdem die Harzreiſe im „Geſellſchafter" von Gubitz erſchienen war. Er erklärte[21]) ſogleich, daß er dem Schneider in der Herberge nur deshalb die doppelte Poeſie zuſchreibe, weil er im Glaſe alles doppelt ſähe. Zugleich ergänzte er Heine's Bericht, indem er hinzufügte, wie jeder der Reiſenden eine beliebige Maske angenommen hatte. Wenn der berühmte Balladendichter dieſe freundſchaftliche Entgegnung geleſen hat, ſo muß er ſich überzeugt haben, daß ſein Verhältnis zur Volkspoeſie wegen ſeiner Ironie zunächſt in kritiſcher Beziehung nur auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand. Ohnehin hatte er in jenem Spiele des Witzes auf der Wanderſchaft zwar ſeinen Reiſegefährten übertroffen, blieb aber doch allein der Betrogene. Der Reiſende nannte ſich in ſeiner Erklärung Carl D . . . e. Ich vermute, daß er Deike, Dippe oder Dölle hieß. Seine eigentliche Hei-

[21]) Bemerker zum Geſellſchafter vom 30. Auguſt 1826, Harzreiſe 2. Aufl. 1854. S. 29–32. Die bei Heine etwas verſchobene Reihenfolge deſſen, was er von Oſterode bis Clausthal ſchildert, kann nur ſein: 1) Beſteigung der alten Burg bei Oſterode, 2) Blick auf Lerbach vom rechten hohen Ufer des Lerbacher Thales herab und Zuſammentreffen mit dem Knaben, 3) Begegnung mit Carl D . . . e vor dem Weghauſe, Trennung von ihm in der Nähe der Ziegelhütte, aber im Walde.

mat dürfte Clausthal, Osterode oder Halberstadt gewesen sein. An letzterem Orte war er im „lichten Graben" jedenfalls gut bekannt. Also Dölle?

Sehr sinnig eröffnet Heine die eigentliche Harzreise mit dem Besuche der alten Burg bei Osterode. Ganz besonders sinnreich aber würde ein Besuch derselben auf seiner Reise in den vorhergegangenen Osterferien gewesen sein. Es knüpft sich an dies verfallene Burggemäuer die schöne Sage von der Osterjungfrau, welche zuweilen in der Osternacht einem nach Westen, also nach Frankreich zu, ziehenden Ritter eine Lilie schenkt oder zeigt. Diese Sage knüpft sich nicht allein an die alte osteröder Burg, sondern auch an die hohe Acht jenseits des Rheines.[22]) Beide Lesarten enthalten poetische Einzelheiten, die unter sich sehr verschieden sind. Was hätte der Dichter von „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", die nun endlich glücklich aus unseren Schulbüchern herausgebracht sind, aus dieser Sage machen können, besonders da sich auch die Lilie hätte auf Frankreich deuten lassen! Jedoch scheint Heine[23]) nicht einmal die gewöhnliche Form der Sage, wonach sich die Jungfrau während der Osternacht in dem Lerbacher Wasser am Fuße ihrer Burg wäscht, gekannt zu haben.

---

[22]) Rheinlands schönste Sagen und Geschichten S. 171—173.

[23]) Harzreise, Campe'sche Aufl. S. 28.

1824 kam die Chauſſee hinter Clausthal noch nicht wie jetzt in dem engen Lerbacher Thale herunter. In dem Orte Lerbach, welches in der oberen Hälfte dieſes Thales liegt, ging die Dorfſtraße an vielen Stellen im Bache hin, der noch jetzt wohl unter manchen Gebäuden durchfließt. Von der Feuchtigkeit des Ortes wurde die Verkommenheit ſeiner Bewohner abgeleitet. Namentlich befanden ſich zwei ſogenannte Hakerlaken, Bruder und Schweſter, dort, von denen das Frauenzimmer — ein ſcheues Weſen von fünfzig Jahren — noch um 1850 zu ſehen war.

Heine begab ſich von dem linken Ufer des Lerbacher Thales, auf welchem der oſteröder Burgturm liegt, auf das hohe rechte Ufer, wo die alte Chauſſee ging. Dort oben zeigte ihm ein Knabe das Dorf Lerbach in der langen Bergſchlucht.[24]) Das kluge Kind erzählte auch von den unglücklichen Bewohnern des Ortes, deſſen Geſundheitsverhältniſſe um 1840 durch Wegſprengen von Felſen, Eindämmen des Waſſers und Anlegung einer makadamiſierten Chauſſee zwiſchen den Häuſern ſelbſt ſo verändert ſind, daß die ehemalige Heimat der Hakerlaken ſchon ſeit zwanzig Jahren den Großſtädtern im Sommer als Luftkurort und Fichtennadelbad ihre Dienſte anbietet. Über dem Weghauſe befindet ſich jetzt der beſte Ausſichtspunkt nach Süd-

[24]) Harzreiſe S. 33. Über Lerbach ſ. Pröhle's Harzſagen 2. Aufl. S. XXVII — XLI.

westen, an dem Heine noch ahnungslos vorüberging. Lustig schmettert jetzt das Posthorn, wenn die Fahrpost an dieser Stelle die alte auf der Höhe fortlaufende Chaussee nach Osterode verläßt, um mit Reisenden und Sommerfremden gefüllt links abzuschwenken auf die makadamisierte Straße durch das von Eisenstein hier und da gelblich gefärbte Lerbacher Waldthal.

Die Erbauung dieser herrlichen Bergstraße zur Errettung des von Heine so teilnahmsvoll geschilderten unglücklichen Dorfes ist das letzte große Verdienst, welches sich die Könige von Hannover um den Oberharz erworben haben. Die Georgia Augusta und die Berghauptmannschaft zu Clausthal waren seit länger als einem halben Jahrhundert der Stolz des ganzen Königreiches. Heine wollte die Aussaat nicht anerkennen, die an der Georgia Augusta in Folge der Karlsbader Beschlüsse und der Verordnungen des Bundestages aufgegangen war. Aber Clausthal und Zellerfeld, ausgezeichnet sowohl durch technische als durch soziale bergmännische Einrichtungen, war er desto mehr zu rühmen beflissen.[25]) Einer Erläuterung

[25]) S. 34—51. Die einzige frivole Bemerkung auf diesen 17 Seiten macht er darüber, daß im hannöverischen Katechismus auch das Einmaleins abgedruckt sei, wodurch die Lehre von der Dreieinigkeit nicht erklärt werde. Doch ist es ihm Herzenssache, den Katechismus von allem Ungehörigen wieder zu befreien.

des von Heine Gesagten bedarf es bei dieser Schilderung nicht. Die „Krone" ist noch wie zu Heine's Zeit der erste Gasthof von Clausthal und Zellerfeld. Auch fuhr der Reisende noch bis vor Kurzem wie Heine in die Gruben Caroline und Dorothee hinein. Nur die Münze, wo er das Geld prägen sah, wurde dem Oberharze noch in hannöverscher Zeit genommen. Bei dem ersten Abdrucke der Harzreise im „Gesellschafter" machte Heine noch die Bemerkung, er habe die Thaler prägen sehen, von denen oft der Oheim zu viel, und der Neffe zu wenig habe. Diese boshafte Anspielung auf seinen Onkel Salomon Heine ist aus den späteren Abdrücken verschwunden.

Während Heine die Gruben in Clausthal besichtigt hatte, war in der Krone „auch der Hofrat B. aus Göttingen angekommen." Heine „hatte das Vergnügen, dem alten Herrn" seine Aufwartung zu machen. Ohne Zweifel war es Friedr. Bouterwek, der am 15. April 1765 geboren war und sich zu Anfang der Herbstferien vielleicht nach seinem Geburtsorte Ofer begab, in dessen Nähe Heine zwei Tage später die Bergidylle erlebte. Bouterwek hat von 1801—1819 seine Geschichte der Poesie herausgegeben. Seit 1806 war er Hofrat und starb den 9. August 1828.

Am nächsten Tage pilgerte Heine über den Auerhahn nach Goslar. Die alte Chaussee, welche er bergab benutzte, war steiler und hielt sich östlicher als

die neuere. Die Eisenbahn beschreibt einen Bogen nach Westen.

Man kann behaupten, daß Heine durch das, was er über Goslar schrieb, zuerst zum Modeschriftsteller geworden ist. Auf dem goldgepreßten Einbanddeckel der zweiten Campe'schen Auflage seiner Harzreise erblickt man ein großes oberharzisches Schiebefenster mit vielen kleinen sogenannten Ochsenaugenfensterchen (oeil de beuf) darüber. Unter diesem nach Harzmanier in die Höhe geschobenen, hier bloß etwas überladenen Prachtfenster sitzt eine Goslaranerin mit sinnend erhobenem Zeigefinger vor einem leeren Blumenglase. Die Leser der Harzreise von Heine wissen, daß er diese Goslaranerin bei seiner Ankunft in der Stadt vor einem gefüllten Blumenglase am Fenster sitzen sah, nach Tische die Blumen zum Erstaunen vieler alter Straßenweiber aus dem nicht allzu hohen Parterrefenster raubte, sich später mit den Blumen an der Kappe der Goslaranerin zeigte und am Abende auf dem dunklen Hausflur von ihr einen Kuß erhielt.

Heinrich Heine hatte kaum die Universität Göttingen verlassen, als man sogar in adligen Häusern die schönsten und feinsten jungen Damen aus Goslar mit dieser Geschichte zu necken anfing. Ich glaube: mit Unrecht. Es ist ja möglich, daß der Blumendiebstahl von einem Göttinger Studenten an verschiedenen Stellen in Goslar ausgeführt werden konnte. Aber

der Vorfall am Abende, den Heine nicht ohne Ruhmredigkeit, jedoch ohne ausdrücklich von einer vornehmen Dame zu sprechen, erzählt hat, deutet nur auf das Clausthor. Als ich 1884 bei meinen Nachforschungen über Heine's Harzreise mir eine Anzahl von Häusern in Goslar mit Rücksicht auf dies Heine'sche Abenteuer etwas näher ansah, fand es sich, daß besonders die Gebäude am Clausthor, von denen einige seit 1824 allerdings neu gebaut sind, ihrer Bauart nach für diese Heldenthat wohl geeignet waren. Diese Häuser waren in diesem Jahrhundert immer im Besitze wohlhabender Leute aus dem geringeren Bürgerstande.

Durch das Clausthor kommt man von Clausthal nach Goslar herein. Doch hat es seinen Namen nicht von Clausthal, sondern von der Klauskirche, die sich neben ihm erhob und in der früher die Bergleute ihre Morgenandacht hielten. Jetzt ist sie die Werkstatt eines Stellmachers. Daneben schauten zu Heine's Zeit aus der Wassermühle drei hübsche Müllerinnen heraus. Ganz besonders aber hausten am Clausthor innerhalb der Stadt die Eseltreiber Klinge, Goldsiegel und Süßmilch. Sie versorgten Tag für Tag die für den Kornbau nicht geeignete Hochebene von Clausthal mit Getreide. Auf dem Rückwege machten die Eseltreiber gern die Bekanntschaft von Fußreisenden, welche sie sogar zuweilen auf die leeren Esel aufsitzen ließen. Klinge, der sein Geschäft von 1815 bis 1850 betrieb,

hatte drei bildhübsche Töchter. Goldsiegels Haushälterin heiratete nach dem Tode ihres Herrn dessen Diener und ihrem Sohne gehört das Grundstück noch jetzt. Auch Süßmilch hatte eine Tochter. Seine Enkelin, eine Fleischersfrau mit angenehmen Gesichtszügen, wurde durch mich mit einem Teile des Inhaltes von Heine's Harzreise bekannt gemacht. Sie billigte ganz meine Ansicht, daß Heine's Goslaranerin am Clausthore zu suchen sei. Besonders dachte sie dabei an eine Tochter Klinge's.

Der Kaiserstuhl[26]), welchen man Heine in Goslar nicht mehr zeigen konnte, weil er nach Berlin gekommen war, ist seit dem Tode des Prinzen Friedrich Karl nach Goslar zurückgeliefert und im Kaiserhause aufgestellt worden. Der von Heine beschriebene Opferaltar[27]), der sogenannte Krodoaltar, ist ein tragbarer christlicher Altar und Reliquienkasten, der mit der Kaiserin Theophania nach Deutschland gekommen sein mag. Heine's Gasthof in Goslar wird der „Römische Kaiser" gewesen sein.[28])

Es waren „weiße Glockenblümchen", die Heine aus dem Fenster zu Goslar geraubt hatte. Die „Glockenblümchen von Goslar" klingelten daher auch

[26]) S. 57.
[27]) S. 58.
[28]) S. 58—60, 62—72.

am nächsten Morgen bei schönem Sonntagswetter um sein träumendes Haupt, als er die Reise fortsetzte. Vermutlich besuchte er einige Felsen im Okerthale, vielleicht sogar die hohen Ahrendsberger Klippen. Zuletzt näherte er sich der Harzburg. Die einsame Hütte des Bergmannes, an den er aus Clausthal empfohlen war, vermochte er nur deshalb aufzufinden, weil ihm zuletzt ein Bürger von Goslar, der ihm begegnete und dem er durch eine satirische Schilderung seiner Person übel gelohnt hat, den Weg dahin wies.[29])

„Auf dem Berge steht die Hütte, wo der alte Bergmann wohnt" beginnt Heine die Bergidylle. Es war ein kleines hochgelegenes Querthal, wo sie stand. Mit zerstreuten Erlen und Birken besetzt zieht sich dasselbe von der Stiefmutter zum Schaarenberge hinunter zwischen dem Okerforsthause und dem Hüttenorte Oker.

Das unscheinbare Gebäude war von einigen Obstbäumen und Kohlbeeten umgeben. 1843 hausten Zigeuner dort, wonach es abgebrochen sein mag. Damals ging man scheu um das Haus herum, welches

[29]) Noch schwieriger als es für Heine war, das Haus zu finden, mußte es für mich sein, die Stelle zu entdecken, wo die jetzt verschwundene Hütte gestanden hat. Die Erkundigungen in Goslar waren vergeblich. Nur Herrn Gastwirt Friedrich Wilhelm Reuſche, der kurz nach Heine's Harzreise den kleinen Anfang zu seinem jetzigen großen Hotel auf der Harzburg machte, verdankt der Leser die folgende Auskunft.

auch von einem bösen Kettenhunde bewacht wurde. Die hier beschriebene Waldstelle war zu Anfang des Jahres 1887 durch den Schnee unzugänglich, ganz in Uebereinstimmung mit Heine's Worten in der Bergidylle: Hier dagegen ist es einsam

Auf der kahlen Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

Jedenfalls pilgerte er am Morgen nach der Nacht in der Waldhütte vom Burgberge aus im Radauthale zum Brocken empor. Es war derselbe Burgberg, den er in der Bergidylle erwachen ließ, während der Bach und die Tannen lauter rauschten und die Zither in der Bergmannshütte von selbst ertönte. Man kann nicht sinnreicher das Leben und die Poesie des Volkes mit Geschichte und Altertum verbinden, als Heine es in diesem Gedichte that. Auch der Hirt, den er in dem Gedichte „König ist der Hirtenknabe" besang, sah ihn noch in ziemlich gehobener Stimmung. Es war in der herdenreichen Gegend des braunschweigischen Molkenhauses, da in jenem Gedichte „Wasserfall und Tannenbäume", also der Radaufall, wenigstens noch als nahe, erwähnt wird.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei Heine eine etwas ungewöhnliche märchenhafte Empfindung, er kannte es schon, schwerlich vom Frühjahr her, doch durch mehrfache eigentümliche Abbildungen, freilich

noch nicht durch die späteren schaurigen Winterbilder von Helbig und Crola vor den beiden Ausgaben der Brockenstammbücher von Nehse. Das von Heine 1824 besuchte einstöckige Brockenhaus, 1800 erbaut vom Grafen zu Stolberg Wernigerode, mit seinem steinernen runden Aussichtsturme in seiner Mitte, hatte aber in der That auch im Sommer etwas Märchenhaftes. Der in Stein gemauerte Turm wurde 1834 abgebrochen und nicht innerhalb, sondern außerhalb der Brockengebäude größer und höher aus Holz wieder aufgeführt. Durch den steinernen Turm im Innern des Brockenhauses von 1800, sowie durch dessen Abbruch war dieses Haus selbst ungesund und verfallen. So wurden denn nach 1834 auch die Gebäude auf dem Brocken erneuert. Aber erst nach dem Brande von 1859 ist das Brockenhaus zweistöckig wieder aufgeführt. Der Brockenwirt Gerlach, dessen billige Rechnungen 1824 Heine überraschten, war wie seine nächsten Nachfolger Nehse und Köhler Administrator des Grafen zu Stolberg Wernigerode. Nehse gab 1840 im Selbstverlage und 1850 in zweiter Auflage bei Eupel in Sondershausen die schon erwähnte Schrift über den Brocken heraus. Nur die erste Ausgabe enthält auch ein Brockenpanorama[1] und am Rande

[1] Ein ähnliches bedeutend erweitertes Brockenpanorama, gleichfalls mit den Abbildungen sämtlicher Brockenhäuser, die bis jetzt auf dem Brocken gestanden, ist von dem bekannten

desselben die Brockenhäuser bis 1850, darunter die von Goethe besuchten mit den Jahreszahlen der Erbauung von 1756 bis 1800 und das Heine'sche von 1800. In der ersten Ausgabe ist auch ein Gedicht aus dem Jahre 1824 mit dem Anfange „Gegrüßt sei mir, du goldne Sonne!" einem der Fremdenbücher des Brockens entnommen, welches in diesem Abdrucke nur die Unterschrift „Heine" trägt. Wer es Heinrich Heine zuschreiben möchte, wird durch die zweite Ausgabe eines Besseren belehrt werden. Hier erfahren wir, daß der Verfasser Joh. Dan. Christ. Heine aus Riesleberg bei Königslutter war und nicht, wie der Dichter der Harzreise, im Herbst, sondern am 6. Juli 1824 den Brocken besuchte.

Heine benutzte auf seiner Wanderung zwei Reisehandbücher für den Harz, welche er „Harzreisenbücher"[30]) nennt. Von diesen ist er dem „Harzreisenbuche" von Gottschalck sehr gewogen, wie denn Gottschalck als vornehmer Beamter und als Schriftsteller anregend wirkte. Dagegen hat er mit seinem Takte

---

Herausgeber der besten und größten Karte vom ganzen Harz Herrn O. v. Bomsdorff neu aufgenommen und erscheint zusammen mit einer neuen Wegekarte vom Brocken Anfang dieses Jahres im Verlage der Stolle'schen Hofbuchhandlung in Harzburg. Anm. der Verlagshandlung.

[30]) S. den ersten Abdruck der Harzreise im Gesellschafter vom 11. Februar 1826.

dem Verfasser des anderen Reisehandbuches, einem früheren Halberstädtischen Subalternbeamten, dem es bei allem Fleiße, welchen er besonders durch seine Geschichte von Halberstadt bewies, doch an höherer Bildung fehlen mochte, in der Harzreise als einen zweiten Nicolai festgenagelt. Heine sagt: „Ein neuerer Schriftsteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreisenbuch geschrieben, worin er die .... Schulden der Städte und dergl..... angegeben, behauptet.....: Was man von der schönen Prinzessin Ilse erzählt, gehört dem Fabelreiche an. So sprechen alle diese Leute . . . wir aber . . . wissen das besser."

Mit dem Ilsethale schließt Heine's Reisebeschreibung ab. Sie behandelt also fast nur den Oberharz, der damals von den gewöhnlichen Reisenden noch gar nicht besucht wurde. Jedoch sagt Heine, daß er den ganzen Harz bereist habe. Bode und Selke erwähnt er ausdrücklich. Wir können nicht zweifeln, daß er mindestens noch den nördlichen Harzrand und im Selkethale wenigstens den Falkenstein gesehen hat. Wie Goethe auf seiner letzten Harzreise 1805 ging er über Eisleben und Halle nach Weimar.[1])

Am Schlusse seines Büchleins hat Heinrich Heine weder die Lutherstadt Eisleben noch seinen Besuch bei Goethe in Weimar erwähnt. Wenn er nun auch

[1]) Heine's Werke XIX. S. [illegible]

besonders in Halle, dessen Marktplatz er besang, und auch in Jena verhältnismäßig am längsten verweilt haben mag, so wird er doch wohl auch in Eisleben Luthers Geburtshaus besucht haben. Jedenfalls war der Besuch bei Goethe nächst der Besteigung des Brockens ihm die Hauptsache auf der ganzen Reise, wenn er auch ursprünglich nicht im Plane gelegen haben mag. Ein Brief von Heine an Goethe, mit dem er sich bei diesem anmeldete, läßt den Besuch bei Goethe als den eigentlichen Beschluß der Harzreise und als deren notwendige Folge erscheinen. Der tief empfundene Brief findet sich im 5. Bande des Goethe Jahrbuches und lautet: „Ew. Excellenz bitte ich, mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit Kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrern (dem sel. Wolf Varnhagens ꝛc.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine „„Gedichte"" und vor anderthalb Jahren meine „„Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo"" (Ratkliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze und auf dem Brocken

ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Göthe's nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuß und in verwitterten Kleidern und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre mit Begeisterung und Ergebenheit H. Heine. Weimar, den 1. Oktober 1824". Unmöglich kann nach einer solchen Anmeldung das Gespräch zwischen den beiden Dichtern von Pflaumen gehandelt haben, wie Heine in dem Briefe an einen Freund schreibt, in welchem er auch bei Erwähnung der Stadt Weimar nur Bier und Gänsebraten lobt. Heine will indessen von den Pflaumen, die er zwischen Jena und Weimar gegessen hatte, nur aus Befangenheit geredet haben. Daß Goethe auf der Harzreise im Winter über Clausthal eben so urteilte, wie Heine, wurde erst später durch die Veröffentlichung der Briefe an Frau von Stein bekannt. Dieser Umstand hätte sonst allein schon hinlänglich Stoff zur Unterhaltung bieten können. Befangen konnte Heine auch durch seine Kleidung sein. Wie ich sie oben beschreiben konnte, war sie von Anfang an etwas sonderbar. Am Schlusse der Reise mochte sie noch dazu „verwittert" sein. Wahrscheinlich rührte aber seine Befangenheit und sein späteres Stillschweigen über den Besuch daher, daß Goethe den Dichter der Loreley des obigen Briefes wegen zwar freundlich behandelte, aber ihm keinerlei

Aufmunterung in seiner schon erkennbaren Richtung zu Teil werden ließ.

Heinrich Heine kehrte über die Wartburg, deren Waffensammlung ihm vielleicht auch eine Anregung für sein späteres Gedicht auf Kaiser Rotbart gab, nach Göttingen zurück. Der erste Abdruck der Harzreise im „Gesellschafter" enthielt das Pasquill zu Anfang auf Göttingen noch nicht. Ich weiß nicht genau, ob wegen Censurschwierigkeiten oder wegen solcher Rücksichten, die Heine auf die Universität Göttingen, wenn sie auch schon als Hauptvertreterin des historischen Rechtes ihm dem neuen Ritter vom Geist zuwider sein mußte, doch wenigstens damals noch selbst zu nehmen hatte. Dieser erste Abdruck begann daher am 20. Januar mit dem alten Burgturme bei Osterode. Vier Tage vorher hatte Eichendorffs Musenalmanach in demselben Blatte das Reiselied „Durch Feld und Buchenhallen" (eine „Reisenote" nennt es Eichendorff selbst) in die Welt geschmettert

Buchdruckerei von A. W. Zickfeldt, Osterwieck Harz.